Nebensache Mensch

Rainer Roth

Nebensache Mensch

Arbeitslosigkeit in Deutschland

DVS Frankfurt am Main

Bibliografische Information
Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

Impressum
© 2003 Rainer Roth
DVS – Digitaler Vervielfältigungs- und Verlagsservice,
Frankfurt am Main, Mai 2003

Gesamtherstellung: DVS
Satz: Georg Sievers

ISBN 3-932246-39-X
Printed in Germany

Vorwort

Im Februar 2003 waren 4,7 Millionen Menschen beim Arbeitsamt arbeitslos gemeldet. Für sie standen 390.000 offene Stellen bereit.

Arbeitgeberverbände und Bundesregierung haben die Lösung:
- Das Problem Arbeitslosigkeit muss durch die Senkung der Arbeitslosenunterstützungen angegangen werden.

Dadurch sollen die 4,7 Millionen Arbeitslosen einen Anreiz bekommen, die 390.000 offenen Stellen zu besetzen.
- Das Problem Arbeitslosigkeit muss ferner durch Lohnsenkungen angegangen werden. Dadurch sollen Unternehmen einen Anreiz bekommen, mehr Stellen anzubieten bzw. Arbeitslose einzustellen.

Sind Löhne und Sozialleistungen nur niedrig genug, so die vorherrschende Meinung, kann die Arbeitslosigkeit beseitigt werden.
Die LohnarbeiterInnen, ob beschäftigt oder arbeitslos, wehren sich gegen die Senkung ihres Lebensstandards. Deshalb sehen die Manager aus Wirtschaft und Politik in ihnen die Ursache aller Probleme. Die Mehrheit der Bevölkerung in Deutschland hat in den Augen der Herrschenden kläglich versagt.

Der technische Fortschritt führt zu phantastischen Möglichkeiten, die Arbeitszeit zu verkürzen. Was sind die Gründe dafür, dass der technische Fortschritt wachsende Arbeitslosigkeit und Existenzunsicherheit hervorbringt?
Der Reichtum, den die LohnarbeiterInnen erzeugen, wächst. Warum haben sie immer weniger davon? Wofür und für wen müssen sie Opfer bringen?
Millionen LohnarbeiterInnen bringen täglich die Leistung, die von ihnen verlangt wird und noch mehr. Wieso kommt es dennoch zu gewaltigen Wirtschaftskrisen, in denen wieder abgebaut wird, was sie eben erst mit ihrer Energie und ihrer Kreativität aufgebaut haben.
Das Produkt vergangener Arbeit sind tausende Milliarden Euro an Kapital. Diejenigen, die das Kapital besitzen und/oder darüber verfügen, können unter Eid beschwören, dass sie mit dem Problem Arbeitslosigkeit nichts zu tun haben. Sie haben immer ein Alibi.
Sie klagen die LohnarbeiterInnen an, mit ihrer Anspruchsmentalität alle Probleme verursacht zu haben. Und insbesondere die Arbeitslosen selbst. Folglich sollen sie auch für das zahlen, was sie angerichtet haben.

Das Buch hat einen einzigen Zweck:
Es will nachweisen, dass nicht LohnarbeiterInnen und Arbeitslose für die Arbeitslosigkeit verantwortlich sind, sondern das Kapital. Und es will nachweisen, dass die Lösung des Problems nicht darin liegen kann, dass die LohnarbeiterInnen sich unter der Leitung von Gewerkschaftsfunktionären selbst bekämpfen.
Arbeitslosigkeit bedeutet eine ungeheuere Verschwendung menschlicher Energien. Die Wirtschaftsordnung, die solche Probleme erzeugt, steht selbst auf dem Prüfstand.

Die Zusammenhänge, in denen die Arbeitslosigkeit steht, sind hochkompliziert.
Mit dem Buch versuche ich, ein Raster zu entwickeln, in das die ungeheuere Flut der Informationen eingeordnet werden kann.
Die Teile I bis III bauen zwar aufeinander auf. Dennoch ist jedes Kapitel wiederum in sich abgeschlossen. Sie können deshalb an jeder beliebigen Stelle, die Sie interessiert, anfangen zu lesen.
Über das Stichwortverzeichnis und das Inhaltsverzeichnis können Sie sich die Punkte heraussuchen, die Sie besonders interessieren.

Das Buch soll dazu beitragen, dass die LohnarbeiterInnen, ob beschäftigt oder arbeitslos, sich ein Bild machen können. Auf sie kommt es letztlich an.
Das Buch soll dazu beitragen, Selbstbewußtsein und Selbstachtung zu behalten und Kraft zu gewinnen. Menschen sind keine Nebensache. Sie müssten im Mittelpunkt stehen.

Viele haben mir geholfen, dieses Buch zu schreiben.
Bei all denen, die es kritisch durchgesehen und korrigiert haben,
vor allem bei Bernd und Hicham,
bei all denen, die mich mit Informationen versorgt und mich ermutigt haben,
bei all denen, die ihr Interesse gezeigt und
bei all denen, die mir den Rücken frei gehalten haben,
möchte ich mich auf diesem Wege bedanken.

Frankfurt, im März 2003

Rainer Roth

Inhalt

Vorwort **5**
Inhalt **7**

Teil 1 1.0 | *Einleitung* **12**

1.1 | *Zu faul zu arbeiten?* **15**
1.11 | »Viele Arbeitslose sind faul« **15**
1.12 | Arbeitslose leiden unter Arbeitslosigkeit **39**
1.13 | Ostdeutschland – Arbeitswilligkeit zu hoch? **56**

1.2 | *Ware Arbeitskraft nicht rentabel genug* **58**
1.21 | Älter als 50 – ein Problem für wen? **58**
1.22 | Jung sein – ein Problem **67**
1.23 | Frauen als Problemgruppe **76**
1.24 | Schwerbehinderte – noch eine Problemgruppe **93**
1.25 | Lohnarbeit: Minderleister werden aussortiert **99**

1.3 | *Mangelnde Anpassung an technischen Fortschritt?* **115**
1.31 | »Problemgruppe« Geringqualifizierte **115**
1.32 | Qualifikation – Schutz vor Arbeitslosigkeit? **120**
1.33 | Sind die Ausländer an Arbeitslosigkeit schuld? **134**

1.4 | *Besitzstandsdenken und Anspruchsmentalität?* **144**
1.41 | Löhne zu hoch – deswegen Arbeitslosigkeit? **144**
1.42 | Arbeitslosigkeit: Folge zu hoher Sozialhilfe? **169**
1.43 | Jobwunder USA? **186**

Teil 2 2.0 | *Einleitung* **208**

2.1 | *Produktivität* **210**
2.11 | Technische Revolution – Ursache der Arbeitslosigkeit? **210**
2.12 | Steigende Produktivität: Ursache tendenziell fallender Profitraten **218**

2.2 | Folgen »zu niedriger« Profitraten **233**
2.21 | Folge »zu niedriger« Profitraten: Investitionsmüdigkeit **233**
2.22 | Folge »zu niedriger« Profitraten – Kapital wird »arbeitslos« **239**
2.23 | Globalisierung – Kapitalexport **266**
2.24 | Ostdeutschland abgehängt – Profitraten zu niedrig **278**
2.3 | Krisen 291
2.31 | Krisen – Turbo der Arbeitslosigkeit **291**
2.32 | Telekommunikation: Boom und Krise **311**

Teil 3 3.0 | *Einleitung* **320**

3.1 | *Arbeitszeit* **323**
3.11 | Verlängerung der Arbeitszeit **323**
3.12 | Verlängerung der Betriebszeiten (Maschinenlaufzeiten) **331**
3.13 | Minderleister aussortieren **340**
3.14 | Leiharbeit und befristete Beschäftigung **345**
3.15 | Teilzeit **356**
3.16 | Drastische Arbeitszeitverkürzung: 30-Stunden bei vollem Lohnausgleich **365**

3.2 | *Löhne* 381
3.21 | Senkung der Lohnkosten **381**
3.22 | Senkung der Löhne mit Hilfe von Lohnsubventionen: Kombilohn, Negative Einkommenssteuer, Bürgergeld, Lohnsubventionen für »Risikogruppen« **388**
3.23 | Mindestlohn statt Kombilohn **400**
3.24 | Senkung der Lohnnebenkosten **413**
3.25 | Krise der Sozialversicherung – Ursachen und Forderungen **429**
3.26 | Dienstleistungen als Jobmotor? **446**

3.3 | *Staat* **456**
3.31 | Steuern senken? **456**
3.32 | Staatsschulden aufnehmen oder abbauen? **469**
3.33 | Staatsquote unter 40% senken **475**
3.34 | Staatliche Investitionen? **478**
3.35 | Keine Besteuerung des Existenzminimums **504**

3.4 | *Privateigentum* 508
3.41 | Wettbewerbsfähigkeit stärken? **508**
3.42 | Bildung als Wettbewerbsfaktor **518**
3.43 | Mit mehr Selbständigen zur Vollbeschäftigung? **537**
3.44 | Zentralisation des Kapitals fördert Arbeitslosigkeit **553**
3.45 | LohnarbeiterInnen als Mit-UnternehmerInnen? **571**

4.1 | *Schlusswort: Über den menschlichen Willen* **587**

VERZEICHNISSE

Literaturverzeichnis **595**
Abkürzungsverzeichnis **600**
Tabellenverzeichnis **601**
Stichwortverzeichnis **602**

Teil 1

Arbeitslose und LohnarbeiterInnen sind nicht das Problem

1.0 | Einleitung

Jeder Dritte innerhalb eines Jahres arbeitslos

In allen entwickelten Industrieländern liegt die offiziell registrierte Arbeitslosigkeit über dem Stand von 1970.

In Westdeutschland ist sie von 150.000 Personen im Jahre 1970 auf 2,5 Millionen im Jahre 2001 angewachsen, 17 mal so viel wie 30 Jahre vorher. In Gesamtdeutschland waren im Jahr 2001 rund 4 Millionen Menschen beim Arbeitsamt arbeitslos gemeldet.

4 Millionen Arbeitslose: Das ist nur eine statistische Durchschnittszahl. Sie bedeutet: In jedem Monat des Jahres 2001 waren durchschnittlich 4 Millionen Personen arbeitslos. Hinter der gleichen Durchschnittszahl verbergen sich ständig wechselnde Personen. Insgesamt waren im Laufe des Jahres 2001 9,5 Millionen verschiedene Personen bei den Arbeitsämtern arbeitslos gemeldet, etwa 2½ mal mehr als die offizielle Arbeitslosenzahl.[1] Etwa jeder vierte Lohnabhängige war in diesem Jahr arbeitslos gemeldet.

Zahlreiche Menschen sind arbeitslos, ohne als solche gemeldet zu sein.

Sie sind zu finden unter denjenigen,

- die ohne Arbeitsamt Arbeit suchen oder die die Suche zeitweise oder dauernd aufgegeben haben.
- die arbeitslos und z. Zt. wegen Krankheit arbeitsunfähig sind (rund 1,2 Millionen Personen),
- die in Umschulungen, Fortbildungen oder Beschäftigungsmaßnahmen stecken, deren Arbeitslosigkeit also nur vorübergehend unterbrochen ist (0,7 Mio. Personen),
- die arbeitslos gemeldet waren, versäumt haben, sich erneut zu melden und deswegen aus der Liste gestrichen wurden (1 Mio. Menschen),
- die nur geringfügig beschäftigt sind d. h. weniger als 15 Stunden wöchentlich arbeiten,
- die nach Schule oder Studium eine Ausbildungsstelle suchen (rund 740.000 BewerberInnen),
- die wegen Arbeitslosigkeit in den Vorruhestand oder in die Altersrente ab 60 abgedrängt worden sind,
- die in Haft sind oder
- die als Ausländer keine Arbeitserlaubnis erhalten.[2]

Man nennt sie die »Stille Reserve«. Die Stille Reserve wird teilweise ebenfalls erfasst. Z. B. sind AusbildungsplatzbewerberInnen, kranke Arbeitslose, wegen Arbeitslosigkeit in Rente Geschickte usw. nicht in der offiziellen Stillen Reserve enthalten. Offiziell umfasste die Stille Reserve im Jahr 2001 1,914 Mio. Personen.
Auch in der Stillen Reserve gibt es eine hohe Fluktuation. Die Hälfte aller Stellen, die in einem Jahr neu besetzt werden, wird nicht von registrierten Arbeitslosen eingenommen, sondern von nicht-registrierten Arbeitslosen aus der Stillen Reserve.
Wir können also davon ausgehen, dass diejenigen, die zur Stillen Reserve zählen, erheblich mehr sind als zwei Millionen.
Insgesamt dürften heute also etwa ein Drittel derjenigen, die als abhängig Beschäftigte arbeiten müssen, innerhalb eines Jahres über kürzere oder längere Zeit arbeitslos sein.

Wer ist dafür verantwortlich?
Hinter den dürren Arbeitslosenzahlen verbergen sich gescheiterte Pläne und enttäuschte Hoffnungen von Millionen Menschen.
Aber ob es Jugendliche sind, die den Einstieg ins Berufsleben nicht finden, Ältere, die plötzlich zum alten Eisen gehören, Frauen, die mit der Doppelbelastung Familie und Beruf kämpfen, ob es Einwanderer sind oder Berufstätige in der Mitte ihres Lebens: meistens hängen sie davon ab, dass ihre Arbeitskraft einen Käufer findet. Sie arbeiten gegen Lohn, sie sind LohnarbeiterInnen. Sie haben als Arbeitskräfte keinen Käufer mehr gefunden.
Die Käufer haben tausend Gründe, warum sie Arbeitskräfte nicht einstellen. Alle laufen sie auf eines hinaus: Arbeitskräfte, die sie nicht gekauft haben, haben Mängel und sie strengen sich nicht genügend an, diese Mängel zu beheben.
Faul, zu unqualifiziert, zu teuer, zu wenig mobil, zu alt, zu jung, zu unflexibel usw. Die LohnarbeiterInnen genügen den Ansprüchen des Kapitals nicht. Sie sind an ihrer Arbeitslosigkeit selbst schuld.
Doch die Anklage fällt auf das Kapital selbst zurück. Ob LohnarbeiterInnen einen Käufer für ihre Ware Arbeitskraft finden, hängt davon ab, ob sie genug Profit erarbeiten können.
Alle diejenigen, die nicht genug Profit abwerfen, stehen auf der Abschussliste. Aus diesen Gründen sind Jugendliche, Frauen, Ältere ab 50, Behinderte und Ungelernte überdurchschnittlich arbeitslos.
Aus diesen Gründen bedroht das Kapital Arbeitskräfte mit Arbeitslosigkeit, wenn sie ei-

1 Arbeitsmarkt 2001, 90
2 Arbeitsmarkt 2001, 38, 63, 75

nen Preis für ihre Ware Arbeitskraft, d. h. einen Lohn erzielen wollen, von dem sie halbwegs anständig leben können.

Die Ursache der Arbeitslosigkeit liegt letztlich darin, dass LohnarbeiterInnen nur beschäftigt werden, wenn sie dem Kapital genügend Profit einbringen. Menschen und ihre reichen Möglichkeiten sind Nebensache. Die Verwertung des Kapitals ist die Hauptsache. Das Kamel der menschlichen Arbeitskraft muss durch das Nadelöhr des privaten Profits getrieben werden oder es bleibt hängen.

Damit beschäftigt sich der erste Teil des Buches.

1.11 | »Viele Arbeitslose sind faul«

Das ist das Erste, was den Meisten zum Thema Arbeitslosigkeit einfällt. Zwei Drittel der Westdeutschen meinen das, so eine Meinungsumfrage des Allensbach-Instituts.[1] Zwischen 1975 und 1981 meinten das erst gut die Hälfte der Befragten.[2] Da angeblich jeder arbeiten kann, wenn er nur will, sind alle Arbeitslosen verdächtig, nicht arbeiten zu wollen.

Dafür, dass bei Arbeitslosigkeit zuerst an Faulheit gedacht wird, sorgen die Manager aus Wirtschaft, Politik und die Medien.

»Heute haben wir einen riesigen Sockel an Arbeitslosengeld- und Sozialhilfeempfängern, die sich in der sozialen Hängematte ausruhen.« So der Präsident des Deutschen Industrie- und Handelskammertages (DIHK) Ludwig Braun.[3] Der DIHK ist die Dachorganisation der Industrie- und Handelskammern, in denen alle Unternehmen Zwangsmitglied sind.

Die Meinung der jeweiligen Regierungsparteien stimmt auf wundersame Weise mit der Meinung der Arbeitgeberverbände überein.

BILD fragte Kanzler Schröder: *»Es gibt 4 Millionen Arbeitslose und fast 600.000 offene Stellen. Was stimmt da auf dem Arbeitsmarkt nicht?«* Er antwortete: *»Wer arbeiten kann, aber nicht will, der kann nicht mit Solidarität rechnen. Es gibt kein Recht auf Faulheit in unserer Gesellschaft.«*[4]

Wenn sich also sieben Arbeitslose auf eine offene Stelle bewerben und sechs keine bekommen, leuchtet es ein, dass sich die sechs Übriggebliebenen der Faulheit verdächtig machen. Sie müssen sich die Frage gefallen lassen, ob sie überhaupt arbeiten wollen.

Mächtige Medienkonzerne von Bertelsmann bis Springer verbreiten die Einheitsmeinung auf allen Kanälen. Sie schüren die Empörung über Faulenzer und verdienen damit Geld.

1.111 | Man wundert sich

Arbeitsunwilligkeit ist das Hauptthema, wenn von Arbeitslosigkeit die Rede ist. Das kann einen nur wundern, denn:

1 Allensbacher Bericht 6/2001 www.allensbach.de
2 Uske 1995, 43
3+4 BILD 05. 04. 2001

- 50 % der Arbeitslosen waren vorher gar nicht erwerbstätig. Sie melden sich also arbeitslos, weil sie arbeiten wollen.[5]
- Die andere Hälfte der Arbeitslosen war vorher erwerbstätig. Sie wurden nicht deshalb arbeitslos, weil sie keine Lust mehr hatten zu arbeiten, sondern weil das Kapital keine Lust mehr hatte, sie zu beschäftigen. 92 % von ihnen sind entlassen worden, nur 8 % haben selbst gekündigt.[6]
- Im Jahr 2001 beendeten rund 6,9 Millionen »faulenzende« Arbeitslose ihre Arbeitslosigkeit.[7] Die Hälfte ging wieder arbeiten. Die anderen waren arbeitsunfähig, gingen in Rente oder zogen sich in die Nicht-Erwerbstätigkeit zurück.
- 61 % der Arbeitslosen waren im April 2001 nach 6 Monaten nicht mehr arbeitslos gemeldet.[8]
- Durchschnittlich bleiben Arbeitslose im Westen sieben und im Osten etwa neun Monate arbeitslos.[9]
- Diejenigen, die ausscheiden, weil sie eine Stelle finden, sind im Durchschnitt nur 5,7 Monate arbeitslos. Arbeitslose, die schwerbehindert sind, gesundheitliche Einschränkungen haben oder über 50 Jahre alt sind, bleiben doppelt so lange arbeitslos wie der Durchschnitt derer, die Arbeit finden.[10]
- 80 % der Arbeitslosen finden nicht mit Hilfe des Arbeitsamts eine Stelle, sondern über Freunde/Bekannte oder über Stellenanzeigen. Arbeitslose, die sich selbst Arbeit suchen, finden im Durchschnitt nach 4,6 Monaten eine Stelle. Arbeitslose, die durch das Arbeitsamt vermittelt werden, nach 6,5 Monaten.[11]
- 2001 wurden den insgesamt 9,5 Millionen Menschen, die im Laufe dieses Jahres arbeitslos waren, von den Arbeitsämtern insgesamt 3,7 Millionen offene Stellen angeboten. Offene Stellen wurden im Durchschnitt nach 55 Tagen, d. h. acht Wochen besetzt.[12]
- Im Jahr 2001 gab es im Jahresdurchschnitt 500.000 offene Stellen, die bei Arbeitsämtern gemeldet waren.[13] Unternehmen boten angeblich weitere 850.000 Stellen an, ohne das Arbeitsamt einzuschalten.[14] Das kann niemand überprüfen. 2002 boten die Arbeitsämter noch 325.000 offene Stellen an, die Unternehmen nur noch weitere 450.000. (FTD 10. 01. 2003, 31)
- Die Zahl der offenen Stellen war am höchsten, als die Arbeitslosigkeit am niedrigsten war, nämlich 1970. Mit steigender Arbeitslosigkeit nimmt relativ dazu die Zahl der offenen Stellen ab. (Datenreport 2002, Bonn 2002, 97) Angesichts der ungeheuren Fluktuation, mit der Menschen arbeitslos werden und Arbeit finden, ist es eine schwere Beleidigung für Arbeitslose, sie allgemein als Faulenzer abzuwerten.

1.1121 | »Wer nicht oder nicht intensiv genug Arbeit sucht, ist faul«

Wie kann man überhaupt feststellen, ob jemand faul ist? Ganz einfach. Man fragt ihn, ob er Arbeit sucht. Arbeitgeber und Medien sagen: Wer keine Arbeit sucht oder nur mit wenig Energie Arbeit sucht, ist nicht arbeitslos.

Der Stern rechnet nur 50% der Arbeitslosen zu den »echten Arbeitslosen«.[15] Quelle dafür ist eine repräsentative Untersuchung des Meinungsforschungsinstituts infas, das 20.000 Arbeitslose befragte, die beim Arbeitsamt gemeldet sind oder waren.[16] Nur 50% der befragten Arbeitslosen suchten mit hoher Aktivität. Die anderen suchten nicht oder kaum.

1.1122 | 27% der Arbeitslosen suchen keine Arbeit

Hochgerechnet auf 4 Millionen Arbeitslose sind das etwa 1,1 Millionen Faulenzer. Ganz schön viele.

Wer sind diese »Faulenzer«?

- Es sind Ältere über 50 Jahre. (15%)

Sie sind überwiegend Männer, im Durchschnitt 57 Jahre alt. Sie sind meist nach jahrzehntelanger Erwerbstätigkeit zum ersten Mal arbeitslos geworden. Viele Betriebe kehren die Älteren in die Arbeitslosigkeit aus.

Rund 225.000 Arbeitslose sind 58 Jahre und älter und brauchen gar keine Arbeit mehr zu suchen. Sie haben sich nämlich verpflichtet, in vorzeitige Rente ab 60 zu gehen, wenn sie dadurch keine Nachteile haben.[17]

Wieder andere sind von ihren Betrieben mit Abfindungen entlassen worden, die mit Arbeitslosengeld bis zum Beginn der Rente mit 60 Jahren aufgestockt werden.

Die Arbeitslosenrenten haben seit der Krise 1993 sprunghaft zugenommen.[18] Allein im Jahr 2000 sind 320.000 Arbeitslose aus der Arbeitslosigkeit in Rente gegangen. Die Hälfte aller Rentenzugänge von Männern entfiel in diesem Jahr auf die Altersrente wegen Arbeitslosigkeit. (einblick 10/02, 5) Das Arbeitsleben

5 Arbeitsmarkt 2001, 69
6 Destatis, *10 Jahre Erwerbsleben in Deutschland*, Bd. 1, Wiesbaden 2002, 20
7 Arbeitsmarkt 2001, 75
8 Strukturanalyse 2001, 109
9 Arbeitsmarkt 2001, 85
10 + 11 Siehe Fußnote 8
12 Arbeitsmarkt 2001, 167
13 Offene Stellen sind »zur Besetzung gemeldete Arbeitsplätze mit einer vorgesehenen Beschäftigungsdauer von mehr als sieben Kalendertagen.« So die Definition des Arbeitsamts. 1 Stunde Regalservice pro Tag, 10 Stunden Haushaltshilfe pro Woche, Ferienjobs, Aushilfsjobs, Vertretungen usw. – alles gehört dazu. Offene Stelle bedeutet nicht: unbefristete Stelle zu einem Lohn, von dem man leben kann.
14 Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB), Werkstattbericht Nr. 12/2001, 15
15 Stern 5/2002, 30; Nach anderen Schätzungen sollen es zwischen 25% und 50% der Arbeitslosen sein (vgl. Uske 1995, 44 ff.).
16 Infas arbeitete mit dem Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) der Bundesanstalt für Arbeit zusammen, das die die gründlichsten Untersuchungen über Arbeitslose anstellt. IAB-Kurzbericht Nr. 1 und 2 vom 21. 1. 2002. Eine ähnliche Untersuchung des IAB vom Februar 1989 ergab dasselbe Ergebnis. Bernhard von Rosenbladt, *Arbeitslose in einer prosperienden Wirtschaft, Empirische Befunde zu ›neuer Armut‹ und ›Arbeitsunwilligkeit‹ unter den Arbeitslosen*, Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (MittAB) 1/1991 S. 146–155
17 § 428 SGB III – Arbeitsmarkt 2001, 78
18 Thorsten Kalnia, Mathias Knuth, *Arbeitslosigkeit als Übergang zwischen Beschäftigung und Rente in Westdeutschland*, Institut für Arbeit und Technik, Gelsenkirchen 2002, 5

aber war für viele von ihnen schon zu Ende, als sie noch arbeitslos waren. Was hat Warten auf die Rente mit Faulheit zu tun?

Andere ältere Arbeitskräfte wiederum haben längere Zeit Arbeit gesucht. Keiner wollte sie. Altersgerechte Arbeitsplätze gibt es immer weniger. Sie haben die Suche aufgegeben, weil sie ihre Zeit nicht sinnlos verschwenden wollten. (→ 1.21)

- Es sind Arbeitslose, die schon Arbeit haben. (5%),

Arbeitslose, die eine Stelle gefunden haben, können sie oft nicht sofort antreten. Sie müssen aber die Zeit bis zum Arbeits- oder Ausbildungsbeginn irgendwie überbrücken. Was hat Warten auf den Arbeitsbeginn mit Faulheit zu tun?

- Der Rest der »Faulenzer« (7%) entfällt auf

Frauen, die Kinder erziehen. Sie suchen keine Stelle, weil sie Kinder erziehen, einen Familienangehörigen pflegen oder schwanger sind. Das haben sie allerdings dem Arbeitsamt nicht angegeben.

Denn Frauen, die wegen Kindererziehung oder Pflege nicht arbeiten können, sind eigentlich nicht vermittlungsfähig und haben deshalb keinen Anspruch auf Arbeitslosenunterstützung. Wovon sie ihren Lebensunterhalt bestreiten, wenn sie Kinder erziehen oder Angehörige pflegen, interessiert niemanden. Die Frauen aber wohl. Ihre Bedürfnisse werden von der Gesellschaft vernachlässigt. Sie existieren trotzdem und setzen sich in der verrückten Form der Arbeitslosenunterstützung für kinderziehende und pflegende Frauen durch.

Jugendliche, die die Zeit zwischen Schule und Wehrdienst/Zivildienst (bzw. Ausbildung oder Studium) überbrücken. Sie wollen sich ihren Kindergeldanspruch erhalten. Für sie hat man den Begriff »Kindergeldarbeitslose« erfunden. Aber sie müssen sich auch arbeitslos melden, wenn sie ihren Anspruch auf Arbeitslosengeld nach Beendigung des Wehr- oder Zivildienstes nicht verlieren wollen.

Arbeitslose, die wegen Krankheit keine Stelle suchen.

Ein Teil der Arbeitslosen ist gesundheitlich so angeschlagen, dass sie sich für arbeitsunfähig oder nur für beschränkt arbeitsfähig halten. Das zuzugeben, könnte aber zu einer Kürzung des Arbeitslosengeldes oder zu einer Beendigung des Anspruchs führen. Wer weder krankgeschrieben wird, noch als erwerbsunfähig in Rente gehen kann, sitzt zwischen Baum und Borke und muss sehen, wie er sich durchlaviert.

1.1123 | **22% der Arbeitslosen suchen nicht intensiv genug Arbeit.**

20% suchen nur mit mittlerer Aktivität. 2% suchen kaum. Sind hier die Faulenzer zu finden?

Forscher der Bundesanstalt für Arbeit über die, die wenig suchen: *»Die Wahrscheinlichkeit, die Arbeitslosigkeit wieder in Richtung des ersten Arbeitsmarkts zu verlassen, hängt in hohem Maße vom Alter der Betroffenen ab. Im Zusammenwirken mit weiteren Faktoren wie Gesundheit und Bildungsniveau können schnell Konstellationen* (Umstände) *entstehen, die eine Eingliederung sehr schwierig machen. Dieses Manko* (Nachteil) *lässt sich auch durch ein hohes Engagement bei der Suche nach einer neuen Stelle oft nicht kompensieren* (ausgleichen)*.«*[19] Auch hier ist also wieder das Alter entscheidend. Arbeitslosen Faulheit zu unterstellen, die von Unternehmen nicht mehr gebraucht werden, ist Menschenverachtung.

Wer suchet, der findet, heißt es. Aber wer nichts findet, warum soll der noch intensiv suchen?

Die Arbeitsmarktforscher meinen: *»Die mangelnde Initiative bei der Suche nach einem neuen Arbeitsplatz ist häufig auf die bereits länger andauernde Arbeitslosigkeitsphase zurückzuführen.«*[20] Ab einem Alter von 55 Jahren sind aber mehr als die Hälfte der Arbeitslosen schon länger als ein Jahr arbeitslos, bevor sie eine Stelle finden.[21]

Die wachsende Dauer der Arbeitslosigkeit ist kein Zeichen für wachsende Faulheit, sondern für das wachsende Desinteresse des Kapitals nach solchen Arbeitskräften.

Zu den Arbeitslosen, die die Suche fast völlig aufgegeben haben oder nur pro forma suchen, gehören auch Personen, die dabei sind, sich selbständig zu machen, aber aus den Erträgen der Selbständigkeit ihren Lebensunterhalt nicht bestreiten können.

Es gehören Personen dazu, die aufgrund ihrer Erfahrungen in Betrieben keine Lohnarbeit mehr machen wollen, aber politisch oder gesellschaftlich aktiv sind.

Es gehören Personen dazu, die ihren Lebensunterhalt aus illegalen Quellen bestreiten (Kriminalität, Drogenhandel usw.), aber keine regelmäßigen Einnahmen daraus haben.

Oder ganz einfache solche, die keinen Bock darauf haben, für andere zu arbeiten, und sich irgendwie durchschlagen.

19 IAB-Kurzbericht Nr. 1/2002, S.3
20 IAB-Kurzbericht Nr. 2/2002
21 Strukturanalyse 2001, 37

1.1124 | **Auch Arbeitslose, die keine Arbeit suchen, sind arbeitslos**

Bislang gilt in Deutschland als arbeitslos, wer beim Arbeitsamt gemeldet ist, weniger als 15 Stunden in der Woche arbeitet und der Vermittlung zur Verfügung steht. (Leitfaden für Arbeitslose, Frankfurt 2002, 77) In der Europäischen Union gelten aber wie in den USA nur die als arbeitslos, die gar kein Arbeitseinkommen haben und aktiv Arbeit suchen. (Statistisches Jahrbuch 2002, 98) Unabhängig davon, ob sie sich beim Arbeitsamt gemeldet haben oder nicht. Die Arbeitslosenzahl wird durch Hochrechnungen von repräsentativen Umfragen berechnet.

Nach dieser neuen Berechnung gab es 2001 nur noch 3,1 Mio. Arbeitslose, statt 3,9 Millionen. (ebda., 120) Das sind wunderbare Siege im Kampf gegen die Arbeitslosigkeit.

Je mehr Arbeitslose es gibt, desto größer wird das Interesse, das Ausmaß der Arbeitslosigkeit unter den Teppich zu kehren. Man macht sie statistisch einfach von der Arbeitswilligkeit abhängig.

Entmutigung? Zählt nicht! Hoffnung verlieren? Gibt's nicht! Warten auf Rente, Arbeit, Studium? Ist nicht! Alt werden? Angeschlagen sein? Macht nichts!

Muss es nicht Entmutigung und sinkende Hoffnungen geben, wenn es erheblich mehr Arbeitslose gibt als offene Stellen? Entmutigung beendet die Arbeitslosigkeit nicht. Arbeitslosigkeit existiert unabhängig davon, ob man Arbeit sucht oder nicht.

Wohnungslose, die alle Hoffnungen aufgegeben haben und keine Wohnung mehr suchen, sind trotzdem wohnungslos.

Menschen, die nicht mehr leben wollen, zählen trotzdem noch zu den Lebenden.

1.113 | Wer eine offene Stelle nicht annimmt, ist faul?

Die meisten offenen Stellen gibt es im Westen. BILD fragte den Präsidenten des DIHK (Deutschen Industrie- und Handelskammertages), Ludwig Braun: *»Herr Braun, sind Wessis fauler als Ossis?«* Braun antwortete: *»Wenn ein Arbeitsloser nicht jede zumutbare Arbeit annimmt, lebt er auf Kosten anderer – egal, ob er aus Ost- oder Westdeutschland kommt.«*[22] Wer also eine offene Stelle ablehnt, obwohl die Arbeit zumutbar war, ist ein fauler Schmarotzer.

Warum aber nehmen Arbeitslose offene Stellen nicht an?

1.1141 | **Arbeitslose wollen nicht für Löhne arbeiten, die unter dem Existenzminimum liegen.**

Ab einem halben Jahr Bezug ist ein Nettolohn in Höhe der Arbeitslosenunterstützung zumutbar, allerdings erst nach Abzug der Werbungskosten, d. h. vor

allem der Fahrtkosten zur Arbeit. (§ 121 Absatz 3 Sozialgesetzbuch III) Im Jahr 2001 lag das durchschnittliche Arbeitslosengeld für einen unverheirateten Mann im Westen bei 1.412 DM, für eine unverheiratete Frau bei 1.247 DM. Die durchschnittliche Arbeitslosenhilfe für unverheiratete Männer bei 1.072 DM und unverheiratete Frauen bei 941 DM.[23] Durchschnitt bedeutet: zahlreiche Arbeitslose hatten weniger.

Plus Fahrtkosten von rund 100 DM wären also im Durchschnitt Nettolöhne zwischen 1.000 und 1.350 DM für Frauen und 1.150–1.500 DM für Männer zumutbar. Das Sozialhilfe-Existenzminimum alleinstehender Erwerbstätiger lag nach Angaben der Bundesregierung aber im Jahr 2000 schon bei 1.705 DM netto. (→ 1.4132)

Millionen Arbeitslosen soll es zumutbar sein, zu Löhnen weit unterhalb des Existenzminimums zu arbeiten. Weil das eine Zumutung ist, halten sie ihre Arbeitskraft zurück. Sie wollen Arbeit nicht, die sie von Sozialhilfe abhängig macht. Oder die sie zwingt, immer länger zu arbeiten, damit sie über die Runden kommen können. Je niedriger die Löhne sind, desto mehr wird die »Arbeitsbereitschaft« sinken und die »Faulheit« steigen. Lohnsenkungen fördern also die »Faulheit«.

»Die größte und schwierigste Gruppe bleiben (...) Arbeitslose, die prinzipiell jeden Job annehmen müssten, für die nach der Definition der Arbeitsverwaltung selbst die stumpfsinnigste Tätigkeit ›zumutbar‹ ist, vorausgesetzt, der Stundenlohn liegt bei 12,50 DM. Brutto.«[24] Bei 37 Stunden wöchentlich macht das 2.000 DM brutto oder rund 1.500 DM netto.

Arbeitslose versuchen, sich der Arbeit für Armutslöhne solange wie möglich zu entziehen. Sie sträuben sich, verzögern, sagen zu und kommen nicht, lehnen Arbeitsangebote ab, lassen sich krankschreiben, kooperieren wenig usw. Rolf Winkel, ein Fachjournalist für Fragen der Arbeitslosigkeit, stellte deshalb fest, dass *»Skepsis, Argwohn und Vorsicht (...) das Verhältnis vieler zum Arbeitsamt prägen«*. (einblick 15/01, 7)

Beispiel:

Herr Joeres, Geschäftsführer der Personal- und Unternehmensberatung Media Forum, vermittelt für das Duisburger Arbeitsamt Langzeitarbeitslose. Er fragt Frau Heger, 34 Jahre, arbeitslose Verkäuferin:

»Bestückerinnen wurden doch gesucht, von einem Personalservice. Warum haben Sie den Arbeitsvertrag nicht unterschrieben?«

»Weiß nicht. Ist wohl was schiefgelaufen bei denen.«

»Mit wem haben Sie gesprochen? Den rufen wir gleich an. Gleich hier.«

»Die haben gesagt: 13 DM die Stunde. Ich habe gesagt: nicht unter 14. Darunter nicht.«

22 BILD 05. 04.2001
23 Arbeitsmarkt 2001, 87
24 Stefan Willeke, *Eine Stütze fürs Leben*, Die Zeit 16/2001, Dossier

»Sie kennen doch den Plus-Lohn. Wir zahlen etwa fünf Mark brutto pro Stunde dazu.«
Er tippt Zahlen in den Taschenrechner. *»Mit Plus-Lohn bekämen sie 2.250 Mark ausgezahlt.«*
(Plus-Lohn wird in Duisburg für ein Jahr gezahlt.)
Karin Heger schüttelt den Kopf. »Vorher hatte ich mehr: 2.458.«
»Das ist unser letzter Versuch. Sie müssen eine Stelle annehmen. Melden Sie sich übermorgen wieder.« [25]

Arbeitsämter (und Sozialämter) können Zahlungen einstellen, wenn sich Arbeitslose weigern, zu Armutslöhnen zu arbeiten.
Wie man von Armutslöhnen leben kann, interessiert weder die Behörden, noch die Arbeitgeber. Diejenigen, die nichts haben, außer ihrer Arbeitskraft, müssen sich aber dafür interessieren. Und das tun sie auch. Zum Leidwesen der Unternehmer.

1.1142 | Arbeitslose wollen nicht unter ihrer Qualifikation arbeiten.

»Jede Arbeit ist besser als keine«, ist die Botschaft an die Arbeitslosen. (BILD 07. 08. 2001) Egal ob für zehn oder für vier Euro die Stunde und egal mit welcher Qualifikation. So reden die, die so reich sind, dass sie überhaupt nicht mehr arbeiten müssen.
Für Arbeitslose gilt seit 1997: *»Eine Beschäftigung ist nicht schon deshalb unzumutbar, weil sie (...) nicht zum Kreis der Beschäftigungen gehört, für die der Arbeitnehmer ausgebildet ist oder die er bisher ausgeübt hat.«* (§ 121 Abs. 5 Sozialgesetzbuch – SGB III) Auf Deutsch: Arbeitslose, die vom Arbeitsamt Geld beziehen, müssen jede Arbeit annehmen, unabhängig davon, wie qualifiziert sie sind. Für Arbeitslose, die Sozialhilfe beziehen, hat noch nie etwas anderes gegolten.
Das erzeugt massive Probleme. Denn 62,1% der Langzeitarbeitslosen (Arbeitslose, die ohne Unterbrechung länger als ein Jahr arbeitslos sind) hatten Ende September 2001 eine abgeschlossene Berufsausbildung.[26]
Ebenfalls 52,5% der arbeitslosen SozialhilfebezieherInnen.[27] Ende der 80er Jahre waren es erst 45%.
Je höher der Ausbildungsstand, desto zäher ist der Abwehrkampf der Arbeitslosen gegen ihre Abstufung. *»Die Ablehnung eines Stellenangebots ist der Tendenz nach (...) kein Zeichen mangelnder Arbeitsbereitschaft, sondern Ausdruck eines gewissen Selbstbewußtseins der Arbeitslosen mit eher guten Beschäftigungschancen.«* [28] So das Ergebnis einer empirischen Studie, die feststellte, dass Arbeitslose, die Stellen abgelehnt hatten, in höherem Maße Beschäftigung aufnahmen, als solche, die nichts ablehnten.
Nicht unterhalb der Qualifikation arbeiten zu wollen, ist zugleich auch Widerstand gegen Lohnsenkungen. Denn qualifizierte Arbeit bringt mehr Geld.

Auch im Fall einer erneuten Arbeitslosigkeit. Höhere Löhne bringen auch mehr Rente. Der Widerstand gegen unterqualifizierte Arbeit dient auch der privaten Vorsorge für's Alter. Arbeit unterhalb der Qualifikation entwertet die Investitionen in die eigene Arbeitskraft. Neben der Lohnhöhe ist das Bedürfnis, die Qualifikation zu erhalten, der wichtigste Grund, Stellenangebote abzulehnen. Was hat das mit Faulheit zu tun?

BEISPIEL:

Kai Bartels, 34 Jahre, seit vier Jahren arbeitslos, früher Möbelbauer, dann Umschulung zum Abfallentsorger.

»Geben Sie mir einen Job als Ver- und Entsorger, dann sehen Sie mich nie wieder …«

»Herr Bartels, ich kann Ihnen keine Arbeit bei der Müllabfuhr vermitteln. Ich habe andere Angebote.«

»Die haben mich verarscht beim Arbeitsamt. Zwei Jahre Umschulung, Quali für Sondermüll, Quali für Schadstoffe, jetzt kann ich mir mit den Qualis den Hintern abwischen.«

»Wie wär's mit Lagerhelfer?«

»Darf ich nicht. Hab ein Attest, keine Überkopfarbeit. Ich war früher Langstreckenläufer. Mein Rücken ist kaputt.«

»Fischgroßhandel im Hafen?«

»Darf ich auch nicht. Wenn Sie mir aber was als Ver- und Entsorger beschaffen, versuche ich, das Attest zu kaschieren.« Er redet hastig, doch geordnet und bestimmt.

»Herr Bartels, Sie sind zu lange arbeitslos, als dass Sie sich auf den Entsorger festlegen könnten.« [29]

Wenn Kai Bartels sich nicht im Fischgroßhandel betätigen will, lehnt er zumutbare Arbeit ab und gilt bei Arbeitgeber-Funktionären wie Ludwig Braun und natürlich auch bei Fischgroßhändlern als faul.

Wer unter dem Druck des Arbeitsamt nicht vermeiden konnte, sich zu Löhnen unter dem Existenzminimum und unter Qualifikation zu verkaufen, fängt widerwillig irgendwo an und nutzt die erstbeste Gelegenheit zum Absprung. Dann gilt man bei den Chefs natürlich erst recht als jemand, der keinen Bock auf Arbeit hat. *»Ursächlich für die abnehmende Vermittlungsquote von Arbeitslosen ist nach Bekunden von Unternehmern deren häufig mangelnde Arbeitsmotivation sowie unzureichende Vermittelbarkeit. Vier Fünftel stuften fehlende Arbeitsmotivation der Arbeitslosen als wichtigstes Einstellungshemmnis ein. Dies zeige sich u. a. darin, dass Arbeitslose Arbeitsangebote ablehnten bzw. nach kurzer Zeit aus dem Arbeitsverhältnis wieder ausschieden.«* [30] Auf die Idee, dass die mangelnde Motivation mit den Unternehmen selbst zusammenhängt, können die Chefs nicht kommen. Sie können den Standpunkt der LohnarbeiterInnen, von deren Arbeit sie leben, weder verstehen noch billigen. Wer nicht be-

25 aus Stefan Willeke, a. a. O.
26 Arbeitsmarkt 2001, 194
27 Sozialhilfe in Deutschland 1999, 28
28 Rosenbladt, B. v./Babel. I./Häbler, H.: *Arbeitsvermittlung zwischen Arbeitslosigkeit und Fachkräftemangel*, Untersuchung der Infratest Sozialforschung, Forschungsbericht des Bundesministers für Arbeit und Sozialordnung Nr. 197, Bonn 1990, 144
29 aus Stefan Willeke, a.a.O.
30 Miegel 2001, 179

reit ist, zu den Bedingungen des Kapitals zu arbeiten, erscheint seinen Vertretern als faul oder ziviler ausgedrückt: Dem fehlt offensichtlich die Motivation zu arbeiten. Das Faulheitsgerede entsteht nicht an bierseligen, dumpfen Stammtischen, sondern in den kühlen Chefetagen. Es verbreitet sich von da aus über die Sprachrohre der Medienkonzerne und der führenden Politiker und gibt den Stammtischen Nahrung.

1.1143 | Spargelbauern und Gastronomen suchen verzweifelt Arbeitskräfte und finden sie nicht.

Beide Bereiche sind typisch für niedrige Löhne und geringe Qualifikationsanforderungen. Und das alles bieten sie auch nur zeitweise. Die Begeisterung, solche Stellen anzunehmen, hält sich deswegen stark in Grenzen.
Jährlich werden *»etwa eine Million Sondergenehmigungen für vorübergehend in Deutschland arbeitende Nicht-EU-Ausländer erteilt, weil für bestimmte Arbeitsplätze, z. B. in der Landwirtschaft oder der Gastronomie, keine Deutschen (…) zur Verfügung stehen. Nähmen Deutsche auch nur einen Teil dieser Arbeitsplätze ein, würde die Arbeitslosenquote weiter sinken.«*[31]
Viele Arbeitslose bräuchten also nicht arbeitslos zu sein, wenn sie nur nicht zu faul wären, Spargel zu stechen oder zu kellnern.

- **Saisonarbeiten wie Spargelernte, Erdbeerernte usw.**

In der Erntesaison brauchen Landwirte Zehntausende von Erntehelfern. Der Arbeitskräftebedarf wird überwiegend durch Saisonarbeitskräfte aus dem Ausland befriedigt, vor allem aus Polen.
Arbeitsminister Blüm (CDU) reduzierte 1998 die 200.000 Aufenthaltsgenehmigungen für ausländische SaisonarbeiterInnen um 20.000. Landwirte mussten 15 % ihres Arbeitskräftebedarfs über die Einstellung von Arbeitslosen decken.
Nach einer Umfrage des Bauernverbandes erschienen von 3.200 Arbeitslosen, die zu einem Vorstellungsgespräch zwecks Saisonarbeit eingeladen worden waren, rund 2.000. Knapp unter 1.000 wurden als geeignet eingestellt. Davon traten 800 die Arbeit an. Von den 800 gaben 200 innerhalb einer Woche, ein weiteres Viertel innerhalb von zwei Wochen die Arbeit auf. Übrig blieben am Ende 292 für die Betriebe brauchbare Kräfte.[32]
Woran hat es gelegen? *»Vor allem an körperlicher Arbeit sind Arbeitssuchende wenig interessiert«*, schimpfen Wissenschaftler, die vor allem an geistiger Arbeit interessiert sind und am Spargelstechen gar nicht.[32] Die befragten Bauern erkannten dagegen als einen Grund immerhin mangelnde körperliche Fitness bei den deutschen Arbeitslosen an.[33]

Silke Wettach, eine toughe junge Dame von der Wirtschaftswoche, erregte sich heftig über die Arbeitsverweigerer: *»Warum werden solche Fälle (...) nicht systematisch aufgedeckt?«*[34]

Decken wir ein bißchen auf. Bei der Spargelernte gibt es rund sechs Euro brutto. 13 Euro täglich gibt es vom Arbeitsamt dazu, weil das Amt ahnt, dass Hungerlöhne zum Leben nicht reichen. 13 Euro umgerechnet auf 10 Stunden macht 1,30 Euro pro Stunde mehr.

Dafür muss man um 5.30 Uhr auf dem Feld stehen. Öffentliche Verkehrsmittel gibt es nicht. Die Felder sind zu abgelegen. Die Anfahrtswege sind lang. Da Spargel in praller Sonne nicht gestochen werden kann, wird ab 12 Uhr eine unbezahlte vierstündige Pause eingelegt. 14-Stunden-Tage sind keine Seltenheit.

Für sechs Euro brutto muss man sich ununterbrochen bücken, bis zu 700 mal am Tag, um an den verdammten Spargel heranzukommen.

Zum Erdbeerpflücken rücken die Pflücker schon um 4 Uhr an. Dann geht bei Kälte und Nässe das Bücken los. Bei starker Nachfrage wird bis 15 Uhr durchgearbeitet. Der Erdbeerkönig von Osnabrück, Heinz Böckmann, spricht von »erheblicher Belastung« durch schwere Arbeit.[35]

Auf die Felder werden Chemielaboranten, Maurer, Informatiker, ältere Ingenieure, Russischlehrer usw. geschickt. Diese wollen nicht einsehen, dass sie sich ihren Rücken in kurzer Zeit für einen Hungerlohn kaputtmachen sollen. Sie wollen die Rückkehr in ihren Beruf nicht völlig vergessen.

Beispiel:

Rudi Arbogast, arbeitsloser Maurer, gehörte zu den wenigen Arbeitslosen, die es bei der Spargelernte ausgehalten haben. Die Motive derer, die solche Arbeiten nicht antreten, sind auch bei ihm spürbar.

»Ich hoffe, daß ich in meinem Beruf als Maurer wieder was finde. Aber zur Zeit sieht es wirklich miserabel aus.« Arbogast hält irgend eine Arbeit für besser, als rumzusitzen und nicht zu wissen, *»wie man die Zeit totschlagen soll.«* Dann schlägt er sie lieber mit der Spargelernte tot.

Aber: *»Wenn ich das so sehe – mein 8-Stunden-Tag als Maurer und jetzt hier 14-Stunden-Tag. Das ist ein großer Unterschied. Man muß sich erst dran gewöhnen. Die Füße und das Kreuz spürt man. Der Maurer-Job ist jedenfalls leichter.«*[36]

Rudi Arbogast hat den Faulheits-Test bestanden. Ob ihn auch die Antifaulenzer-Schreiberlinge bestehen würden?

Ulrich Becker von BILD Berlin hält den faulen Deutschen die fleißigen Polen vor. *»Stattdessen wird lieber Stütze kassiert. Daheim, ganz bequem auf dem Sofa. Und auf den Feldern rackern sich Polen, Tschechen und Kroaten ab.«*[37]

31 Miegel 2001, 27
32 Siehe Fußnote 30
33 Miegel 2001, 180
34 Wirtschaftswoche 11. 06.1998, 37
35 »Kalte Hände und Rückenschmerzen«, Neue Osnabrücker Zeitung 17. 06.2000
36 aus www.bruchsal-xl.de, ein Interview von WILLI
37 nach www.jungle-world.com/_2001/23/15a.htm vom 23. 01.2002

Aber: Die 600 Euro, die polnische SaisonarbeiterInnen im Durchschnitt in Deutschland verdienen, sind in Polen wesentlich mehr wert als in Deutschland. (FR 18.04.2002) Polen müssen nicht dieselben Mieten zahlen wie hier, und die Lebenshaltungskosten sind erheblich geringer. Der Lohn, der für Arbeitslose aus Deutschland unter dem Existenzminimum liegt, liegt für polnische Arbeitskräfte über dem Existenziminimum. Deshalb kommen polnische Saisonkräfte »freiwillig«. Und deutsche Arbeitskräfte machen es überwiegend nur unter Zwang. Wenn die Lebenshaltungskosten in Polen genauso hoch wären, wie in Deutschland, wären auch die Polen »faul«. Alles das weiß Becker, aber es interessiert ihn nicht.

Was treibt eigentlich polnische Näherinnen, Ingenieure, Lehrer, Bäuerinnen oder Polizisten dazu, vier Monate im Jahr in Behelfsunterkünften ohne Familie tausend Kilometer entfernt von der Heimat Spargel zu stechen? Becker hält es für ein vorbildliches Beispiel des Fleißes.

- **Gastronomie**

80.000 Arbeitskräfte fehlen derzeit, ließ der Deutsche Hotel- und Gaststättenverband (Dehoga) 2000 verlauten. (FR 19.04.2000) Eine »katastrophale Situation« nannte das ihr Chef. Am meisten würden Köche und Restaurantfachkräfte gesucht, aber auch Hilfs- und Servicekräfte.

Allein für Köche waren 25.000 Stellen nicht besetzt. Aber es gab 35.260 arbeitslose Köche. *»Deutsche sind sich zu fein, in der Küche zu arbeiten«*, wußte Dehoga-Geschäftsführerin Andrea Löhring als Hauptgrund. Zu fein = zu faul.

Koch Harald Stubbe aus Bad Homburg antwortete empört mit einem Leserbrief: *»Ich kann das Gejammer der Arbeitgeber in der Gastronomie nicht mehr hören. Gerade habe ich meine Stelle als Koch gekündigt, nachdem ich sonntags wieder einmal 15 Stunden in der Küche à la carte gekocht habe. Mein jugoslawischer Kollege, der seit Monaten keinen freien Tag hat, geht vor die Hunde. Würden vernünftige Löhne gezahlt, Überstunden abgebaut und Recht und Gesetz beachtet, gäbe es keinen Arbeitskräftemangel in der Gastronomie.«* Der Wunsch, unter solchen Bedingungen zu arbeiten, hält sich in Grenzen. Da sie Arbeitsbedingungen und Löhne nicht verbessern wollen, regen sich Verbandsfunktionäre lieber über Faulheit auf.

Beispiel:

Thomas Spahn, 40 Jahre alt, seit drei Jahren arbeitslos:

»Ich habe damals mein Studium für den Kochberuf hingeschmissen. ... Der Berufsberater hat gesagt, das wäre das Dümmste, was er je gehört hat. Heute bin ich kaputt. Was ich an Alkohol- und Drogenkon-

sum gesehen habe, war nicht mehr schön. Auf Dauer hält man diesen Beruf nicht aus. Ich will umschulen, vielleicht Lebensmittelindustrie.«[38]

Arbeitgeber verlangen häufig Schwarzarbeit. Sie wollen nur einen Teil des Lohns dem Finanzamt und der Sozialversicherung angeben und den Rest schwarz zahlen. Im Alter und bei Arbeitslosigkeit sind Köche dann die Dummen. Wer das nicht will, bleibt arbeitslos.

Beispiel:

Georg Lindner, 54 Jahre alt, ehemaliger Küchenchef. Er bekommt trotz Stellenanzeige und Vorstellungsgesprächen keine Stelle. *»Zwei Gründe: Er will nicht schwarz arbeiten, und er ist 54 Jahe alt.«*[39]

1.115 | Arbeitslose treten Stellen aus gesundheitlichen Gründen nicht an.

Kai Bartels (siehe oben) nennt seinen Rücken als Grund, um eine Stelle als Lagerhelfer abzulehnen. Eine Stelle als Ver- und Entsorger aber würde er trotz seines Rückens nehmen.

Silke Wettach von der Wirtschaftswoche hält es ausschließlich für einen »Trick«, wenn Arbeitslose sich krankschreiben lassen, statt Spargel zu stechen.

Tatsächlich werden Krankheiten oder gesundheitliche Einschränkungen als Grund vorgeschoben, um Arbeiten abzulehnen. Das wird vom Arbeitsamt eher akzeptiert. Wenn jemand sagen würde, dass er nicht für einen Hungerlohn oder unter seiner Qualifikation arbeiten will, droht ihm, dass die Unterstützung gestrichen wird Von daher liegen Arbeitgeber nicht völlig falsch, wenn sie »Simulanten« ausmachen. »Simulanten« werden durch ein Unterstützungssystem produziert, das auf solche Kleinigkeiten wie Existenzminimum oder Qualifikation keine Rücksicht nimmt.

Tatsache ist aber auch, dass der Gesundheitszustand von Arbeitslosen erheblich schlechter ist als der von Beschäftigten. (→ 1.1241) 41,2% der Arbeitslosen sind über 45 Jahre alt. 60% der Arbeitslosen, die »gesundheitliche Einschränkungen« haben oder schwerbehindert sind, sind über 45.[40] In der Arbeitslosigkeit finden sich viele, deren Arbeitskraft von Unternehmen verschlissen wurde und jetzt nur noch eingeschränkt leistungsfähig sind.

Beispiel:

Christian Lorenz, 51 Jahre alt, Maurer und Zimmermann, zwei Bandscheibenvorfälle, Berufsunfähigkeitsrente, seit zwei Jahren arbeitslos. Ist nur noch für leichtere körperliche Tätigkeiten vermittelbar. Hat in zwei Jahren eine Stelle angeboten bekommen. Er bekam sie nicht.[41]

38 Stern nach Jungle World 23/2001
39 Siehe Fußnote 38
40 Arbeitsmarkt 2001, 186
41 aus Ulrike Meyer Timpe, *Ein bisschen faul ist jeder*, Die Zeit 17/2001

Zwischen dem, was Arbeitslosen als zumutbar vom Arbeitsamt angeboten wird, und dem, was sie sich noch zutrauen, können Welten liegen. *»Arbeitsplätze im Niedriglohnsektor (...) setzen (...) häufig eine gewisse Fitneß und körperliche Einsatzfähigkeit voraus. (...) Für (...) ältere Arbeitslose mit oder ohne Qualifikation kann diese körperliche Einsatzfähigkeit jedoch häufig nicht mehr unterstellt werden. Arbeitsplätze mit ausschließlich oder überwiegend solchen Anforderungen können mit ihnen kaum besetzt werden.«* So das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) der Bundesanstalt für Arbeit.[42]

Wenn Arbeitslose sich wegen ihres Gesundheitszustandes bei Einstellungsgesprächen so verhalten, dass sie abgelehnt werden, erscheint das den Personalchefs als Faulheit.

In welchem hohem Maß Arbeitslose tatsächlich arbeitsunfähig sind, wird offengelegt, wenn Arbeitslose offiziell als arbeitsunfähig aus der Arbeitslosigkeit ausscheiden. Im Jahre 2001 schied jeder sechste Arbeitslose wegen Arbeitsunfähigkeit aus der Arbeitslosenstatistik aus. Der Krankenstand war rund 18 %.[43] Arbeitslose gelten ab dem ersten Tag der Krankheit als arbeitsunfähig.

1.116 | Arbeitslose in der Sozialhilfe. Besonders faul?

In der Sozialhilfe sammeln sich die untersten Schichten der erwerbsfähigen Bevölkerung. (→ 3.342) Ungefähr 800.000 SozialhilfebezieherInnen werden vom Deutschen Städtetag als arbeitsfähig und arbeitslos eingeschätzt. Für sie ist jede Arbeit zumutbar. Die Hälfte von ihnen verrichtete im Jahre 2000 sogenannte GZ-Arbeit (Gemeinnützige und Zusätzliche Arbeit). 200.000 als sozialversicherungspflichtig Beschäftigte. Im Durchschnitt 9,5 Monate. 200.000 als Sozialhilfeempfänger plus ein Euro die Stunde als »Mehraufwandsentschädigung«.

Sie müssen überwiegend für Kommunen oder Wohlfahrtsverbände arbeiten. Laubkehren im Park für Sozialhilfe plus ein Euro die Stunde ist ebenso zumutbar wie eine sozialversicherungspflichtige Tätigkeit für 750 Euro netto, bei der man Waschmaschinen auseinanderbaut. Meist sind die angebotenen Arbeiten nicht zusätzlich. Sie verdrängen tariflich beschäftigte ArbeitnehmerInnen. Erfahrungsgemäß lehnen 20–30 % derjenigen, denen solche Stellen angeboten werden, ab und verlieren damit ihren Anspruch auf Sozialhilfe. Die Sozialämter verbuchen das stolz als »Bekämpfung des Missbrauchs«. Die hatten es wohl nicht nötig, heißt es.

Bisher gibt es keine Untersuchung über die Motive der Arbeitslosen, die GZ-

Arbeit abgelehnt haben, und wie sie ohne Sozialhilfe leben.

Die wichtigsten Gründe dürften aber ähnlich sein, wie bei Arbeitslosen, die ihr Geld vom Arbeitsamt bekommen.

- Bei kommunalen Arbeiten für einen Euro zusätzlich kommt man nicht aus der Sozialhilfe heraus. Man bekommt überhaupt keinen Lohn, ist nicht sozialversichert und ist Lohnarbeiter vierter Klasse, schlimmer dran als Leiharbeiter. Solche Arbeiten werden überwiegend als entwürdigende Zwangsmaßnahme empfunden. Ob jemand bereit ist, für einen Euro die Stunde auf einem Friedhof Hecken zu schneiden, ist kein Test für Arbeitsbereitschaft. Wäre das einer, würden ihn die meisten nicht bestehen, die sich über die Faulheit von Sozialhilfeempfängern aufregen.
- Bei der Ablehnung von Arbeiten in Beschäftigungsgesellschaften spielt die meist untertarifliche Lohnhöhe und der Zwang, unter Qualifikation zu arbeiten, eine wichtige Rolle.
- Viele trauen sich auch angebotene Arbeiten nicht zu, vor allem die auf dem ersten Arbeitsmarkt.

Arbeitslose, die von Sozialhilfe leben, sind im Durchschnitt länger arbeitslos. Je länger jemand arbeitslos ist und keinen Wiedereinstieg findet, desto geringer wird das Selbstvertrauen in die eigenen Kräfte. Vor allem ältere männliche Langzeitarbeitslose sind finanziell und sozial am Boden. Sie haben *»die Arbeitssuche – was nicht zuletzt ihrem psychischen Selbstschutz diente – mittlerweile aufgegeben.«*[44]

Man entzieht sich Situationen, in denen man als Versager dastehen könnte.

- Bei arbeitslosen SozialhilfebezieherInnen sind noch stärker als bei anderen Arbeitslosen körperlicher Verschleiß durch Arbeit, Alkoholismus, Drogensucht, psychische Erkrankungen, Verschuldung, Resignation, mangelnde Gesundheit usw. vertreten. Das erzeugt ein kompliziertes Geflecht aus niedrigem Selbstvertrauen, Angst vor Anforderungen und geringerer Belastbarkeit. All das kann zur Ablehnung einer Arbeitsaufnahme führen und wie Faulheit aussehen. Mit Ermahnungen, lieber fleißig statt faul zu sein, ist da nicht zu helfen.

»Wer Sozialhilfeempfänger als Faulenzer beschimpft, muss ihnen wenigstens die Chance geben, das Gegenteil zu beweisen«, erklärte der hessische Ministerpräsident Koch. (FAZ 15. 08.2001) Er persönlich will ihnen eine Chance auf »einfachen Arbeitsplätzen« geben. Der Anwalt Koch empfindet es als Skandal, dass Unternehmen gezwungen

42 IAB Kurzbericht *»Kann der harte Kern der Arbeitslosigkeit durch einen Niedriglohnsektor aufgelöst werden?«* Nr.3 / 7. 5. 1999, 7

43 berechnet nach Arbeitsmarkt 2001, 75, Spalten 1 und 21

44 nach Martin Kronauer, Berthold Vogel, Frank Gerlach, *Im Schatten der Arbeitsgesellschaft, Arbeitslose und die Dynamik sozialer Ausgrenzung*, Frankfurt 1993

sind, Krabben zum Pulen nach Marokko (oder Polen) zu schicken, *»weil es vor Ort die Löhne nicht bezahlen kann, für die deutsche Arbeitskräfte bereit sind, das Pulen zu übernehmen.«* (ebda.) Pulen für zwei bis drei Euro die Stunde – wer als arbeitsloser Sozialhilfebezieher das oder Vergleichbares nicht machen will, der muss sich von den schneidigen Kochs als Faulenzer beschimpfen lassen. Und wenn es das Pulen für drei Euro in Hessen nicht geben sollte, dann eben die Altenpflege für drei Euro.

Das Faulenzergeschrei dient Unternehmen und ihren politischen Helfern dazu, sich mit staatlichem Zwang billige und willige, d. h. eingeschüchterte Arbeitskräfte zutreiben zu lassen.

1.117 | Arbeitslose sind nicht bereit, umzuziehen. Aus Faulheit?

Präsident Hundt von der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände (BDA): *»Ein Arbeitsloser, der nicht bereit ist, für einen neuen Job einen Umzug in Kauf zu nehmen, sollte zumindest nicht zeitlich unbegrenzt Sozialleistungen erhalten.«*[45] Man muss ihn also wegen Umzugsfaulheit bestrafen.

Seit Anfang 2003 haben die Hundts mit Hilfe der Bundesregierung durchgesetzt, dass Arbeitslosen ohne familiäre Bindungen nach drei Monaten Arbeitslosigkeit ein Umzug im ganzen Bundesgebiet zuzumuten ist. Oder es wird gekürzt und gestrichen.

Nach einer Schätzung des Familienministeriums dürften nahezu zehn Millionen Erwerbstätige in Deutschland aus Berufsgründen pendeln, reisen oder umziehen, sind also »mobil«. 16 % der Paare sind entweder umgezogen oder leben nur am Wochenende zusammen. Der Preis: spätere Gründung einer Familie bzw. Kinderlosigkeit. Drei Viertel sehen ihre Beziehung beeinträchtigt. (FTD 29. 08. 2001)

Arbeitslose ziehen heute wesentlich häufiger um als früher. 1995 wechselte jeder vierte Arbeitslose die Region, um eine Stelle anzutreten. 1982 war es erst jeder Fünfte. *»Diese Entwicklung zeigt, dass ehemals Arbeitslose zunehmend bereit waren, bei der Jobsuche auch überregionale Angebote wahrzunehmen«.*[46] Vor allem aus Ostdeutschland (→ 1.12).

Die Umzugsbereitschaft wächst mit der Arbeitslosigkeit.

Problem ist aber, dass Menschen keine wurzellosen Einzelwesen sind, die man wie einen Koffer überall abstellen kann. Als soziale Wesen haben sie soziale Beziehungen, leben in Ehen oder eheähnlichen Gemeinschaften und haben meistens noch Kinder oder Eltern, die sie betreuen. Sie haben Häuser, Ge-

wohnheiten, vertraute Umgebungen, eine bestimmte Sprache usw.

Beispiel:
Max Rupprecht, ein hochspezialisierter Ingenieur in der Luft- und Raumfahrtindustrie, wird Ende 1993 entlassen. Seine Frau schreibt:
»Mein Mann ist so erschüttert, als wäre er über eine unheilbare, todbringende Krankheit informiert worden. (...) Die Verzweiflung, weil die Opfer und Mühen der letzten Jahre sich als vergeblich herausstellen. Vor weniger als einem Jahr waren wir wegen der Arbeitsstelle meines Mannes hierhergezogen, hatten eigenes Haus, meinen Arbeitsplatz, Freunde und Verwandte zurückgelassen, (...) und nun: aus. Vergeblich die Strapazen der stundenlangen Autofahrten, der Umzug, das Abschiednehmen, die Entwurzelungsdepression. (...) Im Januar kommt unser Ältester (elf Jahre alt) von der Schule nach Hause. *›Ist das wahr? Wird Papas Werk geschlossen?‹* (...) Er schreit auf: *›Umziehen? Mein ganzes Leben besteht nur aus Umziehen! Diesmal bleibe ich hier!‹*«[47]

In Bayern war die offizielle Arbeitslosenquote 2001 nur 5,3%, in Bremen dagegen 12,4%, in Berlin 16,1% und in Sachsen-Anhalt sogar 19,7%. *»Die Kluft zwischen Regionen mit niedriger und hoher Arbeitslosigkeit (hat sich) im Laufe der Zeit vergrößert.«*[48] Der Ruf nach Umzügen wird lauter.
Warum wird nicht da investiert, wo die Menschen wohnen? Das Kapital investiert nur da, wo es genug Profit erzielen kann. Manche Regionen rentieren sich mehr, manche weniger. Menschen sind Nebensache. Besonders in Ostdeutschland lohnt sich Investieren kaum. (→ 2.24) Die Regionen, aus denen viele Menschen wegziehen, bluten langsam aus. Am Ende bleiben die Alten zurück.

1.1181 | LohnarbeiterInnen müssen an sich zuerst denken

Stoiber-Berater Miegel kritisiert heftig: Viele Erwerbspersonen *»denken nicht daran, selbst initiativ und zu Unternehmern ihrer eigenen Arbeitskraft zu werden.«*[49] Zwei Hände, zwei Füße und Hirn zu besitzen, gelten als Grundausstattung, damit VerkäuferInnen und Lagerarbeiter in die besitzende Klasse aufsteigen. Ihr Kapital ist das »Humankapital« (= menschliches Kapital). So unsinnig das ist, so richtig ist trotzdem, dass LohnarbeiterInnen Verkäufer einer Ware sind, nämlich ihrer Arbeitskraft. Als Verkäufer dieser Ware haben sie wie alle Warenverkäufer das Interesse, einen möglichst hohen Preis dafür zu erzielen und das mit möglichst wenig Arbeitseinsatz. Wenn das nicht geht, halten sie ihre Ware zurück und suchen nach besseren Gelegenheiten.
Dadurch ziehen sie sich die geballte moralische Entrüstung des Kapitals zu, das ihnen als Käufer der Ware Arbeitskraft gegenüber steht. Wie kann es jemand wagen, mir seine

45 WELT am Sonntag 22. 04.2001
46 IAB-Kurzbericht 4/2000, 4
47 FIO -Forschungsinstitut für Ordnungspolitik, *Mobilität und flexible Erwerbsbiographien im Urteil der Bevölkerung*, Arbeitspapier Nr. 8, Köln Februar 2000, 9
48 Miegel 2001, 153
49 Miegel 2001, 11

Arbeitskraft vorzuenthalten?, empören sich arbeitsarme Handwerksmeister und smarte Personalchefs. Die Empörung beruht auf Berechnung. Die Käufer der Ware Arbeitskraft haben das Interesse, diese Ware möglichst billig, bedingungslos und schnell einzukaufen. Dadurch steigt ihr Gewinn.

Waren zurückzuhalten, wenn ihr Preis zu niedrig ist, ist für Besitzer von Kapital selbstverständlich. Wer Immobilien, Geld, Aktien oder andere Waren besitzt, verkauft sie nicht an den Erstbesten zu jeder Bedingung. Lieber eine Wohnung leerstehen lassen, als sie zu billig zu vermieten. Lieber Immobilien, Aktien usw. nicht verkaufen, als zu billig. Lieber Waren verrotten lassen oder wegwerfen, als sie unter Wert verschleudern. Lieber eine Firma stilllegen, als zu ertragen, dass das investierte Kapital nicht genug abwirft oder Verluste macht.

Von LohnarbeiterInnen aber erwarten dieselben Leute, dass sie ihre Ware unter Wert verkaufen und mit Billigarbeit »Verluste« machen, dass sie ohne nachzudenken Investitionen in ihre Qualifikation abschreiben oder problemlos unterhalb des Existenzminimums leben. Die ganze Gleichgültigkeit des Kapitals an den lieben MitarbeiterInnen zeigt sich hier. Arbeitskräfte sollen »Unternehmer« sein, aber wehe, sie verhalten sich so. Die Marktwirtschaft gilt für alle, nur nicht für sie.

»Wie die Arbeitslosen daherreden, das ist es, was Christiane Gollreiter immer wieder wundert. Dass es im Leben darum gehe, möglichst schnell viel Kohle mit wenig Arbeit zu machen. Dann weiß die 41-jährige Unternehmerin, dass auch dieser Kandidat kein Interesse hat, in ihrem Betrieb nahe Rosenheim einen ordentlichen Lohn für ordentliche Arbeit zu verdienen.«[50]

Möglichst viel Kohle mit möglichst wenig Arbeit bzw. Kapital zu machen: Ist das nicht Ziel aller UnternehmerInnen? Ihr Lebenszweck besteht doch darin, ihr privates Kapital zu vermehren und ihre egoistischen Interessen gegen die Gesellschaft durchzusetzen. Dass auch LohnarbeiterInnen Kohle machen wollen, stört sie dabei. Die Egoistenklasse des Kapitals bekämpft den Egoismus der LohnarbeiterInnen — aus Egoismus.

Das wütende Geheul des Kapitals über Faulenzer entspringt letztlich dem tiefen Schmerz, dass man sich an diesen Arbeitskräften nicht genug bereichern kann. Um mehr geht es nicht. Die Wut trifft Arbeitslose und Arbeitende. In diesem Sinne beschimpfte Gerhard Schröder z. B. LehrerInnen als »faule Säcke«, weil sie sich gegen Arbeitszeitverlängerung bei gleichem Lohn wehrten. Und sprach andererseits Arbeitslosen ein »Recht auf Faulheit« ab, das diese angeblich in Anspruch nehmen. Ein Recht auf Faulheit haben bekanntlich nur die Besitzer von Kapital, die genug Geld aus der Arbeit anderer ziehen.

Das Kapital erwartet Unterwerfung unter seinen Egoismus.
Die gewünschten LohnarbeiterInnen sollen sich nicht für ihren Lohn, ihre Qualifikation und ihre Gesundheit interessieren, sondern für den Profit des Kapitals. Sie sollen selbstlos sein, um die Selbstsucht des Kapitals zu befriedigen.

1.1182 | Warum sollen Arbeitslose nicht zuerst an sich denken?

Die gegenwärtigen Verhältnisse legen jedem nahe, zuerst an sich zu denken. Das gilt auch für Arbeitslose.

- **Ich bin gegen meinen Willen entlassen worden. Jetzt mache ich erst mal Pause.** Kündigungen sind oft mit Enttäuschungen verbunden. *»Jahrelang habe ich mich für die Firma angestrengt. Als Dank dann die Entlassung.«* Diese Enttäuschung wächst, je länger man im Betrieb war. Sie muss in der Arbeitslosigkeit verarbeitet werden.

- **Arbeitslosigkeit als Ausgleich für Arbeitsstress** Arbeitslose empfinden oft die ersten ein bis drei Monate ihrer Arbeitslosigkeit als Erholung gegenüber Stress, Zeitmangel und Fremdbestimmung während der Arbeit. *»Jetzt kann ich endlich mal was für mich tun und das erledigen, was liegengeblieben ist.«* Der Wunsch, sich auszuruhen, ist eine Reaktion auf die Überbeanspruchung der Arbeitskraft durch das Kapital.

- **Ich habe genug Versicherungsbeiträge und Steuern gezahlt.** *»Erst möchte ich mal das heraus haben, was ich seit 25 Jahren eingezahlt habe, dann sehen wir weiter.«*[51] Die LohnarbeiterInnen als Gesamtheit bezahlen sich die Unterstützung im Fall der Arbeitslosigkeit selbst. Wer sich versichert, möchte auch etwas davon haben. Normalerweise kann man doch mit seinem Lohn machen, was man will?
Arbeitslose haben zumeist in der Vergangenheit Steuern gezahlt. Auch daraus leiten sie ab, dass sie schon etwas für die Gesellschaft geleistet haben, die sie jetzt unterstützt.

- **Ich kann weder von Arbeitslosenunterstützung noch von den Löhnen leben,** die man mir anbietet. Also lebe ich von Stütze und arbeite schwarz: Schwarzarbeit ist eine Möglichkeit, wenn man weder von legaler Lohnarbeit noch von Sozialunterstützung leben kann. Unternehmen, die sich lautstark darüber beklagen, beschäftigen sie in ihren Betrieben, weil es ein Konkurrenzvorteil ist. Politiker, die Schwarzarbeit verurteilen, nehmen sie in Kauf, um die Kosten z. B. beim Bau von Regierungsgebäuden, Polizeipräsidien, Rathäusern

50 Der Spiegel, zitiert nach Jungle World 23/2001
51 Rolf Klawitter aus Hessen, www.hr-online.de *Stadtgespräch* vom 26. 01.2001

usw. zu senken. Nicht zuletzt lassen sich die Reichen in ihren privaten Haushalten von SchwarzarbeiterInnen bedienen.

Schwarzarbeit ist ein Grund, angeboten Arbeit abzulehnen. Aber wieso wird ein Arbeitsloser, der schwarz arbeitet,als Faulenzer beschimpft?

- **Ich will Spaß an der Arbeit haben.**

Mit Entsetzen stellte Kanzler-Beraterin Frau Noelle-Neumann 1986 fest: *»Eine Arbeit anzunehmen, die keinen Spaß macht, ist mit das Letzte, das die Arbeitslosen sich selbst (...) zumuten wollen.«*[52]

Nur 27% von 3.000 Befragten wollten in Kauf nehmen, etwas machen zu müssen, das keinen Spaß macht. Mit dem Bildungsstand steigen die Ansprüche an Arbeitsverhältnisse. Vor allem Jugendliche erwarten, dass *»die Arbeit Kreativität und persönliche Weiterentwicklung ermöglicht und auch die Selbstbestimmung bei der Arbeit«*.[53]

Menschen möchten sich entwickeln können und etwas vom Leben und von der Arbeit haben. Das gilt den Herrschenden als Beweis für Faulheit. Manager und Minister, die den Arbeitslosen predigen, dass jede Arbeit besser ist als keine, denken selber allerdings nicht im Traum daran, auf Spaß und Selbständigkeit in ihrer Arbeit zu verzichten.

- **Warum soll ich nicht meinen eigenen Vorteil suchen, wenn Politiker und Unternehmer es doch auch machen?**

Diejenigen, die gegen Arbeitslose zu Felde ziehen, die auf Kosten der Gesellschaft leben, leben selbst auf Kosten der Gesellschaft. Mit dem Unterschied, dass sie sich selbst bedienen können, Arbeitslose aber nicht.

Politiker gewähren sich Arbeitslosengeld auf Lebenszeit, wenn sie als politische Beamte entlassen werden.

Manager bewilligen sich millionenschwere Abfindungen und Übergangsgelder, wenn sie nicht mehr gebraucht werden. Das können auch schon mal 30 Millionen Euro sein, wie bei Mannesmann-Chef Esser.

Unternehmer entnehmen ihren Betrieben, was das Zeug hält. Und für das Meiste haben sie nicht selbst gearbeitet.

Verantwortung für die Gemeinschaft wird nur den LohnarbeiterInnen und den Arbeitslosen gepredigt. Wenn die Reichen und Unternehmen massenhaft Steuern hinterziehen, Schwarzarbeit betreiben, Geschäfte schwarz abwikkeln, sich mit Beziehungen zu gekauften Politikern Staatsknete beschaffen, wenn Selbständige und Manager ihre privaten Ausgaben von der Steuer absetzen können, warum soll dann jemand, der arbeitslos gemacht wurde, nicht ebenfalls zuerst an sich denken?

Die da Oben fragen nicht, ob die Summen, um die sie den Staat erleichtern,

nachher den wirklich Bedürftigen fehlen. Warum sollen die da Unten zuerst an Andere und nicht ebenfalls zuerst an sich denken?

Die Manager der Berliner Bankgesellschaft haben die Kassen der Bank zu Gunsten der Profitmacherei von reichen Anlegern geplündert. Milliardenschäden sind entstanden. Der Staat kommt dafür auf und kürzt zu diesem Zweck auch bei Arbeitslosen und SozialhilfeempfängerInnen. Warum sollen Arbeitslose bereit sein, für fünf Euro die Stunde zu arbeiten, nur um die Staatskasse zu entlasten, an der sich andere bedienen?

Manager und Politiker predigen den Arbeitslosen Wasser und saufen selber Wein. Der Egoismus ist die Staatsreligion des Kapitals.

- **Recht auf Faulheit nur für Reiche?**

FDP-Chef Westerwelle klärt zwei Punker, die keinen Bock auf Arbeit haben, folgendermaßen auf: *»Es ist Ihr gutes Recht zu sagen, dass Sie nicht arbeiten wollen, aber dann dürfen Sie nicht auf Kosten anderer leben.«*[54]

Das gute Recht, nicht arbeiten zu wollen, wird in den herrschenden Kreisen, die die FDP vertritt, von niemandem bezweifelt. Denn bekanntlich ist von eigener Arbeit noch niemand reich geworden.

Man darf nur nicht in Form von Arbeitslosenhilfe oder Sozialhilfe von der Arbeit anderer leben, wenn man keinen Bock auf Arbeit hat. Man muss von den Erträgen seines Kapitals, von Mieten, Zinsen, Dividenden, von Kurssteigerungen oder Wetten in den Spielcasinos der Banken leben.

Westerwelle meint, dass die reichen Faulenzer nicht auf Kosten anderer leben. Er bildet sich ein, dass Geld arbeitet. Er glaubt, dass auch ein Haus oder ein Gebäude für seinen Besitzer arbeitet und dass Kurssteigerungen eben aus der Arbeit der Aktien stammen. Was sich Kapitalbesitzer aneignen, stammt aber genauso aus der Arbeit anderer wie Sozialhilfe oder Arbeitslosengeld. Es hat nur eine andere Form.

Es gibt Hunderttausende von Menschen, die sich als Kapitalbesitzer der Lohnarbeit bzw. der Arbeit überhaupt entziehen, ohne diskriminiert zu werden. Im Gegenteil, sie verkaufen sich als Leistungsträger, nur weil sie besitzende Faulenzer sind.

- **Ich werde von der Gesellschaft finanziert.**

Aber dafür arbeite ich auch für die Gesellschaft. Arbeitslose liegen nicht nur auf dem Sofa, wie sich BILD das vorstellt, sondern sind oft aktive Menschen, die gesellschaftlich nützliche Dinge tun.

Bezahlt von der Gesellschaft, kämpfen nicht wenige Arbeitslose dauerhaft für die Interes-

52 Noelle-Neumann 1987, 70
53 Jugend 2000, 51
54 BILD Hamburg nach Jungle World 23/2001

sen von Arbeitslosen, versuchen Menschen gesellschaftlich sinnvolle Dinge zu tun, von denen sie aber nicht leben können, gehen Menschen ihren Interessen nach, für die sie sonst keine Zeit hätten usw.
Die Lohnarbeit, an der sich das Kapital bereichert, ist zu eng, als dass sich menschliche Energien ausschließlich in ihrem Rahmen entfalten könnten. Das Bedürfnis nach einer Veränderung dieses Zustands zeigt sich u. a. auch in der beklagten »Faulheit«.

1.1183 | Warum regen sich LohnarbeiterInnen über Faulenzer auf?

Der Faulheitsvorwurf richtet sich letztlich gegen die LohnarbeiterInnen. Warum teilen dennoch viele eine Meinung, die sich gegen sie richtet?
Alle diejenigen, die nicht arbeiten, werden letztlich durch die ernährt, die arbeiten.
Eltern haben kein Interesse, dass ihre Kinder arbeitslos herumhängen und sich nicht genügend anstrengen, selbständig zu werden. Sie müssen dafür aufkommen.
Frauen haben kein Interesse, von ihrem Einkommen auch noch einen arbeitslosen Mann oder Freund durchzufüttern, wenn der sich hängenlässt. Sie müssen nämlich für ihn aufkommen.
»Nicht nur, wenn Eltern oder Geschwister bereits finanzielle Unterstützung leisten, sondern auch dann, wenn sie befürchten, sie in Zukunft leisten zu müssen, drängen sie die Arbeitslosen alles zu tun, um wieder Arbeit zu finden, bzw. unterstellen ihnen, sich nicht rege genug um Arbeit zu bemühen.«[55]
Arbeitslosigkeit kann aber tatsächlich dazu führen, dass man sich hängenlässt.
Arbeitslose leben vor allem aus Mitteln der Arbeitslosenversicherung bzw. aus Steuermitteln, die von den arbeitenden LohnarbeiterInnen aufgebracht werden.
LohnarbeiterInnen haben das berechtigte Interesse, nicht nur in ihren Privathaushalten, sondern auch allgemein die Kosten der Arbeitslosigkeit möglichst gering zu halten.
Die Frage, warum Ausgaben im Einzelfall nötig sind, ist legitim. Faulheit zu unterstellen, ist die einfachste oberflächliche Erklärung für eine mißlungene Arbeitssuche.
Familienangehörige bzw. FreundInnen, die jemanden »durchfüttern« müssen, versuchen Aktivität anzuregen, durch Schimpfen, durch Druck, durch Verständnis, durch Appelle usw. Und mit der Faulheitskeule. Deshalb haben sie auch ein gewisses Verständnis dafür, wenn Politiker bzw. Arbeitsämter mehr Anstrengungen von Arbeitslosen verlangen.

Dass so häufig Faulheit vermutet wird, zeigt ein unentwickeltes Bewusstsein der eigenen Lage und der ökonomischen Verhältnisse. Arbeitslosigkeit wird persönlich genommen: Der und Der schafft nichts, lebt auf meine Kosten. Und schont steigt der Adrenalinspiegel.

Je mehr Arbeitslose aber mit Hilfe der beschäftigten LohnarbeiterInnen zur Lohnarbeit um jeden Preis gezwungen werden, desto größer wird der Druck, dass auch die Beschäftigten zu schlechteren Bedingungen arbeiten. Das Kapital nutzt die Konkurrenz aus.

Nicht die Faulheit der Arbeitslosen sei das Problem, sondern der Mangel an Arbeitsplätzen, wird von manchen geäußert. Tatsächlich: Wenn Arbeitslose Plätze finden könnten, an denen sie arbeiten, wären sie nicht mehr arbeitslos.

Es ist für das Kapital kein Problem, sich dieser Meinung anzuschließen. Denn Arbeitsplätze wären ja von seinem Standpunkt aus genug vorhanden, wenn die Arbeitslosen nur nicht ... zu faul, zu träge, zu egoistisch usw. wären.

1.1184 | Faulenzerpropaganda – besonders stark in Krisen

Faulheitsfeldzüge werden von Arbeitgebern, Regierungen und Medien bevorzugt in Krisenzeiten organisiert. Sie bereiten damit Kürzungen bei Arbeitslosen und Lohnsenkungen vor.[56] Sie hetzen beschäftigte gegen arbeitslose LohnarbeiterInnen auf und wollen sie dafür gewinnen, sich ebenfalls für Kürzungen bei den Arbeitslosen einzusetzen.

In Krisenzeiten wird klarer, dass das Kapital selbst die Ursache der Arbeitslosigkeit ist. (→ 2.31) Umso größer wird das Interesse des Kapitals, das Ganze den Arbeitslosen in die Schuhe zu schieben. In allen bisherigen Krisen erreichte die Meinung Spitzenwerte, dass viele Arbeitslose nicht arbeiten wollten.[57]

Das Kapital nutzt die Krisen, um Schritte zurück in die Vergangenheit zu machen. Vor hundert Jahren gab es noch keine Arbeitslosenversicherung bzw. Sozialhilfe für arbeitsfähige Personen. Jeder Arbeitslose war gezwungen, sofort jede Arbeit anzunehmen. Sonst drohten ihm und seiner Familie Hunger bzw. Obdachlosigkeit. Arbeitslose konnten sich keine »Faulheit« leisten.

Dass arbeitslose LohnarbeiterInnen faule Müßiggänger sind, ist die herrschende Meinung des Bürgertums seit dem 15. Jahrhundert. *»Die Bürger der Städte sind davon überzeugt, daß Armut vor allem dem Fehlverhalten der Armen zuzuschreiben sei.«*[58] Deshalb wurden seit der 2. Hälfte des

55 Landessozialbericht 1998, 283
56 Frank Oschmiansky u.a. 2001, 2-9
57 ebda., 27
58 Wolfram Fischer, *Armut in der Geschichte*, Göttingen 1982, 35

15. Jahrhunderts (mit Unterbrechungen) arbeitsfähige Arme, also Arbeitslose, von der Fürsorge ausgeschlossen. Das war typisch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.[59] In den USA gilt es noch heute. Der Rechtsanspruch von Arbeitslosen auf Sozialhilfe ist in Deutschland erst 40 Jahre alt. Die Abschaffung der Sozialhilfe für Arbeitslose und die weitgehende Abschaffung der Arbeitslosenversicherung ist das grundlegende Interesse des Kapitals. Wenn Arbeitslose Faulenzer sind, dann haben sie es auch nicht verdient, etwas zu bekommen.

1.119 | Lohnarbeit erzeugt »Faulheit«

Wenn LohnarbeiterInnen ihre Arbeitskraft zurückhalten, beweist das in der Regel nicht, dass sie faul sind, sondern dass die Verhältnisse nichts taugen, die ihnen das nahelegen.

Es stimmt, dass viele Arbeitslose nicht zu den jämmerlichen Bedingungen arbeiten wollen, die ihnen geboten werden und sich nicht ausreichend dabei anstrengen. Der »Faulheit« der Arbeitslosen entspricht die innere Kündigung vieler beschäftigter LohnarbeiterInnen. Die verbreitete »Arbeitsverweigerung« zeigt, dass mit der Lohnarbeit etwas faul ist. Sie scheint eine ungünstige Bedingung für die Entfaltung menschlicher Produktivkräfte zu sein.

Die Unternehmer produzieren die »Faulheit« selbst, die sie erbittert bekämpfen. Das Interesse des Kapitals, sich an der Lohnarbeit ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse der LohnarbeiterInnen zu bereichern, ist die wichtigste Ursache der Zurückhaltung der Arbeitskraft. Der Egoismus des Kapitals steht der Entfaltung des »Fleißes« der Menschen im Wege.

Die pauschalen Anklagen des Kapitals zurückzuweisen, ist Voraussetzung dafür, sich zu behaupten. Man kann kein selbstbewusster Mensch sein, wenn man von sich selbst nichts hält. Wer sich selbst mit Vorwürfen und Zweifeln übergießt, ist der wahre Verlierer.

Der Faulheitsvorwurf hat einen realen Kern, auch wenn er von den falschen Leuten erhoben wird. Es kommt nicht darauf an, reale Erscheinungen zu leugnen, sondern sie auf die Verhältnisse zurückzuführen, die sie erzeugen. Mit den Verhältnissen ist etwas faul, die »Faulheit« provozieren.

Und im übrigen ist es auch schön, faul zu sein.

59 Frank Niess, Geschichte der Arbeitslosigkeit, Köln 1979, 11

1.12 | Arbeitslose leiden unter Arbeitslosigkeit

Wenn Arbeitslosigkeit die Verwirklichung des Bedürfnisses nach Faulheit ist, wieso leiden Arbeitslose dann so sehr unter dem, was sie eigentlich glücklich machen müsste? Selbstbewußtsein und Lebensfreude werden bei vielen Arbeitslosen geschwächt. Sie lassen sich im Laufe der Zeit eher hängen. Die durch Arbeitslosigkeit geförderte Antriebslosigkeit erscheint als Faulheit. Und diese »Faulheit« erscheint dann wieder als eigentliche Ursache der Arbeitslosigkeit.

1.121 | Sich nutzlos und überflüssig vorkommen

Arbeitslosigkeit bedeutet, dass Arbeitskräfte für das Kapital zeitweise oder dauerhaft nutzlos sind.

Dadurch kann sich bei Arbeitslosen das Gefühl bilden, auch als Menschen nutzlos zu sein. Eine Befragung von mehreren Tausend Arbeitslosen ergab: Im ersten Monat der Arbeitslosigkeit kamen sich etwa 40 % der Arbeitslosen überflüssig vor. Nach 24 Monaten Arbeitslosigkeit waren es 66 %.[1]

Ein 50-jähriger Arbeitsloser, nennen wir ihn Heinz Müller: *»Ich war immer ein Arbeitstier, ich habe viel gearbeitet. Mir macht das auch nichts aus, zu arbeiten, ich bin belastbar. (...) Ich habe regelrecht Angst, dass ich keine Arbeit mehr kriege. (...) Es ist nicht die finanzielle Sache, man fühlt sich irgendwie als kein Mensch mehr.«*[2] Heinz Müller akzeptiert sich nur als Mensch, wenn er ein Arbeitstier sein darf. Das Kapital reduziert Menschen auf ihre nutzbare Arbeitskraft. Wenn Heinz Müller das akzeptiert, gibt er sich als Mensch auf. Er muss dann von sich annehmen, dass er tatsächlich nutzlos ist, wenn das Kapital ihn nicht nutzen kann. Je mehr sich jemand mit seiner Firma identifiziert, desto tiefer ist der Sturz, wenn er als wertlos abserviert wird. Distanz dient dem Selbstschutz.

Mit der Arbeitskraft, die das Kapital nicht mehr braucht, scheint auch der Mensch selbst überflüssig geworden zu sein. Bei Menschen, die sich überflüssig vorkommen, sinken Selbstwertgefühl und Lebensmut. Das kann sogar dazu führen, dass sie ihrem Leben ein Ende setzen. *»Ich war vor einigen Tagen auf der Beerdigung von einem, der war 35 und hat nicht mehr weitergewußt. Der hat keine Chance mehr gesehen. Und der war sowas von intelligent und konnte so vieles. (...) Der konnte nicht mehr aufstehen.«*[3]

1 Brinkmann, C., *Finanzielle und psycho-soziale Belastung während der Arbeitslosigkeit* in: Wacker, Ali Hg.: Vom Schock zum Fatalismus, Frankfurt 1978, 79
2 Landessozialbericht 1998, 219
3 Landessozialbericht 1998, 282

Arbeitslose versuchen 20×häufiger sich selbst zu töten als Menschen vergleichbarer Gruppen von Erwachsenen. So die Nationale Armutskonferenz.
Wenn Heinz Müller sich nicht mehr als Mensch fühlt, kann ihm sein Leben gleichgültig werden. Das kann Voraussetzung dafür sein, dass er sich hängen lässt und ihm egal wird, was aus ihm wird. Um sich als Mensch zu fühlen, darf einem das eigene Schicksal nicht gleichgültig sein. Selbstbewußtsein könnte Heinz Müller daraus ziehen, wenn er gegen die Bedingungen kämpft, die ihn überflüssig machen und denen er gleichgültig ist. Wem nutzt eine Wirtschaftsordnung, die so vielen Menschen das Gefühl gibt, überflüssig zu sein?

1.122 | Konkurrenz mindert das Selbstwertgefühl

»Ich habe mich oft gefragt, warum bin gerade ich arbeitslos geworden«, erklären fast 70% derjenigen Arbeitslosen, die *»ernsthafte (...) Beeinträchtigungen ihres Selbstwertgefühls aufweisen.«*[4] *»Was habe ich falsch gemacht«*, ist dann die bohrende Frage. In der Konkurrenz zu unterliegen, ist Grundlage dafür, an sich selbst zu zweifeln und sich für »weniger wert« zu halten.
Auch Heinz Müller fragt sich, wieso ausgerechnet er arbeitslos wurde, obwohl er doch ein »Arbeitstier« ist. Er ist aber nicht entlassen worden, weil er selbst zu »schlecht« war, sondern weil auf das in seinem Unternehmen investierte Kapital zu wenig Profit erzielt wurde, weil also die Rendite zu »schlecht« war. Und er wird nicht eingestellt, weil es anderen Unternehmen ebenfalls zu »schlecht« geht, als dass sie ihn brauchen könnten.
»Auch wenn die Betroffenen sich schuldlos an ihrer Arbeitslosigkeit fühlen, weil sie wissen, daß sie z.B. aufgrund einer Betriebsschließung entlassen wurden, und sie ihr Schicksal mit vielen teilen, erhöhen sich mit zunehmender Dauer der Arbeitslosigkeit die Selbstzweifel.«[5]
Nämlich dann, wenn immer mehr Bewerbungen erfolglos sind, wenn andere einem vorgezogen werden. *»Manchmal bin ich da ganz tief unten. (...) Wenn ich wieder mal eine Absage kriege oder sowas«,* könnte Heinz Müller dann sagen.[6]
Das Kapital sucht sich diejenigen heraus, die ihm am Besten passen und zeigt dem Rest die kalte Schulter. Heinz Müller scheint als abgelehnter Bewerber selbst schuld zu sein, weil er eben für die Zwecke eines Unternehmens nicht gut genug war.
Wenn er das übernimmt, macht er sich selbst fertig. *»Kann es verwundern, wenn jemand nach langer Arbeitslosigkeit und dutzenden, wenn nicht hunderten erfolglosen Bewerbungen das Gefühl entwickelt, ein Versager zu sein?«*[7]

Die Arbeitsfähigkeit von Arbeitslosen wird mit der Dauer der Arbeitslosigkeit entwertet.

Wenn es für 80 Bratwürste 100 BewerberInnen gibt, bekommen 20 Personen keine Bratwurst. Warum sollen sich die 20, die leer ausgehen, deswegen für Versager halten? Wenn es 100 Kindergartenplätze für 200 Familien gibt, die sich bewerben, warum sollen sich die hundert, die leer ausgehen, für Versager halten?

Und wenn es für 44,6 Millionen erwerbsfähige Personen nur 34,7 Millionen Arbeitsplätze als ArbeitnehmerInnen gibt und 4 Millionen Arbeitsplätze als Selbständige und ihre Familienangehörigen, warum sollen sich dann die übrig gebliebenen 6 Millionen für Versager halten?[8]

Mal ganz zu schweigen davon, was das für Arbeitsplätze sind und ob man überhaupt davon leben kann.

Hat nicht eher ein Wirtschaftssystem versagt, das trotz eines nie dagewesenen Reichtums soviele Menschen für überflüssig erklärt, ohne dass diese persönlich versagt hätten?

Je mehr Arbeitslose sich selbst für Versager halten, desto weniger ändert sich an dem System, das versagt. Nur wenn die Opfer die Spielregeln akzeptieren, unter denen sie verlieren, halten sie sich für Versager.

Nur 20% der Arbeitslosen leben alleine. 80% leben mit (überwiegend erwerbstätigen) PartnerInnen zusammen.

Heinz Müller ist verheiratet. Seine Frau kann ihm ebenfalls das Gefühl geben, ein Versager zu sein.

»Obwohl Frauen in der Regel ihrem Mann nicht die Schuld für die Arbeitslosigkeit geben, ändert sich die Situation oftmals dann, wenn den Männern eine neue Arbeitsaufnahme mißlingt und sich Arbeitslosigkeit zu einem Dauerzustand entwickelt. Die Ursache für den Verbleib in der Arbeitslosigkeit wird dann häufig mit dem Verhalten der Männer begründet und als deren persönliches Versagen gewertet.«[9] Auch Nachbarn und Freunde könnten so reagieren. Die Zweifel an Heinz nehmen bei seinem Umfeld zu und damit wiederum auch bei ihm selbst.

Auch Eltern neigen dazu, die Ursachen für erfolglose Bewerbungen ihrer arbeitslosen Kinder bei ihnen selbst zu suchen.

»Jeder einzelne arbeitslose Mensch ist in dem Versuch, sich zu erklären, wie ihm oder ihr das nun passiert ist, sich selbst überlassen. Und das führt häufig dazu, dass die individuelle Schuldzuweisung, die von der Gesellschaft

4 Hess, D., Hartenstein W., Smid M., *Auswirkungen von Arbeitslosigkeit auf die Familie*. In: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung MittAB 1/1991, 183

5 Landessozialbericht 1998, 271

6 Aussage eines Arbeitslosen nach Landessozialbericht 1998, 221

7 Wilhelm Adamy, *Langzeitarbeitslosigkeit erreicht Nachkriegsrekord*, DGB Bundesvorstand 13. 02. 1998, Seite 5

8 Arbeitsmarkt 2001, 25; Statistisches Taschenbuch 2002, Tab. 2.5

9 Landessozialbericht 1998, 222

(...) den Arbeitslosen entgegengebracht wird, in hohem Umfang von den Arbeitslosen übernommen wird.«[10]

Um dem entgegenzusteuern ist es wichtig, dass möglichst viele Menschen wissen, dass Arbeitslosigkeit nicht von den Arbeitslosen, sondern vom Kapital erzeugt wird.

Wenn Arbeitslose lernen, sich selbst zu verteidigen und das Wirtschaftssystem zu verstehen, das sie zu »Versagern« macht, können sie eher ihr Selbstwertgefühl stärken.

Der Arbeitsmarkt, der Arbeitslose ausgliedert, erklärt gar nichts. Auf diesem Marktplatz fällen die Käufer der Ware Arbeitskraft das Urteil unbrauchbar oder brauchbar, meist ohne Urteilsbegründung. Erst wenn man die gleichgültigen Urteile des »Marktes« bzw. des Kapitals an sich selbst vollstreckt, wird Arbeitslosigkeit zu einem niederdrückenden persönlichen Problem.

Aber selbst wenn man schlechter ist als MitbewerberInnen: warum wird man dann dafür mit Arbeitslosigkeit und Verarmung bestraft? Gibt es keine andere Lösung?

Arbeitslose, die sich für Versager in der Konkurrenz halten, versuchen, ihre Arbeitslosigkeit zu verbergen. Im Extremfall sogar gegenüber den PartnerInnen. Dann geht jemand jeden Morgen zur gewohnten Zeit aus dem Haus, zu einer Arbeit, die er gar nicht mehr hat. Das Versteckspiel drückt das Selbstwertgefühl weiter nach unten.

1.123 | Unterstützung – das halbierte Leben

Stoiber-Berater Meinhard Miegel behauptet, dass »*bis heute ein Arbeitslosengeld gezahlt (wird), mit dem der gewohnte Lebensstandard geraume Zeit aufrecht erhalten werden kann*«.[11]

Das durchschnittliche Arbeitslosengeld eines unverheirateten Mannes in Westdeutschland lag im Jahr 2001 bei 1.412 DM, einer unverheirateten Frau bei 1.247 DM. Nach einem Jahr Arbeitslosigkeit gibt es Arbeitslosenhilfe. Sie betrug für unverheiratete Männer im Durchschnitt 1.072 DM, für unverheiratete Frauen 941 DM.[12] *»Langzeitarbeitslose verfügen durchschnittlich über 45% des vor der Arbeitslosigkeit erzielten Nettogehalts an finanziellen Mitteln.«*[13] Das bedeutet: ihr Leben ist halbiert. Die Arbeitslosenhilfe sinkt seit 1997 auch noch jährlich um drei Prozent.

Miegel behauptet, dass man mit der Hälfte seines Nettogehalts seinen gewohnten Lebensstandard aufrechterhalten kann. Wenn z. B. jemand von einem Nettoeinkommen von 2.300 DM für Miete und Nebenkosten 850 DM ausgegeben hat, dürfte es doch wirklich kein Problem sein, die 850 DM wie ge-

wohnt auch von 1.412 DM und später von 1.200 DM oder weniger zu bezahlen. Die Einnahmen der Arbeitslosen werden schlagartig halbiert, obwohl sie ihre Ausgaben nicht schlagartig halbieren können.

Miegel wundert sich, wieso Langzeitarbeitslose ihre Lage so falsch einschätzen. Denn obwohl sie ihren gewohnten Lebensstandard fortsetzen können, macht sich mehr als die Hälfte der Langzeitarbeitslosen große Sorgen um ihre wirtschaftliche Situation, im Gegensatz zu nur 14 % der abhängig Beschäftigten.[14] Sie scheinen entweder nicht wirtschaften zu können oder maßlose Ansprüche zu haben.

Man fragt sich auch, wieso jeder sechste bis siebte Arbeitslose nach zweijähriger Arbeitslosigkeit mit Mietzahlungen in Verzug kommt, jeder Vierte Schulden macht und 80 % ihre persönlichen Ausgaben eingeschränkt haben?[15] Das war das Ergebnis einer repräsentativen Befragung von Arbeitslosen in den 70er Jahren. Heute dürften aufgrund zahlreicher Kürzungen die Schwierigkeiten erheblich höher sein.

Wenn sich die Einnahmen eines Unternehmens schlagartig halbieren, kann das die Betriebsstilllegung bedeuten. Bei Arbeitslosen findet im Laufe der Zeit oft zumindest eine teilweise »Betriebs«stilllegung statt. Ihr Leben wird »halbiert«, um es in den Rahmen der halbierten Einnahmen zu zwängen.

Dass Arbeitslose »weniger wert« sind, wird ihnen mit der Höhe der Unterstützung unmißverständlich klargemacht. Das zählt mehr als alle schönen Worte und Rechte. Arbeitslose werden als Menschen mit Lebensbedürfnissen noch weniger akzeptiert als Arbeitende. Die Halbierung des Lebens durch Arbeitslosenunterstützung wirkt wie eine Bestrafung (Geldstrafe) für das »Verbrechen«, arbeitslos zu sein. Eine Bestrafung für was? Für das »Verbrechen«, dem Kapital keinen Profit einzubringen. Da das Kapital an ihnen nichts verdienen kann, sind sie für das Kapital »nichts wert«.

Die Höhe der Unterstützung fördert bei Arbeitslosen Demotivierung und Angst, aber auch Empörung und Verbitterung über die, die ihnen das antun. Ihre Gleichgültigkeit gegenüber einer Gesellschaft, die sie so behandelt, steigt. Und diese Gesellschaft wird durch Behörden repräsentiert und Gesetze, auf die diese sich berufen.

Die Halbierung der Einkünfte wird noch bedrückender, wenn Lohnabhängige sich angewöhnt haben, ihr persönliches Glück und das Glück in ihrer Familie über Waren zu erkaufen, das neue Auto, das neue Handy, das neue Spielzeug, die teure Reise usw.

10 Christine Morgenroth, *Schock, Scham und Schuldgefühle*, FR 28. 05. 2001, 12
11 Miegel 2001, 23
12 Arbeitsmarkt 2001, 87
13 Landessozialbericht 1998, 259
14 Landessozialbericht 1998, 172
15 vgl. Fußnote 1, Seite 29

Arbeitslose können auch dadurch etwas zur Hebung ihres Selbstwertgefühls tun, dass sie ihre Kraft nicht in erster Linie aus dem Kauf und dem Besitz von Waren schöpfen, sondern aus solidarischen Beziehungen zu anderen Menschen und aus der Verfolgung ihrer sozialen Interessen. *»Psychisches Wohlbefinden bzw. psychische Entlastung wurden (…) bei Arbeitslosen gefunden, die ihre Freizeit durch sinnvolle Aktivitäten mit anderen Menschen zu gestalten in der Lage sind.«*[16]

In den Augen des Kapitals ist es positiv, dass Arbeitslose mit dem Geld nicht bis zum Ende des Monats auskommen können. Das soll den Anreiz bilden, sich beliebig ausbeuten zu lassen.

Wenn man auf legalem Wege nicht bis zum Ende des Monats leben darf, wenn Verzichten und Schuldenmachen nicht mehr helfen, setzt sich das Überleben oft »illegal« durch. *»Lebbe geht weide«*, wusste schon Stepanovic, der ehemalige Trainer von Eintracht Frankfurt (Hochdeutsch: Das Leben geht weiter). Unerhört, dass Arbeitslose es wagen, bis zum Ende des Monats überleben zu wollen!

Der zähe Überlebenswille von Arbeitslosen wird als hemmungsloser Egoismus und als Mißbrauch von Sozialleistungen betrachtet. »Mißbrauch« drückt im Wesentlichen nur aus, dass Arbeitslosen- und Sozialhilfe zu niedrig sind. Das Kapital aber betrachtet ihn als Beweis, dass sie zu hoch sind.

Wenn das Kapital jedoch Steuern hinterzieht, beweist das in seinen Augen immer, dass die Steuern zu hoch sind und gesenkt werden müssen. Was den Reichen recht ist, sollte Arbeitslosen billig sein. Weil es »Mißbrauch« gibt, muss die Arbeitslosenunterstützung erhöht werden.

Arbeitslose können sich nicht in der letzten Woche des Monats stilllegen. Arbeitslose, die sich für eine deutliche Erhöhung der Unterstützung einsetzen, kämpfen damit auch gegen den weitverbreiteten »Mißbrauch«. Und gegen die zerstörerische Wirkung, die die Arbeitslosigkeit hat. Und sie tun etwas zur Hebung ihres Selbstwertgefühls.

1.1231 | Halbiertes Leben – soziale Isolation

Das aber wird durch die Arbeitslosigkeit selbst erschwert. Mit wachsender Dauer der Arbeitslosigkeit ziehen sich Arbeitslose von Freunden und Bekannten zurück. Ursache ist häufig, dass man finanziell nicht mehr mithalten kann. *»Essen gehen, zum Essen einladen, Fahrten zu bzw. Telefonate mit entfernter lebenden Freundinnen und Freunden, Gaststättenbesuche etc. sind Aktivitäten, an denen sie sparen, bis hin zum gänzlichen Verzicht. (…) Nicht zuletzt deshalb findet meistens ein Selektionsprozeß* (Auswahlprozeß) *im Freundes- und Bekanntenkreis statt. Kontakt wird überwiegend zu denen*

gesucht, die sich in einer ähnlichen finanziellen Situation befinden.«[17] Die minimale Unterstützung führt zur Verarmung von Kontakten. Das wiederum kann den Lebensmut und das Selbstwertgefühl weiter herunterziehen. Der Münsteraner Psychologe Alfred Gebert: »*Solche Kontakte stellen einen enormen Gesundheitsfaktor dar.«* (FR 20.02.2000) *»Die Einsamkeit wird immer größer, je weniger sie machen können und das ist das Tragische«*, sagt eine Arbeitslose.[18]

1.1232 | Konflikte in Familien – Halbierung der Familien

Die Hälfte der Arbeitslosen gab an, dass Gereiztheit und Konflikte in Familie und Partnerschaft zunehmen. So eine repräsentative Umfrage. Arbeitslose Männer können sich als Versager fühlen, wenn sie ihrer Frau bzw. den Kindern nicht mehr so viel bieten können. Wenn die Kinder unter der Situation leiden, belastet das auch die Arbeitslosen.

Besonders wenn in Familien eine traditionelle Rollenverteilung herrscht, sind Krisen vorprogrammiert. Die Abwertung des Mannes stört das bisherige Gleichgewicht.

Männliche Arbeitslose können sich als minderwertig fühlen, wenn die Rolle des »Familienernährers« auf die Frau übergeht. Konflikte nehmen zu, wenn sie dennoch zeigen wollen, wer der Herr im Hause ist.

Frauen können sich in ihrer Rollenverteilung gestört fühlen, wenn der Mann sich in die Haushaltsarbeit einmischt. Arbeitslosigkeit ist leichter zu ertragen, wenn es partnerschaftliche Beziehungen innerhalb von Lebensgemeinschaften gibt.

Konflikte innerhalb der Familie nagen ebenfalls am Selbstbewußtsein und fördern die Tendenz zur Vereinsamung. Die Gedanken an Scheidung nehmen zu, wenn es nicht gelingt, die Arbeitslosigkeit zu beenden. Etwa 30% der Langzeitarbeitslosen, aber nur 8,4% der abhängig Beschäftigten sind geschieden oder leben in Trennung.[19] Arbeitslosigkeit ist leichter zu überstehen, wenn sie in Familien »akzeptiert« wird, ohne mit Selbstvorwürfen oder Vorwürfen darauf zu reagieren. Das Kapital aber schafft genau das entgegengesetzte Klima, fördert damit das Auseinanderbrechen von Beziehungen. Das wird zu einer weiteren Quelle der Resignation.

1.1233 | Ohnmacht durch Schulden

Haushalte, die mit ihrem Lohneinkommen auf oder unter dem Sozialhilfeniveau liegen, haben die höchsten Schulden. Mit steigen-

16 Gaß, Gerald; Klems, W.; Krömmelbein, S.; Schmid, A., *Strategien gegen Langzeitarbeitslosigkeit*, Berlin 1997, 38
17 Landessozialbericht 1998, 266
18 Landessozialbericht 1998, 265
19 Landessozialbericht 1998, 222

dem Einkommen fällt der Umfang der Schulden und die Höhe der Ratenzahlungen.[20] Verschuldung zeigt im Wesentlichen, dass das Lohnniveau zu niedrig ist. Schulden gleichen vor allem aus, dass Löhne zu niedrig sind, um Anschaffungen von Möbeln und Autos zu finanzieren.

Schulden sind vor allem ein Problem der unteren Schichten. Nach einer Untersuchung bei Schuldnerberatungsstellen sind zwei Drittel der Ratsuchenden Arbeiter. Der Anteil der Ungelernten ist überdurchschnittlich hoch. Etwa zwei Drittel der überschuldeten Haushalte verfügte 1999 monatlich über weniger als 2500 DM Haushaltsnettoeinkommen (bei den Haushalten insgesamt sind es nur ein Drittel).[21]

Verschuldung kann dazu führen, dass Haushalte ihre Zahlungsverpflichtungen nicht mehr erfüllen können, selbst wenn sie sich einschränken. Überschuldete Haushalte können Zinsen nicht mehr zahlen bzw. die Kredite nicht mehr tilgen (abbezahlen). Das nennt man Überschuldung.

In Westdeutschland gab es 1989 1,2 Millionen Haushalte, die das nicht mehr konnten. 1999 waren es schon 1,9 Millionen.[22]

Etwa die Hälfte dieser Haushalte bezieht Lohneinkommen. Bei rund 40% war der Auslöser der Verschuldung die Arbeitslosigkeit.[23] Jeder fünfte Haushalt von Arbeitslosen macht während der Arbeitslosigkeit Schulden, um finanzielle Engpässe zu bewältigen.[24] Das können Miet-, Energie- und Telefonschulden sein, aber auch private Schulden bei Freunden, Familienmitgliedern und Bekannten.

Der Armutsbericht der Bundesregierung sieht die Lage von Verschuldeten so: *»Haushalte geraten vorübergehend oder anhaltend in Problemlagen, wenn sie sich veränderten Lebensbedingungen nicht rasch genug anpassen können.«*[25] Eine solche veränderte Lebensbedingung ist die Arbeitslosigkeit. Die Ursache für Überschuldung ist also nicht die Arbeitslosigkeit, sondern die mangelnde Anpassungsfähigkeit an sie.

Dass sich die Einnahmen eines Lohnempfängers mit der Arbeitslosigkeit halbieren und Zinsen und Tilgung nicht mehr wie gewohnt bezahlt werden können, ist nicht das Problem. Problem ist, dass es doch tatsächlich Menschen gibt, die die Höhe ihrer Schulden nicht augenblicklich daran anpassen können. Problem ist, dass es bei den Arbeiterhaushalten an »Rationalität der Haushaltsführung« mangelt.[25] Wenn ArbeiterInnen mit sinkenden Einkommen nicht zurechtkommen, kann es nur an ihnen liegen.

In einem ganz anderen Sinne hat Überschuldung tatsächlich etwas mit mangelnder Anpassungsfähigkeit zu tun.

Nämlich dann, wenn im Vertrauen auf eine angeblich gesicherte wirtschaftliche Zukunft Kredite aufgenommen wurden. Nämlich dann, wenn Kaufen

als Trostspender für Unbefriedigtsein in der Lohnarbeit herhalten muss.

Nämlich dann, wenn man sich lieber verschuldet, als für höhere Löhne zu kämpfen bzw. Sozialleistungen in Anspruch zu nehmen.

Nämlich dann, wenn man Kreditinstituten vertraut und sich von leeren Versprechungen über den Tisch ziehen lässt.

Nämlich dann, wenn man seine Schulden weiterhin »bedient« bzw. zurükkzahlt, statt ganz einfach jede Zahlung einzustellen.

Überschuldung kann zu viel Vertrauen in das Kapital und zu wenig Vertrauen in die eigene Kraft ausdrücken. Das zeigt mangelnde Anpassungsfähigkeit an seine Lage als LohnarbeiterIn. In diesem Sinne hat Dr. Korczak, der Autor des Verschuldungskapitels im Armutsbericht, recht.

Verschuldung kann so starke Ohnmachtsgefühle und Angst erzeugen, dass man sein Leben nicht mehr im Griff hat. *»Ich weiß von Leuten, die haben Bauchschmerzen bei dem Gedanken nach Hause zu gehen, weil sie an den Briefkasten denken, weil das nur auf sie einstürzt, und irgendwann machen sie gar nichts mehr. Die Leute sind nicht mehr Herr ihrer Lage.«* So ein Experte über verschuldete Arbeitslose.[26]

Nicht mehr Herr seiner Lage zu sein, lähmt Energien. Man kann das Gefühl bekommen, dass alle weiteren Anstrengungen sinnlos sind und lässt alles nur noch über sich ergehen. Damit vermindert sich auch die Arbeitsfähigkeit.

Menschen, die die Kontrolle über ihr Leben verlieren, sind in der Gefahr, auch die Kontrolle über sich selbst zu verlieren. Die Bereitschaft, Alkohol als »Problemlöser« zu sich zu nehmen, wächst, wenn sie sowieso schon vorhanden ist.

Im Ergebnis einer erfolgreichen Schuldnerberatung steigt in der Hälfte der Fälle das Selbstwertgefühl wieder und die psychische Lage stabilisiert sich.[27]

Die Verschuldung als Folge dessen, dass Löhne und Unterstützung die Lebenshaltungskosten nicht decken, wird selbst zu einem bedeutenden Hindernis, aus der Arbeitslosigkeit herauszukommen.

Arbeitgeber stellen ungern verschuldete LohnarbeiterInnen ein, weil sie die Kosten von Lohnpfändungen scheuen. Verschuldete Arbeitslose arbeiten ungern legal, weil ihnen nach der Pfändung nur noch wenig bleibt.

Die Bundesregierung rät, doch die Hilfe der

20 Roth 1997, 119 f.
21 Gunter E. Zimmermann, *Überschuldung privater Haushalte. Empirische Ergebnisse für die alten Bundesländer.* Hg. Deutscher Caritasverband und Diakonisches Werk der Evangelischen Kirche Deutschland EKD, Freiburg 2000
22 *Lebenslagen in Deutschland*, Erster Armuts- und Reichtumsbericht 2001, Deutscher Bundestag, Drucksache 14/5990 vom 08. 05. 2001, 64
23 ebda. 313
24 Landessozialbericht 1998, 173
25 Armutsbericht ebda. 65
26 Landessozialbericht 1998, 262
27 Siehe Fußnote 21

Schuldnerberatungsstellen als selbstverständlich in Anspruch zu nehmen. Auf 2.150 überschuldete Haushalte kommt in Deutschland aber nur ein (!) Schuldnerberater. Die Gläubiger haben wenig Interesse an Entschuldung, der Staat auch nicht.

1.1241 | Arbeitslos – gesundheitlicher Abbau

Nach einer Untersuchung der Gmünder Ersatzkasse (1,4 Millionen Versicherte) stieg die Sterblichkeit von Arbeitslosen mit der Dauer der Arbeitslosigkeit. Arbeitslosen unter 50 Jahren, die länger als zwei Jahre arbeitslos waren, starben 1998 dreimal häufiger als Beschäftigte unter 50.[28]

60% der abhängig Beschäftigten bezeichneten ihren Gesundheitszustand als sehr gut oder gut, aber nur 25% der Langzeitarbeitslosen. Jeder fünfte Langzeitarbeitslose beurteilte seinen Gesundheitszustand als schlecht, aber nur 1,5% der abhängig Beschäftigten.[29] Gesundheitliche Beeinträchtigungen nehmen durch die Arbeitslosigkeit zu.

Andererseits: *»Der hohe Anteil gesundheitlich Beeinträchtigter* (unter Arbeitslosen) *dürfte (...) hauptsächlich auf personalpolitische Strategien von Arbeitgebern zurückzuführen sein.«*[30] Eine »Strategie« der Personalpolitik besteht darin, Kranke und Leistungsschwächere in die Arbeitslosigkeit abzudrängen (und in die Rente). Ein bedeutender Teil der Kündigungen erfolgt aus Krankheitsgründen. Das Arbeitsamt wird dank der Massenabschiebung von »Minderleistern« zum Sammelbecken von angeschlagenen Kolleginnen und Kollegen. Im September 2001 hatten 60% aller über 45-jährigen Arbeitslosen in Westdeutschland gesundheitliche Einschränkungen. Bei den Arbeitslosen zwischen 25 und 45 Jahren war es »nur« ein Drittel.[31]

»Gesundheitliche Einschränkungen« sind ein Vermittlungshemmnis. Sie sind auch ein Motiv, angebotene Arbeiten abzulehnen, weil man sich nicht zutraut, den Anforderungen zu genügen. Das erscheint dann als Faulheit.

1.1242 | Psychischer Abbau

An die 90% der Arbeitslosen haben Angst vor ihrer Zukunft.[32] Arbeitslosigkeit fördert psychische Erkrankungen.

Wenn LohnarbeiterInnen ihre Arbeit verlieren und Arbeit suchen, sind sie Entscheidungen ausgeliefert, die andere über sie fällen. Sie sind einem unberechenbaren »Arbeitsmarkt« ausgeliefert. Man ist noch abhängiger, als wenn man arbeitet. Unter diesen Bedingungen kann sich ein Gefühl von Ohnmacht und Hilflosigkeit einstellen. »*Die Menschen werden ja in aller Regel nicht gefragt, ob sie arbeitslos werden möchten, sondern es wird über sie entschieden. Und diese Fremdbestimmung, dieses Ausgeliefert-Sein an das Wohl und We-*

he von Interessen, die so genau nicht sichtbar werden für den einzelnen arbeitenden Menschen, dieses Ausgeliefert-Sein ist fatal.«[33]

Es besteht die Gefahr, dass man die Kontrolle über sein Leben verliert, weil unbekannte Andere verhindern, dass man wieder auf die Beine kommt. *»Der drohende Verlust an Kontrolle der Lebenssituation wird mehrheitlich als gravierendes* (schwerwiegendes) *Problem beschrieben.«*[34]

Ohnmachtsgefühle können eine Quelle für Depressionen und psychische Erkrankungen sein. Nach Angaben der Gmünder Ersatzkasse verbringen arbeitslose Männer achtmal so viele Tage in der Psychiatrie wie Nicht-Arbeitslose, arbeitslose Frauen etwa viermal so viele Tage. Bei arbeitslosen Männern entfallen fast 40% der Tage stationärer Unterbringung auf psychiatrische Erkrankungen.

Viele Arbeitslose, die psychisch krank sind, dürften aber schon während des Arbeitslebens krank geworden sein. (→ 1.25) Psychische Erkrankungen sind genauso wie gesundheitliche Einschränkungen Ursachen für krankheits- bzw. verhaltensbedingte Kündigungen.

1.1243 | Alkoholabhängigkeit

Unter Arbeitslosen zwischen 18 und 29 Jahren war 1987 der Anteil derjenigen, die alkoholgefährdet sind, mit 12–13% etwa doppelt so hoch wie unter Berufstätigen gleichen Alters. So das Ergebnis einer repräsentativen Untersuchung von Infratest.[35] Wenn der Anteil der Alkoholkranken d. h. behandlungsbedürftigen Alkoholabhängigen unter Arbeitslosen ebenfalls doppelt so hoch ist wie unter Berufstätigen, wären etwa 10% der Arbeitslosen offen alkoholabhängig. Bezogen auf Westdeutschland wären das heute etwa 250.000 Arbeitslose.

Jährlich werden in Westdeutschland etwa 50.000 alkoholabhängige Arbeitslose in psychiatrischen Krankenhäusern und Fachkliniken für Suchtkranke aufgenommen.[36] Arbeitslose stellen etwa die Hälfte aller alkoholabhängigen PatientInnen (in Ostdeutschland sind es über 70%). In Suchtberatungsstellen und Entwöhnungsbehandlungen machen Arbeitslose etwa ein Drittel der KlientInnen aus, in Ostdeutschland weit mehr als die Hälfte.

Arbeitslosigkeit fördert den Alkoholkonsum, besonders dann, wenn die Bereitschaft, mit Alkohol »Probleme zu lösen«, schon vor der

28 GEK-Gesundheitsreport 1999 nach www.gesundheitberlin.de/content/aktivitaeten/a_g/soziales/sammet.pdf
29 Landessozialbericht 1998, 233
30 Landessozialbericht 1998, 238
31 Arbeitsmarkt 2001, 187
32 Arbeitslosenreport 1999
33 Siehe Fußnote 10
34 Landessozialbericht 1998, 270
35 nach Henkel 1998, 104
36 Dieter Henkel, *Arbeitslosigkeit, Alkoholkonsum und Alkoholabhängigkeit: nationale und internationale Forschungsergebnisse*. In: Dieter Henkel Hg., Sucht und Armut, Opladen 1998, 126

Arbeitslosigkeit vorhanden war. Zahlreiche Studien haben nachgewiesen, dass die Zahl der Arbeitslosen, die ihren Alkoholkonsum während der Arbeitslosigkeit erhöhen, deutlich größer ist als die Zahl derer, die ihn reduzieren.[37] Insbesondere bei Arbeitslosen, deren Selbstwertgefühl am stärksten erschüttert ist, nimmt der Alkoholkonsum mit der Dauer der Arbeitslosigkeit zu.

Arbeitslose, die während der Arbeitslosigkeit eine Therapie beginnen, bleiben zu über 90 % auch nach dem Abschluss der Therapie arbeitslos. Arbeitslose werden nach Abschluss einer Therapie doppelt so häufig rückfällig wie Berufstätige.[38] Arbeitslosigkeit hat unter allen Faktoren die größte Bedeutung für Rückfälligkeit.

Alkohol ist ein Mittel, um finanzielle Sorgen zu vergessen und um über Einsamkeit und familiäre Konflikte hinwegzukommen. Alkohol ist ein Mittel, die Langeweile des Arbeitslosendaseins zu ertränken. Alkohol und andere Drogen lösen zeitweise die inneren Spannungen und schaffen ein Glücksgefühl, auch wenn man keinen Grund hat, glücklich zu sein. Auseinandersetzungen, um die eigene Lage zu verändern, werden eher vermieden. Konflikte werden dadurch nach innen verlagert. An der Situation ändert sich nichts.

Alkohol und Drogen schaffen ein Gefühl, man hätte etwas im Griff, obwohl man nichts im Griff hat. In Alkoholabhängigkeit äußert sich ein gewisser Verlust an Kontrolle über die eigene Lage. Man fühlt sich gezwungen zu trinken, um andere Zwänge ertragen zu können z. B. die Abhängigkeit von Entscheidungen Anderer, Konkurrenz, rücksichtslose Anforderungen, moralische Verurteilungen usw. Eine Gesellschaft, die nicht die Kontrolle über sich hat, produziert auch Menschen, die die Kontrolle über sich verlieren.

Alkohol und andere Drogen können wiederum zu »gesundheitlichen Einschränkungen« führen. Alkoholismus wird häufig nicht offengelegt, ist aber ein bedeutsamer Grund dafür, dass Arbeitskräfte weniger belastbar sind, weniger Selbstvertrauen haben und sich deshalb Arbeitsverhältnissen entziehen wollen.[39]

Beispiel:

»Ein Teilnehmer, der lange ›trocken‹ war und ein Praktikum mit Aussicht auf eine Stelle antreten soll, die nach eigener Aussage genau seinen Bedürfnissen entspricht, macht sich zwar auf den Weg dorthin, kommt aber nicht an, weil er unterwegs rückfällig wird.«[40]

Alkoholismus selbst ist ja schon ein Zeichen dafür, dass man Hilfsmittel braucht, um fehlendes Selbstwußtsein auszugleichen.

Dass Alkoholkranke unter Arbeitslosen häufiger vertreten sind, liegt auch daran, dass Alkoholkranke genauso wie Ältere, gesundheitlich Angeschlagene usw. verstärkt wegen Minderleistung aus den Betrieben aussortiert wer-

den. Alkoholkranke können dem wachsenden Leistungsdruck weniger standhalten. Suchtprobleme können letzte Ursache von Fehlzeiten und Krankmeldungen sein und schließlich auch von krankheits- oder verhaltensbedingten Kündigungen. In einer Befragung nannten z. B. 8 von 80 Langzeitarbeitslosen Sucht als Kündigungsursache.[41]

Andererseits werden mit Massenentlassungen (betriebsbedingten Kündigungen) auch Alkoholkranke freigesetzt. Alkoholkranke verbleiben in stärkerem Maße in der Arbeitslosigkeit als andere.

Sucht erscheint als individuelles Problem, als Problem mangelnder Willensstärke. Die millionenfache Verbreitung spiegelt aber wieder, dass Millionen Menschen Glücksgefühle und Entspannung aus Betäubungsmitteln ziehen, weil sie aus dem Verkauf einer Ware namens Arbeitskraft oder ihren sozialen Beziehungen insgesamt zu wenig Befriedigung ziehen können. Lohnabhängigkeit produziert auch andere Arten von Abhängigkeit.

In Westdeutschland sollen Anfang der 80er Jahre rund 2% bis 5% der Bevölkerung über 16 Jahren deutlich erkennbar alkoholabhängig gewesen sein.[42] Das wären heute etwa 1 bis 3 Millionen Menschen. Herbert Ziegler, ehemaliger Geschäftsführer der deutschen Hauptstelle gegen Suchtgefahren: *»Am Arbeitsplatz ist mit etwa 5% bis 7% behandlungsbedürftigen Abhängigen von Alkohol und Medikamenten zu rechnen. Wenn Sie in einer Abteilung mit 50 Beschäftigten arbeiten, können das zwei bis vier Kolleginnen und Kollegen sein.«*[43] Auch das wären insgesamt um die 2 Millionen behandlungsbedürftige LohnarbeiterInnen.

Der Suchtforscher Joachim Körkel nimmt an, dass insgesamt fast zehn Millionen Deutsche ihren Alkoholkonsum nicht im Griff haben. Doch nur jeder Zwanzigste von ihnen (500.000) sucht professionelle Hilfe. (FR 21. 04. 2002)

1.125 | Sich hängen lassen

Mit der Dauer der Arbeitslosigkeit gilt: *»Man läßt sich immer mehr hängen.«*[44] Die durchschnittlich schlechtere gesundheitliche und psychische Verfassung von Arbeitslosen, die geringe Unterstützung, die stärkere Verbreitung von Alkoholismus, Überschuldung, Einsamkeit und geringerem Selbstwertgefühl tragen dazu bei, dass zahlreiche Arbeitslose an Antriebsschwäche leiden. Ihre Willenskraft ist mehr oder weniger stark eingeschränkt.

37 Henkel 1998, 109
38 Henkel 1998, 113
39 *Landessozialbericht 1998*, 239 ff.
40 Cariteam, *Keine Angst vorm Arbeitsplatz*, Fachtagung Frankfurt 27. 04. 2001, Reader S. 1
41 Kieselbach u. a. *»Ich wäre ja sonst nie mehr an Arbeit rangekommen!«*, Weinheim 1998, 76
42 ebda., 106
43 Herbert Ziegler, *Das blaue Wunder*, Hamburg 1996, 14
44 *Landessozialbericht 1998*, 274

Noch leiden Arbeitslose im allgemeinen mehr unter der Arbeitslosigkeit, als sich offensiv zu verteidigen.

Das Institut für angewandte Sozialwissenschaften (infas) befragte im Jahre 1988 206 arbeitslose Männer und ihre Frauen, wie sie und ihre Kinder die Arbeitslosigkeit des Mannes verarbeiten. Sie waren im Durchschnitt drei Jahre arbeitslos.

Insbesondere bei un- und angelernten Arbeitern, Sozialhilfebeziehern, bei Menschen ohne Ausbildungsabschluss bzw. mit Hauptschulabschluss erzeugt länger andauernde Arbeitslosigkeit in hohem Maße Resignation, geringeres Selbstwertgefühl und deprimierte Stimmungen.[45]

Wer sich matt und hilflos fühlt, wer dank tätiger Mithilfe der herrschenden Klasse nicht mehr viel von sich hält, der traut sich unter Umständen auch nicht einmal mehr zu, eine Stelle anzunehmen. Der kann reale Angst davor entwickeln, den Anforderungen nicht zu genügen. Wer vereinsamt ist, der traut sich unter Umständen auch nicht mehr unter Menschen, auch nicht unter zukünftige Arbeitskollegen. Wer keine Hoffnung mehr hat, der regelt unter Umständen auch Dinge nicht, die er regeln könnte, z. B. beim Sozialamt einen Antrag auf die Übernahme von Mietrückständen zu stellen. Das stößt dann auf völliges Unverständnis.

Arbeitslosigkeit entfaltet ihre zerstörerischen Wirkungen auf die psychische und physische Gesundheit der Arbeitslosen nicht automatisch. Wie sie wirkt, hängt ab von der Höhe der Arbeitslosenunterstützung ab, von den Aussichten, wieder eine Stelle zu finden, von der Qualifikation, vom Bildungsstand, der gesundheitlichen Verfassung, dem Familienstand, den familiären Beziehungen, der Verantwortung für Kinder, der Einstellung zu den Ursachen seiner Arbeitslosigkeit, von der Einstellung zur Lohnarbeit, von der Gesamtheit der Interessen und der Ziele, die man sich setzt. Sie hängt auch davon ab, ob man sich der Rücksichtslosigkeit des Kapitals geistig und praktisch unterwirft oder sich von ihr distanzieren kann.

Es gibt keinerlei Automatismus, dass Arbeitslosigkeit in jedem Fall persönlich unüberwindbar ist und eine ausweglose Situation mit Alkoholismus, psychischen Erkrankungen usw. erzeugt.

Arbeitslosigkeit ist aber eine objektive Grundlage dafür, dass alle oben beschriebenen Erscheinungen im allgemeinen verhältnismäßig zunehmen müssen.

Persönliche Widerstandsfähigkeit zu entwickeln ist deshalb wichtig, um nicht unterzugehen. Wenn man seine Meinung über sich von der Meinung des Kapitals abhängig macht und keinen eigenen, selbständigen Standpunkt als LohnarbeiterIn entwickelt, zerbricht man eher.

Insbesondere »*die Zuschreibung von Ursachen der Langzeitarbeitslosigkeit auf die eigene Person, wirkt problemverstärkend.*«[46] Dem Kapital, das die Arbeitslosigkeit verursacht, »die Schuld« zuschreiben zu können, wirkt also »problemlösend«. (→ Teil 2)

Es ist notwendig zu lernen, sich gegen die Umstände zur Wehr zu setzen, die einen niederdrücken und sich da zu kratzen, wo es einen juckt. Auf dieser Basis wäre es möglich, Selbstbewußtsein immer wieder neu aufzubauen, das durch die Verhältnisse immer wieder abgebaut wird. Konflikte nach außen zu tragen, statt nach innen zu verlagern und sie mit sich selbst auszumachen, hilft die Arbeitslosigkeit positiv zu verarbeiten.

1.126 | Wachsende Schicht von Überflüssigen

Auf dem Grunde des Meers an Arbeitslosen lagern sich diejenigen ab, die abgesunken sind, diejenigen, die zu krank sind, zu alt oder zu behindert sind. Es lagern sich diejenigen ab, die mit ihrer Qualifikation untergegangen sind, die Süchtigen, psychisch Gestörten, die Resignierten und Verzweifelten.

Sie sammeln sich unter den Arbeitslosen, weil sie ausgemustert sind und weil das Interesse des Kapitals an einer weiteren Verwertung ihrer Arbeitskraft gegen Null geht.

Meinhard Miegel erklärt, dass diese Gruppe von Arbeitslosen 15% ausmacht, also rund 600.000 Menschen, und dass ihre Eingliederung *»auf dem derzeitigen Arbeitsmarkt auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten«* stößt.[47] Das Kapital hat sie abgeschrieben. Für sie sei eher die Sozialpolitik zuständig als die Beschäftigungspolitik, sagt deshalb Miegel.

Die »unterste Schicht der Arbeitslosen« nimmt mit den Schwierigkeiten der Kapitalverwertung zu. Die zunehmende Dauer der Arbeitslosigkeit drückt die sinkende Nachfrage des Kapitals nach Arbeitskraft aus. 1973 waren nur 8,5% der Arbeitslosen in Westdeutschland länger als ein Jahr ununterbrochen ohne Arbeit, also langzeitarbeitslos. 2001 waren es schon viermal so viele, nämlich 33,8%.[48] Die Zahlen sind erheblich zu gering ausgewiesen. Diejenigen, die mehrfach hintereinander arbeitslos werden, werden nicht als langzeitarbeitslos gerechnet. Kurzfristige Unterbrechungen der Arbeitslosigkeit führen nämlich seit 1985 statistisch zu ihrer Beendigung. Wenn jemand mit einer Unterbrechung von einem Monat insgesamt zwei mal neun Monate arbeitslos war, gilt er nicht als langzeitarbeitslos. Die Forscher des Instituts für

45 vgl. Fußnote 4, Hess u. a., Seite 184
46 Gaß, Gerald, Klems, W., Krömmelbein, S., Schmid, A., *Strategien gegen Langzeitarbeitslosigkeit*, Berlin 1997, 38
47 Miegel 2002, 175
48 Armutsbericht 2001, 362; Arbeitsmarkt 2001, 85

Arbeit und Technik schätzen, dass der Anteil der Langzeitarbeitslosen bei knapp 50 % der Arbeitslosen liegen dürfte.[49]

Die Arbeitslosigkeit schwächt mit zunehmender Dauer die Leistungsfähigkeit der großen Masse der Arbeitslosen, auch derjenigen, die nicht wegen »Leistungsschwäche« aussortiert worden sind. Je länger jemand arbeitslos ist, desto mehr werden im Durchschnitt Selbstbewußtsein, Gesundheit und Arbeitsfähigkeit untergraben. Die schlechtere physische und psychische Verfassung von Arbeitslosen steht ihrer Wiedereingliederung entgegen. Die Antriebslosigkeit des Kapital, Menschen zu beschäftigen, deren Arbeitskraft nicht genug einbringt, erzeugt die Antriebslosigkeit von überflüssig Gemachten, ihre Arbeitskraft zur Verfügung zu stellen.

1.127 | Arbeitslose – moralisch verurteilt

Mit der Keule Faulheit versucht das Kapital alle Arbeitslosen niederzuschlagen, die sich dagegen wehren, dass Unternehmen ihnen das Fell mit niedrigen Löhnen und schlechten Arbeitsbedingungen über die Ohren ziehen. Damit wird versucht, Selbstbewußtsein und Selbstwertgefühl der Arbeitslosen zu brechen.

Mit der Keule Faulheit werden erst recht diejenigen bearbeitet, die bis zum Ende des Monats überleben wollen und sich die dazu notwendigen Einnahmen beschaffen, ohne sie den Behörden anzugeben.

Mit der Keule Faulheit werden auch diejenigen geprügelt, deren Selbstwertgefühl so am Boden liegt, dass sie ihre Antriebskraft weitgehend verloren haben und sich hängen lassen.

Der Faulheitsvorwurf, der ständige Verdacht des Mißbrauchs setzt Arbeitslose erheblich unter Druck. *»Ich will arbeiten, kriege aber keine Chance und muß mir dann noch Faulheit und Sozialschmarotzertum vorwerfen lassen«,* sagte ein Arbeitsloser.[50]

Der Faulheitsverdacht fördert die soziale Isolation.

Er untergräbt auch die Beziehungen zwischen beschäftigten und unbeschäftigten LohnarbeiterInnen und hetzt sie gegeneinander auf. Wenn sich Arbeitslose von allen alleingelassen fühlen, zieht das noch mehr runter. Dann werden sie noch »fauler«.

Helmut Maucher, Chef von Nestlé, hat schonungslos ausgesprochen, was Manager denken. »*Wir haben mittlerweile, provozierend gesagt, einen gewissen Prozentsatz an Wohlstandsmüll in unserer Gesellschaft. Leute, die entweder keinen Antrieb haben zu arbeiten, halb krank oder müde sind, die das System*

einfach ausnutzen.« (Stern 21.11.1997) Das Kapital hat wie immer damit nichts zu tun. Die moralische Verurteilung der Arbeitslosen verstärkt alle niederdrückenden Folgen der Arbeitslosigkeit.

Aber nur dann, wenn man sich den Schuh anzieht, den einem das Kapital hinstellt. Tut man es nicht, erzeugt die moralische Verurteilung der Arbeitslosen die Empörung, die sie verdient.

Der Faulheitsverdacht kann dann dazu beitragen, dass Arbeitslose Kraft gewinnen, ihre Menschenwürde gegen diejenigen zu verteidigen, die sie niedertreten.

49 Landessozialbericht 1998, 47
50 Landessozialbericht 1998, 272

1.13 | Ostdeutschland – Arbeitswilligkeit zu hoch?

In Ostdeutschland gab es im Jahre 2001 mehr als doppelt so viel Arbeitslose wie im Westen (18,9% zu 8,3%). (Arbeitsmarkt 2001, 16f.) Rechnet man die Stille Reserve hinzu (vor allem Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und Fortbildung) ist schon beinahe jeder vierte Ostdeutsche arbeitslos.

Kanzler Schröder hatte Ostdeutschland 1998 zur Chefsache erklärt. Seither hat sich der Abstand der Arbeitslosenquoten zwischen Osten und Westen vergrößert.

Wie kann man die ostdeutschen Arbeitslosen verdächtigen, faul zu sein, wenn sich 1,4 Millionen Arbeitslose vor gerade mal 65.000 offenen Stellen drängeln (in 2001)?

Soll man sie wegen mangelnder Bereitschaft tadeln, dahin zu gehen, wo es Arbeitsplätze gibt? Von 1989 bis 2000 sind ungefähr 2,5 Millionen arbeitsfähige Menschen aus Ost- nach Westdeutschland gezogen. Dazu kommen etwa 600.000 Pendler, die täglich von Ost nach Westen pendeln. Rund zehn Prozent der Neueinstellungen in Westdeutschland sind Arbeitskräfte aus Ostdeutschland. Reicht das nicht? *»Die Situation erinnert mich an die 50er Jahre. (...) Aber was sich jetzt auf die Beine macht, übersteigt die Zahlen von damals«*, sagte der Ex-Ministerpräsident von Sachsen-Anhalt Reinhard Höppner. (FR 06. 03. 2001, 11) Wieder findet eine Abstimmung mit den Füßen statt. Aber auch sie hat nicht verhindert, dass die Arbeitslosigkeit in Ostdeutschland in den 90er Jahren gestiegen ist.

Soll man sie wegen mangelnder Qualifikation anklagen? Der Anteil der Arbeitslosen mit Berufsausbildung ist im Osten höher als im Westen.

Also sind die ostdeutschen Arbeitslosen ausnahmsweise mal nicht selbst schuld? Zu früh gefreut.

Warum müssen Menschen überhaupt arbeiten wollen, wenn es doch so wenig Arbeitsplätze gibt? Das ist das Problem, nicht die Faulheit. Und dieses Problem wird durch die Frauen verursacht.

Frauen schuld an Arbeitslosigkeit

»Hohe Erwerbsbeteiligung vergrößert Arbeitslosigkeit«, meint die Zukunftskommission der Länder Bayern und Sachsen. (Kommission für Zukunftsfragen 1998, 67)

Tatsächlich stehen 72,2% der ostdeutschen Frauen, aber nur 62,1% der westdeutschen Frauen im erwerbsfähigen Alter zwischen 15 und 64 Jahren dem Arbeitsmarkt zur Verfügung. *»Zu viele Frauen suchen Arbeit«*, meldete die

Frankfurter Rundschau als Ergebnis einer Studie, die die Arbeitslosigkeit in Ostdeutschland *»vor allem aus der überdurchschnittlich großen Nachfrage nach Arbeitsplätzen«* ableitet. (FR 20. 01. 1998)

Die ostdeutschen Frauen sollen sich schuldig fühlen, weil sie immer noch arbeiten wollen. Verkehrte Welt: im Westen wird die Arbeitslosigkeit darauf zurückgeführt, dass zu viele Menschen nicht arbeiten wollen, vor allem Männer. Im Osten wird sie darauf zurückgeführt, dass zu viele Menschen arbeiten wollen, vor allem Frauen.

Wenn die Erwerbsbeteiligung der ostdeutschen Frauen auf westdeutsches Niveau sinken soll, müssten 520.000 Frauen dem unverantwortlich »belasteten« Arbeitsmarkt den Rücken kehren und ihn »entlasten«. Aber selbst dann wäre die Arbeitslosenquote im Osten aber immer noch erheblich höher als im Westen.

Aber dafür sind die beschäftigten LohnarbeiterInnen verantwortlich, die mit ihren unverschämten Lohnansprüchen verhindern, dass die Arbeitslosen beschäftigt werden können. (→ 2.24) Im Übrigen belasten auch die westdeutschen Frauen den Arbeitsmarkt. (→ 1.2312)

Ob die LohnarbeiterInnen an der Arbeitslosigkeit schuld sind, weil sie zu faul oder zu fleißig sind, ist letztlich egal. Hauptsache sie sind schuld. Das Kapital steht jedenfalls mit den Ursachen der Arbeitslosigkeit in keinerlei Verbindung.

1.2 | Ware Arbeitskraft nicht rentabel genug

1.21 | Älter als 50 – ein Problem für wen?

Alter ist als Bedingung für Arbeitslosigkeit wesentlich bedeutender als Faulheit. (→ 1.11) Ab dem Alter von 50 spricht man von »Älteren«. Und die können ganz schön alt aussehen. Denn Menschen ab 50 werden nicht umsonst als Risiko- oder Problemgruppe bezeichnet. Aber das »Risiko« fängt auch schon früher an.

Beispiel:

Der gelernte Speditionskaufmann Gert Solowsky, 45 Jahre alt, wird wegen Arbeitsmangel entlassen. Über 60 Bewerbungen hat er geschrieben. Fünfmal wurde er zu Bewerbungsgesprächen eingeladen. »Es gelang ihm nicht ein einziges Mal, mit den jüngeren Mitbewerbern zu konkurrieren.« Dann bekommt er eine auf fünf Monate befristete Stelle als Lagerarbeiter. »Er arbeitete wie ein Berserker, half im Lager aus, schleppte Kisten und ging auch am Wochenende ins Lagerbüro, immer in der Hoffnung auf eine Vertragsverlängerung.« An seinem 47. Geburtstag wurde er entlassen. Er glaubt, er sei daran schuld. Solowsky reagiert mit Hautausschlag, der chronisch wird, und mit starken Herzbeschwerden. »Bin ich denn überhaupt noch etwas wert, bei meinem Alter?« fragt er sich.[1]

Er gibt sich selbst die Schuld an seiner Arbeitslosigkeit. Als Solowsky 50 war, war er immer noch arbeitslos.

1.211 | In Westdeutschland waren Ende 2000 arbeitslos:

– Jede zwölfte erwerbsfähige Arbeitskraft zwischen 25 und 50 Jahren.
– Jede achte erwerbsfähige Arbeitskraft zwischen 50 und 54 Jahren.
– Jede fünfte erwerbsfähige Arbeitskraft ab 55 Jahren.[2]

Sechs von zehn Arbeitslosen über 50 waren länger als ein Jahr arbeitslos, aber nur drei von zehn Arbeitslosen zwischen 25 und 50 Jahren.[3] Der Anteil der Arbeitslosen zwischen 50 und 65 Jahren an allen Arbeitslosen hat zugenommen. Er stieg von 29,8 % im Jahre 1991 auf 34,1 % im Jahr 2000.[4]

Die Altersgrenze, ab der das Risiko steigt, arbeitslos zu werden, beginnt mit 45. Ab 45 gilt man beim Arbeitsamt als schwerer vermittelbar. Deshalb kann man ab 45 länger als ein Jahr Arbeitslosengeld beziehen. Ab dem 57. Lebensjahr sogar 32 Monate, da die Vermittlung noch schwieriger ist. 2001 waren 41,4 % der Arbeitslosen über 45 Jahre.[5]

Dass Arbeitskräfte ab 45 Jahren verstärkt arbeitslos werden, scheint an ihrem Alter, also an ihnen selbst zu liegen.

»Ältere Menschen wurden bisher von der Beschäftigungs- und Qualifizierungspolitik vorwiegend als ›Alterslast‹ (...) betrachtet. (...) Dementsprechend ist die Erwerbsquote der Älteren (Anteil der Erwerbstätigen zwischen 50 und 64 an allen 50- bis 64-Jährigen) *deutlich niedriger als die anderer Altersgruppen, die Arbeitslosigkeit deutlich höher und die Langzeitarbeitslosigkeit überproportional* (überdurchschnittlich) *hoch.«*[6]

Die Altersgrenze, ab der das Alter zur Last und zum Risiko wird, rutscht schon unter 45. *»Mit 43 Jahren zu alt – das stand in den Absagen, die Marion Thieme (eine Handelskauffrau) vor zwei Jahren auf ihre Bewerbungen bekam.«*[7]

Das Alter, ab dem Menschen für überflüssig gehalten werden, sinkt immer tiefer. *»In diesem Jahr sind von Langzeitarbeitslosigkeit vermehrt auch jüngere Jahrgänge (schon ab 35 Jahren) betroffen«*.[8]

Dass sie zur »Last« fallen und zum Problem werden, ist für viele ältere Menschen eine Tragödie, die ihr Selbstvertrauen erschüttert. Insbesondere, wenn sie in einem Alter sind, indem sie eigentlich noch niemandem »zur Last fallen« müssten.

Arbeitslose, die von Unternehmen kaltschnäuzig abgelehnt werden, weil sie für sie zu alt sind, fühlen sich insgesamt als Menschen abgelehnt. Und so ist es ja auch gemeint.

1.212 | Ältere kosten zu viel

»Für die Betriebe ist die Beschäftigung älterer Mitarbeiter (...) oft mit erhöhten Kosten verbunden.« So Arbeitgeberpräsident Hundt.[9] Erhöht heißt: mit höheren Kosten als z. B. für Beschäftigte zwischen 25 und 40 Jahren. Ältere ab 45 Jahren fallen also dem Kapital zur Last.

a) Höherer Krankenstand

Nach dem Fehlzeitenreport des Wissenschaftlichen Instituts der AOK ist der Krankenstand (der Anteil der Kranken an den Versicherten) bei über 50-Jährigen doppelt so hoch wie bei jüngeren Altersgruppen. (FR 05. 12. 2002) Die Ausfallzeiten durch Arbeitsunfähigkeit sind entsprechend höher. Die Arbeitszeit, in der die Arbeitskraft Älterer genutzt werden kann, ist im Durchschnitt geringer.

Da Unternehmen Beschäftigten den Lohn sechs Wochen fortzahlen müssen, auch wenn

1 aus Gabi Gillen, Michael Möller, *Anschluß verpaßt*, Bonn 1992, 33–41
2 Arbeitsmarkt 2000, 194
3 Arbeitsmarkt 2001, 64
4 Arbeitsmarkt 2001, 197
5 Strukturanalyse 2001, 31
6 Corinna Barkholdt, *Die vergessene Ressource: Qualifizierung älterer Beschäftigter*; in Friedrich-Ebert-Stiftung, »Zukünftige Qualifizierung von Beschäftigten«, Bonn 2001
7 FTD 05. 01. 2001
8 Jahresgutachten 2000 des Sachverständigenrats nach FR 17. 11. 2000, 15
9 Arbeitgeberpräsident Hundt in FR 23. 10. 2001

sie krank sind, sind Ältere teurer. Zwanzig, dreißig Jahre arbeiten, geht an niemandem spurlos vorüber.

Rückenleiden nehmen bei FacharbeiterInnen schon ab dem Alter von 30 Jahren deutlich zu und erreichen ab etwa 50 Jahren ihren Höhepunkt. Auch Arthrosen werden ab 30 häufiger und nehmen mit den Jahren zu. Die Häufigkeit von Krankheiten des Skeletts, der Muskeln und des Bindegewebes ist bei über 50-jährigen zwei bis dreimal so hoch wie bei 30- bis 39-jährigen. Die Ausgaben der Kassen pro Versichertem wachsen mit steigendem Alter deutlich.

b) Längerer Urlaub

Der gesetzliche Mindesturlaub beträgt 25 Tage. In der Metallindustrie ist der tariflich festgelegte Urlaub 30 Tage. Der Urlaubsanspruch steigt meistens mit der Dauer der Betriebszugehörigkeit und teilweise auch mit dem Lebensalter. Ältere Arbeitnehmer brauchen eben längere Erholungszeiten.

c) Höhere Löhne

In vielen Tarifverträgen steigt auch der Lohn mit dem Alter und der Dauer der Betriebszugehörigkeit. Ältere Arbeitnehmer sind teurer als jüngere. »Das erschwere ihre Beschäftigung«, erklärt der Hauptgeschäftsführer der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände, Reinhold Göhner. (FR 05. 02. 2001) Höherer Lohn bei tendenziell sinkendem Leistungsvermögen? Das halten die Chefs für absurd.

d) Höherer Kündigungsschutz

In vielen Tarifverträgen steigt die Kündigungsfrist mit wachsendem Alter. Oft ist nach einer langen Betriebszugehörigkeit bzw. ab einem bestimmten Alter eine ordentliche Kündigung ausgeschlossen. In der Metallindustrie Baden-Württembergs z. B. ab dem 53. Lebensjahr nach dreijähriger Betriebszugehörigkeit. Da man Ältere nicht so schnell los wird, sortieren Unternehmen sie lieber vorher aus.

e) Geringere Belastbarkeit

Die gleiche Arbeitsbelastung wird schon ab dem Alter von 40 Jahren stärker als belastend empfunden als von Arbeitskräften unter 40.[10]

Das gilt naturgemäß für körperlich schwere Arbeiten. Aber auch hohes Arbeitstempo, Termin- und Zeitdruck und starke Konzentration empfinden Arbeitskräfte über 40 Jahren stärker als belastend. Und mit einem deutlichen Sprung Arbeitskräfte über 50 Jahren.

Deshalb sind auf Arbeitsplätzen, bei denen hoher Zeitdruck herrscht, starke Konzentration erforderlich ist, besonders aber auf Arbeitsplätzen mit Bildschirmarbeit erheblich mehr Arbeitskräfte im Alter zwischen 25 und 29 Jahren beschäftigt als Arbeitskräfte ab 40 bzw. 50 Jahren.

In vielen Bereichen hat ein rasanter Übergang zu computergesteuerten Arbeitsabläufen stattgefunden, vor allem in der Industrie. Die neuen Technologien sind verbunden mit der Ausdehnung von Schichtarbeit, Wochenendarbeit und insgesamt flexibleren Arbeitszeiten (Wechsel von überlangen Arbeitszeiten mit kürzeren). Je mehr Kapital in einen Arbeitsplatz investiert wird, desto mehr müssen sie möglichst ohne Unterbrechung genutzt werden. Daraus folgt höherer Stress. (→ 3.11 und 3.12)

Wachsender Arbeitsstress ist nicht auf die neuen Technologien an sich zurückzuführen, sondern darauf, dass Maschinen und Anlagen Kapital sind. Kapital muss sich verzinsen.

Es ist also auch nicht in erster Linie die der modernen Technik entsprechende Qualifikation, die Älteren fehlt. Woran sie sich »unzureichend anpassen können«, ist der durch die Bewegung des Kapitals verursachte wachsende Arbeitsstress.

Das Bedürfnis, die Arbeitszeit zu reduzieren oder in Rente zu gehen, nimmt deswegen mit wachsendem Alter deutlich zu.

f) Restlaufzeiten für Investitionen in Weiterbildung zu gering

Die technologische Revolution fordert mehr als früher lebenslanges Lernen und die Fähigkeit, sich umzustellen. Aber nur 5 % der 50 bis 55-Jährigen nehmen an Weiterbildungen teil. Zwischen 30 und 40 Jahren sind es doppelt und zwischen 25 und 30 Jahren fünfmal so viele. (FTD 05. 01. 2001)

Unternehmen führen das meist auf die geringere Bereitschaft Älterer zur Weiterbildung zurück und machen das für deren Arbeitslosigkeit mitverantwortlich. Damit verdecken sie ihre eigene Interesselosigkeit. Unternehmen und in ihrem Schlepptau die Arbeitsämter rechnen, ob sich Investitionen in ältere »MitarbeiterInnen« überhaupt noch lohnen. Hans-Peter Klös, Experte vom Institut der deutschen Wirtschaft spricht es offen aus: »›Bei der geringen Restlaufzeit‹ böte kaum ein Arbeitgeber einem 52-jährigen so etwas, ›wenn er mit 60 längst in Rente ist‹«. (FTD 05. 01. 2001) Investitionskosten in die Weiterbildung von Beschäftigten werden auf die Laufzeit umgelegt, in der die neuen Qualifikationen genutzt werden können. Jüngere haben eine längere »Nutzungsdauer« und sind deshalb billiger. Genauso wie Investitionen in Maschinen werden auch Investitionen in Arbeitsmaschinen auf die Nutzungsdauer umgerechnet, bevor sie getätigt werden.

Ältere Menschen haben sicherlich im Durchschnitt größere Schwierigkeiten und eine geringere Bereitschaft, sich auf technische Neuerungen einzustellen. Sie hän-

10 Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung, *Arbeitsbelastung in der Erwerbsbevölkerung*, München Oktober 1997, 116 f.

gen eher an gewohnten Arbeitsabläufen. Es wäre aber durchaus möglich, die neuen Qualifikationen durch Weiterbildung zu erreichen.

Im Weg steht nicht das Alter an sich, sondern dass Menschen, genauer, die Arbeitskraft von Menschen, als Ware gehandelt werden, die Profit bringen muss. Da Ältere als Ware Arbeitskraft weniger bringen, werden sie in stärkerem Maß überflüssig.

1.213 | Verwertbarkeit der Arbeitskraft wichtiger als Qualifikation

Forscher des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesanstalt für Arbeit stellten fest, dass Jüngere ohne Ausbildung mehr als doppelt so schnell aus der Arbeitslosigkeit herauskommen wie Ältere über 55 Jahren mit Ausbildung.[11] Das trifft auch dann noch zu, wenn man nur Jüngere und Ältere vergleicht, die keine gesundheitlichen Einschränkungen aufweisen. Ältere, ausgebildete und gesunde Arbeitslose fanden nur zu 29 % eine Stelle, jüngere, gesunde Arbeitslose ohne Ausbildung dagegen zu über 40 %. Das Alter hat also eine größere Bedeutung als die Qualifikation.[12] Gründe dafür sind nicht in erster Linie »Vorurteile« (einblick 10/02, 5), die widerlegt werden können. Es sind vielmehr emotionslose ökonomische Interessen des Kapitals an der Verwertbarkeit von Menschen, die sich das Kapital nicht »widerlegen« lässt.

- **Lieber keine Ingenieure, als welche über 45**

1998 gab es rund 32.000 arbeitslose Maschinenbau- und Elektroingenieure. Gleichzeitig wurden 16.500 Maschinenbau- und Elektroingenieure gesucht.[13] Insgesamt waren 57.000 Ingenieure arbeitslos.

Unter den arbeitslosen Akademikern stellten Ingenieure die größte Gruppe, mit weitem Abstand vor den LehrerInnen (27.000 Arbeitslose). Gleichzeitig war vom »Rekordbedarf an Ingenieuren« die Rede. (Hans-Olaf Henkel, BDI-Präsident)

Die Qualifikation stimmte, die Nachfrage war da. Was war los?

Beispiel:

Werner Skypalle schrieb: » Ich bin 53, Ingenieur für Feinwerktechnik, mit langer Berufserfahrung in Fertigungssteuerung, Konstruktionsleitung und Projektkoordination, suche seit April 2001 eine neue Arbeitsstelle innerhalb des Rhein-Main-Gebiets und plane noch für weitere zehn Jahre zu arbeiten. Wie ich den Stellenanzeigen in Tageszeitungen und Internet-Jobbörsen entnehme, ist in den genannten Bereichen auch Bedarf vorhanden, doch habe ich nur Absagen (knapp 60) auf meine Bewerbungen enthalten.« [14]

Die Unternehmen jammerten damals über Fachkräftemangel. In Wirklichkeit stellten sie lieber niemanden ein, als ältere Fachkräfte zu nehmen. *»Die meisten Unternehmen aus den exportorientierten Branchen Maschinenbau*

und Elektroindustrie hätten ihre ›drastische Verjüngungskur‹ fortgesetzt, beklagen die Fachvermittler der Bundesanstalt für Arbeit. Wer die vierzig überschreitet, hat bei den Unternehmen kaum eine Chance, so dass die Erwerbslosenzahlen für Ingenieure mit insgesamt 57.200 konstant hoch blieben«.[15]

Ingenieure im Alter über 45 verloren in den 90er Jahren zunehmend ihre Arbeit und blieben arbeitslos. 1991 war nur ein Drittel der arbeitslosen Ingenieure über 45 Jahre alt. 1998 waren es 70%. »*Für sie bestehen absehbar kaum Vermittlungschancen. Aus der Sicht der Unternehmen mangelt es ihnen an fachlich ›passgenauen‹ Qualifikationen, vor allem aber wiesen die arbeitslosen Bewerber Persönlichkeitsmerkmale auf, die ›sich mit dem Anforderungsprofil des jeweiligen Betriebs nicht vereinbaren lassen‹. (...) Darüber hinaus begründen die Betriebe die Ablehnung von Bewerbern mit einem zu hohen Alter.«*[16]

Mit 45 Jahren schon zum alten Eisen! Der berühmte Fachkräftemangel ist in bedeutendem Maß nur ein Mangel an jungen Fachkräften, deren Arbeitskraft optimal ausgebeutet werden kann.

- **Lieber keine Informatiker, als welche über 45**

Im Jahr 2000 hieß es, dass zwischen 75.000 und 150.000 Computerspezialisten fehlen. Für 80% der Stellen wurden Hochschulabgänger gesucht. Andererseits gab es über 30.000 arbeitslose Computerfachleute, die Hälfte davon älter als 55 Jahre. (FR 06. 06. 2000)

Wolfgang Müller, Software-Entwickler, lange Betriebsrat bei Digital (heute Compaq) berichtete, dass Fachleute ab 35–40 Jahren kaum noch zu vermitteln seien.[17] Über 35-jährige werden zunehmend aus der Branche verdrängt.[18] Miegel nennt als Ursache, dass ihr Wissen *»angesichts der überdurchschnittlich schnellen Entwicklung in diesem Bereich häufig veraltet ist«.*[19] Das soll der Grund sein, zehntausende von hochqualifizierten Menschen zu entsorgen?

Geht es nicht in Wirklichkeit darum, Kosten für Weiterbildung und Umschulungen zu sparen? *»Die meisten Firmen unternehmen sehr wenig, um ihre Leute für die IT-Stellen auszubilden oder älteren Arbeitnehmern neue Aufgaben zuzuteilen – wenn es darum geht, Stellen zu besetzen, verhalten sie sich, als kauften sie PCs ein und suchten dabei nach der billigsten Variante.«*[20]

Die schnelle Entsorgung älterer Generatio-

11 IAB-Kurzbericht Nr. 3 vom 7. 5. 1999, 1–7
12 Siehe Fußnote 11
13 nach Constanze Kurz, *Was geschieht mit der Ingenieurarbeit ?* SOFI-Mitteilungen 28/2000, 33–59
14 Leserbrief FR 02. 01. 2002
15 FR 28. 10. 2000
16 Constanze Kurz a. a. O. 38
17 Wolfgang Müller, *Importierte Spezialisten*, Computer-Fachwissen 3/2000
18 Rainer Fischbach, *Des-Informationstechnik*, Freitag 24. 03. 2000
19 Miegel 2001, 175
20 Fußnote 25 aus Andrew Bibby, *Strategien zur Bewältigung der Qualifikationslücke*, Der Mangel an IT-Spezialisten in Europa, (Hg.) Union Network International 12-2000, 33

nen von Arbeitskräften entspricht der Entsorgung veralteter Computergenerationen.

Aus jüngeren IT-Fachleuten kann man mehr herausholen. Sie sind häufig Singles. Das macht es leichter, sie dazu zu bewegen, ihre Zelte im Büro aufzuschlagen statt zu Hause. Ältere Arbeitskräfte sind weniger belastbar, um 12–14 Stunden am Tag zu arbeiten. Und sie können es sich weniger leisten, es sei denn sie arbeiten auf die Scheidung hin. Überlange Arbeitszeiten sind ein wichtiger Grund, weshalb auch Frauen in IT-Berufen weit weniger vertreten sind als Männer.

Jüngere sind billiger als Ältere, besonders dann, wenn sie nur Spezialkenntnisse aufweisen, statt reichhaltige allgemeine Programmiererfahrung.

Ähnliche Gründe hat die Anwerbung ausländischer Spezialisten. Sie sind billiger. Greencards und Arbeitserlaubnisse machen es möglich, ältere IT-Spezialisten noch schneller loszuwerden.

Selbst Stoiber räumt ein: *»Es mag ja sein, dass für so manchen Unternehmen der junge, flexible Arbeitnehmer aus dem Ausland billiger ist, als einer, der in der Mitte seines Lebens steht und qualifiziert werden muss.«*[21] Es mag nicht nur sein, es ist so. Ob die frischen Kräfte aus Deutschland kommen oder aus Indien, ist für das Kapital zweitrangig.

1.214 | Verjüngungskuren und »Jugendlichkeitswahn«

»Viele Unternehmen haben in den 80er und 90er Jahren ihren Mitarbeiterbestand reduziert und stark verjüngt.« (Ex-BA-Chef Jagoda in FR 05. 09. 2001) Die Industrie hat mit einem gewaltigen Besen Hunderttausende von älteren Arbeitskräften ausgekehrt und bei der Rentenversicherung oder Arbeits- und Sozialämtern abgelagert. In rund 60% der Betriebe gibt es heute niemanden mehr über 50 Jahren.[22] *»Wenn ich bei Daimler durch die Werke gehe, finde ich kaum Kollegen im Alter von 50 Jahren und älter an den Bändern.«* (Stuttgarter IG-Metall-Chef Huber in FR 10. 05. 2002)

Das Ganze wird als »Verjüngungskur« bezeichnet. Die Entsorgung der Alterslast ist eine Kur für Betriebe. Sie macht sie gesünder. Das Kapital fühlt sich in Folge dieser Kur besser. Seine Profite steigen, weil die Arbeitsproduktivität der Restbelegschaft bei sinkenden Lohn»kosten« zunimmt.

Das Kapital ist nicht von einem »Jugendlichkeitswahn« befallen, der therapeutisch heilbar wäre. Die Ware Arbeitskraft der Älteren rechnet sich einfach nicht genug. Der angebliche Wahn ist eiskalte Berechnung.

Dieselben Bosse, die die Massenabschiebungen in Arbeitslosigkeit und Ren-

te betreiben, ereifern sich dann über zu hohe »Lohnnebenkosten« für Rentner und Arbeitslose. Und machen den Staat dafür verantwortlich.

1.215 | Kein Schutz – mehr Chancen: Umdenken bei den Arbeitgebern?

Unternehmen haben die Entsorgung von Älteren teilweise so weit getrieben, dass es an erfahrenen Spezialisten fehlt. Sie sprechen davon, das *»Potenzial älterer Arbeitnehmer verstärkt nutzen«*[23] und ihre Beteiligung am Erwerbsleben erhöhen zu wollen.

Bedingung ist aber, dass das Kapital *»keine besondere Rücksicht auf langjährige Arbeitnehmer«*[24] mehr nehmen muss. Die Altersarbeitslosigkeit wird angeblich dadurch verursacht, dass Löhne von Älteren nicht entsprechend der geringeren Ergiebigkeit ihrer Arbeitskraft gesenkt werden können. (FTD 05. 01. 2001) Ältere müssen also mit Lohnkürzungen einverstanden sein. Mit den Hartz-Gesetzen werden die Löhne von Arbeitslosen ab 50, die zu niedrigeren Löhnen eingestellt werden, durch die Arbeitslosenversicherung bezuschusst. Die höhere Arbeitslosigkeit von Älteren ist angeblich durch den besseren Kündigungsschutz bedingt. Also sollen Ältere auf den besonderen Kündigungsschutz verzichten und dafür eintreten, dass man sie schneller entlassen kann. Die Bundesregierung hat den Kündigungsschutz ab dem Alter von 50 Jahren für Neueinstellungen faktisch abgeschafft. Denn ohne sachlichen Grund und ohne zeitliche Befristung können befristete Arbeitsverträge abgeschlosen werden. Dann hätten Unternehmen angeblich einen Anreiz, Ältere eher (vorläufig) zu behalten.[25]

Nur wenn es sich rechnet, Ältere einzustellen oder länger zu behalten, will das Kapital Nachsicht üben. Mit anderen Worten: Wenn ältere Menschen keine älteren Menschen mehr wären, hätten sie mehr Chancen.

1.216 | Schlussfolgerung

Ältere werden als Risikogruppe eingestuft. Aber nicht ihr Alter ist das Risiko. Das Risiko von Älteren besteht ausschließlich darin, dass ihre Arbeitskraft für das Kapital nicht genug Gewinn abwirft. Ältere LohnarbeiterInnen sind nur für das Kapital eine Last, für niemanden sonst.

21 Rede von 27. 04. 2000 in Goggingen – www.bayern.de/Presse-Info/Reden/2000/00042.html vom 05. 02. 2002
22 IAB-Betriebspanel, Ältere – ein Schatz muss gehoben werden, IAB Materialien Nr. 2/2001, 6
23 Siehe Fußnote 9
24 Siehe Fußnote 9
25 Siehe Fußnote 7

Schröder appelliert in der Regierungserklärung 2003 an die Unternehmen, auch über 50-jährigen Chancen zu geben. *»Auch sie (die Unternehmen) müssen Verantwortung für das Gemeinwesen übernehmen.«* Doch Unternehmen kennen nur die Verantwortung für ihr Kapital, nicht die für das Gemeinwesen.

Die Arbeitsproduktivität ist in Deutschland schneller als in anderen Ländern gestiegen. Das wurde u. a. durch die verstärkte Aussonderung Älterer aus dem Erwerbsleben erreicht. Deutschland gehört zu den wenigen europäischen Ländern, in denen die Erwerbsbeteiligung der 55- bis 64-Jährigen von 1991 bis 2000 abgenommen hat.[26]

Dass Erfahrung und Können von so vielen älteren Menschen auf den Müll geschmissen werden, statt sie zu nutzen, ist eine riesige Verschwendung von menschlichen Möglichkeiten. Sie rechnet sich nur für das Kapital. Menschen sind Nebensache.

Dass ältere Arbeitslose immer länger arbeitslos sind, ist kein Beweis für ihre wachsende Faulheit. Es zeigt nur das wachsende Desinteresse des Kapitals an ihnen. Das wachsende Desinteresse hängt wiederum mit der Entwicklung der Produktivität zusammen. (→ 2.1)

I 26 Arbeitsmarkt 2001, 46

»Zu alt« zu sein, ist ein Problem, aber auch: »zu jung« zu sein. Arbeitskräfte unter 25 Jahren gelten auf dem Arbeitsmarkt als »Problemgruppe«.[1] Jugendliche gelten wie Ältere als »besonders benachteiligt«.[2]

1.221 | Die Jugendarbeitslosigkeit ist überdurchschnittlich.

Die offizielle Arbeitslosigkeit von Jugendlichen unter 25 Jahren ist in der EU mehr als doppelt so hoch wie die von Personen über 25 Jahren.[3]
Im Jahr Aufschwungjahr 2000 waren in Westdeutschland arbeitslos:
❶ 865 von 10.000 Jugendlichen unter 25
❷ 755 von 10.000 Arbeitskräften zwischen 25 und 44 und
❸ 1.700 von 10.000 Arbeitskräften über 50.[4]
Die offizielle Arbeitslosenquote der Jugendlichen unter 25 Jahren lag mit 8,7% zwar unter dem Durchschnitt aller Altersgruppen (10,3%), aber über der der Arbeitskräfte zwischen 25 bis 44 Jahre. Der Gesamtdurchschnitt wird vor allem durch die hohe Arbeitslosigkeit der Älteren hochgetrieben. Das drückt die offizielle Jugendarbeitslosigkeit unter den Gesamtdurchschnitt.
Die offizielle Arbeitslosigkeit ist aber nur ein Teil der tatsächlichen Arbeitslosigkeit der Jugendlichen.
Ein bedeutender Teil der Jugendarbeitslosigkeit ist nicht offen, sondern latent (d. h. versteckt).
Jugendliche, die arbeitslos sind und eine Ausbildungsstelle suchen, werden nicht als arbeitslos gezählt (§ 16 SGB III).
80.000 unvermittelte LehrstellenbewerberInnen werden in der jährlichen Statistik mit dem Vermerk »unbekannt« abgehakt.
Andere haben die Arbeitssuche über's Arbeitsamt aufgegeben. Sie leben zu Hause, jobben und schlagen sich durch. Sie melden sich nicht arbeitslos, weil sie sowieso keinen Anspruch auf Arbeitslosenunterstützung haben.
Jugendliche gehen heute länger zur Schule als in den 70er und achtziger Jahren. 1970 waren rund 54% der männlichen und weiblichen Jugendlichen zwischen 15 und 20 Jahren erwerbstätig oder arbeitslos. 1999 sind es in Westdeutschland nur noch 34,5% der männlichen und 27,7% der weiblichen Jugendlichen.[5]
Viele, die keinen Ausbildungs- oder Arbeitsplatz finden konnten, »parken« im Bildungswesen. Sie überwintern in Schulen, beruf-

1 Arbeitsmarkt 2000, 131
2 ebda. 134
3 Im Jahr 2002 waren es 16% der unter 25-jährigen und 7,3% der über 25-jährigen. (Europäische Zentralbank, *Monatsbericht Februar 2003*, 33)
4 Arbeitsmarkt 2000, 194
5 IdW 2001, 12; IdW 1998, Tab. 15

lichen Vorbereitungsmaßnahmen und Universitäten. Im Bildungswesen versteckt sich ein Teil der Jugendarbeitslosigkeit.

Bis Dezember 1999 wurden von den Arbeitsämtern 870.000 junge Leute angeschrieben, die in diesem Jahr ohne Arbeit waren. Das waren 400.000 Jugendliche mehr als die, die offiziell als arbeitslos registriert waren. Es wird geschätzt, dass die Dunkelziffer arbeitslosen Jugendlichen die offiziellen Zahlen wenigstens verdoppelt.[6] Die Suche nach Ausbildungsplätzen, Abbruch und Nicht-Übernahme, vergebliche Anstrengungen usw. erzeugen unter Jugendlichen Frust und Resignation. Planlosigkeit und Orientierungslosigkeit wachsen und ebenso die Existenzunsicherheit, mit der sie fertig werden müssen. Unsicherheit über die eigene Zukunft prägt das Bewußtsein vieler Jugendlicher. Befragt nach den Themen der Zukunft stehen Berufsausbildung (87%) und Arbeitslosigkeit an oberster Stelle. So das Ergebnis einer repräsentativen Befragung für das Nachrichtenmagazin Focus im Jahre 2000. In einer Umfrage unter 8.000 Kindern und Jugendlichen zwischen 10 und 18 Jahren erntete der Mangel an Ausbildungs- und Arbeitsplätzen die meiste Kritik.[7] Viele Jugendliche können gar nicht mehr dauerhaft ins Berufsleben einsteigen. Sie sind Arbeitskräfte im Wartestand für unsichere Jobs.

1.222 | Jugendliche kosten zu viel

Jugendliche sind wie die Älteren eine Problemgruppe, weil sie dem Kapital zu wenig einbringen.

a) Ausbildungskosten

Unternehmen und Staat haben Ausbildungsplätze zusammengestrichen. (→ 1.321) Als Hauptgrund für den Abbau von Ausbildungsplätzen macht die Wirtschaftswoche aus: *»Unterm Strich ist die Ausbildung für die Unternehmen ein Verlustgeschäft.«*[8] Das Institut der deutschen Wirtschaft stellt fest: *»Für viele Betriebe stehen die Kosten der Ausbildung im Vordergrund ihrer Kalkulation* (Berechnungen).*«*[9] Jugendliche werden berechnet und für zu teuer befunden.

Im Jahr 2000 hat das Bundesinstitut für Berufsbildung in einer repräsentativen Erhebung bei 2.500 Unternehmen die Kosten der Ausbildung aller Ausbildungsbetriebe untersucht.

Beispiel:
Mathias Schmitt, der Durchschnittsazubi aller Betriebe:
Seine jährlichen Personalkosten betrugen 8.269 Euro.
Das für ihn eingesetzte Ausbildungspersonal kostete 5.893 Euro.

Die Anlage- und Sachkosten waren 545 Euro
und die sonstigen Kosten 1.728 Euro.
Insgesamt kostete er also im Jahr 16.435 Euro.
Da er auch im Betrieb arbeitet, brachte er Erträge von 7.730 Euro ein.
Durchschnittsazubi Mathias Schmitt kostete die Durchschnittsfirma also netto 8.705 Euro im Jahr oder netto 725 Euro monatlich.

In Industrie und Handel kosten Azubis erheblich mehr als im Handwerk. Berücksichtigt man, dass nicht alle Kosten allein durch die Ausbildung verursacht werden (Ausbilder bilden z. B. nicht nur aus), fallen immer noch Nettokosten von 2.448 Euro jährlich oder 204 Euro monatlich an.[10]
»Eine enge betriebliche Kosten-Nutzen-Rechnung führt bei vielen Betrieben zur Zeit dazu, Ausbildungsplätze nicht anzubieten oder aufzugeben.«[11] Würde ein Betrieb statt eines Azubis eine ausgebildete Fachkraft beschäftigen, würde diese Mehrwert produzieren und nicht Kosten verursachen.
Nicht die Jugendlichen und die Kosten, die sie verursachen, sind die Ausbildungsbremse, sondern das Kapital selbst. Zwischen dem gesellschaftlichen Interesse an Ausbildung für alle und der Verwirklichung stehen die privaten Sonderinteressen der Unternehmen.

b) Eingeschränkte Nutzung der jugendlichen Arbeitskraft

Auszubildende aus Industrie und Handel verbringen jährlich 120 Tage am betrieblichen Arbeitsplatz.[12] 100 Tage fallen für Berufsschule, Ausbildung in Lehrwerkstätten usw. an. In dieser Zeit können Azubis keine Gewinne erarbeiten. Durchschnittliche LohnarbeiterInnen sind dagegen etwa 220 Tage im Jahr an ihrem Arbeitsplatz. Urlaub, Überstunden und Krankheitstage sind schon abgerechnet.[13]
Unternehmen üben deshalb Druck aus, die betriebliche Nutzungszeit von Azubis ausdehnen. Vor allem die Berufsschule steht im Weg. Seit Jahren verlangen die Industrie- und Handelskammern überall die Abschaffung des zweiten Berufsschultags. Inzwischen sind Azubis bundesweit nur noch an durchschnittlich 1,2 Tagen wöchentlich in der Berufsschule.[14] Acht- oder neunstündiger Blockunterricht an einem Tag, flexiblere Unterrichtsformen und chronischer Unterrichtsausfall wegen Lehrermangel machen es möglich. Wenn Unterricht ausfällt, müssen die Jugendlichen in den Betrieb. Über 18-jährige

6 Dieter Kreft, Ingrid Mielenz, *Wörterbuch Soziale Arbeit*, Weinheim 1996, 306
7 FR 07. 06. 2002
8 Wirtschaftswoche 19. 06. 1997, 26
9 iwd Nr. 21 25. 05. 2000, 2
10 alle Zahlen aus Ursula Beicht, Günter Walden, *Wirtschaftlichere Durchführung der Berufsausbildung – Untersuchungsergebnisse zu den Ausbildungskosten der Betriebe*. In: Berufsbildung in Wissenschaft und Praxis, Heft 6/2002
11 aus dem *Memorandum des Forums Jugend-Bildung-Arbeit zur Ausbildungskrise*, Hg. Andreas Flitner und Ingo Richter, FR 29. 06. 1998, 10
12 Michael Niederalt, Claus Schnabel, Christian Kaiser, *Betriebliches Ausbildungsverhalten zwischen Kosten-Nutzen-Kalkül und gesellschaftlicher Verantwortung*, Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg November 2001, 12
13 IdW 2001, 16
14 Schierholz 2001, 77

Azubis müssen nach einem sechsstündigen Berufsschultag ebenfalls in den Betrieb. Wenn die betriebliche Nutzungsdauer der Auszubildenden zunimmt, fallen höhere Gewinne an.

Die Arbeitgeber fordern ferner Abstriche bei Azubi-Vergütungen, um die Kosten zu senken. Sie sparen an Ausbildern. Bei Bosch in Salzgitter z. B. ist nur ein Ausbilder für 26 Azubis zuständig. Zu wenig. (ran 05/2000, +04) Arbeitgeber sparen ferner an Sachmitteln für die Ausbildung. Für 8 Azubis in einer Göttinger Kfz-Werkstatt von Ford gab es z. B. nur zwei Werkzeugkisten. Die Azubis und ihre Jugend- und Auszubildendenvertretung (JAV) setzten die Anschaffung einer weiteren Werkzeugkiste für 900 DM durch. (ran 05/2000 +03)

c) Jugendarbeitsschutz

Jugendliche unter 18 Jahren fallen unter das Jugendarbeitsschutzgesetz. Sie dürfen mit wenigen Ausnahmen nicht mehr als acht Stunden am Tag, nur an fünf Werktagen und nicht zwischen 20 Uhr abends und 6 Uhr morgens arbeiten. Auch Akkord ist verboten. Jugendliche unter 18 Jahren haben höhere Urlaubsansprüche. Azubis dürfen ferner nur gekündigt werden, wenn Gründe für eine fristlose Kündigung vorhanden sind. Die profitable Nutzung der jugendlichen Arbeitskraft ist also eingeschränkt.

d) Militär- oder Zivildienst

Männliche Jugendliche müssen Wehr- oder Zivildienst ableisten. Ihr Arbeitsplatz muss in dieser Zeit vorgehalten werden. Militär- und Zivildienst sind für Unternehmen unproduktive Zeit. Deshalb besteht die Tendenz, Jugendliche erst nach Ablauf des Militär- bzw. Zivildienstes einzustellen. Das kann zu Arbeitslosigkeit vor und nach dem Militär- bzw. Zivildienst führen.

e) Mangelnde Berufserfahrung

Am liebsten stellen Unternehmen Arbeitskräfte ein, die schon längere Berufserfahrung haben. Berufserfahrung spart Einarbeitungskosten und bringt höhere Produktivität. Berufsanfänger haben es schwer. Zehnjährige Berufserfahrung mit 25 Jahren ist erwünscht. Mit unfreiwilliger Komik brachte das eine Unternehmensberatung zum Ausdruck, die InformatikerInnen und SoftwareentwicklerInnen mit reichhaltiger Erfahrung und Hochschulabschluss im Alter von 18 bis 30 Jahren suchte.[15]

f) Weniger Frauen in Berufsausbildung

Bei den Schulabgängern stellen junge Frauen noch die Hälfte. Sie stellten 1999 aber nur 40,5 % aller Auszubildenden,[16] nicht viel mehr als 1977 mit 36,5 %.

Die Betriebe wollen Arbeitskräfte, die ihnen voll und ganz zur Verfügung stehen. Junge Frauen aber sind potentielle Mütter. Ihre Berufsmöglichkeiten sind in hohem Maße auf wenige »weibliche« Ausbildungsberufe konzentriert, neben Friseusen und Hotelfachfrauen vor allem Verkäuferinnen, Kauf-

frauen und Arzthelferinnen. Hier sind sie eher ersetzbar, wenn sie Mütter werden. Das Interesse junger Frauen an einer Beziehung zu einem Mann und an Kindern kann größer sein als das an einer Ausbildung. Schon vor der Berufsausbildung beginnt der Prozess, Frauen in die unsichtbare Arbeitslosigkeit von Berufsfachschulen usw. oder in die Familie abzudrängen.

g) Gewinn durch Ausbildung: leider nur langfristig

»Berufliche Bildung ist mit Kosten und Erträgen verbunden, wobei – wie bei jeder anderen Investition auch – die Kosten vor allem in der Gegenwart anfallen, während sich die Erträge erst in der Zukunft ergeben.«[17]

Wird Mathias Schmitt nach der Ausbildung eingestellt, hat der Betrieb eine Reihe von Vorteilen. Kosten für die Suche nach einer neuen Fachkraft und Kosten für ihre Einarbeitung entfallen.

Mathias ist mit dem Betrieb mehr verbunden als eine »von außen« kommende Kraft. Seine Bereitschaft zum Wechsel ist geringer.

Wegen seiner Jugend denkt er weniger in eingefahrenen Bahnen. Wenn er wegen der Übernahme zufrieden und motiviert ist, fehlt er weniger und ist produktiver.

Der Betrieb kann sich aus den Azubis die Besten auswählen, hat ein geringeres Risiko für Fehlbesetzungen und weniger Probleme mit dem Nachwuchs. Fachkräfte, die ein Betrieb nicht braucht, wird er nach der Ausbildung ohne weitere Kündigungskosten wieder los.

Mathias ist aufgrund seines jugendlichen Alters billiger als ältere Arbeitskräfte, die auf dem Arbeitsmarkt angeworben werden.

Alle diese Argumente wurden vom Institut der deutschen Wirtschaft, dem IAB und dem Bundesinstitut für Berufsbildung in einem Argumentationspapier zusammengestellt *»Warum sich Ausbildung lohnt.«*[18] Dem lahmen Gaul Privatunternehmen sucht man Ausbildung schmackhaft zu machen.

Tatsache ist aber, dass das Interesse weiter sinkt. Nur noch jeder vierte Betrieb bildet aus. Auch wenn die Ausbildung kein Zuschussgeschäft sein sollte: der Gewinn aus der Beschäftigung von Azubis ist immer niedriger als der Gewinn, der aus der Arbeitskraft ausgebildeter Fachkräfte gezogen werden kann.

1.223 | Verlagerung von Ausbildungskosten

Das Bundesverfassungsgericht hat die Arbeitgeber schon 1980 dazu verpflichtet, dass *»grundsätzlich alle ausbildungswilligen Ju-*

15 Metall 1–2/2002, 19
16 Berufsbildungsbericht 2001, Anlage 4. 2.2.1 Schaubild 1
17 Niederalt 2001, 9 – Fußnote 12
18 nach iwd 25. 05. 2000, 2

gendlichen die Chance erhalten, einen Ausbildungsplatz zu bekommen«, und zwar auch dann, *»wenn das freie Spiel der Kräfte zur Erfüllung der übernommenen Aufgabe nicht mehr ausreichen sollte.«*[19] »Freies Spiel der Kräfte« heißt, die freie Entscheidung freier Unternehmer, nur dann auszubilden, wenn es sich für sie rechnet. Auch wenn es sich nicht rechnet, hätten sie eine verfassungsmäßige Verpflichtung zur Ausbildung. Das wird von den Arbeitgebern nicht erfüllt.

Sie verlagern die Berufsausbildung

- **auf die Arbeitsämter: Umschulen statt Ausbilden**

Viele Hunderttausende Fachkräfte sind arbeitslos. Wozu ausbilden, wenn man Fachkräfte auf Rechnung des Arbeitsamts umschulen lassen und dann einstellen kann?

Diese Tendenz nimmt mit dem Umfang der Arbeitslosigkeit zu. Die Bundesanstalt für Arbeit hat von 1991 bis 2000 1,3 Millionen ArbeitnehmerInnen den erstmaligen Erwerb eines Berufsabschlusses ermöglicht.[20] Der Zentralverband des Deutschen Handwerks beobachtet, dass Betriebe zunehmend Umschüler einstellen. *»Die müssen nicht zur Berufsschule, und obendrein zahlt das Arbeitsamt für sie Geld auf die Hand«*, erklärt der Leiter der Abteilung Berufsbildung, Karl Spellberg, das Kalkül (die Überlegung) der Unternehmer.[21]

Die Beiträge zur Arbeitslosenversicherung sind letztlich Lohnbestandteile. Die Ausbildungskosten bei Umschulung werden also von den LohnarbeiterInnen selbst bezahlt.

- **auf den Staat**

Da die Unternehmen ihre Ausbildungsanstrengungen zurückfahren, springt der Staat mehr ein.

1999 lag der Anteil der vom Staat finanzierten außerbetrieblichen Berufsausbildung schon bei 13,4% (1998: 8,6%).[22]

Nach einer Untersuchung des IAB erhielten im Jahr 2000 11% der westdeutschen und 17% der ostdeutschen Ausbildungsbetriebe staatliche Zuschüsse für die Ausbildung.[23] Siemens in Berlin z. B. lässt sich mehr als die Hälfte seiner Ausbildungskosten aus staatlichen Fördertöpfen finanzieren. (FR 29. 01. 2003)

Mit der technischen Entwicklung wächst der Gesamtbedarf an breit ausgebildeten Fachkräften mit guter Allgemeinbildung. Dieses gesellschaftliche Bedürfnis wird mehr als früher auf Rechnung der Gesellschaft befriedigt, während die Unternehmen den Gewinn aus der Nutzung dieser gesellschaftlichen Investitionen abkassieren.

1.224 | Geburtenrate und Jugendarbeitslosigkeit

Zunahme und Rückgang der Jugendarbeitslosigkeit scheinen dadurch bedingt zu sein, wieviele Kinder Familie Müller, Meier oder Schulze in die Welt setzen. Wenn sie mehr Kinder haben, ist der gesamte Jahrgang »geburtenstark«. Wenn sie weniger Kinder haben, nennt man den Jahrgang »geburtenschwach«.

Die Jugendarbeitslosigkeit schnellte in der Krise 1975 zum ersten Mal in die Höhe. Bis Mitte der 80er Jahre blieb sie sehr hoch. Die vorherrschende Meinung erklärte das damit, dass in den Jahren 1955 bis 1970 eben zu viele Kinder geboren worden seien.[24] Man hoffte auf die Abschaffung der Jugendarbeitslosigkeit, wenn die geburtenschwachen Jahrgänge ab 1970 ins Erwerbsleben eintreten würden.[25] Trotz geburtenschwacher Jahrgänge ist aber die Jugendarbeitslosigkeit nicht verschwunden. Sie stieg in den 90er Jahren an und erklimmt in der Krise ab 2001 neue Höhepunkte. Deshalb sagen selbst die Arbeitgeberverbände: *»Obwohl dies lange Zeit vermutet wurde, scheint zwischen der demographischen (Bevölkerungs-) Entwicklung und der Jugendarbeitslosigkeit (...) kein enger Zusammenhang zu bestehen.«* (Aspekte und Ursachen der Jugendarbeitslosigkeit – www.bda-online.de vom 17. 12. 2002)

Die Grundursache der Jugendarbeitslosigkeit besteht in der Bewegung des Kapitals, das, abhängig von seinem Rhythmus, nicht dem der Jahrgangsstärken, relativ weniger junge Menschen braucht. Je mehr Arbeitskräfte aussortiert werden, desto weniger müssen nachrücken. Je mehr Arbeitslose es gibt, desto eher kann man auf ausgebildete Kräfte zurückgreifen.

Jugendliche werden als Arbeitskräfte im Verhältnis zu den Bedürfnissen des Kapitals überflüssig. Das ist das Problem, nicht dass Frauen unglücklicherweise zu viele Kinder bekommen.

Besonders deutlich ist das in Ostdeutschland. Die Arbeitslosigkeit ist unglaublich hoch und die Geburtenrate ist unglaublich niedrig.

1.225 | Schlussfolgerung

Helmut Kohl sprach 1996, es sei eine »Schande für Deutschland«, wenn ein so reiches Land nicht in der Lage sei, jungen Leuten Ausbildungsplätze zu garantieren. (FR 17.08. 1996) Tatsächlich wäre das Land reich genug, um jedem eine Ausbildung zu garantieren.

Die »Schande« besteht darin, dass in diesem

19 sieh Fußnote 11
20 Bundesanstalt für Arbeit, Pressemitteilung 25/01 vom 26. 04. 2001
21 Wirtschaftswoche 19. 06. 1997, 26
22 Klaus Heimann, Thomas Ressel, *Ausbildungsbilanz 1999 – Die Geschichte einer Lehrstellengarantie*, DGB Gewerkschaftliche Bildungspolitik 5/6-2000, 18
23 Niederalt 2001, 24 Fußnote 12
24 Claudia Wolfinger, *Jugendarbeitslosigkeit an den Übergängen zwischen Bildungs- und Beschäftigungssystem*, in: Gabriele Klein, Hermann Strasser (Hg.) Schwer vermittelbar, Opladen 1997, 149–179
25 Peter Schruth, *Junge Arbeitslose in der gemeinnützigen Jobvermittlung*, Opladen 1999, 17

reichen Land die Profitinteressen von Privatunternehmen über die Zukunft der Jugend entscheiden. An dieser »Schande« wollte Kohl natürlich nichts ändern.

Schröder verkündete 1998 in seiner Regierungserklärung: *»Wir wollen und wir werden erreichen, daß alle Jugendlichen einen qualifizierten Ausbildungsplatz bekommen. Das ist ihre Erwartung an Politik, und die werden wir erfüllen.«* Die Jugendlichen müssen feststellen, dass die Bundesregierung ihren Vierjahresplan nicht erfüllt hat. 2002 waren 497.400 Jugendliche unter 25 Jahren als arbeitslos registriert, 1998 waren es »nur« 471.700.

Nachwievor gibt es erheblich mehr Bewerber für Lehrstellen als Angebote. Die Unternehmen haben ihr Angebot an betrieblichen Ausbildungsplätzen im Jahr 2002 drastisch zurückgefahren. Und auch die Zahl der außerbetrieblichen Lehrstellen sinkt.

Die Bundesregierung ist unbeirrt. Sie hat keinen Einfluss, erklärt aber in ihrer Regierungserklärung 2003: *»Jeder, der einen Ausbildungsplatz sucht und ausbildungsfähig ist, muss einen Ausbildungsplatz bekommen!«* Muss, aber wie? Schröder appelliert an die Betriebe, einfach das Gegenteil von dem zu tun, was sie jetzt tun und die 1999 *»gegebene Zusage einzuhalten«*, die sie nie erfüllt haben. Genauso gut könnte er im Frühling an die Flüsse appellieren, trotz Schneeschmelze nicht über die Ufer zu treten. Die Bundesregierung lässt dem Kapital, das die Jugendarbeitslosigkeit erzeugt, freie Hand. Und damit erhält sie die Verhältnisse aufrecht, die die Versprechungen der Regierung durchkreuzen.

»Es gehört zum Kernbestand der sozialen Marktwirtschaft, dass sich die unternehmerische Verantwortung nicht nur auf ein gutes Jahresergebnis erstreckt. Unternehmen und Unternehmer tragen auch gesellschaftliche Verantwortung. Diese Verantwortung zeigt sich zunächst und vor allem im Engagement für die diejenigen, die am Anfang ihres Berufsleben stehen.« Das sagt Schröder in seiner Regierungserklärung 2003, stellt aber fest: *»70% der Unternehmen entziehen sich ihrer sozialen und übrigens auch ökonomischen Verantwortung. Sie sägen damit an dem Ast, auf dem sie sitzen.«*

Die Jugendarbeitslosigkeit zeigt, dass Unternehmen keine gesellschaftliche Verantwortung wahrnehmen können, weil sie zuallererst Verantwortung gegenüber ihren Kapital beweisen müssen.

Damit sägt das Kapital tatsächlich an dem Ast, auf dem es sitzt.

Der Abbau von Ausbildungsplätzen hat denselben Grund wie die Verdrängung älterer Arbeitskräfte aus den Betrieben. Bei über 50-Jährigen schränkt vor allem ihr physischer und psychischer Verschleiß die Nutzung ihrer Ar-

beitskraft ein. Bei Jugendlichen sind es Ausbildung (und mangelnde Berufserfahrung).

Die Arbeitskraft von Jugendlichen und von Älteren ist weniger rentabel. Deshalb sind Ältere und Jüngere für das Kapital »Problemgruppen« und als »Problemgruppen« überdurchschnittlich arbeitslos. Werden Ältere und Auszubildende abgebaut werden, steigt das Arbeitsergebnis der Beschäftigten und damit der Profit.

Das Problem von Jugendlichen besteht nicht in ihrem Alter, sondern darin, dass ihre Arbeitskraft nur Mittel zum Zweck der Vermehrung von Kapital ist. Das Problem der Jugend ist das Kapital, nicht die Jugend selbst.

Das sieht Wirtschaftsminister Clement allerdings anders. Im Jahr 2002 sind die Ausbildungsplätze zwar dramatisch zurückgegangen. Kein Problem. Nach Clement sollen alle Jugendlichen unter 25 Jahren *»gesetzlich verpflichtet werden, eine Ausbildung zu absolvieren und anschließend zu arbeiten.«* (FTD 03. 02. 2003) Als finanziellen Anreiz dazu, tritt er für die Streichung der Arbeitslosen- und Sozialhilfe für Jugendliche ein. Für ihn sind die Jugendlichen selbst das Problem. Soviel zum *»Kernbestand der sozialen Marktwirtschaft.«*

1.23 | **Frauen als Problemgruppe**

Wenn Jugendliche bis 25 und Ältere ab 45 zu Risikogruppen zählen, dann dürften doch wenigstens die Menschen zwischen 25 und 45 keine Risikogruppe sein? Weit gefehlt. Besonders Frauen überhaupt und besonders zwischen 25 und 45 Jahren bedeuten ein schreckliches Risiko für das Kapital. *»Zu den so genannten »Problemgruppen« auf dem Arbeitsmarkt zählen insbesondere Jüngere, Ältere, Frauen, Ausländer und Schwerbehinderte.«* (Datenreport 2002, 103)

1.2311 | Die Arbeitslosigkeit von Frauen ist wesentlich höher als die von Männern.

In der Europäischen Union lag die offizielle Arbeitslosigkeit von Frauen 1999 durchschnittlich etwa 50% über der Quote von Männern.[1] Auch in Westdeutschland war die Arbeitslosigkeit von Frauen von 1970 bis 1994 offiziell höher als die von Männern. Seit 1995 aber ist sie in Westdeutschland niedriger als die der Männer. Im Jahre 2000 waren offiziell 8,5% der abhängig beschäftigten Frauen arbeitslos, aber 8,8% der abhängig beschäftigten Männer. 2001: 7,9% im Verhältnis zu 8,6% bei den Männern.[2]

Ursache ist zunächst, dass die Zahl der erwerbstätigen Männer von 1991 bis 1998 um 800.000 abgenommen hat, während die Zahl der erwerbstätigen Frauen um etwa 500.000 gestiegen ist.[3] Die Arbeitslosenquote der Männer ist deshalb erheblich schneller gestiegen als die der Frauen und hat diese am Ende überholt. Gestiegen sind sie aber beide. Die offiziell geringere Frauenerwerbslosigkeit hat mit Erfolgen bei der Gleichstellung von Mann und Frau überhaupt nichts zu tun.[4]

In Ostdeutschland ist die Arbeitslosigkeit von Frauen auch offiziell noch höher als die der Männer. Sie sind nach der »Wende« als erste aus dem Erwerbsleben verdrängt worden. Der Abstand hat erheblich abgenommen, da auch hier die Arbeitslosenquote der Männer sehr viel schneller gestiegen ist.[5]

Die tatsächlichen Arbeitslosigkeit von Frauen ist erheblich höher als die offizielle Arbeitslosigkeit. Viele arbeitslose Frauen melden sich nicht beim Arbeitsamt. Sie sind Hausfrauen und gehören zur sogenannten »Stillen Reserve«. Ihre Arbeitslosigkeit ist still, d.h. unsichtbar. Reserve heißt, dass sie arbeiten würden, wenn sich eine Möglichkeit dazu ergäbe. Reserve ist ein (vorübergehender) Ruhezustand.

Die Bundesanstalt für Arbeit gibt die Stille Reserve von Arbeitslosen, die sich nicht in Maßnahmen des Arbeitsamts befinden, für das Jahr 2000 mit 1,3 Mio. an.[6]
Zwei Drittel der Personen in der Stillen Reserve sind Frauen.[7]
Rechnen wir die unsichtbare Arbeitslosigkeit von Frauen und Männern zur sichtbaren hinzu, kommen wir für das Jahr 2000 auf eine Arbeitslosenquote der Frauen von 13,8% und der Männer von 10,3%.[8]
Die Arbeitslosigkeit von Frauen dauert länger als die von Männern. Arbeitslose Frauen werden in geringerem Maße wieder beschäftigt als Männer. Mit zunehmender Dauer der Arbeitslosigkeit beenden mehr Frauen als Männer ihre (offizielle) Arbeitslosigkeit, indem sie sich vom Arbeitsmarkt zurückziehen. Dem Ganzen entspricht spiegelverkehrt, dass die Beteiligung der Frauen am Erwerbsleben immer noch erheblich geringer ist als die der Männer.
Im Grundgesetz steht: *»Niemand darf wegen seines Geschlechtes (...) benachteiligt oder bevorzugt werden.«* (Artikel 3, Absatz 3)
Frauen sind auf dem Arbeitsmarkt benachteiligt. Und ihr Nachteil besteht gerade darin, Frau zu sein. Den Verfassungsschutz stört's nicht.

1.2312 | Tadel für Frauen wegen Arbeitswilligkeit

Frauen wird sogar vorgeworfen, dass sie arbeiten wollen. Das Institut der deutschen Wirtschaft, das vom Bundesverband der Deutschen Industrie betrieben wird, sprach davon, dass der Arbeitsmarkt in Westdeutschland durch den höheren Anteil von Frauen, die einem Beruf nachgehen wollen, »belastet« wird.[9]
Wie kann man nur so unsensibel sein, den Markt zu belasten? Die Wirtschaft fühlt sich von der Arbeitswilligkeit der Frauen bedroht. Das gilt vor allem in Ostdeutschland. (→ 1.13)

1.232 | Kinder als Auslöser von Arbeitslosigkeit

Frauen werden nicht vor allem arbeitslos, wenn sie über 50 oder unter 25 Jahre alt sind. Frauen werden hauptsächlich in der Blüte ihrer Jahre arbeitslos.

1 12,5% gegenüber 8,5% bei Männern – Monatsbericht Europäische Zentralbank EZB, Mai 2000, 72
2 Arbeitsmarkt 2001, 172
3 Arbeitsmarkt für Frauen, Sonderdruck aus ANBA Nr. 4/2000, 415
4 Die höhere Erwerbstätigkeit der Frauen besteht überwiegend in Teilzeitarbeit. Vollzeitbeschäftigungen dagegen sind für Frauen zurückgegangen, vor allem aber für Männer. 1998 arbeiteten 40% der Frauen, aber nur 4,5% der Männer teilzeit. (ANBA 4/2000, 411) »Gut zwei Drittel der Frauen geben ... persönliche oder familiäre Verpflichtungen als Grund an.« (ebda. 389) Frauen werden zwar stärker als Männer aus Fertigungsberufen verdrängt (aus der Produktion), aber sie konnten das im Gegensatz zu Männern durch Beschäftigungen z. B. als Verkäuferinnen, Bedienung in der Gastronomie, durch Arbeiten im Gesundheitswesen, im Erziehungswesen und im sozialen Bereich ausgleichen. (ANBA 4/2000, 413)
5 siehe Fußnote 2
6 Arbeitsmarkt 2001, 37
7 Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung *»Hohe Fluktuation in der Stillen Reserve«*, Wochenbericht 47/97, 20. 11. 1997, 923
8 eigene Berechnung anhand Arbeitsmarkt 2000, 37 und 186; vgl. auch Elke Holst, Die Stille Reserve am Arbeitsmarkt, Berlin 2000
9 IdW 1994, 12

Beispiel:
Birte Baumgarten-Reichel, beschäftigt bei einer Bundesbehörde, ging nach der Geburt ihres Sohnes in einen zweijährigen Erziehungsurlaub. Sie nahm an, dass sie nach zwei Jahren auch als Teilzeitkraft weiterbeschäftigt würde. Das lehnte der Arbeitgeber ab. Entweder ganz oder gar nicht, war die knallharte Alternative. Es gab 1999 zwar einen Anspruch auf Wiederbeschäftigung zur ursprünglichen Stundenzahl, aber noch keinen auf Teilzeitarbeit. Frau Baumgarten-Reichel wollte aus familiären Gründen nur teilzeit arbeiten. Am Ende saß sie mit dem Kind zu Hause – ohne Job.[10]

Rund 400.000 Frauen gehen jedes Jahr in eine Familienpause. Nur jede zweite nimmt anschließend die Arbeit wieder auf. Die Arbeitslosigkeit von Frauen steigt dann sprunghaft an.

Das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) befragte im Jahr 2000 3.000 Frauen mit einem Kind, das zwischen Juni 1996 und Juni 1997 wurde.

Vor der Geburt des Kindes waren nur 6 % der Frauen arbeitslos. 11 % standen dem Arbeitsmarkt nicht zur Verfügung. Sie waren sogenannte »Nichterwerbspersonen«.

Als das Kind drei Jahre alt war, waren 17 % der Frauen arbeitslos und 32 % hatten sich vom Erwerbsleben zurückgezogen.[11]

Die Arbeitslosigkeit der Frauen war nach Beendigung des Erziehungsurlaubs dreimal so hoch wie vorher. Das Battelle-Institut schrieb schon 1983: *»Verheiratete Frauen mit kleinen Kindern sind sehr viel häufiger von Arbeitslosigkeit betroffen als alleinstehende oder verheiratete Frauen ohne Kinder.«*[12]

In der amtlichen Statistik taucht das nicht auf. 1996 waren in Westdeutschland von 1000 kinderlosen Frauen zwischen 25 und 44 Jahren 54 arbeitslos gemeldet und 119 nicht erwerbstätig.

Von 1000 Frauen mit Kindern dagegen waren nur 46 arbeitslos gemeldet und 410 nicht erwerbstätig. Die jeweils verbleibenden Frauen arbeiteten.[13] Offiziell ist die Frauenarbeitslosigkeit der Mütter niedriger als die der kinderlosen Frauen. In Wirklichkeit ist sie aber höher, wie die Umfrage zeigt. Sie ist nur unsichtbar.

Trotzdem gibt es sie, denn 60 % der nicht-erwerbstätigen Frauen mit einem Kind unter neun Jahren würden gerne eine Erwerbsarbeit aufnehmen und können es (noch) nicht.

In Ostdeutschland ist die offizielle Arbeitslosigkeit der Frauen mit Kindern erheblich höher als die der Frauen ohne Kinder. Grund: Im Osten melden sich wesentlich mehr Frauen beim Arbeitsamt arbeitslos. Die Stille Reserve ist deswegen erheblich geringer.

Die Bundesanstalt für Arbeit: *»Die Ursachen für die besonderen Schwierigkei-*

ten der Frauen auf dem Arbeitsmarkt liegen häufig in ihren familiären Bindungen.«[14] Anders gesagt: Hätten sich die Frauen nicht mit einem Mann eingelassen und sich ein Kind eingehandelt, hätten sie keine »besonderen Schwierigkeiten« auf dem Markt. Den Frauen selbst wird die Verantwortung für ihre Arbeitslosigkeit zugeschoben. Das Problem liegt beim Kapital, nicht bei den Kindern.

1.233 | Frauen kosten zu viel

Vom Standpunkt derjenigen, die die Ware weibliche Arbeitskraft auf dem Markt kaufen, beeinträchtigen Kinder die Qualität dieser Ware. Kinder verteuern die Ware Arbeitskraft der Frau.

a) Schwangerschaft

Bei Einstellungsgesprächen werden Frauen nicht selten Fragen *»nach einer möglichen Schwangerschaft oder nach Heiratsplänen beziehungsweise Kinderwunsch (gestellt). (...) Der Hintergrund dieser Fragen ist ganz klar ein Bedenken seitens des Unternehmens wegen möglicher Ausfallzeiten und damit verbundener Kosten. ›Am besten auf alle Fragen antworten, notfalls sogar falsch, sonst bringen sich Bewerberinnen um alle Chancen‹, rät der Kölner Rechtsanwalt Björn Gaul.«*[15] Frauen müssen ihre natürlichsten Bedürfnisse verleugnen, wenn sie chancengleich mit Männern sein wollen. Nur wenn sie so wie Männer wären, sind Frauen nicht benachteiligt. Inzwischen haben Frauen nach einem Urteil des Bundesarbeitsgerichts das Recht auf Lüge. (FR 10. 02. 2003) Lügen darf kein Entlassungsgrund sein. Aber lügen müssen sie trotzdem.

Unternehmen haben ein Interesse, die Einstellung schwangerer Frauen oder von Frauen, die gerne schwanger wären, zu verhindern. Während der Schwangerschaft kann es zu einem höheren Krankenstand und zu Komplikationen kommen, die die Arbeitsproduktivität der Frau beeinträchtigen. Im Mutterschaftsurlaub fallen Frauen vierzehn Wochen als Arbeitskräfte aus.

In Deutschland wurde gegen das Betriebsinteresse des Kapitals durchgesetzt, dass Frauen während der Schwangerschaft nicht gekündigt werden können. Bedauernd lässt uns Diethelm Bender, Geschäftsführer einer Leiharbeitsfirma, wissen: *»Wir schützen in Deutschland unsere Arbeitnehmer so gut, bis sie schließlich überhaupt keine Arbeit mehr kriegen. Schwangere Frauen etwa genießen*

10 aus Wirtschaftswoche 04. 02. 1999, 86
11 Gerhard Engelbrech und Maria Jungkunst, *Erziehungsurlaub und Berufsverlauf*. In: Informationen für die Beratungs- und Vermittlungsdienste –ibv– Nr. 20 vom 16. Mai 2001, 1311–1322
12 Battelle-Institut, *Frauenbeschäftigung und neue Technologien*, 1983
13 Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik 2001, 118; eigene Berechnung
14 Bundesanstalt für Arbeit, *Familie und Frau im Arbeitsförderungsrecht*, Merkblatt 18, September 1999, 1
15 FR 11. 08. 2001 – A 31

in Deutschland einen weltweit einmaligen Kündigungsschutz. Gerade dieser Umstand verhindert jedoch oft, daß Frauen überhaupt eingestellt werden. Ein Beispiel dafür, wie die Regelungswut der Deutschen eine wohlgemeinte Absicht ins Gegenteil verkehren kann.«[16] Optimale Bedingungen für seine wahre Natur findet das Kapital in »Entwicklungs«ländern. Dort zieht es durch, was die LohnarbeiterInnen hier verhindern. Eine 23-jährige Frau aus Bangladesh z. B., die bei einem Multi beschäftigt war: *»Ich habe meine Arbeit verloren, als ich schwanger wurde.«* (FR 18. 04. 2002) Verwunderlich ist nur, dass die Arbeitslosigkeit in Bangladesh höher ist als die in Deutschland.

b) Erziehungszeiten

Ist ein Kind zur Welt gekommen, fühlt sich das Unternehmen vernachlässigt. Denn für die Mutter hat das Kind Vorrang. 96 % aller berufstätigen Mütter nehmen Erziehungsurlaub in Anspruch (inzwischen in Elternzeit umbenannt). (BRIGITTE 22/2000, 286) In dieser Zeit dürfen sie nicht gekündigt werden.

Erziehungszeiten sind betriebliche Ausfallzeiten. 1991 fielen 275 Millionen Stunden aus, 2000 schon 515 Millionen Stunden. (IAB-Kurzbericht 3/2001) Die Betriebe sind daran interessiert, *»die Ausfallzeiten (durch Erziehungsurlaub) möglichst gering zu halten.«*[17]

Je länger die Unterbrechung der Berufstätigkeit dauert, desto größer wird die Gefahr, dass die beruflichen Qualifikationen in Vergessenheit geraten. Das Interesse der Betriebe, das zu verhindern, steigt mit dem Ausbildungsstand der Frauen.

Wenn eine Frau in einem Betrieb ausgebildet wurde und schwanger wird, rechnet sich die Investition in ihre Ausbildung weniger als in die von Männern. Wenn während der Elternzeit Weiterbildungsangebote gemacht werden, verteuern sie die Arbeitskraft der Frau genauso wie zusätzliche Einarbeitungskosten, die eine Wiederbeschäftigung mit sich bringt.

Erziehungsurlaub führt *»oft (...) zur dauerhaften Stilllegung weiblicher Arbeitskraft (...) Nur die Hälfte der Frauen kehrt überhaupt wieder in den Job zurück.«*[18] Die Investitionen in ihr »Humankapital« werden also nicht nur entwertet, sie können sogar völlig verloren gehen.

Während der Familienpause müssen Ersatzkräfte gefunden werden, die wiederum eingearbeitet werden müssen. Wenn Frauen zurückkehren, können sie überwiegend nur teilzeit arbeiten.

c) Ein Kind kommt selten allein

Schlimmer noch. Hat eine Frau erst einmal ein Kind bekommen, ist die »Gefahr« für den Betrieb sehr groß, dass sie noch ein zweites bekommt. Zwei von drei Frauen, die ein Kind gebären, bekommen noch ein zweites.[19] Wieder

Erziehungsurlaub, wieder die Probleme der Personalplanung, wieder die Entwertung der Qualifikation usw. und wieder zusätzliche Kosten für die gequälten Unternehmer.

d) Eingeschränkte Verfügbarkeit von arbeitenden Frauen mit Kindern

Die Verfügbarkeit der weiblichen Arbeitskraft für den Betrieb ist in der Zeit eingeschränkt, in der Frauen für ihre Kinder verfügbar sein müssen. Wenn Überstunden angeordnet werden und Wechselschichten gefragt sind, wer versorgt dann die Kinder? Frauen leisten deutlich weniger Überstunden als Männer.

Wenn Kinder krank werden, haben Versicherte Anspruch auf 10 arbeitsfreie Tage jährlich (Alleinerziehende 20 Tage). Die Ausfallzeit wird entweder von der Krankenkasse bezahlt (70% des Bruttogehalts) oder über die Lohnfortzahlung im Krankheitsfall. Die Pflegezeit wird meist von Frauen in Anspruch genommen.

Was ist aber, wenn Kinder länger krank sind, oder wenn sie chronisch krank oder behindert sind? Wenn der Kindergarten in den Ferien schließt, wer kümmert sich um die Kinder? Wenn Unterricht ausfällt, wo gehen die Kinder dann hin?

Frauen können sich wegen der Probleme, Arbeit, Kinderversorgung und Haushalt miteinander zu vereinbaren, nicht so stark auf betriebliche Zwecke konzentrieren wie Männer. Das sehen Unternehmen nicht gern.

»Besonders Frauen mit Familie meinen oft, ihre Arbeitskraft sei weniger wert als die von Männern. Begründung: Sie könnten weniger Energien in das Unternehmen einbringen, da sie eine Menge Kraft für ihre Familie aufwenden müßten.«[20] Ihre Arbeitskraft ist nicht weniger wert, sie erzeugt nur für das Kapital »weniger Werte«, d. h. geringere Gewinne.

e) Größte Fruchtbarkeit gerade im besten Alter

Nach wie vor bekommen die meisten Frauen Kinder. Sie schieben den Zeitpunkt nur immer weiter heraus. Das Heiratsalter der ledigen Frauen hat sich von etwa 23 Jahren im Jahre 1980 auf 28,4 Jahre erhöht. Das erste Kind wird von verheirateten Frauen heute im Durchschnitt mit 29,4 Jahren geboren, 1980 noch mit 25,2 Jahren. Siebzig Prozent der Kinder werden 1999 in Deutschland von Frauen zwischen 25 und 35 Jahren zur Welt gebracht.[21]

Die meisten Frauen bekommen also ihr erstes Kind, nachdem sie eine Ausbildung abgeschlossen und eine Zeitlang gearbeitet haben.

16 Diethelm Bender (Hg.) *Neue Wege in der Arbeitswelt*, München 1997, 21
17 siehe Fußnote 11
18 Stern 10/2001, 34
19 Armutsbericht 2001, 347
20 Armutsbericht 2001, 347
21 Statistisches Jahrbuch 2001, Tabelle 3.28, 73

Das Lebensalter, in der die Produktivität der Arbeitskraft der Frau (wie des Mannes) für das Kapital am höchsten ist, fällt unglücklicherweise mit der Zeit zusammen, in der ihre Fruchtbarkeit ebenfalls am höchsten ist. Das stört das Kapital. Und deshalb ist es an Arbeitslosigkeit von Frauen gerade dann interessiert, wenn sie in der Blüte ihrer Jahre stehen.

Familie ist für das Kapital ein Nachteil und sie ist auch ein Nachteil für die Verkäuferinnen der Ware Arbeitskraft. Die betriebliche Produktivität von Männern des besten Alters ist durchschnittlich immer höher als die von Frauen.

Der Chemiker Carl Djerassi entwickelte Anfang der 50er Jahre die chemische Formel für die Verhütungspille. Heute träumt er von einer anderen Art der Schwangerschaftsplanung. *»Frauen und Männer lassen sich mit 20 sterilisieren. Vorher legen sie ein Ei- und Samenzellenkonto an, in dem die Keimzellen tiefgefroren und abrufbereit lagern. Nach abgeschlossener Karriere, vielleicht mit 40 oder 45 kann dann ihre Frau ihre junggebliebenen Eier mit dem ebenso jugendlich-gebliebenen Samen ihres Partners befruchten lassen. (...) Ein intelligenter Vorschlag, findet Djerassi, der es Frauen endlich ermögliche, die Hälfte des Himmels zu erobern.«*[22]

Hier kommt die perverse Logik des Kapitals überdeutlich zum Vorschein. Statt dass sich die wirtschaftlichen Verhältnisse dem biologischen Rhythmus der Frauen anpassen, soll sich ihr biologischer Rhythmus dem Interesse des Kapitals an der Nutzung der Arbeitskraft anpassen. Ohne Rücksicht auf den Körper der Frau, ohne Rücksicht auf die menschlichen Beziehungen, die schon längst gelöst sein können, und nur noch in Form tiefgefrorener Ei- und Samenzellen an die Liebe vergangener Jahre erinnern.

f) Längere Krankheitszeiten

Nach Angaben der Deutschen Angestelltenkasse (DAK) sind Frauen im Durchschnitt 1,1 bis 1,3 Tage länger krank als Männer. Die Hälfte davon ist auf Ausfallzeiten durch Schwangerschaften zurückzuführen. Weitere Gründe könnten die Doppelbelastung durch Familie und Beruf sein sowie die größere Bereitschaft von Frauen, Anzeichen für Krankheiten ernster zu nehmen. (FR 04. 07. 2001) *»Aus der Sicht des Unternehmers ist billiger, einen Mann als eine Frau zum selben Gehalt zu beschäftigen, weil die Lohnnebenkosten (z. B. Kosten für Lohnfortzahlung im Krankheitsfall) von Frauen höher sind. Deshalb darf man sich nicht darüber wundern, daß Frauenlöhne bei gleicher Qualifikation niedriger als Männerlöhne sind. Erzwingt man gleiche Entlohnung, dann macht man Frauen arbeitslos.«*[23]

g) Pflege von Angehörigen statt Verfügbarkeit für Unternehmen

Wenn die Kinder alt genug sind, sind vielleicht die Eltern schon pflegebedürftig geworden. Ein Großteil der zwei Millionen Pflegebedürftigen wird zu Hau-

se versorgt. In vier von fünf Fällen sind es Frauen, die die Pflege von Pflegebedürftigen übernehmen. Die Pflege wird vor allem von Frauen über 40 übernommen, so das Ergebnis einer repräsentativen Studie von Sonja Drobnic und Hans-Peter Blossfeld. (FR 07.05.2002) Sie geben meistens ihre Arbeit auf, um ein Elternteil oder ihren Partner zu pflegen. *»Vor allem jene Frauen (geben) ihren Beruf auf, deren Einkommen geringer ist als das ihres Mannes. Das trifft laut Blossfeld und Drobnic besonders diejenigen, die nach einer qualifizierten Berufsausbildung Kinder bekommen haben und nach einer Erziehungspause mit einer Teilzeitstelle in den Beruf zurückgekehrt sind.«* (FR 07.05.2002)
Pflege und Beruf sind nicht selten noch weniger vereinbar als Kindererziehung und Beruf.

h) Geringere Lebensarbeitszeit

Aus all diesen Gründen bringen Frauen in ihrem Arbeitsleben durchschnittlich nur 29 Arbeitsjahre hinter sich. Die Lebensarbeitszeit von Männern ist im Durchschnitt zehn Jahre höher. Investitionen in die Arbeitskraft von Männern rentieren sich für das Kapital mehr als in die von Frauen.
Je höher die betrieblichen Investitionen in die Arbeitskraft von Menschen bzw. in den Maschinenpark sind, desto größer wird das Interesse, Mensch und Maschinen so intensiv wie möglich zu nutzen. Das steigert die Rentabilität. Solange Frauen vom Verkauf einer Ware namens Arbeitskraft leben müssen, werden sie insgesamt mit Männern niemals gleichgestellt sein können.

i) Geringerer Lohn für gleiche Arbeit

»Gleiche Arbeit wurde trotz des Verfassungsauftrags noch nie mit gleicher Münze bezahlt.« (FR 15.07.2002) Grund ist die in den Augen des Kapitals ungleiche Produktivität der Ware Arbeitskraft der Frau. »Lohnabschlagsklauseln« für Frauen wurden 1955 vom Bundesarbeitsgericht untersagt. Die »Leichtlohngruppen«, die sie ersetzten, sind inzwischen weitgehend verschwunden. Die ungleiche Bezahlung hat sich heute zum guten Teil in die ungleiche Bewertung von Tätigkeiten in Tarifverträgen verschoben. Trotz abgeschlossener Ausbildung erhält z.B. eine Schreibkraft in der bayerischen Druckindustrie beim Einstiegsentgelt 153 Euro weniger als ein Lagerarbeiter. (einblick 9/02, 3)

f) Alleinerziehende

Von 100 Frauen mit Kindern waren 1996 offiziell 6,3% als arbeitslos gemeldet. Bei Alleinerziehenden waren es 13,4%.[24] Alleinerziehende sind mehr als doppelt so häufig arbeitslos.

22 Eva Schindele, *Wenn der Wunsch nach Kindern zurückgestellt wird*, FR 09.12.2000, **7**
23 Wolfram Engels, *Arbeitslosigkeit*, Bad Homburg 1984, 46
24 Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik 2001, 118; eigene Berechnung

Rund 80% der alleinerziehenden Mütter in Westdeutschland lebten vorher mit einem Partner zusammen. Nicht wenige von ihnen waren nicht erwerbstätig, solange sie noch in einer Beziehung lebten. Mit dem Ende des Zusammenlebens wird ein Teil der Stillen Reserve als offiziell registrierte Arbeitslosigkeit sichtbar.

Die Arbeitskraft von Alleinerziehenden ist für Betriebe noch weniger verfügbar. Sie haben noch größere Schwierigkeiten, Familie und Beruf zu vereinbaren. *»Minutiös müssen …* (sie) *ihren Tagesablauf durchplanen, um Erwerbstätigkeit und Kindererziehung gleichzeitig zu managen. Kranke Kinder, Unterrichtsausfall etc. bedrohen dieses enge Zeitmanagement.«*[25] Für sie ist es besonders wichtig, ganztags Krippen-, Kindergarten- und Schulplätze nutzen zu können. Sie nehmen sie auch in größerem Umfang in Anspruch als Frauen, die in Beziehungen leben.

Trotz höherer Arbeitslosigkeit sind alleinerziehende Mütter mit Kindern wesentlich häufiger erwerbstätig als verheiratete Frauen mit Kindern. Von wegen Faulheit.

Beispiel:

»Ich bin alleinerziehende Mutter von zwei Kindern. Ich fahre jeden Tag 80 Kilometer für eine Halbtagsstelle. Ich bin stolz darauf, meine Kinder und mich selbst zu ernähren und nicht auf Staatskosten zu leben. Es wäre ein leichtes, mit zwei schulpflichtigen Kindern zu Hause zu bleiben und von der Sozialhilfe zu leben.« Birgit Schmidt-Heck, beschäftigt an einer Fachhochschule [26]

1.234 | Kinderlosigkeit als Lösung?

Wenn familiäre Bindungen die Ursache für Arbeitslosigkeit sind, können Frauen diesen Ursachen beikommen, indem sie keine »familiären Bindungen« mehr eingehen oder kinderlos bleiben. Genau das passiert auch.

14,9% der Frauen des Jahrgangs 1950 blieben kinderlos. Fünfzehn Jahre später waren es doppelt so viele. 31,2% der Frauen des Jahrgangs 1965 bleiben kinderlos.[27]

Beispiel:

»Manchmal, erzählt eine junge Werbefachfrau, sei die Wehmut groß. Dann sehnt sie sich nach Kinderliebe, Mutterglück. ›Ich würde gerne Kinder haben, aber ich kann keine haben.‹ (…) Sie arbeitet in einer großen Werbeagentur, und das sehr erfolgreich. Sie ist vielsprachig, wortgewandt und hat in verschiedenen Ländern gelebt. Sie arbeitet sehr viel. Kinder sind in einer solchen Welt nicht vorgesehen, schon der Wunsch danach scheint ihr so intim, dass sie anonym bleiben möchte. Die Frauen in ihrer Firma sind allesamt kinderlos. Und weil niemand Kinder hat, muss auch niemand Rücksicht auf das Leben mit Kindern nehmen.«[28]

Am schnellsten stieg die Kinderlosigkeit bei Frauen mit Volks- und Hauptschulabschluss, nämlich von 11,9% auf 21,1%. Aber bei Frauen mit hoher Qualifikation ist die Kinderlosigkeit am höchsten. Innerhalb von zwanzig Jahren

(1976 bis 1996) stieg die Zahl der kinderlosen Frauen mit Abitur von 22,6% auf 37,2%, die der kinderlosen Frauen mit Hochschulabschluss von 28,8% auf 40%.[29]
Nach einer Umfrage der Hamburger Bundeswehrhochschule arbeiten gut verdienende Fach- und Führungskräfte im Durchschnitt 46 Stunden wöchentlich.[30] Da bleibt für Kinder kaum Zeit.
Unternehmen verlangen immer stärker *»zeitliche und räumliche Flexibilität. Dies ist nicht nur eine Belastung für viele Partnerschaften, sondern es ist auch ein kinder- und elternfeindliches Konzept.«*[31]
Eine Studie des Familienministeriums kam zu dem Schluss: *»Beruflich mobile Frauen bleiben fast immer kinderlos.«*[32]
»Wenn in den Jahren zwischen 25 und 40 die Entscheidungen über die berufliche Zukunft und ›Familie Ja oder Nein‹ zusammenprallen, sind die Alternativen dünn gesät. Wer den beruflichen Anschluss nicht verpassen will, setzt die Prioritäten (Rangfolge) *zugunsten des Berufs und verzichtet auf Kinder.«*[33]
Frauen sehen sich mehr als früher gezwungen, zwischen Beruf und Familie/Arbeitslosigkeit zu wählen. Und zwar umso mehr, je mehr sie sich in ihrem Beruf wohlfühlen und je mehr Zeit sie auf ihre Berufsausbildung verwendet haben. Schon 38% der Frauen zwischen 25 und 35 Jahren sehen Kinderlosigkeit in diesem Alter als idealen Zustand an. Das hat die Soziologin Ive Stöbel-Richter in einer Umfrage herausgefunden.[34] Anders meinen sie, berufliche und familiäre Anforderungen nicht vereinbaren zu können.
»Allerdings ändere sich das mit Mitte 30 schlagartig. Dann wollen nur noch 11 Prozent der Frauen ohne Kinder leben. Und nun fängt das Problem an.«[35]
Denn die Wahrscheinlichkeit, dass Frauen zwischen 35 und 39 Jahren schwanger werden, ist nur etwa halb so hoch wie bei Frauen zwischen 19 und 26 Jahren. Da bei Männern die Zeugungsfähigkeit ab 35 deutlich sinkt, vermindert sich die Wahrscheinlichkeit weiter. (FR 02.05.2002) Die biologische Uhr tickt immer lauter.
Mit wachsendem Alter wird es wahrscheinlicher, dass die (im Sinne der Unternehmen und der weiblichen Arbeitskraft) gewollte Kinderlosigkeit in eine ungewollte Kinderlosigkeit umschlägt. Arbeitstress, Alter und Zeugungsstress führen oft dazu, dass es mit dem Kinderzeugen in der verbleibenden Zeit nicht klappt. *»Hormonstörungen ebenso wie*

25 siehe Fußnote 22
26 Leserbrief an das ÖTV-Magazin – 8–9/2000, 4
27 Armutsbericht 2001, Tab. III.5, 347
28 Arne Daniels, Anette Lache, Courage, Mütter! Stern 10/2001, 32 ff.
29 Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik 2001, 106
30 nach Ulrike Meyer-Timpe, Die Zeit 23.11.2000, 27
31 siehe Fußnote 22
32 FTD 29.08.2001
33 Gisela Pettersson, *»Wir wollen beides«*, metall 16/2001, 16
34 siehe Fußnote 22
35 siehe Fußnote 22
36 siehe Fußnote 22

ein dürftiges Spermiogramm (Zahl und Geschwindigkeit der männlichen Spermien/Samen) *sind in vielen Fällen von Stress und zunehmendem Alter verursacht.«*[36]

Kinderlosigkeit ist ein Zeichen dafür, dass Unternehmen die Arbeitskraft von Frauen (und von Männern) so stark in Anspruch nehmen, dass für Kinder kein Platz mehr ist. Der gegenwärtige Ertrag aus der Nutzung der Arbeitskraft zählt, nicht der zukünftige Fortbestand der Bevölkerung oder die Förderung von Familien.

Kinderlosigkeit ist ein Produkt der »strukturellen Rücksichtslosigkeit« von Wirtschaft und Gesellschaft gegenüber Frauen und gegenüber ihrem Wunsch nach einem Leben mit Kindern. Oder anders gesagt, ein Produkt der rücksichtslosen Ausbeutung der Arbeitskraft durch das Kapital.

Die Verantwortungslosigkeit gegenüber der Gesellschaft und ihrem Fortbestand ist hier begründet und nicht in erster Linie im Egoismus der Kinderlosen. Eine Wirtschaftsordnung, die Kinder weitgehend als Privatsache behandelt, braucht sich über Kinderlosigkeit nicht zu beklagen.

1.235 | Sinkende Geburtenrate

Wenn Frauen Kinder bekommen, dann sind es nach wie vor im Durchschnitt zwei. Aber eine wachsende Zahl von Frauen bekommt gar keine Kinder mehr. Die Geburtenrate des Jahrgangs 1960 in Westdeutschland ist auf 1,57 Kinder pro Frau gefallen. Das ist die niedrigste Geburtenrate aller europäischer Länder.[37]

In Deutschland sehen sich Frauen, die berufstätig sein wollen, mehr als anderswo gezwungen, kinderlos zu bleiben. Die gegen Familien rücksichtslosen Anforderungen des Kapitals werden vom Staat nicht annähernd über Ganztagseinrichtungen für Kinder abgemildert. Dafür hat der deutsche Staat kaum Geld.

In den Ländern, in den die öffentliche Kindererziehung ausgebaut ist und wesentlich mehr Frauen arbeiten als in Deutschland, ist die Geburtenrate der Frauen deutlich höher. In Frankreich beträgt sie z. B. 2,07 Kinder pro Frau, in Dänemark 1,87 Kinder pro Frau.

Auch in der DDR war die Geburtenrate trotz weitgehender Berufstätigkeit der Frauen erheblich höher als im Westen.

Es ist deswegen kompletter Unsinn, dass die Berufstätigkeit von Frauen die Ursache der sinkenden Geburtenrate sei, wie es Meinhard Miegel verkündet. *»Frauen wollten* (in den siebziger Jahren) *ähnlich wie Männer einer Erwerbsarbeit nachgehen. Das führte zu einem scharfen Einbruch der Geburtenra-*

te.«[38] Im Gegenteil: es sind gerade die tausend Hindernisse, mit denen das Kapital die Erwerbstätigkeit der Frau erschwert, die zum Einbruch der Geburtenrate geführt haben. Die Vorstellung, dass die Erziehung der Kinder nur bei der Mutter gut aufgehoben sei, hat erheblich dazu beigetragen, dass mehr und mehr Frauen, die erwerbstätig sein wollen, ihre Kinderwünsche beerdigen. Sie wollen, alleingelassen von der Gesellschaft, keine schlechten Mütter sein. Die Produktion von Kindern wird eingeschränkt, weil Kinder vom Kapital als nebensächlich behandelt werden. Wo Menschen Nebensachen sind, sind es Kinder erst recht.

Frauen sind in doppelter Weise für das Kapital ergiebig. Einerseits als Anbieterinnen ihrer Arbeitskraft und andererseits als Produzentinnen zukünftiger Arbeitskräfte, die sie auch noch in der Familie »ausbilden«.

Jedes Unternehmen hat im allgemeinen das Interesse, dass Frauen genügend Kinder zur Welt bringen, die den Arbeitskräftebedarf der Zukunft decken. Gleichzeitig aber hat jeder Betrieb das Interesse, selbst möglichst wenig dafür zu tun. Es schmälert nämlich seine Profite.

Unternehmen möchten nicht privat die Kosten der Fortpflanzung der Gesellschaft tragen. Und wenn sie es bis zu einem gewissen Grad dennoch tun, dann deswegen, weil ansonsten zu wenig Frauen bereit oder in der Lage wären, bei ihnen zu arbeiten. Aber vor allem, weil es erkämpft wurde.

Die Betriebe interessieren sich nicht dafür, dass die Männer, die sie als Arbeitskraft den Frauen vorziehen, von Frauen in die Welt gesetzt wurden. Die Urquelle der Produktivität der Männer ist nämlich die »Produktivität« ihrer Mütter.

Ziel der Unternehmen ist es, Kapital zu produzieren, nicht Menschen. Die biologische Natur der Frau stört die Natur jedes einzelnen Kapitals. Es betrachtet sie und ihre unerwünschten Nebenwirkungen, die Kinder, in erster Linie als Kostenfaktoren, die reduziert werden müssen. Die Interessen des Kapitals stehen der Vereinbarkeit von Beruf und Familie entgegen. Das Kapital untergräbt in diesem Sinne die wichtigste Produktivkraft, die Quelle seines Reichtums, den Menschen selbst.

Die »Produktion« von Menschen hängt andererseits auch mit der Nachfrage der Unternehmen nach Arbeitskraft zusammen. Mit der Massenarbeitslosigkeit und der entsprechenden Existenzunsicherheit in Ostdeutschland fiel die Geburtenrate nach der Wende auf ein beispiellos niedriges Niveau. Die Geburtenziffer pro Frau im Alter zwischen 15 und 44 Jahren war 1995 auf 0,95 Kinder gefallen (West-

37 Familie im Spiegel der amtlichen Statistik, 2001, 102
38 Miegel 2001, 20 f.
39 Familie im Spiegel der amtlichen Statistik 2001, 99

en: 1,39), während sie 1989 mit 1,56 noch höher war als im Westen. Vorübergehend war sie sogar auf 0,7 Kinder pro Frau gefallen.[39] Auch nach Wirtschaftskrisen sinkt die Geburtenrate tendenziell. Es gibt ferner einen Zusammenhang zwischen dem Wachstumstempo einer Volkswirtschaft und der Geburtenrate.

Umgekehrt wirken sinkende Geburtenraten der Massenarbeitslosigkeit entgegen, da sie die Zahl der Personen, die überhaupt arbeitslos werden können, vermindern. Hoffnungen auf die Abschaffung der Massenarbeitslosigkeit in Deutschland orientieren sich deswegen nicht zuletzt an der demographischen (bevölkerungsmäßigen) Entwicklung. Das Kapital aber produziert Arbeitslosigkeit, unabhängig davon, ob die Bevölkerungszahl steigt oder fällt.

1.236 | Ganztägige Kinderbetreuung als Lösung?

Birte Baumgarten wollte Beruf und Familie vereinbaren. Sie wollte von Vollzeit- auf Teilzeitarbeit umsteigen, weil sie für ihr Kind da sein wollte. Das ist in Deutschland der Regelfall.

In der Untersuchung des IAB geben 83% der westdeutschen Frauen an, vor der Geburt ihres Kindes erwerbstätig gewesen zu sein, weit überwiegend in Vollzeitbeschäftigung (deutlich über 80%)

Nach drei Jahren waren nur noch 51% der Frauen wieder erwerbstätig, weit überwiegend in Teilzeit (etwa drei Viertel).[40]

In Westdeutschland haben nur 3% der Kinder unter drei Jahren einen Krippenplatz. Nur eins von fünf Kindern kann den ganzen Tag im Kindergarten bleiben (in Ostdeutschland fast 100%).[41] Nur 18% der Schülerinnen und Schüler sind ganztags betreut, 5% in Ganztagsschulen und 13% über einen Hortplatz. (Stern 10/2001, 34) Deutschland ist, was die ganztägige Kinderbetreuung angeht, *»funzelndes Schlusslicht in der EU.«* (stern 10/2001, 34)

Teilzeitarbeit wird in Deutschland in hohem Maß durch die Teilzeitkinderbetreuung erzwungen.

Wenn vor der Geburt die meisten Frauen vollzeit gearbeitet haben und nach der Geburt im wesentlichen nur Teilzeitarbeit möglich ist, bleiben Frauen eher arbeitslos oder sie ziehen sich ganz ins Hausfrauendasein zurück. Das Battelle-Institut sah schon 1983 als Hauptgrund für die überdurchschnittliche Arbeitslosigkeit von Frauen an, dass sie gezwungen sind, Vollzeitstellen zu verlassen und Teilzeitstellen zu suchen. Dass viele Frauen gegen ihren Willen in den Haushalt verbannt werden, zeigt sich daran, dass die Nachfrage nach Ganztagsbetreuung für Kinder aller Altersstufen um ein Vielfaches größer ist als das unzureichende Angebot.

Die Erwerbstätigkeit von Frauen nimmt zu, wenn Kinder ganztags in Krippen, Kindergärten und Schulen versorgt sind.

In Frankreich z. B. stellen Frauen mit 47% den in Europa höchsten Anteil der Frauen an der aktiven Bevölkerung. Fast 80% der Frauen zwischen 25 und 49 Jahren haben einen Job. Es gibt ein fast lückenloses ganztägiges Betreuungssystem. Allen Kindern ab dem Alter von drei Jahren ist ein ganztägiger, kostenloser Platz im Kindergarten garantiert. Alle Schulen sind Ganztagsschulen.

Am Beispiel Frankreich sieht man aber auch, dass fehlende Kinderbetreuung nicht der Hauptgrund für die überdurchschnittliche Arbeitslosigkeit von Frauen ist. *»Französische Frauen sind nicht nur schlechter bezahlt, sie werden auch von Arbeitslosigkeit stärker betroffen. Sie werden als letzte eingestellt und als erste entlassen.«*[42] 1999 lag die offizielle Arbeitslosenquote der Frauen in Frankreich bei 13,7%, weit über dem Durchschnitt von 10,3%.

Auch im vielgerühmten Dänemark arbeiten 76% der Frauen. In Dänemark wird *»in Sachen Arbeitszeit und Unterbringung von Kindern alles getan (...), um ihnen die Erwerbstätigkeit zu erleichtern.«*[43] Jedem Kind ab dem Alter von sechs Monaten ist ein Platz in einer Kinderkrippe garantiert. Aber auch hier ist die offizielle Erwerbslosigkeit der Frauen überdurchschnittlich. (1999: 5,9%; insgesamt 4,5%) Auch wenn die Gesellschaft die Frauen bei der Kindererziehung entlastet, fühlt sich das Kapital dennoch durch ihre Fähigkeit, Kinder zu bekommen, massiv gestört.

1.237 | Teilzeit für Mann und Frau als Lösung?

Frauen könnten Beruf und Familie eher vereinbaren, wenn ihre Männer mehr Zeit für Kinder und Haushalt aufbringen, wenn also auch sie teilzeit arbeiten würden.

Nachwievor tragen Frauen die Hauptlast von Kindererziehung und Haushalt. Um diese Doppelbelastung abzumildern, arbeiten die meisten Frauen mit Kindern teilzeit und sie wünschen es auch.

Die vorherrschende Form in Deutschland, in der Paare Beruf und Familie vereinbaren, ist Vollzeitarbeit des Mannes und Teilzeitarbeit der Frau. Frauen mit Teilzeitjobs sind deswegen aber nicht teilzeitverantwortlich für Haushalt und Kinder. Sie sind in der Regel noch ganz verantwortlich. Sie bleiben wirtschaftlich abhängig vom Mann und müssen mit hohen Kinderbe-

40 siehe Fußnote 11
41 Erziehung & Wissenschaft 3/2001, 4
42 Emmanuel Thévenon, *Erwerbstätige Frauen – eine schwierige Karriere*, France N°37, 10/1999
43 siehe Fußnote 42
44 Christina Klenner in metall 6/2001, 18

treuungskosten und Steuern ihre oft wenig qualifizierte Arbeit teuer bezahlen.

Die mit Teilzeitarbeit der Frau verbundenen Einkommenseinbußen führen dazu, dass *»Männer mit Kindern besonders ›anfällig‹ für Überstunden«* sind.[44] Je geringer andererseits ihr Einkommen ist, desto geringer wird das Interesse von Männern an Teilzeitarbeit. Teilzeitarbeit für Männer ist deswegen heute allenfalls für gut verdienende Fachkräfte möglich.

In einer Umfrage des Frauenministeriums forderten 57% der befragten Frauen eine Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau auf der Basis von *»Teilzeitarbeit von Frauen wie Männern«*.[45]

Teilzeitarbeit sind heute alle Arbeitsverhältnisse mit Arbeitszeiten unter 35 Stunden wöchentlich. Auch 30 Stunden wöchentlich zu arbeiten, wird heute »Teilzeitarbeit« genannt. Der Wunsch nach »Teilzeitarbeit« auch für Männer drückt das berechtigte Interesse an Arbeitszeitverkürzung für alle aus.

Beispiel:

Jürgen Schönfisch, Werkzeugmacher und technischer Sachbearbeiter, arbeitet nach der Geburt des zweiten Kindes drei Tage die Woche und seine Frau Jutta, Werkzeugmacherin und Prozesssteuerin, die anderen beiden Tage. Beide arbeiten bei VW-Wolfsburg.[46]

Es ist inzwischen möglich, dass Väter und Mütter gleichzeitig Erziehungsurlaub nehmen und bis zu 30 Stunden arbeiten. Insbesondere wenn beide Partner in einem Betrieb arbeiten, können ihre Arbeitszeiten aufeinander abgestimmt werden, um die Kinderbetreuung abwechselnd möglich zu machen.

Aber solche Beispiele wie die von den Schönfischs sind gemessen an der Gesamtzahl der Betriebe exotisch.

Damit Kinder nicht zum Auslöser für die Arbeitslosigkeit von Frauen werden, wäre eine drastische allgemeine Arbeitszeitverkürzung mit vollem Lohnausgleich notwendig, nicht nur ganztägige Kinderbetreuung. (→ 3.16)

1.238 | Umdenken bei den Arbeitgebern?

»Es wäre doch Quatsch, eine hervorragend ausgebildete Frau für Jahre auf oder ganz nach Hause zu schicken, nur weil sie Mutter wird«, sagt Dr. Welf Böttcher, Konzernsprecher der Drägerwerke AG aus Lübeck. (Metall 6/2001, 18) Er meinte z. B. die Leiterin eines Kundencenters der Dräger-Medizintechnik, Brigitte Dautzenberg. Sie will trotz zweier Töchter auf Dauer Vollzeit arbeiten. In ihrem Fall hat der Betrieb Interesse an flexibler Arbeitszeitverkürzung von Frau und Mann, die Familie und Beruf vereinbar macht.

Frauen sollen Mittel zum Zweck der Wertschöpfung (Gewinnerzielung) sein und *»nicht in die wertschöpfungsfreie Privatheit abgedrängt werden.«* (Stern

10/2001, 38) In diesem Sinne gibt es ein Interesse, die Arbeitslosigkeit bestimmter Frauen zu verhindern bzw. zu beenden. *»Insgesamt haben sich die Angebote und die Kinderbetreuungsmöglichkeiten der Betriebe während des Erziehungsurlaubs (...) verbessert.«*[47] Aber vor allem bezogen auf die begehrten Fachkräfte. Das entspricht natürlich auch dem Interesse der entsprechenden Frauen. Die Kinder sind irgendwann aus dem Haus und was dann?

Je geringer Frauen qualifiziert sind, desto geringer wird das Interesse an ihrer Arbeitskraft bzw. an der Vermeidung ihrer Arbeitslosigkeit, wenn sie Kinder bekommen.

Frauenförderung wird nur insoweit betrieben, als sie gleichzeitig Wirtschaftsförderung, Förderung des Kapitals ist. Deswegen spricht Barbara Nohr von der *»Modeformulierung ›Frauenförderung ist Wirtschaftsförderung‹.«* (Forum Wissenschaft 2/01, 16)

Genau dieses Interesse des Kapitals ist es aber gleichzeitig, das die durchgängige Benachteiligung der Frau verursacht.

Umdenken würde bedeuten, dass Geburt und Erziehung von Kindern als gleich wichtig wie die Produktion von materiellen Gütern angesehen würde. Dieses Umdenken ist vom engstirnigen Standpunkt des Kapitals aus nicht möglich. Es rentiert sich nicht. Es würde sich nur für die ganze Gesellschaft rentieren. Änderungen gibt es nur in beschränktem Maße, wenn der Druck von Frauen und Familien groß genug ist.

1.239 | Schlussfolgerung

»Wir wollen Deutschland wieder zu einem kinder- und familienfreundlichen Land machen«, hieß es in der Koalitionsvereinbarung zwischen SPD und Bündnis 90/DIE GRÜNEN vom Oktober 1998. Deutschland muss erst dazu gemacht werden. Denn es ist z. Zt. kinder- und familienfeindlich. Die enorme Kinderlosigkeit zeigt das an.

Kinder sind weitgehend Privatsache der Familien und vor allem der Frauen. Die Erziehung von Kindern wirft keine Profite ab. Deswegen sollen die gesellschaftlichen Kosten dafür möglichst niedrig gehalten werden. An der Nutzung der Arbeitskraft von Frauen mit Kindern besteht nur ein eingeschränktes Interesse. (→ 3.15) Frauen mit Kindern sind zu teuer.

»Die Ursachen für die besonderen Schwierigkeiten der Frauen auf dem Arbeitsmarkt liegen häufig in ihren familiären Bindungen«,

45 EMMA 7/8 2000
46 metall 6/2001, 17
47 IAB Materialien Nr. 2/2001, 11
48 Bundesanstalt für Arbeit, Familie und Frau im Arbeitsförderungsrecht, Merkblatt 18, September 1999, 1

sagte das Arbeitsamt.[48] Zweifellos ergeben sich aus familiären Bindungen »besondere Schwierigkeiten«. Aber sie ergeben sich »auf dem Arbeitsmarkt«, d. h. im Verhältnis zu den Interessen der Käufer der Ware Arbeitskraft. Nur für sie stellen Kinder und Familie »besondere Schwierigkeiten« dar. Erst durch sie wird es auch für Frauen »besonders schwierig«.

Familiäre Bindungen gehen aus der biologischen Natur des Menschen hervor. Menschen paaren sich und pflanzen sich fort. Das stört das Kapital. Die weibliche Arbeitskraft ist vom Kirchturmsstandpunkt der Einzelbetriebe weniger rentabel als die von Männern. Auch wenn Frauen und Familien Fortschritte in Richtung Ganztagsbetreuung erkämpfen, auch wenn Frauen durchsetzen, dass Männer mit den Kids Hausaufgaben machen und spielen, wenn sie kochen, spülen, putzen und einkaufen, auch dann noch ist die weibliche Arbeitskraft für die Käufer der Ware Arbeitskraft weniger attraktiv als die von Männern.

In dieser Hinsicht gilt die Aussage: *»Familie ist für Männer ein Pluspunkt und für Frauen ein Minuspunkt.«*[49] Die Familie steht zwar unter dem besonderen Schutz des Grundgesetzes, aber nicht des Kapitals.

Natürliche menschliche Triebe stehen dem Wirtschaftstrieb des Kapitals entgegen und erscheinen als »besondere Schwierigkeit« des Menschen. Obwohl man doch allenfalls von »besonderen Schwierigkeiten« des Kapitals sprechen kann, auf Menschen einzugehen. Unter der Bedingung, dass die weibliche Arbeitskraft eine Ware ist, kann es keine Chancengleichheit bzw. Gleichstellung geben. Was Frauen durch Kinder als Menschen
gewinnen, verlieren sie als Ware Arbeitskraft.

I 49 siehe Fußnote 15

1.24 | Schwerbehinderte – noch eine Problemgruppe

Frauen, Jugendliche und Ältere sind wegen ihrer besonderen Eigenschaften als Ware Arbeitskraft auf dem Arbeitsmarkt »schwerbehindert«. Erst recht sind es Menschen, denen aufgrund körperlicher, geistiger oder psychischer »Funktionsbeeinträchtigungen« amtlich ein Schwerbehindertenausweis ausgestellt wurde. Als schwerbehindert wird anerkannt, wer einen Grad der Behinderung von mindestens 50% aufweist. 6,6 Millionen Schwerbehinderte gibt es, davon die Hälfte über 65 Jahre alt. Weitere 1,4 Millionen Menschen haben einen geringeren Grad der Behinderung als 50%.

1.241 | Schwerbehinderte – überdurchschnittlich arbeitslos

Die registrierte Arbeitslosigkeit der Schwerbehinderten liegt seit vielen Jahren etwa doppelt so hoch wie die durchschnittliche Arbeitslosigkeit. In Westdeutschland gab es im Jahr 2000 877.000 schwerbehinderte LohnarbeiterInnen zwischen 15 und 64 Jahren. Von ihnen waren 15,9% arbeitslos gemeldet.[1] Im Jahr 1991 waren es noch 11,4%.[2]

Eine unbekannte Zahl Schwerbehinderter ist nicht als schwerbehindert registriert. Viele Schwerbehinderte haben sich resigniert vom Arbeitsmarkt zurückgezogen. Schwerbehinderte bleiben länger arbeitslos und finden wesentlich schwerer eine Stelle als Nichtbehinderte. Drei Viertel der Schwerbehinderten beenden ihre Arbeitslosigkeit, indem sie vorübergehend oder dauerhaft aus dem Erwerbsleben ausscheiden.[3] Nur jeder neunte schwerbehinderte Arbeitslose über 50 Jahren wird wieder beschäftigt.

1.242 | Wer ist schwerbehindert?

Der typische schwerbehinderte Arbeitslose ist über 50 Jahre alt (58%), männlich (63%) und Arbeiter (68%). Seine Arbeitskraft ist im Laufe der Jahre durch die Anforderungen der Unternehmen verschlissen, *»vermutlich wegen der beruflich höheren körperlichen Anforderungen«*.[4] Schwerbehinderung ist im wesentlich ein Problem älterer Arbeitskräfte.

Beispiel:
Thomas Schmid, alleinstehend, arbeitete im Gepäckdienst eines Flughafens. Ständig Koffer zu wuchten, führte zu Schäden an der Wirbelsäule. Das führte zu langen Krankheitszei-

1 Arbeitsmarkt 2001, 189
2 Arbeitsmarkt 2000, 143
3 Thomas Jung-Hammon, Hasso von Henninges. *Arbeitsmarkt für Schwerbehinderte nach 1995 weiter verschlechtert*, IAB Kurzbericht, Nr. 16, 01. 10. 1998, 3
4 Arbeitsmarkt 2000, 143

ten. Thomas Schmid reagierte darauf mit starken Depressionen wegen seiner ungeklärten Zukunft und fiel lange aus. Er wurde mit 51 Jahren arbeitslos.

1.243 | Verdrängungsprozess

»Die Chancen für Behinderte auf dem Arbeitsmarkt sinken seit langem, weil die Unternehmer immer weniger bereit sind, leistungsgeminderte Menschen einzustellen.«[5]

Seit 1974 sind Unternehmen ab 16 (inzwischen 20) Beschäftigten verpflichtet, sechs Prozent ihrer Arbeitsplätze mit Schwerbehinderten zu besetzen. (ab 1. 1. 2001: 5 Prozent) Den gesetzlich vorgeschrieben Anteil nennt man »Pflichtquote« (Quote = Anteil). Anfang der 80 Jahre waren noch fast 6% der Arbeitsplätze mit Schwerbehinderten besetzt. In den 90er Jahren sank die Quote auf unter 4%. Im Jahr 2000 war sie auf 3,7% abgerutscht. Drei Viertel der Betriebe erfüllen die Pflichtquote nicht.

Im Jahre 2000 gab es in Westdeutschland 142.000 arbeitslos gemeldete Schwerbehinderte. Die Unternehmen hätten weit über 400.000 Pflichtplätze mit Schwerbehinderten besetzen müssen.

Alle arbeitslosen Schwerbehinderten hätten also eingestellt werden müssen. Fast 40% der Betriebe, die Schwerbehinderte einstellen müssten, haben überhaupt keine Schwerbehinderten auf ihren Lohn- und Gehaltslisten. Es sind fast ausschließlich Unternehmen mit weniger als 100 Beschäftigten.[6]

Betriebe, die nicht genug Schwerbehinderte beschäftigen, müssen pro nicht besetztem Platz eine Abgabe zahlen, die sogenannte Ausgleichsabgabe. Was gleicht sie aus? *»Sie soll (...) ungerechtfertigte Kostenvorteile abschöpfen, die diejenigen Arbeitgeber haben, die Schwerbehinderte nicht oder nicht im pflichtgemäßen Umfang beschäftigen.«*[7] So die Bundesregierung. Damit bestätigt sie, dass das Kapital Kostennachteile hat, Schwerbehinderte zu beschäftigen. Sie nicht einzustellen, bringt Kostenvorteile. Die Kostenvorteile pro nicht eingestelltem Schwerbehinderten sollen über eine »Ausgleichsabgabe« von 105 Euro bis 260 Euro mtl. pro Person ausgeglichen werden.

Offensichtlich sind aber nach wie vor die Vorteile wesentlich größer, Schwerbehinderte nicht zu beschäftigten. Die Ausgleichsabgabe hat bisher nicht verhindert, dass Unternehmen immer weniger Schwerbehinderte beschäftigen.

1.244 | Schwerbehinderte kosten zu viel

a) Höherer Krankenstand

Schwerbehinderte unter 40 Jahren leiden überwiegend an psychiatrischen Krankheiten und an Erkrankungen der Nerven und Sinnesorgane. Über 40-jährige hatten es überwiegend mit Erkrankungen des Skeletts, der Muskeln und

des Bindegewebes zu tun, mit Kreislauferkrankungen und bösartigen Neubildungen (wie z. B. Krebs und Tumor). Das ergaben ärztliche Untersuchungen des Arbeitsamts im Jahre 1996.[8]

Schwerbehinderte haben durchschnittlich längere Ausfallzeiten wegen Krankheiten. Sie sind in stärkerem Maße behandlungsbedürftig. Nach Angaben des Bundesarbeitsministeriums wird die Hälfte der Schwerbehinderten während ihres Arbeitslebens zwischen dem 25. und 64. Lebensjahr zu Schwerbehinderten. Die allermeisten »erwerben« ihre Behinderung durch Krankheiten. Ihrer Anerkennung als Schwerbehinderte und ihrer Arbeitslosigkeit geht also ein Prozess der Leistungsminderung voraus. Ihre Behinderung ist eine »Funktionsbeeinträchtigung«, ein »regelwidriger« Zustand, der durch die regelmäßig funktionierende Nutzung der Arbeitskraft entstanden ist.

b) Zeitlich weniger verfügbar

Weil Schwerbehinderte nicht (mehr) so belastbar sind wie andere, darf ihre Arbeitskraft auch weniger beansprucht werden.

Schwerbehinderte haben Anspruch auf zusätzlich 5 Tage bezahlten Urlaub im Jahr. Sie können Überstunden ablehnen. Sie können mit 60 Jahren in Rente gehen bzw. vorzeitig erwerbsunfähig werden. Ihre Lebensarbeitszeit ist unterdurchschnittlich.

Ein Grad der Behinderung von 50 % bedeutet nicht, dass jemand nur die halbe Leistung bringt. Aber auch wenn keine oder nur geringe Einschränkungen der individuellen Leistungsfähigkeit feststellbar sind, kann dennoch die Arbeitskraft von Schwerbehinderten insgesamt bei gleichem Lohn von Unternehmen nicht so stark beansprucht werden wie die von Nichtbehinderten.

c) Zusätzliche Investitionskosten

Schwerbehinderte haben einen Anspruch auf die behindertengerechte Einrichtung der Arbeitsplätze. Ein Sehbehinderter braucht z. B. einen teuren 21-Zoll-Bildschirm. Ein kaufmännischer Angestellter mit einer fortgeschrittenen Muskelerkrankung kann keine Maus mehr benutzen, um seinen Computer zu bedienen. Er braucht eine »Maus« am Kopf, die dessen Bewegungen auf dem Bildschirm anzeigt. Querschnittsgelähmte brauchen Rampen für ihren Rollstuhl. Die Investitionskosten in den Arbeitsplatz eines Schwerbehinderten sind also relativ höher.

d) Zusätzliche Betreuungskosten

Schwerbehinderte brauchen möglicherweise auch mehr Betreuung. Gehörlose brauchen z. B. einen Gebärdendolmetscher. Der erhöhte Betreuungsaufwand kann die Produkti-

5 Friedel Passmann, Vorsitzender des Arbeitskreises Schwerbehindertenpolitik, IGM-Bezirksleitung NRW, direkt 09/2000, 2

6 Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung (BMA), *Die Lage der Behinderten und die Entwicklung der Rehabilition*, Bonn 1998, 71

7 siehe Fußnote 6

8 Jung-Hammon, von Henninges a. a. O., 4

vität anderer Beschäftigter mindern. Die Beantragung von Zuschüssen für Schwerbehinderte erfordert einen erhöhten Verwaltungsaufwand. Eine Unternehmerin aus der Medienbranche: *»Wer schwerbehinderte Menschen beschäftigen und dazu die staatlichen Fördermöglichkeiten in Anspruch nehmen will, sollte gute Nerven, einen ausgeprägten Kampfgeist, viel Zeit oder einfach nur Glück haben. Wohl dem, der sich einen Mitarbeiter oder eine Mitarbeiterin allein für diese Aufgabe leisten kann.«*[9]

e) Höherer Kündigungsschutz

Da die Ware Arbeitskraft von Schwerbehinderten für Unternehmen nicht so ergiebig ist, haben diese im Durchschnitt das Interesse, sie schneller loszuwerden als Nichtbehinderte. Deswegen gibt es einen erhöhten Kündigungsschutz für Schwerbehinderte. Der bezieht sich aber nicht auf Kündigungen z. B. wegen Mangel an Aufträgen (betriebsbedingte Kündigungen), auch nicht auf verhaltensbedingte Kündigungen oder Kündigungen in der Probezeit, sondern ausschließlich auf Kündigungen, die in der Behinderung begründet sind. Und selbst hier kann die zuständige Behörde (die Hauptfürsorgestelle – das Integrationsamt) der Kündigung zustimmen, wenn die behinderungsbedingt geringere Leistungsfähigkeit dem Arbeitgeber nicht zumutbar ist. Deswegen findet man im Internet Arbeitgebertipps, die das *»das Märchen von der Unkündbarkeit von Behinderten«* widerlegen (www.keinhandicap.de). Tatsächlich: Behinderte werden wesentlich eher arbeitslos als andere. Schwerbehinderte haben *»ein überdurchschnittliches Risiko, arbeitslos zu werden.«*[10]

1.245 | Schutzgesetze – Ursache der Arbeitslosigkeit?

Wie schon bei den Älteren sieht das Kapital auch bei Behinderten die Schutzgesetze als eigentliche Ursache der höheren Arbeitslosigkeit an. *»Die BDA* (Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände) *wird (…) weiterhin nachdrücklich darauf drängen, dass gerade auch im Interesse der arbeitslosen Schwerbehinderten die (…) Einstellungshemmnisse* (Hindernisse für Einstellungen) *wie der besondere Kündigungsschutz und der heute nicht mehr erforderliche Zusatzurlaub abgebaut werden.«*[11] Sie suchen wie immer die Ursachen beim Staat, bei den LohnarbeiterInnen oder dem Rest der Welt, nicht bei sich.

Aber auch ohne Zusatzurlaub und besonderen Kündigungsschutz ist die Ware Arbeitskraft Schwerbehinderter nur unterdurchschnittlich produktiv. Das Interesse an der Nicht-Beschäftigung Schwerbehinderter würde weiterbestehen, auch wenn die Schutzgesetze abgeschafft wären. Der Abbau der

Schutzgesetze würde nur die Profite des Kapitals erhöhen. *»Die zu geringe Beschäftigung Schwerbehinderter ist nicht die Folge böswilliger oder von Vorurteilen geprägter Arbeitgeber, sondern einer Vielzahl von Schwierigkeiten, die im Einzelfall überwunden werden müssen.«*[12]

In der Tat: die überdurchschnittliche Arbeitslosigkeit von Schwerbehinderten ist Folge des gutwilligen Interesses an Profit und Ausdruck eines gesunden Urteils. Die »Vielzahl von Schwierigkeiten« für das Kapital ergeben sich aus der Natur der Behinderten, deren Ware Arbeitskraft weniger ergiebig ist.

»Menschen mit Behinderungen dürfen nicht immer nur als Last betrachtet werden«, meint die Schwerbehinderten-Vertrauensfrau Gerlinde Aumiller von Siemens in München. (direkt 9/2000) Für das Kapital und seine Sonderinteressen aber werden sie es immer sein.

Seit 1994 heißt es im Artikel 3 des Grundgesetzes: *»Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden«*. Behinderte zu benachteiligen ist verfassungswidrig. Das macht dem Kapital nichts aus. Die Gleichstellung von Behinderten und Nicht-Behinderten, für die sich vor allem die Behinderten selbst einsetzen, stößt auf die Schranke der wirtschaftlichen Interessen des Kapitals. Der Rahmen des privaten Eigentums ist zu beschränkt, um Schwerbehinderte zu beschäftigen.

1.246 | Mindere Produktivität von Behinderten nur ein Vorurteil?

Der ehemalige BA-Präsident Jagoda besuchte die Fa. Lintec. Diese hat eine Firma mit neun Schwerbehinderten gegründet, die Computer für Schwerbehinderte baut. (ZDF 20. 3. 2001) Er bezeichnete die Zurückhaltung gegenüber schwerbehinderten Arbeitskräften als Vorurteil, das keine reale Grundlage hat.

Sicherlich gibt es Vorurteile gegen schwerbehinderte Arbeitslose, die bei Einstellung konkreter Personen widerlegt werden können. Aber insgesamt ist der Umstand, dass Behinderte eine »Risikogruppe« sind, nicht Folge von Vorurteilen, sondern Spiegelbild eiskalter Interessen.

Arbeitsämter beklagen Vorurteile von Arbeitgebern, weil sie auch Schwerbehinderte vermitteln möchten. Ihr Interesse ist, die Zahl der arbeitslosen Schwerbehinderten mit Hilfe von Zuschüssen zu senken. Dazu müssen sie gute Stimmung erzeugen.

Auch behinderte Menschen beklagen Vorur-

9 Interessenvertretung Selbstbestimmt Leben in Deutschland (ISL) e. V., *Das Rechnet sich!*, Kassel 2000, 7

10 siehe Fußnote 2

11 Presseerklärung Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände zum neuen Schwerbehindertenrecht – www.bda-online.de

12 Arbeitgeber-Präsident Hundt, in: Arbeitgeber 10/2000, 3

teile. Sie möchten nicht, dass ihnen Fähigkeiten abgesprochen werden, ohne dass sie eine Chance erhalten, sich zu beweisen.

All das ist bezogen auf die einzelne Arbeitskraft richtig. Im allgemeinen aber ist es nicht ein Vorurteil, sondern das nackte Profitinteresse, das Einstellungen von Behinderten im Wege steht.

Das »Vorurteil« ist deshalb in der Regel auch nur zu widerlegen, wenn Arbeitgeber in ihrem Kummer über mangelnde Produktivität von behinderten Arbeitskräften mit handfesten Lohn- und Investitionszuschüssen besänftigt werden und sich Behinderte besonders anstrengen, im Konkurrenzkampf mit nichtbehinderten Arbeitskräften zu gewinnen. Die Interessenvertretung Selbstbestimmt Leben in Deutschland (ISL) e. V. hat ihre Informationsbroschüre für Arbeitgeber zur Beschäftigung behinderter Menschen nicht umsonst mit dem Titel versehen: *»Das rechnet sich! Erschließen Sie neue Potenziale für Ihren Betrieb!«*

Wenn nur Vorurteile die Hinderungsgründe wären, bräuchte es nur Aufklärung, um sie zu widerlegen. Das funktioniert aber offensichtlich überhaupt nicht.

Behinderte werden nur beschäftigt, wenn es sich rechnet. Deswegen auch die Zuschüsse von Arbeitsamt, Sozialamt oder den Integrationsämtern.

Das erhöhte Risiko, arbeitslos zu werden, liegt nicht in erster Linie in den Behinderten selbst oder in der konkreten Beziehung zwischen Chef und Arbeitskraft. Das Risiko liegt im Lohnarbeitsverhältnis. Für das Kapital sind behinderte Menschen ein Risiko. Für die behinderten Menschen selbst ist aber das Kapital das bedeutendste Risiko. Es stellt die wahre Problemgruppe dar.

1.25 | Lohnarbeit: Minderleister werden aussortiert

Die überwiegende Mehrheit der LohnarbeiterInnen stellt für das Kapital ein Risiko dar. Deshalb macht es ältere Menschen, Frauen, Behinderte, Kranke und Jugendliche überdurchschnittlich arbeitslos. Sie sind dann (auf sozialdeutsch) von Arbeitslosigkeit »besonders betroffen«.

Das Kapital ist nur an etwa 15 bis 20 Jahren der Lebenszeit von Menschen besonders interessiert. Für die Unternehmen wäre es am besten, wenn Menschen die kostenfressende Kindheit und Jugend überspringen und mit 25 Jahren voll ausgebildet und mit langer Berufserfahrung ins Arbeitsleben einsteigen. Das gilt allerdings nicht für Frauen, weil diese ausgerechnet im besten Alter zwischen 25 und 40 Jahren Gefahr laufen, Kinder zu bekommen.

Ab dem Alter von 45 Jahren neigt sich das Interesse des Kapitals an Arbeitskräften dem Ende zu. Diese sollten dann am besten aufhören zu arbeiten und mit 70 Jahren in Rente gehen, natürlich ohne in der Zwischenzeit dem Staat oder der Sozialversicherung auf der Tasche zu liegen. Im Alter verwandeln sich die Arbeitskräfte für das Kapital von einem Risiko in die drückende Altenlast des Rentnerbergs.

Dieser unnatürliche »Lebenszyklus« ergibt sich aus der »Natur« der Ware Arbeitskraft, aus der »Natur« der Lohnarbeit, aus der »Natur« des Kapitals.

»Zwanzig, dreissig Jahre lang wird das Letzte aus den Menschen herausgeholt, dann sind sie ausgepowert.«[1]

Nicht nur Langzeitarbeitslosigkeit, vor allem »Langzeitarbeit« hat schädliche Folgen für die Arbeitskräfte. Je intensiver und rücksichtsloser sie genutzt werden, desto eher sind sie ausgepowert und werden arbeitslos gemacht.

Das Wort »Risikogruppe« erklärt bestimmte Eigenschaften von Personen selbst zum Risiko. In Wirklichkeit sind sie nur ein Risiko für die Kapitalverwertung. Dieses Risiko muss durch Personalauslese vermindert werden. *»Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass sich die betriebliche Personalpolitik im Grundsatz nach Kosten-Ertrags-Überlegungen ausrichtet und diejenigen Beschäftigtengruppen systematisch benachteiligt, deren Einsatz im Verhältnis zu anderen weniger rentabel ist.«*[2]

Ulrich Schumacher, Chef von infineon, hat das ausnahmsweise offen ausgesprochen. Er trat in seinem maskierten Managerslang dafür ein, »Schwach-Performer

1 Horst Opaschowski in BILD 20. 10. 1999
2 Bäcker 2000, 337

rauszusetzen«. Performer sind so etwas wie »Ertragsbringer«. Performance bedeutet Ertrag. (FR 28. 11. 2002)

Dass nicht zuletzt die Nutzung der Ware Arbeitskraft durch ihre Käufer eben diese »Schwach-Performer« erzeugt, wird in der Regel ausgeblendet.

1.251 | Nebensache Mensch

Seele und Körper rebellieren gegen die immer härteren Anforderungen, lange bevor der Kopf rebelliert.

Claudia Freitag, 35 Jahre alt, arbeitet seit zehn Jahren in einem holzverarbeitenden Betrieb. Sie hat wegen häufigem Bücken Rückenbeschwerden. Weil sie ständig auf hartem Boden stehen muss, hat sie Gelenkschmerzen. Von sich aus investiert der Betrieb nichts in die Verbesserung ihrer Arbeitsbedingungen.

Claudia könnte verlangen, dass das Bücken bei der Arbeit mit einer höhenverstellbaren Ablage überflüssig wird und dass Entlastungsmatten vor die Maschine gelegt werden. Sie könnte verlangen, dass sie Pausen einlegen bzw. zwischendurch weniger belastende Arbeiten machen darf. Sie könnte auch eine Kur beantragen. Wenn sie das einfordert, braucht sie Mut. Sie hat aber Angst davor zuzugeben, dass sie Probleme hat, die Arbeitsaufgaben zu erfüllen. Sie hat Angst, ihren Arbeitsplatz zu verlieren.

Wenn sie keinen Mut aufbringt, kann sie in eine Zwickmühle kommen.

Sie selbst meldet sich nicht zu Wort, dafür aber ihr Körper. Er rebelliert mit Schmerzen gegen das Bücken und dagegen, trotzdem weiterzuarbeiten. Sie könnte sich gezwungen sehen, Schmerzmittel und andere Medikamente einzunehmen, um die Signale zum Schweigen zu bringen.

Sie selbst meldet sich nicht zu Wort, dafür aber ihre Psyche. Irgendwann denkt sie abends mit Grauen an den nächsten Tag. Sie quält sich zur Arbeit, obwohl ihr nicht danach ist. Wenn sie keine Schritte zur Lösung des Problems unternimmt oder keine Hoffnungen hat, dass sich etwas ändert, kann sie mit Unglücksgefühlen und Niedergeschlagenheit (Depression) reagieren. Ihr Selbstwertgefühl kann sinken, eben weil sie keine aktiven Schritte unternimmt. Dass sie keine »Anspruchsmentalität« hat, richtet sich gegen sie.

Claudia könnte sich gezwungen sehen, Beruhigungstabletten (Antidepressiva) einzunehmen, um ihre Stimmung aufzuhellen und sich arbeitsfähig zu halten.

Solange das Problem aber nicht gelöst ist, sind Körper und Seele trotz Medikamenten nicht im Gleichgewicht.

Wenn Claudia alles nur in sich hineinfrisst, kann das zu Herz- und Kreislauf-

erkrankungen führen. Das Problem kann ihr auf den Magen schlagen und zu schmerzhaften Verspannungen der Muskulatur führen. Auch diese Signale zeigen, dass sie unter Bedingungen arbeitet, die sich gegen die menschliche Natur richten.

Das labile Gleichgewicht, in dem Claudia Freitag sich aufrechterhält, ist nicht von Dauer. Die Gefahr eines Bandscheibenvorfalls wächst, ebenso wie die Gefahr eines psychischen Zusammenbruchs. Diese Gefahr wird stärker, wenn der Arbeitsdruck sich erhöht, obwohl Belastbarkeit und Leistungsfähigkeit von Claudia abnehmen.

Ihre Lage kann sich verschlimmern, wenn sie in der Arbeit zu wenig Anerkennung erfährt, obwohl sie sich doch bis zur Selbstaufgabe quält, den Anforderungen nachzukommen.

Sie kann sich verschlimmern, wenn KollegInnen sie anmachen, weil sie zu oft krank sei und sie ihre Arbeit mitmachen müssten.

»Ich kann nicht mehr«, sagt sie sich immer häufiger. Die Fehlzeiten nehmen zu. Wenn Claudia innerhalb von drei Jahren mehr als sechs Wochen pro Jahr krank ist und weitere Fehlzeiten zu erwarten sind, kann sie krankheitsbedingt gekündigt werden.

Wenn im Betrieb rationalisiert wird, kann sie auch Opfer einer betriebsbedingten Kündigung werden. Die Kündigung wird dann nicht wegen ihrer »Leistungsschwäche« ausgesprochen, sondern weil der Betrieb nicht mehr so viele Beschäftigte benötigt.

Wenn sich Claudia nicht traut, für eine Veränderung ihrer Arbeitsbedingungen einzutreten, wenn sie die Signale ihres Körpers und ihrer Stimmung übergeht, kann das ihre Entlassung beschleunigen. Vertritt sie ihre Interessen, kämpft sie damit auch gegen ihre drohende Arbeitslosigkeit.

Wenn sie mit vierzig arbeitslos wird, sind ihre Chancen gering. Wer stellt eine ungelernte Arbeiterin mit kaputtem Kreuz ein? Die »Langzeitarbeit« hat dann zur »Langzeitarbeitslosigkeit« geführt.

1.252 | Überforderung – Hamster im Laufrad

»Arbeit – das Tempo wird immer härter«, titelte BILD (20. 10. 1999) Ein Drittel aller Beschäftigten in der Industrie und im Dienstleistungssektor klagt über ständige Überlastung.[3]

30 % von 2.000 Bürofachkräften, die von der Sozialforschungsstelle Dortmund befragt wurden, litten unter Erschöpfungszuständen. (Weserkurier 07. 07. 1999) Prof. Hinnerk Emrich

3 IGM, Gesünder arbeiten, März 2001

(Medizinische Hochschule Hannover) erklärte, die Arbeitsbelastung in den Büros sei in den letzten 15 Jahren um ein Drittel gewachsen. »*Die Unternehmen haben vielfach ihre schwächeren Angestellten entlassen. Die Stärkeren nehmen deren Arbeit willig auf und schaffen es auch, das auszugleichen.*« (FR 21. 10. 2002) Als Hintergrund sieht er die Angst vor Jobverlust.

Etwa 90 % der in der IG-Metall-Untersuchung Befragten meinen, dass der Leistungsdruck in Zukunft noch steigen wird.[4]

Wachsender Leistungsdruck ist eine Bedingung für Schlafstörungen, hohen Blutdruck, Müdigkeit, Magen- und Darmerkrankungen, Kreislaufprobleme und Herzerkrankungen. (metall 1–2/2001, 25) Aber auch für Angst, Niedergeschlagenheit und psychische Erkrankungen.

Psychische und physische Belastungen verstärken sich gegenseitig.

Menschen, die psychisch aus dem Gleichgewicht geraten, zeigen auch eher körperliche Symptome. Man nimmt sich etwas zu Herzen; es geht einem an die Nieren; es schlägt einem auf den Magen usw. »*Von 100 Patienten, die in die Praxis eines Allgemeinarztes kommen, sind mindestens 50, wahrscheinlich aber bis zu 80 ›psychosomatisch‹ krank, das heißt, seelische Einflüsse spielen beim Zustandekommen ihres Leidens eine ausschlaggebende Rolle.*«[5]

Nach Angaben der Deutschen Migräne- und Kopfschmerzgesellschaft leiden etwa acht Millionen Bundesbürger unter Migräne d. h. Anfällen von Kopfschmerzen. Jan Brand, Leiter eine Migräne-Klinik: »*Migräne-Patienten sind oft 200-Prozentige, die jedem alles recht machen wollen. Ihr Körper steht unter Dauerstress, hält dies nicht aus und zieht schließlich die Notbremse. Jeder Körper hat Schwachpunkte, und bei den Migräne-Patienten ist das der Kopf.*« (FR 20. 02. 2002)

Laut Johannes Siegrist könnten durch »ein stressfreieres Arbeitsumfeld« bis zu 10.000 Herzinfarkte im Jahr vermieden werden.[6] Herzinfarkte sind (in einem erweiterten Sinn) mit Arbeitsunfällen gleichzusetzen. Das Infarktrisiko ist bei Dreischichtbetrieb dreimal und bei erheblichen chronischen Überstunden siebenmal so hoch wie im Durchschnitt. (FR 08. 03. 2001)

Das Risiko eines Herzinfarkts ist bei Arbeitern dreimal so hoch wie bei Managern. Dabei spielt nicht nur die Belastung selbst eine Rolle, sondern auch, ob man Einfluss auf die Arbeitsbedingungen hat, ob die Arbeit abwechslungsreich ist und Lernmöglichkeiten enthält.[7]

Zwei langfristig angelegte Studien über mehr als 10.000 britische Staatsangestellte mittleren Alters haben in den achtziger Jahren ergeben:

»Ausschlaggebend für die Gesundheit war die Kontrolle über das eigene Tun. (…) Je mehr (jemand) den Entscheidungen anderer ausgeliefert war, desto höher sein Herzinfarktrisiko. Das spürten vor allem die Angestellten auf der

untersten Leitersprosse: 90% von ihnen arbeiteten unter solchen Bedingungen, und wenn von ihnen zugleich Tempo und Präzision verlangt waren, stieg die Wahrscheinlichkeit eines Infarktes um mehr als das Doppelte. (...) Wer jedoch seine Arbeit selber einteilen konnte, dem machte auch starker Druck nichts aus.«[8]

Abhängigkeitsverhältnisse sind in wahrstem Sinne des Wortes tödlich. *»Wer ganz unten in der Hierarchie stand, als Wächter oder Bote etwa, zeigte im Verlauf von 25 Jahren ein viermal so hohes Sterberisiko als die Manager an der Spitze der Ämter.«*[9] Auch erhöhter Zigaretten – und Alkoholkonsum spielte dabei eine Rolle. Beide sind jedoch in unteren Schichten stärker vertreten und können letztlich ebenfalls nur »als typische Reaktionen auf Stress gelten.«

LohnarbeiterInnen verkaufen ihre Ware Arbeitskraft und überlassen damit deren Nutzung Anderen. Sie haben die Entscheidung darüber, was sie tun und wie sie es tun, in die Hände der Käufer ihrer Ware Arbeitskraft gegeben. LohnarbeiterInnen sind insoweit nicht Herren ihrer selbst. Sie haben sich »ausgeliefert«. Wenn ArbeiterInnen etwas zu sagen hätten, würde es ihnen besser gehen. Aber da stehen die Eigentumsverhältnisse zwischen.

Die Käufer der Ware Arbeitskraft haben das Interesse, diese möglichst lange und möglichst intensiv für möglichst wenig Lohn zu nutzen. Hans-Peter Klös vom Institut der Deutschen Wirtschaft: *»Die Kosten eines Arbeitsplatzes müssen in immer kürzerer Zeit erwirtschaftet werden, dadurch wird die Latte immer höher gelegt.«* (BILD 20. 10. 1999) Die Anforderungen werden dabei durch die Notwendigkeit der Kapitalverwertung geregelt, nicht durch die physischen und psychischen Bedürfnisse der Arbeitskräfte. Warum aber muss das investierte Kapital immer schneller erwirtschaftet werden? Welche Zwänge herrschen da? Warum »muss« es diese ungeheuere Arbeitsverdichtung, die Überforderung, die Rücksichtslosigkeit gegen menschliche Grundbedürfnisse geben?

Die wachsende Rücksichtslosigkeit zeigt wachsende Schwierigkeiten der Kapitalverwertung an. Worin sie bestehen, ist Thema des zweiten und dritten Teils dieses Buchs.

Ob und inwieweit sich LohnarbeiterInnen ausliefern, hängt allerdings auch von ihnen ab. Die Angst vor Arbeitsplatzverlust führt bei vielen Beschäftigten dazu, dass sie versuchen, über das erträgliche Ausmaß hinaus zu arbeiten, um die Anforderungen zu erfüllen. Bis es nicht mehr geht. Ihr Selbstwertgefühl

4 IG Metall-Zukunftsreport, Frankfurt 2001, 22 f.
5 Wolfgang Schmidbauer, *Die Geheimsprache Krankheit*, Reinbek 1998
6 *Stress, Wie meistern wir die schöne neue Arbeitswelt?*, in: GEO 03/2002, 161
7 Robert Karasek, Töres Thorell, *Healthy Work*, Basic Books 1990
8 GEO 03/2002, 159
9 GEO 03/2002, 159

würde steigen, wenn sie Nein sagen könnten und sich gemeinsam mit anderen dagegen wehren. Niemand dankt es einem, wenn man am Ende verschlissen ist und vorzeitig aussortiert wird. Die Notwendigkeit, sich zu wehren, nimmt mit der Überforderung durch das Kapital zu.

Zwei Drittel der Beschäftigten haben das Gefühl, am Arbeitsplatz überfordert zu sein, schreibt BILD.[10] Was bedeutet das anderes, als dass die Verhältnisse die Menschen beherrschen und nicht umgekehrt? Ist das nicht ein Zustand der Unfreiheit? Menschen aber streben nach Freiheit.

1.253 | Betriebsklima – Problem Chef

Die Chefs verkörpern die rücksichtslosen Ansprüche des Kapitals gegen ihre »MitarbeiterInnen«. Chefs sollen *»die Mitarbeiter antreiben, volle Pulle zu leisten und sofort Ergebnisse zu bringen.« »Nicht der pflegliche Umgang mit Menschen steht im Vordergrund* (der Unternehmen)*, sondern der meßbare Wertschöpfungsbeitrag* (Beitrag zum Gewinn) *des Einzelnen. Das macht das Miteinander sehr viel schwieriger, es gibt viel mehr Druck.«*[11]

Die Arbeitsleistung aller Beschäftigten wird mehr und mehr in Zahlen gemessen (Ausstoß pro Tag, Anschläge in der Minute, Umsatz pro Tag, Fallzahlen pro Sachbearbeiter, Verträge pro Monat, Gespräche in der Stunde usw.). Durchschnitte werden gebildet und Vergleichswerte. Und die Chefs müssen für Leistungssteigerung, für höheren output sorgen.

Gleichzeitig werden betriebliche Sozialleistungen und übertarifliche Zulagen zusammengestrichen. In vielen Fällen nimmt auch die Verantwortung zu, die man übernehmen soll. Allerdings ohne Lohnerhöhung. Mehr arbeiten und relativ weniger verdienen. Das macht Laune. Leistung wird nicht »anerkannt«.

Die Reaktion der Arbeitstiere auf die Chefs, die das durchsetzen, lässt nicht lange auf sich warten. In einer Befragung von 4770 ArbeitnehmerInnen und Führungskräften durch das Münchener Geva-Institut erklärte etwa jeder Vierte seinen offenen Hass auf den Vorgesetzten. Jede zweite Führungskraft hatte das Gefühl, von den eigenen Leuten abgelehnt zu werden.[12]

Es gäbe viel zu sagen, aber 85% der Beschäftigten befürchten, dass ihnen Nachteile entstehen, wenn sie in der Firma offen ihre Meinung sagen. (BILD 10. 11. 1999)

LohnarbeiterInnen sind abhängig beschäftigt. Ihre Abhängigkeit lässt sie zunächst einmal vorsichtig sein. Die Beschäftigten beschäftigen sich ja nicht selbst, sondern sie werden beschäftigt.

Die Inhaber der Unternehmen und die Vorgesetzten dagegen sind in gewisser Hinsicht unabhängig von den LohnarbeiterInnen. Sie sind Eigentümer

oder vertreten die Eigentümer. Also haben sie das »Recht«, nichts auf die Meinung der Beschäftigten zu geben.

Auf diesem Hintergrund ist es straflos, abhängig Beschäftigte herabzusetzen, ihre Meinung für wertlos zu halten und sich selbst für den Mittelpunkt der Welt.

Ex-Telekom-Chef Ron Sommer flog gelegentlich mit einem Hubschrauber über Vulkane in Hawaii und versuchte, sich dadurch die Überheblichkeit abzutrainieren, die er bei vielen anderen Managern festgestellt hatte. Nur noch Vulkane waren stärker als er, nur noch sie konnten seine Überheblichkeit in die Schranken weisen. Das sagt alles. Sommer hat sich seine Bescheidenheitsübungen gebührend anerkennen lassen. Seine Bezüge stiegen 2001 um 90% auf 3,6 Millionen Euro. Ein Unternehmensberater: *»Viele Führungskräfte halten sich für die Größten. In ihrer Firma sind sie es schließlich auch. Sie umgeben sich mit Schmeichlern und angepaßten Jasagern und werden von diesen ihrer Bedeutung bestätigt. Manager sind anfällig für Arroganz.«*[13]

Da die Belegschaften von den Eigentümern und ihrer Vertretern abhängig sind, bilden sich die Eigentümervertreter ein, sie wären etwas Besonderes. Arroganz und Selbstherrlichkeit drücken die Eigentumsverhältnisse aus. Sie steigen mit der Größe des Unternehmens und verkörpern sich in immer höheren Managergehältern.

Die Herabsetzung der Beschäftigten kreist immer nur um ein Thema. Sie leisten nicht genug, arbeiten nicht lang genug, sind zu oft krank, führen Anweisungen nicht präzise aus, gehen zu stark ihren privaten Interessen nach. Sie wollen nur ihren Besitzstand wahren, sind egoistisch, denken zu wenig an die Firma. Mit anderen Worten: sie stören bei der Erfüllung des Betriebszwecks.

Mehr noch, die LohnarbeiterInnen *»schmeicheln sich, ihren Wohlstand selbst erarbeitet und mithin redlich verdient zu haben«*. In Wirklichkeit ist der *»Wohlstand der Massen«* aber ein *»Wohlstand aus zweiter Hand«*. Die LohnarbeiterInnen leben von der Leistung derer, die Wissen haben und Kapital.[14] Die ArbeiterInnen beim Daimler leben also vom Wohlstand, den der Vorstand, die Forschungsabteilung und Aktionäre wie die Deutsche Bank und der Emir von Kuwait mit seinem 7-prozentigen Aktienanteil erschaffen. Es macht also eigentlich gar nichts aus, ob die Malocher arbeiten gehen. Ob sie fehlen, fällt nicht weiter auf.

Die sogenannten MitarbeiterInnen sind allein dadurch schon herabgesetzt, dass sie nur

10 Paul C. Martin, Johannes Marten, *Warum wird der Stress im Job immer größer*, BILD 10. 11. 1999
11 Psychologe Oswald Neuberger (Uni Augsburg); Wirtschaftswoche 07. 01. 1999
12 Wirtschaftswoche 07. 01. 1999, 62
13 Jörg Staute, *Das Ende der Unternehmenskultur*, München 1997, 89
14 Miegel 2002, 129–131

als Werkzeuge in der Hand anderer genutzt werden. *»Der Mensch ist sich nicht selbst zum Zweck, sondern Werkzeug«*, sagt ein Unternehmensberater über die Mitarbeiter in der heute vorherrschenden Unternehmenskultur.[15] Zwei Drittel der ArbeitnehmerInnen erklären, sie würden nie oder selten gelobt. (metall 1–2/2001, 26) Warum auch? Seit wann lobt ein Handwerker seinen Hammer?

Mangelnde Anerkennung, Willkür und Selbstherrlichkeit von Vorgesetzten werden zum Krankheitsfaktor und wecken Empörung. *»Konflikte zwischen Mitarbeitern und Vorgesetzten gehören heute zu den größten Problemen in der Wirtschaft«,* so Henner Ertel, Leiter des GRP Instituts für Rationelle Psychologie in München. (Wirtschaftswoche 07. 01. 1999, 61) Sie fressen einen wachsenden Teil der Energien von LohnarbeiterInnen auf.

Vorgesetzte heißen nicht umsonst so. Sie sind einem vor (die Nase) gesetzt.

Fast alle LohnarbeiterInnen halten ein gutes Betriebsklima für sehr wichtig bzw. wichtig.[16] Menschen fühlen sich nämlich nur in befriedigenden sozialen Beziehungen wohl. Die Eigentumsverhältnisse aber, die darauf beruhenden Abhängigkeitsverhältnisse, die Kapitalverwertung als Zweck der Wirtschaft und der Warencharakter der Arbeitskraft stören das Wohlbefinden.

Kraft können LohnarbeiterInnen vor allem daraus schöpfen, dass sie sich gegen das Kapital zusammenschließen. Kein Wunder, dass das Kapital alles daransetzt, diesen Zusammenschluss zu untergraben und die Konkurrenz unter den Beschäftigten zu fördern.

1.254 | Angst vor Entlassung

Unter Leitung von Prof. Wittchen (TU Dresden) wurden im Jahr 2000 20.000 Patienten und 550 Ärzten zu Angststörungen befragt. Es war die bis da weltweit größte Untersuchung ihrer Art. 27 % der Patienten von Hausärzten gaben an, unter wochenlangen Angstbeschwerden und ängstlicher Anspannung zu leiden. (FR 26. 06. 2001) Angst kann dazu führen, dass die Beziehungen zu KollegInnen, Freunden und Nachbarn leiden und dass man nicht mehr aus sich »herausgehen« kann. Angst isoliert Menschen von Menschen. Und das wiederum drükkt das eigene Selbstbewußtsein noch weiter nach unten.[17]

Zu den wichtigsten Ängsten gehört die Angst vor Entlassung. Die Hälfte der gewerblichen Arbeitnehmer und jeder dritte Angestellte haben Angst, ihren Arbeitsplatz zu verlieren.[18] Nach einer anderen Umfrage hatten sogar zwei von drei Beschäftigten Angst um ihren Arbeitsplatz.[19]

Die IG Metall befragte 120.000 LohnarbeiterInnen. Jeder Fünfte hatte eine

konkrete Angst vor Arbeitsplatzverlust und knapp die Hälfte hielt den Verlust ihres Arbeitsplatzes für möglich. Nur 31% der Befragten waren der Meinung, dass ihr Arbeitsplatz sicher sei.

Nahezu alle Befragten hielten einen sicheren Arbeitsplatz für sehr wichtig oder für wichtig.[20] Der Wunsch nach Existenzsicherheit entspricht einem natürlichen Bedürfnis des Menschen. Er wird jedoch überwiegend nicht befriedigt, wenn die Arbeitskraft eine Ware ist. Die Arbeitskraft wird nicht gekauft, damit sie einen dauerhaften Arbeitsplatz hat. Sie muss den Zweck erfüllen, dem Käufer Profit einzubringen. Die Kapitalverwertung aber wird immer schwieriger. (→ Teil 2 und 3) Angst um den Arbeitsplatz ist eine notwendige Folge der Lohnarbeit.

Befragungen in einzelnen Unternehmen haben ergeben, dass bis zu 90% der MitarbeiterInnen Angstgefühle haben können. (Süddeutsche Zeitung 18.02.1998) In Unternehmen, die ankündigen, demnächst soundsoviele Beschäftigte zu entlassen, kann die Angst sprunghaft zunehmen. Berufstätige, deren Arbeitsplatz über 2 1/2 Jahre dauerhaft unsicher ist, leiden etwa doppelt so häufig unter Krankheiten und Depressionen wie Berufstätige, deren Arbeitsplatz dauerhaft sicher ist. Wird der Arbeitsplatz sicherer, nehmen Krankheiten und Depressionen deutlich ab.[21]

Die Angst, arbeitslos zu werden, steigt mit der Zahl der Arbeitslosen. Arbeitslosigkeit führt den LohnarbeiterInnen vor Augen, wie leicht sie ersetzbar sind.

Was LohnarbeiterInnen Angst einflößt, weckt beim Kapital Hoffnungen. Unter dem Stichwort »Hoffnung« meldete die Financial Times Deutschland, dass die Deutsche Bank »dank des Abbaus von Arbeitsplätzen« und Lohnsenkungen ihren Personalaufwand um 20% gesenkt habe. Ein Vorstandssprecher kündigte an, dass durch den Abbau von 9.200 Arbeitsplätzen bis Ende 2003 die Kosten weiter gesenkt werden sollen. »Deutsche Bank wirft Ballast ab«, so der Titel. (FTD 30.04.2002) LohnarbeiterInnen sind Ballast. Man muss sie abwerfen, damit der Profitballon wieder steigt. Als Menschen sind sie nebensächlich. Das macht Angst. *»›Wer braucht mich?‹ ist eine Frage, die der moderne Kapitalismus völlig zu negieren scheint. Das System strahlt Gleichgültigkeit aus (…), wo Menschen behandelt werden, als wären sie problemlos ersetzbar oder überflüssig.«*[22]

15 Reinhard K. Sprenger, *Aufstand des Individuums*, Frankfurt 2000, 31
16 siehe Fußnote 4
17 Jürg Jegge, *Angst macht krumm*, Bern 1991
18 Michaela Böhm, *Wenn Psychostress krank macht*, metall 1-2/2001, 24
19 Winfried Panse, Wolfgang Stegmann, *Kostenfaktor Angst*, Landsberg 1996
16 siehe Fußnote 4
21 GEO 03/2002, 154
22 Richard Sennett, *Der flexible Mensch*, Berlin 1998, 201

Wer braucht eigentlich ein System, das so vielen Angst einflößt und ihnen das Gefühl gibt, überflüssig zu sein?

1.255 | Depressionen

Alle Krankenkassen stellen fest, dass vor allem Depressionen (starke Niedergeschlagenheit) stetig zunehmen. Inzwischen sind sie die vierthäufigste Krankheitsursache. Acht Millionen Menschen in Deutschland sollen an einer behandlungsbedürftigen Depression leiden. Aber nur ein Drittel von ihnen suche Hilfe. Von diesen wiederum werde bei höchstens der Hälfte eine Depression festgestellt, so Freya Wenzel, Oberärztin der Psychosozialen Ambulanz der Uniklinik Frankfurt.

Der Landesgeschäftsführer der Deutschen Angestelltenkasse (DAK) in Hessen, Willi Leber, *»nimmt an, daß immer mehr Menschen auf die Anforderungen im beruflichen wie privaten Umfeld mit psychischen Schwierigkeiten reagieren.«* (FAZ 03. 07. 2002) *»Eine mögliche Ursache für den Anstieg seien Arbeitsverdichtung und Stress«,* so Judith Berger vom Berliner Institut für Gesundheits- und Sozialforschung, aber auch der steigende Konkurrenzdruck. (FR 04. 07. 2001)

Beispiel:

Judith Arndt arbeitete in einem Möbelhaus als Verkäuferin. Sie erhielt nur ein sehr knappes Festgehalt. Sie war also gezwungen zu verkaufen, um Provisionen zu bekommen. Der Zwang zu verkaufen und die Konkurrenz unter den VerkäuferInnen waren so hart, dass sie mehrmals einen Nervenzusammenbruch hatte. Als sie krank war, warb ein Kollege ihr einen wichtigen Kunden ab, mit dem sie schon alle Vorverhandlungen getroffen hatte. Ihr entging die Provision. Sie kündigte aus »nervlichen Gründen« und konnte am letzten Arbeitstag nur noch weinend die Verkaufsgespräche führen. Die Arbeitslosigkeit fand sie deshalb »gar nicht so schlimm«.[23]

Depressionen entstehen, wenn einem alles zu viel wird. Sie entstehen, wenn Bedingungen, die belastend sind, als unveränderbar empfunden werden, wenn einem alles über den Kopf wächst. Sie entstehen, wenn man sich ohnmächtig fühlt, Einfluss zu nehmen. Lohnarbeit ist in erster Linie nicht das Heilmittel gegen Depressionen, sondern eine ihrer wichtigsten Bedingungen. Die Zahl der Krankheitstage wegen psychischer Störungen nahm 2001 um über 50% zu. (FAZ 03. 07. 2002) Gerade in der von der Wirtschaft begehrten Altersgruppe der bis zu 44-ährigen Arbeitskräfte *»sind psychische Probleme inzwischen weltweit (...) das häufigste Gebrechen. In Deutschland sind sie Hauptursache für einen vorzeitigen Berufsausstieg wegen Arbeitsunfähigkeit.«*[24]

Beschäftigte mit psychischen Erkrankungen können aufgrund ihrer Fehlzeiten krankheitsbedingt gekündigt werden. Als Arbeitslose sehen sie gesund

aus und sind es doch nicht. Sie sehen arbeitsfähig aus und sind es doch nur eingeschränkt. Sie scheinen nicht arbeiten zu wollen, obwohl sie eigentlich nur Angst haben, wieder zu »versagen«.

1.256 | Vorsorge eher für Maschinen als für Menschen

Betriebe haben für ihre technischen Geräte zahllose Wartungsverträge abgeschlossen. Die Geräte werden regelmäßig überprüft, damit sie möglichst lange störungsfrei laufen.

Das beugt Reparaturen und Ausfallzeiten vor. Was für Maschinen gilt, gilt aber in der Regel nicht für Menschen.

Arbeitsbedingungen werden nicht gründlich untersucht, ob sie die Störanfälligkeit und den Reparaturbedarf von Menschen fördern. Menschen sind nicht so wichtig. Der Hauptverband der gewerblichen Berufsgenossenschaft fragt zu Recht: *»Prävention* (Vorbeugung) *nur für Maschinen?«* und mahnt: *»Kein Zweifel: Prävention kostet Geld. Deshalb wird sie oft vernachlässigt.«*[25]

Bei Maschinen nicht, wohl aber bei Menschen.

Im 1996 verabschiedeten Arbeitsschutzgesetz steht zwar: *»Der Arbeitgeber ist verpflichtet, die erforderlichen Maßnahmen des Arbeitsschutzes unter Berücksichtigung der Umstände zu treffen, die Sicherheit und Gesundheit der Beschäftigten bei ihrer Arbeit beeinflussen.«* (§ 3)

Das neue Gesetz drückt die Notwendigkeit von Veränderungen aus. Aber es gibt *»in der betrieblichen Praxis ein beträchtliches Umsetzungsdefizit.«*[26]

Könnte man es nicht auch Rechtsbruch nennen?

Nach einer Umfrage der Süddeutschen Zeitung bei 47 großen Unternehmen hat nur eine einzige Firma es ermöglicht, dass die Gesamtbelegschaft sich während der Arbeitszeit kostenlos im firmeneigenen Gesundheitszentrum untersuchen lassen kann und dabei auch geprüft wird, ob die Arbeitsplätze etwas mit gesundheitlichen Problemen zu tun haben. Im allgemeinen herrscht die Einstellung vor, dass Vorbeugemaßnahmen den betrieblichen Profit verringern.

Der Medizinsoziologe Johannes Siegrist fasst zusammen: *»Krankheiten werden diagnostiziert und medizinisch therapiert. Prävention dagegen ist kaum ein Thema.«* Und er nennt auch den Grund: *»Investitionen in die Gesundheit der Mitarbeiter rentieren sich – grob gesagt – erst mittelfristig.«*[27] Die Missachtung der Prävention, an-

23 Nach Annelinde Eggert, *Selbstbildnis mit abgeschnittenem Haar, Zur Balance der Geschlechterrollen in Arbeitslosengruppen*, aus: C. Büttner, H.-G. Trescher, Chancen der Gruppe, Mainz 1987, 73 f.
24 GEO 03/2002, 149
25 Arbeit und Gesundheit, November 2000, 13
26 Bäcker 2000, 454
27 GEO 03/2002, 160

ders ausgedrückt: das »Umsetzungsdefizit« bei der Umsetzung des Arbeitsschutzgesetzes erhöht den Profit des Kapitals. Die Laufzeiten von Maschinen sind wichtiger als die Laufzeiten von Menschen. Ihre Gesundheitsinteressen werden vom Kapital nur insoweit gefördert, als sie die »Wettbewerbsfähigkeit« d. h. die Profitraten fördern. Die Mißachtung der Gesundheit aber fördert die Profitraten im Großen und Ganzen mehr als ihre Förderung. Es ist von daher nicht möglich, *»die Interessen der Menschen an positiven, gesundheits- und persönlichkeitsfördernden Arbeitsbedingungen mit der Notwendigkeit wettbewerbsfähiger Arbeitsplätze«*[28] zu verbinden, wie es Bundesregierung, Arbeitgeberverbände und Gewerkschaften im Mai 2002 formuliert haben. Die Herstellung der »Wettbewerbsfähigkeit« ist doch gerade die Ursache der Mißachtung der »Interessen der Menschen« an ihrer Gesundheit und nicht das Mittel zu ihrer Verwirklichung.

1.2571 | Erst krank, dann entlassen

Die LohnarbeiterInnen haben erkämpft, dass Unternehmen bei Krankheit sechs Wochen den Lohn weiterzahlen müssen (die sogenannte Lohnfortzahlung im Krankheitsfall). Das Kapital unterstellt, dass LohnarbeiterInnen krank machen, um die Lohnfortzahlung im Krankheitsfall als eine Art soziale Hängematte für Faulenzer in Anspruch zu nehmen. Es bedroht Kranke mit Entlassung. Deswegen beißen viele die Zähne zusammen. »Es geht schon«, heißt es.

Beispiel:

Hans-Jürgen Honisch, 46 Jahre alt, arbeitet seit 30 Jahren als Dreher. Dutzende Male am Tag hebt er fünf bis fünfzehn Kilo schwere Werkstücke ins Futter seiner Drehmaschine. Rumpf vorbeugen, Werkstück nach links wuchten, einspannen. *»Immer drüber heben, immer den Oberkörper verdrehen, und das seit dreißig Jahren schon.«* Die Rechnung: mit 42 Jahren der erste Bandscheiben-Vorfall, mit 45 Jahren der zweite. Honisch ließ sich nach dem zweiten Vorfall wie ein Hochleistungssportler fitspritzen, nahm Tabletten, bis er nach Wochen die Kur antreten konnte. Er wollte sich nicht krankmelden. *»Entlassungen werden den Arbeitgebern zu leicht gemacht«*, sagt er.[29] Die Angst vor Arbeitslosigkeit treibt ihn, die Schmerzen auszuhalten. Aber irgendwann ist er trotzdem fertig.

Wenn er dann arbeitslos ist und die Schnauze voll von Lohnarbeit hat, wird er der Faulheit verdächtigt.

Muskel- und Skeletterkrankungen verursachen mit Abstand die meisten Ausfalltage in der Produktion. Und sie haben nicht selten auch psychische Ursachen. *»Schlechte Arbeitsbedingungen sind schuld an jedem dritten kaputten Rücken.«*[30] Honischs und Freitags gibt es zu Hunderttausenden, in den Werkshallen und Büros. Im Auftrag der Gmünder Ersatzkasse fand die Sozialforschungsstelle Dortmund heraus, dass zwei Drittel von 2.000 Bürofachkräften unter Rücken- und Gelenkschmerzen leidet. (Weserkurier 07. 07. 1999) Jede

dritte Frührente hat als Ursache Muskel- und Skeletterkrankungen. Und oft geht der Frühverrentung Arbeitslosigkeit voraus.

1.2572 | Krankenstand fällt

Der Krankenstand (Zahl der Kranken pro 100 Pflichtversicherten) stand noch zwischen 1991 und 1995 auf 4,9 bis 5,2. Seit 1997 ist er von 4,1–4,2 auf 4 im Jahre 2002 gefallen.[31] Je niedriger der Krankenstand ist, desto länger wird – bei gleichem Lohn – die effektive Arbeitszeit der Arbeitskräfte. Insgesamt stieg dadurch zwischen 1991 und 2000 das verfügbare Arbeitsvolumen um 320 Mio. Arbeitsstunden oder umgerechnet 200.000 Vollzeitkräfte. Das steigerte den Profit um viele Milliarden. Die Ausgaben für Lohnfortzahlung sanken im Produzierenden Gewerbe von 1992 bis 2000 um rund 15%.[32]

Zu den Ursachen für den Rückgang des Krankenstandes auf das bisher tiefste Niveau der Nachkriegszeit zählt mit Sicherheit die wachsende Angst vor Arbeitslosigkeit.

Ein bedeutender Teil der Senkung des Krankenstandes und der dementsprechenden Lohnkosten dürfte aber darauf zurückzuführen sein, dass Betriebe die Minderleister in verstärktem Maße entsorgt haben. Besonders seit der Krise 1992/93 wird der Krankenstand ins Visier genommen. Viele Betriebe gehen auf Krankenjagd.[33] Die Betriebszeitung *»Kollegen von Daimler informieren«* aus Bremen schrieb dazu: *»Krank ist die Fabrik. Krank ist die Personalpolitik. (...) Krank sind die, die nur noch von ›Wirtschaftlichkeit‹ und ›Wertschöpfung‹ faseln, die aber gleichzeitig die einzigen ›Wertschöpfer‹, nämlich die Kollegen am Band, nur noch als Unkostenfaktoren sehen.«*[34]

»Niedriger Krankenstand kann bei schwächerer Wirtschaftslage und mehr Spielraum bei der Arbeitszeit (...) dazu führen, dass Neueinstellungen unterbleiben und Entlassungen eher ausgesprochen werden – gerade für Leistungsschwächere mit hohen Krankheitszeiten.«[35] Niedrigerer Krankenstand der Einen fördert verrückterweise die Arbeitslosigkeit der Anderen.

Die »Minderleister« sammeln sich im großen Auffangbecken Arbeitsamt (oder in der Rente). 1990 wiesen z.B. 25,9% der westdeutschen Arbeitslosen gesundheitliche Beeinträchtigungen auf, im Jahre 2000 waren es 29,2%.[36] Zwei Drittel der gesundheitlich be-

28 nach Klaus Pickshaus, Hans Jürgen Urban, *Die Utopie von der guten Arbeit*, FR 02.01.2003, 12
29 Fritz Arndt, »Bis zur Rente arbeiten kannst du vergessen«, metall 3/96, 10–13
30 IG Metall, Referat Arbeit und Gesundheitsschutz, Gesünder arbeiten Ausgabe 13 Mai 2001
31 IdW 2001, 79
32 IdW 2001, 50
33 dazu: Mag Wompel, *Krankenverfolgung – Aktuelle betriebliche und gesellschaftliche Strategien im Umgang mit Kranken*, Offenbach 1998
34 02.03.2000 aus www.labournet.de/branchen/auto/dc/41.html
35 Hans Kohler, *Krankenstand – ein beachtlicher Kostenfaktor mit fallender Tendenz*, IAB Werkstattbericht Nr.1/2002, 7
36 Arbeitsmarkt 2000, 140; Bäcker 2000, 331

einträchtigten Arbeitslosen sind zwischen 45 und 65 Jahre alt, verschlissen durch das Kapital.

Beispiel:
Die Abteilungsleiter eines Siemens-Betriebs in München sind aufgefordert worden, Listen mit den 10–15% »Minderleistern« im Personal abzugeben. Diese werden dann zu Aufhebungsverträgen gedrängt oder mit Kündigung bedroht.[37]

Da es gefährlich ist, krank zu sein, nutzen nur jede dritte Frau und jeder sechste Mann die Möglichkeiten zur Vorsorge. »*Diese Gesellschaft redet nicht über Krankheiten«;* stellt CDU-Politiker Ulf Fink fest. (FTD 16. 05. 2002) Schwächen zuzugeben, kann eben dazu führen, dass man vom Kapital aussortiert wird.

1.258 | Leiden und Distanzierung/Empörung nehmen zu

Unternehmen sind eine bedeutende Quelle der Zunahme psychischer Erkrankungen, von Sucht und gesundheitlichem Verschleiß.
Aber sie produzieren nicht nur Leid, sondern auch Ablehnung und den Widerstand gegen diese Verhältnisse.
In der Metall-Umfrage erklärte rund die Hälfte der Befragten: *»Arbeit ist etwas, womit ich mein Geld verdiene; mehr ist es eigentlich nicht.«*[38] Das bedeutet nicht, dass diejenigen, die so etwas sagen, überhaupt keinen Spaß an der Arbeit hätten. Rund 80% haben Spaß an ihrer Arbeit und finden sie interessant, aber bezeichnenderweise hielten sie ihr Privatleben für wichtiger als die Arbeit. In der Familie leben sie für sich selbst, in der Firma leben sie überwiegend für fremde Zwecke.
Die innere Distanzierung von fremdbestimmten Verhältnissen kann bis zur inneren Kündigung führen. Jeder fünfte Un- und angelernte Arbeiter oder Angestellte und jeder achte Facharbeiter geht ohne Lust und Motivation zur Arbeit und hat innerlich gekündigt.[39] Nach einer Gallupumfrage aus dem Jahre 2001 sind von 100 MitarbeiterInnen 69 sogar unengagiert, 15 sind aktiv unengagiert und nur 16 engagiert.
Die innere Kündigung ist eine Form der Selbstverteidigung. Man identifiziert sich nicht mehr mit dem Unternehmen, das Angst erzeugt und individuelle Bedürfnisse mißachtet. Man tut nur noch das Notwendigste. Angst vor Entlassung schränkt die Risikobereitschaft weiter deutlich ein.
Die innere Distanzierung ist eine Folge der Eigentumsverhältnisse, die dazu führen, dass »die da oben sowieso machen, was sie wollen«. Wenn die Unteren nicht gefragt sind, warum sollen sie sich dann engagieren?
»Nicht mit Worten kann gegen das Phänomen der inneren Kündigung ange-

gangen werden, sondern nur mit einem Handeln, das die Firma für die Beschäftigten als verläßlichen und gestaltbaren Raum erscheinen läßt.«[40] Unternehmen werden aber in erster Linie von denen gestaltet, denen sie gehören. Unternehmen, die ihnen nicht gehören, können LohnarbeiterInnen letztlich auch nicht gestalten. Verlässlichkeit d. h. Existenzsicherheit ist nicht möglich, wenn das Kapital den technischen Fortschritt nutzt, um immer mehr Menschen überflüssig zu machen. (→ 2.1) Und wenn es Krisen produziert, in denen es einen Teil von dem wieder vernichtet, was aufgebaut worden ist. (→ 2.3)

Mehr Sport, gesünder essen, weniger rauchen – die meisten Formen, den wachsenden Stress zu managen, setzen an den Arbeitskräften an, nicht am Arbeitsplatz (und schon gar nicht am Wirtschaftssystem). *»Statt einer individuellen Symptombekämpfung fordern deshalb viele Wissenschaftler eine tiefgreifende Wurzelbehandlung: die Schaffung ›gesunder Organisationen‹.«*[41] Mit gesunden Organisationen sind Unternehmen gemeint, die den Selbstrespekt, das soziale Klima und die Zusammenarbeit fördern. Die Notwendigkeit dafür nimmt zu, wenn die Produktivkräfte der Menschen entwickelt und nicht immer stärker gehemmt werden sollen. Der zerstörerische Stress in den Unternehmen ist jedoch gerade die Folge der Logik der Kapitalverwertung, die alles beherrscht. (→ 3.11–3.13)

LohnarbeiterInnen spüren in wachsendem Maße Gegensätze zwischen sich und dem Kapital. Die Feststellung: »*Es ist richtig, vom Klassenkampf zu sprechen. Arbeitgeber und Arbeitnehmer haben im Grunde völlig unvereinbare Interessen*«, antworteten 1980 noch 25 % mit Ja, 1997 aber schon 44 %. Die Zahl derjenigen, die für eine partnerschaftliche Verständigung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern eintraten, nahm von 58 % auf 41 % ab. (Allensbach-Institut für Demoskopie 1997)

Angst kann Ausgangspunkt für den Rückzug auf sich selbst sein, wenn man Probleme nur individuell mit sich selbst verarbeitet statt mit anderen zusammen.

Sie kann aber auch Ausgangspunkt sein, sich mit anderen zusammenzuschließen, um aus der Verbindung mit anderen Kraft für Veränderungen zu schöpfen. Sie kann Ausgangspunkt dafür sein, die Gefühle der Unzufriedenheit zu äußern und etwas verändern zu wollen.

Wenn man sich in sich selbst zurückzieht,

37 Fred Schmidt, Tatjana Fuchs, *Bilanz 2001*, iswwirtschaftsinfo 33, März 2002, 31
38 siehe Fußnote 4
39 Doris Becherer, Karl-Heinz Deichelmann, Ulrich Krystek, *Innere Kündigung. Ursache, Wirkungen und Lösungsansätze auf der Basis einer empirischen Untersuchung*, München 1995
40 Jörg Staute, a. a. O., 127
41 GEO 03/2002

hat man nichts zu lachen. Nicht lachen können, drückt nicht nur die Stimmung, sondern ist auch schlecht für die Gesundheit. Wenn man etwas zu lachen haben will, muss man aus sich herausgehen wollen.

Psychische Erkrankungen sind eine unbewußte Rebellion dagegen, dass Menschen Nebensachen sind. Sie drücken aus, dass die Verhältnisse nicht von Menschen beherrscht werden. Angstgefühle, die die Oberhand über Menschen gewinnen, drücken aus, das Lebensbedingungen bedrohlich für Menschen sind und anders eingerichtet werden müssten. Und wer kann es außer denen, die unter ihnen leiden? Wenn Menschen sich dagegen auflehnen, als Nebensache behandelt zu werden, geht es ihnen auch psychisch besser.

1.3 | Mangelnde Anpassung an technischen Fortschritt?

1.31 | »Problemgruppe« Geringqualifizierte

In allen Industrieländern liegen die Arbeitslosenquoten von Geringqualifizierten[1] deutlich höher als die von Ausgebildeten.

In Deutschland waren 2000 arbeitslos[2]

West	*Ost*	
19,4%	50,3%	der Beschäftigten ohne Ausbildung
5,7%	16,7%	der Beschäftigten mit abgeschlossener Lehre/ Fachschul-, Meister- und Technikerausbildung
2,6%	4,7%	der Beschäftigten mit Hochschulausbildung

Ungelernte waren schon in den 70er Jahren überdurchschnittlich arbeitslos. Der Abstand der Arbeitslosenquoten von Ungelernten und Gelernten ist im Laufe der Jahre immer größer geworden.

Im Jahr 2000 gab es in Deutschland 4,3 Millionen LohnarbeiterInnen zwischen 25 und 64 Jahren, die als Un- und Angelernte arbeiteten.

Die Männer arbeiteten überwiegend in den Bereichen Produktion, Lager und Transport, die Frauen etwa zur Hälfte in Büros, Handel und Hauswirtschaft. Jede vierte Frau arbeitete in der Produktion und jede siebte in Reinigungsberufen.[3] Der größte Teil der Ungelernten arbeitet also in der Produktion bzw. produktionsnahen Bereichen.

Über eine Million von 4,3 Millionen Niedrigqualifizierten waren arbeitslos. 52% von ihnen sind Frauen. 28% sind Ausländer.

Die Bundesanstalt für Arbeit führt ihre Arbeitslosigkeit auf ihre mangelnde Ausbildung zurück: *»Eine fehlende berufliche Qualifikation schmälert generell* (allgemein) *die Beschäftigungschancen.«*[4]

Das stimmt und stimmt doch wieder nicht. Anfang der 70er Jahre waren Ungelernte trotz ihrer fehlenden beruflichen Qualifika-

1 Arbeitskräfte ohne Berufsausbildung werden gering qualifiziert, niedrig qualifiziert oder ungelernt genannt. Das ist vorschnell. Jemand, der »gelernt« hat, also einen formalen Abschluss hat, kann geringer qualifiziert sein, als jemand, der »ungelernt« ist. Gering Qualifizierte haben Qualifikationen, die nicht mit einer Prüfung bestätigt sind. Es gibt nicht wenige Facharbeiter und mittlere bzw. höhere Angestellte, die keinen formalen Berufsabschluss haben. Umgekehrt gibt es viele ungelernte Arbeiter, die eine Berufsausbildung haben.

2 Alexander Reinberg, Markus Hummel, *Qualifikationsspezifische Arbeitslosenquoten*, IAB-Werkstattbericht Nr. 4 vom 23. 04. 2002, 27

3 Werner Dostal, *Neue Herausforderungen an Qualifikation und Weiterbildung im Zeitalter der Globalisierung*, Nürnberg 2001, 13 (Manuskript)

4 Arbeitsmarkt 2000, 144

tion kaum arbeitslos. Noch Ende der 70er Jahre war erst jeder zwanzigste Ungelernte arbeitslos. Geringe Qualifikation kann also nicht »generell« die Beschäftigungschancen schmälern. Es muss von der Qualifikation unabhängige Bedingungen geben, die die geringe Qualifikation erst zum Problem machen. Als erstes stoßen wir dabei auf die technische Revolution.

1.311 | Moderne Technik stellt höhere Anforderungen an Qualifikation

»Seit über zwei Jahrzehnten steigen die Qualifikationsanforderungen im Beschäftigungssystem stetig an. Diese Entwicklung hat sich seit Beginn der 90er Jahre jedoch noch beschleunigt.«[5] Die moderne Technik stellt höhere Anforderungen an die Qualifikation der LohnarbeiterInnen. Der große Durchbruch der technologischen Revolution kam in den 90er Jahren. Mitte der 80er Jahre war die Arbeit nur bei 7% der Erwerbstätigen überwiegend von Computern oder computergesteuerten Arbeitsmitteln geprägt. 1992 waren es bereits 14% und 1999 schon 36%.[6] *»Expansion (Ausdehnung) und Diffusion (Verbreitung) neuer Techniken haben sich in einer Geschwindigkeit vollzogen, die in der Geschichte der Technisierung einmalig sein dürfte.«*[7]

Die technologische Revolution prägt vor allem die Industrie. Dort arbeiteten 1999 schon 70% der Erwerbstätigen mit elektronisch gesteuerten Arbeitsmitteln.

Mehr und mehr arbeiten FacharbeiterInnen an Stelle von un- oder angelernten Kräften an Bändern, Anlagen oder Maschinen. Sie sind keine Facharbeiter im altem Sinne mehr, sondern müssen in relativ engen Arbeitsbereichen einerseits Stückzahlen bringen und andererseits kleinere Reparaturen durchführen. *»Manche Firmen stellen überhaupt keine Ungelernten mehr ein.«*[8]

Beispiel:

Bei Opel Bochum ist der Metallfacharbeiterbrief seit 1989 Voraussetzung für Neueinstellungen. Unter den jüngeren KollegInnen unter 35 Jahre kann man deshalb Personen ohne Facharbeiterbrief an einer Hand abzählen.

In der Metallindustrie gehörten 1970 noch 22,6% der ArbeiterInnen der Leistungsgruppe 3 an (Ungelernte, Hilfsarbeiter), im Jahr 2000 nur noch 15,3%. Der Anteil der Angelernten mit wiederkehrenden Tätigkeiten, die keine Berufsbefähigung voraussetzen, nahm von 34,2% auf 31% ab.[9]

Die Zahl der in die Leistungsgruppen IV und V eingestuften Angestellten (einfache Tätigkeit bzw. schematische Tätigkeit) nahm von 29,6% im Jahre 1970 auf 14% im Jahre 2000 ab.

Im Jahr 2000 befanden sich 53,7% der ArbeiterInnen der Metallindustrie in

der Leistungsgruppe 1 (FacharbeiterInnen mit abgeschlossener Lehre oder langjähriger Erfahrung mit schwieriger oder verantwortungsvoller Tätigkeit), 1970 waren es erst 43,2%.
Bei den Angestellten nahmen die in Leistungsgruppe II Vertretenen (besondere Erfahrungen in verantwortlicher Tätigkeit) sogar von 23,3% auf 43,2% zu.[10] *»Die Metallbeschäftigten haben heute ein erheblich höheres Qualifikationsniveau als zu Beginn der 70er Jahre.«*[11]

1.312 | Ungelernte nicht rentabel genug

FacharbeiterInnen ersetzen Un- und Angelernte, weil mit Hilfe ihrer Fachkenntnisse und der Anwendung der modernen Technik in geringerer Zeit mehr Produkte erzeugt werden können. Aus Ungelernten kann das Kapital weniger Gewinn herausholen als aus Fachkräften. Ihre Kenntnisse reichen nicht aus, um komplizierte Anlagen zu bedienen und zu warten.
Deswegen wird geringe Qualifikation ebenso zum Nachteil beim Verkauf der Ware Arbeitskraft wie Alter und Geschlecht. Sie wirkt ähnlich wie eine »Schwerbehinderung«.
Die mangelnde Rentabilität der Ungelernten macht sie für das Kapital zur Problemgruppe des Arbeitsmarkts. Das Risiko, arbeitslos zu werden und arbeitslos zu bleiben, ist deshalb für Ungelernte um ein Mehrfaches höher als das von qualifizierten Beschäftigten.
Die Höhe des Lohns der Ungelernten ist ebenfalls nicht entscheidend dafür, dass sie überflüssig werden. Qualifizierte Arbeitskräfte sind teurer und dennoch in geringerem Maße arbeitslos.

1.313 | Gering Qualifizierte qualifizieren?

Wenn fehlende berufliche Qualifikation der entscheidende Grund für Arbeitslosigkeit ist, dann muss Qualifizierung das entscheidende Mittel gegen Arbeitslosigkeit sein. *»Aus der Sicht der Bundesregierung ist der wichtigste Weg zum Abbau der Arbeitslosigkeit von Geringqualifizierten ihre Qualifizierung ... «*[12]
Das haben die Ungelernten auch beherzigt. 1976 waren 33,4% der Erwerbstätigen ohne

5 Dostal 2001, 5, Fußnote 3
6 Das ergab eine repäsentative Befragung von 34.000 Erwerbstätigen in Deutschland, die vom Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung sowie dem Bundesinstitut für berufliche Bildung durchgeführt wurde. IAB Kurzbericht Nr.6, 16.5.2000, 4
7 IAB Kurzbericht Nr.7, 17.5.2000, 1
8 IAB Materialien 2/1999, 8
9 IG Metall Report 2001, Frankfurt 2001, 84
10 IG Metall Report 2001, 84
11 IG Metall Report 2001, 85
12 Antwort der Bundesregierung auf eine Kleine Anfrage der PDS zur wachsenden Arbeitslosigkeit von Geringqualifizierten, 21.04.1999, Drucksache 14/808, 6

Ausbildungsabschluss, 1998 nur noch 20%.[13] Auch unter den Arbeitslosen ist der Anteil der Qualifizierten deutlich gestiegen. Im Jahr 2000 hatten in Westdeutschland 54,4% der Arbeitslosen eine berufliche Ausbildung.[14] Im Jahre 1975 waren es erst 45%. Obwohl immer mehr Arbeitskräfte sich qualifizieren, ist die Arbeitslosigkeit insgesamt gestiegen. Es muss also ökonomische Kräfte geben, die einen stärkeren Einfluss auf die Höhe der Arbeitslosigkeit haben als die Qualifikation.

1.314 | Nachfrage nach Arbeitskraft sinkt

Wie kann Qualifizierung Arbeitslosigkeit vermeiden, wenn aufgrund des technischen Fortschritts die Nachfrage nach Arbeitskraft erheblich sinkt? (→ 2.11)

Die Metallbranche steigerte von 1991 bis 2001 das Produktionsergebnis pro Arbeitsstunde um zwei Drittel.[15]

Oder anders herum: Was 1991 in einer Arbeitsstunde erzeugt wurde, wurde 2001 in 36 Minuten erzeugt. Die gesamte Arbeitszeit, die in der Metallbranche aufgewendet werden musste, fiel von 7.456 Millionen Stunden im Jahre 1991 auf 5.420 Millionen Stunden im Jahre 2001. Das machte es möglich, rund 1,5 Millionen Arbeitsplätze abzubauen.[16] Jeder dritte der ursprünglich 3,3 Millionen Arbeiter der Metallbranche und jeder vierte Angestellte musste in diesen zehn Jahren gehen.

Wenn von 1000 MetallarbeiterInnen 300 gehen müssen, können sie sich auch dann nicht alle halten, wenn sie sich qualifizieren.

Geringqualifizierte werden eher entlassen als weiterqualifiziert. Nur 6,5% der un- und angelernten ArbeiterInnen in Westdeutschland nahmen 1997 an betrieblicher Weiterbildung teil, aber 29% der qualifizierten Angestellten.[17]

In der überdurchschnittlichen Arbeitslosigkeit von Ungelernten drückt sich (unter kapitalistischen Bedingungen) die Entwicklung der Produktivität aus. *»Die Arbeitsprozesse (in der industriellen Produktion) sind so anspruchsvoll, durchrationalisiert und verdichtet, dass die einfachen Helfertätigkeiten verschwunden sind.«*[18]

Ausführende, sich wiederholende Bedienungstätigkeiten per Hand sind durch computergesteuerte Technik leichter zu ersetzen. 1976 waren rund 35% der Arbeitsplätze mit Ungelernten besetzt, 1990 nur noch 26%.[19] Im Jahr 2010 sollen es nach Schätzungen von Forschungsinstituten nur noch 11% sein. *»Im Zuge (...) des wissenschaftlich-technischen Fortschritts brechen einfache Tätigkeiten weg (...)«*[20]

Aber auch Qualifizierte werden entlassen. In der Metallindustrie mussten Hunderttausende Gelernte gehen. Die Arbeitslosigkeit von Arbeitskräften

mit Lehre/Berufsfachschule ist in Westdeutschland insgesamt von 2,9% im Jahre 1975 auf 9,2% im Jahre 1998 gestiegen.

Die technologische Revolution macht Ungelernte und Gelernte arbeitslos. Weil sie aber das Niveau der Qualifikation andererseits erhöht, sinkt die Nachfrage nach geringqualifizierten Arbeitskräften schneller als die nach gelernten Arbeitskräften.

Wenn die Überflüssigen arbeitslos werden, werden sie mit den Sprüchen eingedeckt, dass sie für ihre Arbeitslosigkeit selbst verantwortlich seien. Und dass alles an ihrer Qualifikation liege.

13 1976 waren 45% der weiblichen Erwerbstätigen ohne Ausbildungsabschluss, 1998 nur noch 22,1%. Dennoch ist auch die Frauenerwerbslosigkeit gestiegen.
14 Arbeitsmarkt 2001, 141
15 IG Metall Report 2001, 47
16 IG Metall Report 2001, 58
17 Dostal 2001, 19 – vgl. Fußnote 3
18 Gerhard Bosch, *Was tun, wenn einfache Arbeit in der Industrie abnimmt?,*
Frankfurter Rundschau 09. 02. 2000, 21
19 IdW 1994, 26; Friedrich 1998, 139
20 Arbeitsmarkt 2000, 144

1.32 | Qualifikation – Schutz vor Arbeitslosigkeit?

Die moderne Fassung des Faulheitsvorwurfs lautet: *»Wer sich nicht qualifiziert, ist faul.«* Oder wie es behutsamer 1998 in der Regierungserklärung der SPD/Grünen heißt: *»Wer das Lernen geringschätzt und die Möglichkeiten des Wissens nicht nutzt, läuft in eine Falle«,* nämlich in die Falle der Arbeitslosigkeit.

Jeder ist seines Glückes Schmied (oder seines Glückes Informatiker). *»Wenn (...) eine hohe Sockel-Arbeitslosigkeit* (d. h. langandauernde Arbeitslosigkeit) *wegen Qualifikationsmangel verhindert werden soll, müssen sich die nachwachsenden Jahrgänge (*der Jugendlichen) *höhere Ausbildungsziele setzen – und diese auch erreichen.«*[1]

Auf deutsch: Jugendliche müssen eine Berufsausbildung abschließen, wenn sie nicht arbeitslos werden wollen. So redet das Institut der deutschen Wirtschaft vom Bundesverband der Deutschen Industrie.

Der ehemalige Wirtschaftsminister Martin Bangemann (FDP) sagte: *»Wir* (müssen) *erwarten können, daß der einzelne Anstrengungen macht, um eine Qualifikation zu erwerben, um in der Wirtschaft eine Lebenschance zu haben. Wer das nicht macht, der soll die Verantwortung hier nicht abladen.«*[1] Wer das nicht macht, hat in dieser Wirtschaft eben keine »Lebenschance«. Wer arbeitslos ist, hat sich zu wenig angestrengt.

Wie sieht es mit den »Lebenschancen« von Qualifizierten aus?

1.321 | Überproduktion von Fachkräften

Nahezu jeder Dritte wird nach der Ausbildung arbeitslos.

Rund 500.000 Azubis bestanden im Jahr 2000 die Abschlussprüfung.[3] Die »höheren Ausbildungsziele« waren erreicht. Aber 145.000 Jugendliche (rund 30 %) meldeten sich nach erfolgreicher Prüfung arbeitslos.[4] In den 80er Jahren waren es noch weit unter 20 %. Wenn übernommen wird, dann oft nur befristet oder in Teilzeit oder auf einer Stelle, die mit der Ausbildung nichts zu tun hat.

1.3211 | Arbeitslos nach Ausbildung in Handwerk und Kleinbetrieben

In Westdeutschland übernehmen weniger als die Hälfte der Betriebe mit bis zu 49 Beschäftigten ihre Azubis, in Ostdeutschland noch weniger.[5]

Die wichtigsten Ausbildungsberufe (Kfz-Mechaniker, Maler und Lackierer,

Tischler und Elektroinstallateur bei den Männern und Bürokauffrau, Einzelhandelskauffrau, Friseurin und Arzthelferin bei den Frauen) sind Berufe, in denen nach der Ausbildung nur ein begrenzter Bedarf besteht.[6]
Wenn die meisten Auszubildenden in Kleinbetrieben nicht übernommen werden, kann Ausbildung nicht in erster Linie den Zweck haben, den zukünftigen Bedarf dieser Betriebe an Fachkräften zu befriedigen.
Hauptzweck scheint zu sein, möglichst viele Azubis als billige Kräfte für anfallende Arbeiten zu nutzen.

BEISPIEL:
Stefan Przybyl, Zimmermeister aus Mölln, lässt in seinem Betrieb nur noch Lehrlinge arbeiten. Ihm sind Gesellen zu teurer. (FTD 11.02.2003, 11) Es ist klar, dass dann die Azubis nicht übernommen werden.

Viele Ausgebildete sagen nach der Ausbildung »Tschüs, Meister« und wechseln zu Großunternehmen. Nicht nur wegen besserer Bezahlung, Sozialleistungen und Fortbildungen, sondern »*vor allem auch wegen zu kleiner Entscheidungsspielräume*« in den Familienbetrieben. (FTD 20.02.2002) Wegen der Engstirnigkeit der Eigentümer, von denen viele die *»Personalentwicklung nur als Kostenfaktor betrachten, der sich nicht rechnet«*, laufen viele davon. (FTD 20.02.2002) Kleinbetriebe bilden auch deswegen relativ mehr aus, weil eben relativ weniger im Betrieb bleiben.
Eine Ursache für Arbeitslosigkeit von ausgebildeten Jugendlichen liegt also in den Profitinteressen und beschränkten Möglichkeiten von Kleineigentümern.

1.3212 | Arbeitslos nach Ausbildung in Großbetrieben

In Großbetrieben über 500 Beschäftigten werden etwa drei Viertel der Azubis übernommen, in Ostdeutschland mehr als die Hälfte. Aber weniger als 20% der Azubis werden in Großbetrieben ausgebildet. Mit der Größe der Betriebe steigt im Durchschnitt auch die Qualität der Ausbildung. Aber auch hier ist der betriebliche Rahmen zu eng, als dass alle Ausgebildeten übernommen würden.

1.3213 | Arbeitslos nach schulischer Berufsausbildung

Privatunternehmen ziehen sich aus der Berufsausbildung zurück.
Schulische Berufsausbildung, die mit staatlichen Mitteln betrieben wird, dringt vor. Hier gibt es keine Ausbildungsvergütung. Teilweise muss Schulgeld gezahlt werden.

1 IdW 1994, 27
2 Bundestagsrede 9. 9. 1987 nach Uske 1995, 95
3 Berufsbildungsbericht 2001, Anlage 4, 2.1.4, Übersicht 31
4 Arbeitsmarkt 2001, 67
5 Schierholz 2001, 170
6 Berufsbildungsbericht 2001, Anlage 4, 2.2.1, Übersicht 38

»Alle diejenigen, die aufgrund negativer Erfahrungen sich nicht mehr beim Arbeitsamt melden, aus Mangel an Alternativen schulische Qualifizierungswege nutzen oder berufsvorbereitende Maßnahmen durchlaufen, tauchen in der Statistik nicht mehr als Nachfrager/innen auf.«[7]

Beispiel:
Lena geht mit 19 Jahren von der Realschule ab. Sie schickt 70–80 Bewerbungen zur Ausbildung als Kauffrau los, sogar außerhalb Frankfurts. Weil sie nicht eingestellt wird, meldet sie sich für eine höhere Handelsschule an, um nicht arbeitslos zu sein. (FR 11.04.2000)

Laut IG-Metall Vorstand Erwin Vitt musste mehr als die Hälfte der Lehrstellenbewerber ihren Ausbildungswunsch abschreiben und sich stattdessen mit unerwünschten Warteschleifen zufrieden geben.[8]

Im Jahr 2000 befanden sich:

❶ 69.000 Jugendliche im schulischen Berufsvorbereitungsjahr
❷ 40.000 Jugendliche im schulischen Berufsgrundbildungsjahr
❸ 90.000 Jugendliche in einjährigen Berufsfachschulen, die der Berufsgrundbildung dienen
❹ 200.000 Jugendliche in Berufsfachschulen, die zu einem Berufsabschluss führen.[9]

Zusammen also 400.000 Jugendliche. Die Meisten werden in Maßnahmen beruflich ausgebildet, die sich für die Betroffenen »als Warteschleifen entpuppen«.[10] Die Wirtschaft braucht viele der auf diese Art Ausgebildeten nicht. Die schulische Berufsausbildung ist zu einem guten Teil versteckte Arbeitslosigkeit.

1.3214 | Arbeitslos nach außerbetrieblicher Ausbildung

Die betriebliche Ausbildung schrumpft. Dafür nehmen außerbetriebliche Ausbildungsgänge zu. Außerbetrieblich bedeutet, dass die Ausbildungswerkstätten nicht einem Unternehmen angegliedert sind, sondern bei besonderen Trägern wie zum Beispiel dem Internationalen Bund für Sozialarbeit stattfinden.

In Westdeutschland wurde jeder 14., in Ostdeutschland jeder dritte neu abgeschlossene Ausbildungsvertrag in außerbetrieblichen Ausbildungen abgeschlossen.[11] Nach dem Abschluss in solchen Einrichtungen bleiben deutlich mehr Ausgebildete arbeitslos als nach betrieblicher Ausbildung.

Einerseits gibt es eine Überproduktion von Ausgebildeten, die von Unternehmen gar nicht aufgenommen werden kann. Andererseits wird der Wunsch von Jugendlichen, sich auszubilden, in vielen Fällen nicht befriedigt. Ursachen sind in beiden Fällen die beschränkten Profitinteressen der Privateigentümer.

Umso unverfrorener klingt die muntere Aufforderung der Vertreter des Kapitals, zu lernen und sich zu qualifizieren, um eine Chance zu haben.

1.3215 | Abbau von Ausbildungsplätzen

»Wir wollen und werden erreichen, daß alle Jugendlichen einen qualifizierten Ausbildungsplatz bekommen«, hieß es in der Regierungserklärung 1998. Aber die Regierung hat trotz vollmundiger Absichten nicht einmal die Kontrolle über die staatlichen Behörden. Denn sie bauen genau so eifrig Ausbildungsplätze ab, wie die privaten Unternehmen.

In den zehn Jahren von 1990 bis 1999 sank die Zahl der Auszubildenden in Westdeutschland von 1,54 Millionen auf 1,2 Millionen. 300.000 Ausbildungsplätze wurden gekappt. Die Zahl der lohnabhängig Beschäftigten jedoch ist gleichgeblieben. So handeln die, die Jugendliche ständig auffordern, sich auszubilden, um nicht arbeitslos zu werden.

Die sogenannte Ausbildungsquote gibt darüber Auskunft, wieviele Azubis auf 1000 Beschäftige kommen. 1990 kamen 70 Azubis auf 1000 Beschäftigte, 1999 nur noch 56.[12] Die Ausbildungsquoten nehmen nicht nur in der Industrie ab, sondern auch bei Kreditinstituten, Versicherungen, im Handel, bei sonstigen Dienstleistern und im Handwerk.

Auch die Zahl der ausbildungswilligen Betriebe nimmt ab. 1999 bildete nur noch jeder vierte Betrieb aus. Mitte der 80er Jahre war es noch jeder Dritte.[13] Opel Eisenach z. B. ist Azubifreie Zone. Es war bis zur Eröffnung des neuen Opelwerks in Rüsselsheim das modernste Autowerk in Europa.

Nach einem Urteil des Bundesverfassungsgerichts von 1980 müssen auf 100 BewerberInnen 112,5 Ausbildungsplätze kommen. Nur dann ist die im Grundgesetz garantierte Freiheit der Berufswahl nach Auffassung des Gerichts gewährleistet.[14] Das Planziel 112,5 % wird schon seit Jahren nicht mehr erreicht. Im Jahre 2000 waren es nur 100,3 %.[15]

Die Freiheit der Berufswahl ist also nicht gewährleistet und den Verfassungsschutz stört's nicht.

Folge: 1999 gab es offiziell mindestens 120.000 Jugendliche, die keine Lehrstelle bekommen hatten, obwohl sie sich im Durchschnitt 20mal beworben hatten.[16] Bis zum Jahr 2002 ist die Zahl der betrieblichen Ausbildungsplätze gegenüber 2000 weiter um rund 10 % gesunken. (einblick 2/03)

7 Schierholz 2001, 76
8 IG Metall Pressemitteilung 165/2002
9 Schierholz 2001, 66 f.
10 Schierholz 2001, 207
11 Schierholz 2001, 223
12 Berufsbildungsbericht 2001, Anlage 4, 2.3.2, Übersicht 51
13 Michael Niederalt, Claus Schnabel, Christian Kaiser, *Betriebliches Ausbildungsverhalten zwischen Kosten-Nutzen-Kalkül und gesellschaftlicher Verantwortung*, Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, November 2001, 4
14 Schierholz 2001, 76
15 Berufsbildungsbericht 2001, Anlage 4, 1.1.1, S.5
16 alle Zahlen aus BIBB-Forschung 2/2000

1.3216 | Qualifikation als Ursache der Arbeitslosigkeit

Hunderttausende von qualifizierten Kräften wurden in den letzten Jahrzehnten entlassen. Facharbeiter und Techniker aus dem Bergbau, der Stahl- und Werftindustrie, der Metallindustrie, Textilindustrie und Druckindustrie, Eisenbahner usw. Gestern war ihr Beruf noch gefragt, heute nicht mehr.

Beispiel:

Jan Arnold lernte Mitte der 50er Jahre nach dem Hauptschulabschluß auf einer Werft Werkzeugmacher. Anschließend arbeitete er 23 Jahre auf einer Werft in Bremen, zuletzt in der Werkzeugverwaltung. Ein halbes Jahr, bevor die Werft dichtmachte, verlässt er den Betrieb gegen eine Abfindung. Da war er 42 Jahre alt. Nach zwei Jahren Arbeitslosigkeit macht er eine 9-monatige Umschulung und fängt als Fräser in einem mittelständischen Metallbetrieb an. Zweieinhalb Jahre später geht auch dieser Betrieb bankrott. Da war Arnold 48 Jahre alt. Danach bleibt er bis zu einer Maßnahme des Arbeitsamts arbeitslos.[17]

Die Qualifikation selbst ist hier Ursache längerer Arbeitslosigkeit. Sie ist plötzlich »unzureichend« geworden.

Vorwurfsvoll wieder Miegel: *»Viele Erwerbspersonen* (Erwerbspersonen sind Personen zwischen 15 und 65 Jahren, die einem Erwerb nachgehen können) *sind auf einen bestimmten Beruf oder Tätigkeitsbereich festgelegt. Das gilt nicht zuletzt im Bezug auf sogenannte Männer- und Frauenberufe. Namentlich Männer sind nur bedingt bereit, in Frauenberufen tätig zu werden. (...) Insgesamt ist die Erwerbsbevölkerung beruflich recht immobil* (unbeweglich). *Sie vermeidet Berufs- und selbst Tätigkeitswechsel«.*[18]

Soll Jan Arnold nach 25 Jahren Schiffbauer und Fräser auf Bankkaufmann oder Versicherungsvertreter umschulen oder vielleicht auf Erzieher?

Arnold's »Immobilität« (Unbeweglichkeit) ist eine Folge dessen, dass eine Werft seine Spezialkenntnisse zwei Jahrzehnte gebraucht hat. Jan Arnold hat das Angebot an Arbeitsverhältnissen vorgefunden, dem er sich angepasst hat. Seine Qualifikation oder sein Anpassungsvermögen hat mit den Stillegungen nichts, aber auch gar nichts zu tun.

Seine Qualifikation wird nicht mehr nachgefragt bzw. wird »unzureichend«, weil sich Konzerne aus dem Schiffbau zurückziehen. Anderswo in der Welt ist es profitträchtiger als in Deutschland, Schiffe zu bauen.

Ob sich Investitionen im Schiffbau rechnen, hat größere Bedeutung für die Entwicklung der Arbeitslosigkeit als die Bereitschaft der Werftarbeiter, sich zu qualifizieren. Das Kapital aber schiebt den FacharbeiterInnen, die es nicht mehr braucht, die Schuld in die Schuhe. *»Die Rückkehr aus der Arbeitslosigkeit in eine dauerhafte Beschäftigung im Betrieb wird in erster Linie durch unzureichende Qualifikation erschwert. Dabei handelt es sich entweder um mangelnde Fachkenntnisse oder um vorhandene Fachkenntnisse, die am Arbeitsmarkt nicht mehr gefragt werden.«*[19] So der Bundesverband der Deut-

schen Industrie und sein Institut der deutschen Wirtschaft. Wenn man nicht mehr gefragt ist, muss man sich umsehen, bis man auch an der neuen Stelle nicht mehr gefragt ist usw.

1.3217 | Herkunftsort wichtiger als Qualifikation

Kapital wird abgezogen, wenn die Profite anderswo höher sind. In Bundesländern, in denen sich schrumpfende Industriezweige wie Schiffbau, Bergbau, Stahlindustrie, Textilindustrie usw. konzentrieren, sind deshalb mehr Menschen arbeitslos als in anderen Regionen.

Die Arbeitslosenquoten in Bremen (12,4%), im Saarland (9,0%), in Niedersachsen (9,1%), NRW (8,8%), Hamburg (8,3%) und Schleswig-Holstein (8,4%) lagen im Jahr 2001 über der durchschnittlichen Arbeitslosenquote von Westdeutschland (7,4%.).

Baden-Württemberg (4,9%), Bayern (5,3%), Hessen (6,6%) und Rheinland-Pfalz (6,8%) lagen darunter. In diesen Ländern konzentrieren sich Automobilindustrie, Elektroindustrie, Banken, Versicherungen und Chemieindustrie. Soll Schiffbauer Jan Arnold sich in München bei Siemens bewerben oder in Stuttgart beim Daimler oder soll er es lieber in Frankfurt als Banker bei der Dresdner Bank versuchen? Alle warten sie schon auf ihn.

Wenn jemand in Bremen arbeitslos wird, ist die Wahrscheinlichkeit, dass er es bleibt, erheblich höher als in Baden-Württemberg. Die niedrigste Arbeitslosenquote in Westdeutschland weist Freising auf, die höchste Gelsenkirchen. Deswegen waren im März 2000 die Chancen eines Arbeitslosen mit gleichen individuellen Voraussetzungen z. B. an Qualifikation in Freising drei mal so groß wie in Gelsenkirchen.[20]

Am wichtigsten ist die jeweilige Nachfrage nach Arbeitskraft durch die Betriebe, die es in einer Region gibt und nicht die Qualifikation.[21] Das zeigt sich besonders in Ostdeutschland. 78,5% der Arbeitslosen dort haben eine Berufsausbildung, im Westen aber nur 54,5%.[22] Die Arbeitslosigkeit ist jedoch mehr als doppelt so hoch wie im Westen. Entscheidend dafür, ob eine Region vom Kapital entwickelt wird, ist die Rentabilität des Kapitals. Ist sie zu niedrig (wie z. B. in Ostdeutschland) wird in diesen Region kaum investiert. (→ 2.24)

An Menschen ist nur interessant, ob man an der Nutzung ihrer Arbeitskraft verdienen kann. Das ist das Wichtigste, nicht die Qualifikation.

17 nach Kieselbach 1998, 67
18 Kommission für Zukunftsfragen 1998, 73
19 IdW 1994, 46 → Fußnote 2
20 IAB-Kurzbericht Nr. 1/2002, 3
21 Helmut Rudolph, *Risiko von Langzeitarbeitslosigkeit frühzeitig erkennen: Berechnung der Verbleibswahrscheinlichkeit von Arbeitslosen*, in: IAB Werkstattbericht Nr. 14/1998, S. 1–7
22 Arbeitsmarkt 2001, 192 f.

1.3218 | Arbeitslos nach Umschulung

Selbst mehrere Qualifikationen schützen nicht vor Arbeitslosigkeit.

Beispiel:

Ulrich Hartmann, 31 Jahre alt, verheiratet, zwei Töchter. Realschulabschluss; zweijährige Lehre als Offsetdrucker, Schichtführer. Berufsaufgabe wegen Lösungsmittelallergie. zweijährige Umschulung zum Elektriker. Danach keine Stelle gefunden. Weitere Umschulung abgelehnt. *»Das habe ich nicht eingesehen, weil ich habe zwei Berufe gelernt ... Irgendwann muß man ja ausgelernt haben. ... Ich habe eine Familie mit zwei Kindern, da muß man ja Geld verdienen.«* [23]

Wegen Druck vom Arbeits- und Sozialamt, macht er sich selbständig und gründet eine Spedition. Nach einem ¾ Jahr gibt er wieder auf, weil er nicht genug verdient. Zwei Jahre später bekommt er eine ABM-Maßnahme als Hausmeister in einem Altenheim. Danach ist er wieder ein Jahr arbeitslos. Dann startet er eine einjährige Umschulung zum Hausmeister. Nach dem Ende der Maßnahme hat er wieder keine Stelle.

»Um so qualifizierter man ist, um so schlechter sehen die Erfolgschancen aus«, sagt er. Ulrich Hartmann ist wieder auf Arbeitslosenunterstützung angewiesen und arbeitet schwarz (ohne Unrechtsbewußtsein), um sich und die Familie über die Runden zu bringen. Hartmanns Frau arbeitet stundenweise als Putzfrau.

Umschulungen werden von Arbeitsämtern finanziert. Sie werden heute zusammen mit Fortbildungen unter dem Begriff »berufliche Weiterbildung« geführt. Im Jahre 2001 wurden von der Bundesanstalt für Arbeit 450.000 Arbeitslose für 13,7 Milliarden DM beruflich weitergebildet. Bis Mitte der 90er Jahre wurden jährlich nur rund 5 Mrd. DM ausgegeben. Obwohl über 6 Millionen Arbeitslose von 1992 bis 2001 an Umschulungen teilgenommen haben, ist die Arbeitslosigkeit gestiegen. (Arbeitsmarkt 2001, 118, 122) Unzureichende Qualifikation kann also nicht die Hauptursache der Arbeitslosigkeit sein.

Die Umschulungen sind Umschulungen für den (relativ unbekannten) Abeitsmarkt.

Beispiel:

Ein Arbeitsloser berichtet, *»daß zu dem Zeitpunkt, als er eine 18-monatige Qualifizierung aufnimmt, das angestrebte Berufsbild noch nachgefragt wird, was einschlägige Stellenanzeigen signalisieren. Als er die Qualifizierung beendet hat, hat sich die Arbeitsmarktsituation verändert, und viele Teilnehmer/innen finden keinen Arbeitsplatz.«* [24] In einer Marktwirtschaft muss man eben im Lotto auf die richtige Zahl setzen.

Die »Eingliederungsbilanz« hält fest, wieviele TeilnehmerInnen an Umschulungen (beruflicher Weiterbildung) ein halbes Jahr nach Beendigung der Maßnahme noch arbeitslos waren. 2001 waren es angeblich 26% in Westdeutschland und 45% im Osten.[25]

Umschulungen sind nicht selten ein sich selbst genügender Kreislauf, durch den Arbeitsämter und Weiterbildungsträger ihre Nützlichkeit im Kampf gegen die Arbeitslosigkeit beweisen.
Arbeitsämter vermitteln Arbeitslose *»häufig in Beschäftigungs- und Qualifizierungsschleifen, von denen die Vermittler durchaus wußten, (...) dass sie das Maßnahmeziel* (eine normale Stelle) *... mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nicht erreichen würden«*, so Axel Bolder vom Institut für Soziale Chancen Köln.[26]

1.3221 | Fachkräftemangel an Ingenieuren und IT-Kräften – warum?

Während einerseits überflüssige Fachkräfte produziert werden, jammert das Kapital andererseits über Fachkräftemangel. Es produziert Überfluss und Mangel an Fachkräften zugleich.
Noch 2001 klagten Betriebe und Konzerne laut über den Mangel an Elektro- und Maschinenbauingenieuren und an Fachkräften der Informations- und Kommunikationstechnologie.
2001 gab es nur 8.400 Absolventen in Elektrotechnik gegenüber 13.800 im Jahr 1993. 2001 beenden nur halb soviele Studierende ihr Studium als Maschinenbauingenieur wie 1993. Auch im Studiengang Informatik gingen 2001 nicht viel mehr fertige Informatiker ab als 1993.
Waren die Studierenden unfähig, sich an die wirtschaftlichen Bedingungen anzupassen? Im Gegenteil. Sie haben sich an Signale angepasst, die das Kapital aussandte. Und die gaben ihnen den »Rat«, diese Studiengänge nicht anzufangen.
Anfang der neunziger Jahre entließen Unternehmen nämlich massenweise Naturwissenschaftler, Ingenieure und Informatiker. Grund war die Wirtschaftskrise 1993. Jeder elfte Maschinenbau- und Elektroingenieur, der in der Krise 1993 an Fachhochschulen Examen machte, war 1½ Jahre später noch arbeitslos. Die Arbeitslosigkeit der Ingenieure verdreifachte sich vom Beginn bis Mitte der 90er Jahre. Der Jahrgang 1989 dagegen war noch fast vollständig untergekommen.
Abiturienten entscheiden sich nicht für einen Beruf, in dem sie aller Voraussicht nach keine Stelle bekommen. Deshalb sank ab 1994 die Zahl der Studienanfänger um 40–50 % ab.
Folge: die Zahl der Absolventen fiel vier–fünf Jahre später ebenfalls in den Keller. Erst ab 1998, als ein wirtschaftlicher Aufschwung eingesetzt hatte, stieg die Zahl der Studien-

23 Landessozialbericht 1998, 312
24 Landessozialbericht 1998, 301
25 Arbeitsmarkt 2001, 123 und 131
26 arbeitsdruck 10/1999, 10

anfänger wieder leicht an. Im Aufschwung stieg aber auch die Nachfrage nach fertigen Ingenieuren steil an. Genau da machten sich die Spätfolgen der Krise 1993 bemerkbar.

Unternehmen denken anscheinend, dass Fachkräfte vom Himmel des Marktes fallen, wenn sie mit den Fingern schnippsen.

Die Studenten haben sich genau so verhalten, wie der »Markt« es wollte. Weil Fachkenntnisse am Markt nicht mehr gefragt waren und zwar von den heute sich beschwerenden Unternehmen, haben sich Studierende gegen Zukunftsberufe entschieden. Die Knappheit an Fachkräften ist durch das chaotische Wirtschaftssystem selbst verursacht.

1.3222 | »Hochschulen machen dicht«

An drei Viertel aller FHs und der Hälfte der Unis gibt es Zulassungsbeschränkungen für Informatik. Die Studienkapazitäten sind dem plötzlich angemeldeten Bedarf gar nicht gewachsen. Grund genug für das Institut der deutschen Wirtschaft (Bundesverband der Deutschen Industrie) sich zu beschweren.

»Es muss schon sehr frustrierend für die jungen Leute sein – sie entschließen sich nach dem Drängen der Wirtschaft und der Bildungspolitik, in ein technisches Studium einzusteigen, und stehen plötzlich vor verschlossenen Türen. So nahmen im Studienjahr 2000 zwar 26.900 Abiturienten ein Informatikstudium auf. Insgesamt gab es aber dreimal soviele Bewerber wie Studienplätze.«[27]

So was! Die blöden Hochschulen hätten natürlich zu einer Zeit, in der die Studienzahlen aufgrund der mangelnden Nachfrage zurückgingen, ihre Kapazitäten für möglicherweise steigende zukünftige Nachfrage der Unternehmen ausbauen sollen. Und das mit Geld, das ihnen niemand gegeben hätte, für Studierende, die gar nicht da waren. Die finanziellen Mittel des Fachbereichs Informatik der Universität Frankfurt sind z. B. seit 1980 (!) nicht erhöht worden. Die Zahl der Studierenden hat sich seither verdoppelt.[28]

Ausbildung von Menschen ist ein langjähriger Prozess, der eine vorausschauende Planung und langfristige Sicherheiten erfordert. Ein Wirtschaftssystem, das Krisen produziert und den Markt als wichtigsten Ratgeber hat, ist dazu nicht in der Lage. So werden Milliarden verschwendet und Energien von jungen Leuten verpuffen.

1.3223 | Lieber fertige Arbeitskräfte kaufen statt ausbilden

Die Informationstechnologie (IT) revolutioniert alle Bereiche. Dennoch haben Industrieunternehmen das Ausbildungsangebot für IT-Fachkräfte über Jahre

erheblich reduziert. In den Industriezweigen (Stahl-, Metall-, Maschinen- und Fahrzeugbau, Kraftfahrzeug-, Datenverarbeitungs- und Elektrotechnikgewerbe), in denen die meisten IT-Jobs angesiedelt sind, sank die Zahl der Auszubildenden zwischen 1990 und 1999 von rund 300.000 auf 195.000.[29]

Der »*dramatische Rückgang des Angebots an industriellen Ausbildungsplätzen ... (betraf) gerade auch die als zukunftsweisend geltenden (...) Metall- und Elektronikberufe.*«[30]

Die IT-Industrie hat 1999 nur jeden Sechsten von 47.000 neuen Fachkräften selbst ausgebildet. Sie hat die Ausbildung vor allem auf Arbeitsämter und staatliche Hochschulen abgewälzt.[31] Lohnabhängige zahlen Beiträge zur Arbeitslosenversicherung und Steuern und die Unternehmen lassen sich davon die Fachkräfte finanzieren, die sie brauchen. Das steigert die Profite.

Die Zahl der Azubis in IT-Berufen ist in den letzten Jahren angestiegen. Im Jahre 2000 wurden 39.000 Jugendliche ausgebildet. 2003 sollen es 60.000 sein.[32] Doch auch hier herrscht Planlosigkeit. Berufsausbildung ist in Deutschland duale (doppelgleisige) Ausbildung. Die Azubis lernen in Betrieb und Berufsschule. Wird die Ausbildung in Betrieben hochgepuscht, müssten gleichzeitig auch an Berufsschulen mehr IT-Lehrer, Computerräume usw. geschaffen werden.

Die Zahl der ausgebildeten IT-Lehrer an Berufsschulen hat jedoch von 1997 bis 2000 um ein Fünftel abgenommen.[33] Grund waren und sind Einstellungsstops, die aus finanziellen Gründen verhängt werden. Die Fachkenntnisse von angehenden LehrerInnen waren »vom Markt« bzw. vom Staat nicht gefragt. Immer weniger AbiturientInnen hatten Lust, BerufsschullehrerInnen zu werden. Die BerufsschullehrerInnen werden immer älter. Nur wenige Neue kamen nach. Jetzt gehen viele in Pension. Und es gibt zu wenig BerufsschullehrerInnen.

Sonja Munz und Wolfgang Ochel vom Münchener Ifo-Institut wiesen darauf hin, dass über Fachkräftemangel vor allem in Zeiten wirtschaftlicher Aufschwünge (1978–1980; 1989–1991; 2000) geklagt wird, nicht in Krisenzeiten.[34] Man kann also nicht allgemein von einem Fachkräftemangel sprechen.

Im Aufschwung 2000/2001 schrien die Unternehmen nach Fachkräften. In der jetzigen Krise hört man keine Klagen über einen Man-

27 Institut der deutschen Wirtschaft, Argumente zu Unternehmerfragen 5/2001
28 FR 06. 06. 2000
29 siehe Fußnote 18
30 Zukunftskommission 1998, 186
31 So Werner Dostal vom Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesanstalt für Arbeit (IAB) in einer Studie nach FR 06. 04. 2000
32 Institut der deutschen Wirtschaft, Argumente zu Unternehmensfragen 5/2001
33 Miegel 2001, 175
34 Sonja Munz, Wolfgang Ochel, *Fachkräftebedarf bei hoher Arbeitslosigkeit*, München 2001, S. 21

gel an IT-Fachkräften mehr. Die Unternehmen werfen seit 2001 zehntausende von Spezialisten wieder raus, die sie teilweise eben erst eingestellt hatten. Die Nachfrage nach Computern, Mobiltelefonen, Chips, Maschinen usw. ist eingebrochen. Ihre Qualifikation hat rein gar nichts mit ihrer Entlassung zu tun. Es sind vielmehr die Überkapazitäten, die das Kapital immer wieder produziert. Krisen (→ 2.3) haben eine größere Bedeutung für Arbeitslosigkeit als die Qualifikation.

1.323 | Verwertbarkeit der Arbeitskraft wichtiger als Qualifikation

- Lieber keine Frauen

Das Kapital hat sich den Fachkräftemangel schon allein deshalb zuzuschreiben, weil es mit seiner patriarchalischen Grundhaltung Frauen aus technischen Berufen heraushält. Die Arbeitslosenquoten von Frauen mit Universitäts- bzw. Fachhochschulabschluss liegen im Durchschnitt 30 bis 40% höher als die der Männer mit gleichen Abschlüssen. In Naturwissenschaften, Ingenieurwissenschaften (Uni) und Medizin liegen sie rund 100% höher.[35]

Viele Unternehmen stellen lieber gar niemanden als Ingenieur ein als eine Frau. *»Ingenieurinnen bleiben immer Exotinnen und in einer Art Anfängerstatus«,* sagte Kira Stein, eine promovierte Maschinenbau-Ingenieurin mit 20 Berufsjahren. (FR 13. 05. 2002) In Ländern wie Tunesien liegt der Anteil weiblicher Studierender in den Ingenieurwissenschaften höher als in Deutschland. Deutschland ist fast das Schlusslicht in Europa.

Mehr Frauen als Männer haben Realschulabschluss bzw. Abitur. Mehr Frauen als Männer verfügen über eine abgeschlossene Berufsausbildung oder Berufsfachschule (Frauen 63% – Männer 58%)[36]. 64,3% der arbeitslosen Frauen haben eine abgeschlossene Berufsausbildung, aber nur 60,6% der Männer.[37] Trotz höherer Qualifikation sind Frauen in Deutschland in höherem Maße arbeitslos als Männer. Die Verwertbarkeit der Arbeitskraft ist dem Kapital wichtiger als die Qualifikation. (→ 1.23)

- Lieber keine Älteren

Trotz angeblichen Fachkräftemangels gibt es zehntausende arbeitsloser Ingenieure und Informatik-Spezialisten. Sie sind in der Regel zu alt (über 50), als dass das Kapital sie noch brauchen könnte. (ausführlich → 1.213)

- Lieber keine Behinderten

Auch bei Schwerbehinderten ist die Qualifikation kein Schutz vor überdurchschnittlicher Arbeitslosigkeit. Der Anteil von Schwerbehinderten mit

Berufsausbildung ist genauso hoch oder sogar höher wie bei Nichtbehinderten. Die Arbeitslosigkeit jedoch erheblich höher. (→ 1.24)

1.324 | Facharbeitermangel

Der Facharbeitermangel folgt ähnlichen Regeln wie der Fachkräftemangel. Einerseits werden Qualifikationen produziert, die nicht gebraucht werden. Andererseits werden Qualifikationen gebraucht, die (noch) nicht vorhanden sind.

Beispiel:
In Frankfurt wurden im Mai 2001 165 Schlosser gesucht, gleichzeitig waren 349 Schlosser arbeitslos gemeldet. Mangel und Überfluss an Schlossern herrschen gleichzeitig. Doch nur 41 arbeitslose Schlosser sind nach Einschätzung des Arbeitsamtes problemlos vermittelbar: 160 sind älter als 50 Jahre, 150 schon länger als ein Jahr arbeitslos, 100 haben keine abgeschlossene Berufsausbildung, 92 sind Ausländer mit oft mangelhaften Deutschkenntnissen. Auf der anderen Seite sind die Erwartungen der Arbeitgeber hoch. Fast immer wird ein Führerschein verlangt, die neuen Mitarbeiter sollen sich mit computergesteuerter Maschinenbedienung und verschiedenen Schweißverfahren auskennen, Zeichnungen lesen und nach Schaltplänen montieren können. »Viele Arbeitslose erfüllen diese Voraussetzungen nicht,« sagt der Arbeitsvermittler Rainer Gölitzer.[38]

1.325 | Für das Arbeitsamt spielt Qualifikation keine Rolle

Wenn die Qualifikation das wichtigste Mittel gegen Arbeitslosigkeit ist, wieso können die Arbeitsämter dann seit 1997 alle Arbeitslosen vom ersten Tag der Arbeitslosigkeit an zwingen, unabhängig von ihrer erreichten Qualifikation jede Arbeit anzunehmen? Das war bis dahin nicht der Fall. Der Qualifikationsschutz wurde nach jeder Krise abgebaut.
Qualifikation ist also doch nicht so wichtig. Wichtiger ist das Interesse der Arbeitsämter an Einsparungen. Dasgleiche gilt noch mehr für Sozialämter.

1.326 | Der Arbeitsmarkt selbst ist das Problem!

Der Ausbildungsstand verbessert die Möglichkeiten, die jemand auf dem Arbeitsmarkt hat. Letztlich ist aber nicht die mangelnde Anpassung an den Arbeitsmarkt, sondern der Arbeitsmarkt selbst das Problem.
Auf dem Arbeitsmarkt werden zu einem bestimmten Zeitpunkt eine bestimmte Zahl von Arbeitskräften mit bestimmten Kenntnissen nachgefragt. Auf dieser wenig stabilen

35 IAB Kurzbericht Nr.14/1999, 5 für das Jahr 1995
36 Arbeitsmarkt für Frauen, Sonderdruck aus ANBA Nr. 4/2000, 396
37 IAB Kurzbericht 1/2000
38 FR 09.05.2001

Grundlage müssen sich Menschen für Ausbildungsgänge entscheiden. Sie bilden sich für einen weitgehend unbekannten Markt aus, den Arbeitsmarkt. Keiner weiß, was der Arbeitsmarkt heute will, erst recht nicht, was er morgen will. Erst wenn die Nachfrage nach bestimmten Kenntnissen und Berufen auf dem Arbeitsmarkt gemeldet wird, wird der Bedarf an Arbeitskräften sichtbar. Betriebe erwarten dann, dass sich Arbeitskräfte melden und sind enttäuscht, wenn die gewünschte Arbeitskraft nicht verfügbar ist. Aber nichts fällt bekanntlich vom Himmel, außer Regen.

Betriebe sorgen aus Profitgründen nicht vor und kritisieren dann die Jugendlichen, die Schulen, die Hochschulen, den Staat, dass diese sich nicht ausreichend auf ihre bis dahin unbekannten Wünsche eingestellt hätten. Bevor Unternehmer die Augen aufgemacht haben, muss man ihnen schon die Wünsche von den Augen abgelesen haben.

Wenn der Arbeitsmarkt das wichtigste Signal für Bedarf ist, kann sich das Arbeitskraftangebot nur zeitlich verzögert an die Nachfrage anpassen. Die Entscheidung über die Anwendung neuer Technik fällt in Privatunternehmen und ist nicht mit dem Aufbau von Ausbildungsmöglichkeiten und Studienplätzen sowie der Ausbildung von LehrerInnen und Ausbildern koordiniert. Dafür sind die Unternehmen nicht zuständig.

Heute können bei Einführung neuer Produktionsmethoden im wesentlichen nur auf betrieblicher Ebene gleichzeitig auch die entsprechenden Qualifikationen geschult werden. Betriebe können, wenn sie gut vorausplanen, höchstens für ihren eigenen Bedarf vorsorgen.

Da jeder Betrieb für sich ausbildet, genau wie jede Hochschule, die Arbeitsämter usw. kann es keine planmäßige Befriedigung des Gesamtbedarfs geben. Den Gesamtbedarf kennt niemand. Deshalb muss es notgedrungen gleichzeitig Fachkräftemangel und Arbeitslosigkeit von Fachkräften geben. Andererseits verhindert das Profitinteresse von Unternehmen, dass ausgebildete Arbeitskräfte eingestellt werden, die nicht rentabel genug sind.

Voraussetzung für den Arbeitsmarkt sind Unternehmen, die ihr Kapital verwerten wollen und die zu diesem Zweck auf dem Arbeitsmarkt Arbeitskräfte als Ware kaufen. Das Problem ist also das Kapital und der Warencharakter der Arbeitskraft, von deren Nutzung es lebt.

1.3271 | Qualifikation kann vor Arbeitslosigkeit schützen

»Wissen, Qualifikation, eine möglichst gute Ausbildung sind … (der) *entscheidende Wettbewerbsfaktor«*, sagen die Arbeitsämter.[39]

Ausgebildete Arbeitskräfte haben in der Konkurrenz der Arbeitskräfte im großen und ganzen bessere Karten als solche ohne Ausbildung. Durch bes-

sere Qualifikation *»erhöht man den Konkurrenzdruck unter den Arbeitsplatznachfragern«*.[40] Besser Qualifizierte verdrängen schlechter Qualifizierte. Andere werden arbeitslos, man selbst aber nicht. In diesem Sinne schützt Qualifikation vor Arbeitslosigkeit.

Bei technischen Veränderungen kann berufliche Weiterbildung eine Bedingung dafür sein, den Arbeitsplatz zu behalten. Nach Entlassungen können Umschulungen eine Bedingung dafür sein, einen neuen Arbeitsplatz zu bekommen. Die Sicherheit von Arbeitsplätzen nimmt mit dem Ausbildungsstand relativ zu.

Von daher ist Qualifikation gegenwärtig eines der wichtigsten Mittel für Arbeitskräfte, ihre persönliche Arbeitslosigkeit zu vermeiden.

1.3272 | Höhere Qualifikation Bedingung für höhere Arbeitslosigkeit

Auf gesamtwirtschaftlicher Ebene aber ist Qualifizierung sogar eine Bedingung für höhere Arbeitslosigkeit.

Höhere Qualifikation ist Ausdruck höherer Produktivität. Sie ist notwendig, damit moderne Anlagen laufen, auf denen wesentlich mehr Produkte in derselben Zeit hergestellt werden können. Genau diese höhere Produktivität ist es aber, die vom Kapital zur Freisetzung von Arbeitskräften genutzt wird und damit zu höherer Arbeitslosigkeit führt. *»Höherqualifizierung führt in aller Regel zu Produktivitätssteigerungen und damit zu neuen Rationalisierungsreserven, denen die jeweils geringer Qualifizierten dann wieder zum Opfer fallen.«*[41]

Qualifikation fördert Arbeitslosigkeit auf der gesamtwirtschaftlichen Ebene, während sie auf der individuellen Ebene dazu beitragen kann, die eigene Arbeitslosigkeit zu vermeiden. Jeder, der sich qualifiziert, verschlechtert wiederum, ohne es zu wollen, die Chancen von ungelernten Arbeitslosen, einen Arbeitsplatz zu finden.

Dass *»nur eine qualifizierte und langandauernde Grundausbildung den Grundstein legt, um später Erwerbsarbeitslosigkeit zu vermeiden«*, ist völlig übertrieben.[42] Arbeitslosigkeit hängt nicht in erster Linie von Anstrengung der Einzelnen ab, sich zu qualifizieren, sondern von der Entwicklung der Kapitalverwertung ab. (Teil 2)

39 *»Bildung verteilt Chancen am Arbeitsmarkt«*, IAB Materialien 2/1999, 7
40 arbeitsdruck 10/1999, 10
41 Axel Bolder in arbeitsdruck 10/1999, 10
42 Schierholz 2001, 79

1.33 | Sind die Ausländer an Arbeitslosigkeit schuld?

65% der Befragten in Ostdeutschland und 57% im Westen glauben, dass Ausländer eine »Mitverantwortung« für Arbeitslosigkeit tragen. So eine Untersuchung der Europäischen Stelle zur Beobachtung von Rassismus und Fremdenfeindlichkeit (EUMC).[1]

Ausländer sind überwiegend ArbeiterInnen. Mal wieder liegt die Ursache der Arbeitslosigkeit bei den LohnarbeiterInnen selbst, aber diesmal nicht bei den deutschen. Das Kapital hat mit allem wie immer nichts zu tun.

Die Meinung, dass Ausländer schuld an der Arbeitslosigkeit seien, ist insbesondere in unteren Schichten der Arbeiterschaft und unter Arbeitslosen vertreten. In einer Umfrage traten im Westen ein Drittel und im Osten 40% der befragten Arbeitslosen dafür ein, dass keine Ausländer beschäftigt werden.[2]

Nach einer Befragung von Psychologen des Universitätsklinikums Leipzig (Angermeyer und Brähler) unter 4000 westdeutschen und 1020 ostdeutschen Erwachsenen unterstützten 15% der Arbeitslosen und 10% der Erwerbstätigen sogar die Forderung, Ausländer sollten Deutschland so schnell wie möglich verlassen.[3]

1.331 | Ausländer sind überdurchschnittlich arbeitslos

Im Jahr 2001 waren 18% der ausländischen Lohnabhängigen in Westdeutschland arbeitslos. Die Wahrscheinlichkeit, arbeitslos zu werden, ist für Einwanderer mehr als doppelt so hoch wie im Durchschnitt. Auch sie fallen unter die »Problemgruppen« des Arbeitsmarkts. Sie sind gegenüber Deutschen benachteiligt, nicht umgekehrt.

Bis 1973 lag die Arbeitslosenquote von Ausländern offiziell noch unter dem Durchschnitt. Erst ab der Krise 1974–75 lag sie drüber. Zuerst rund 30% (1980), dann rund 50% (1990) und heute rund 100%. Ausländer werden schneller gefeuert als jemals zuvor. Das führt aber überhaupt nicht dazu, dass sich die Arbeitslosigkeit der Deutschen vermindert. Im Gegenteil, auch sie erhöht sich.

Arbeitslose Einwanderer finden wesentlich schwerer wieder Arbeit als arbeitslose Deutsche. Einwanderer aus der Türkei z. B. stellen die größte Gruppe unter den Ausländern. Ihre Arbeitslosenquote ist am höchsten. Sie ist doppelt so hoch wie die z. B. von Jugoslawen. Nur jeder vierte arbeitslose Ein-

wanderer aus der Türkei beendet seine Arbeitslosigkeit durch die Aufnahme einer Arbeit. (Bei Deutschen ist es etwa jeder Zweite.)
Die anderen sind z. B. arbeitsunfähig, scheiden aus dem Erwerbsleben aus, bilden sich weiter oder fallen in die Stille Reserve zurück. *»Für die Mehrzahl der Migranten* (Einwanderer) *bedeutet Arbeitslosigkeit über kurz oder lang das Ausscheiden aus dem Erwerbsleben.«*[4] Auch das führt nicht zu einem Rückgang der Arbeitslosigkeit von Deutschen.
500.000 arbeitslose Ausländer melden sich nicht beim Arbeitsamt als arbeitssuchend, obwohl sie arbeiten wollen. Sie stellen mit etwa 30 % einen überdurchschnittlich großen Teil der nicht beim Arbeitsamt gemeldeten arbeitssuchenden Arbeitslosen, der sogenannten stillen Reserve.[5] Zu ihnen gehören auch diejenigen, die nicht arbeiten können, weil sie die Voraussetzungen für eine Arbeitserlaubnis noch nicht erfüllen.
Dass viele Ausländer sich gar nicht erst arbeitslos melden, hat ebenfalls nicht dazu geführt, dass die Arbeitslosigkeit von Deutschen sinkt.
Der Anteil der Ausländer, die einer Erwerbstätigkeit nachgehen, ist inzwischen erheblich unter den Anteil der Deutschen gesunken.[6] Auch das hat nicht zum Rückgang der Arbeitslosigkeit von Deutschen beigetragen.

1.332 | Turgut bleibt, Heinz wird entlassen. Wer ist schuld?

Turgut Sevki arbeitet Schicht in einem Chemieunternehmen. Er überwacht und steuert eine Maschine, in der Bildschirme für Fernsehgeräte geformt werden. In seiner Abteilung waren Ende der 90er Jahre noch sechs Arbeiter mehr beschäftigt, drei Kroaten, zwei Türken und ein Deutscher, Heinz See. Sie wurden entlassen, weil ihre Arbeitskraft durch eine modernere Anlage ersetzt wurde.
Ist Turgut schuld, dass Heinz gehen musste ?
Nicht Turgut hat Heinz gefeuert, sondern der deutsche Konzern, dem das Unternehmen gehört. Die Firma hat bei den Entlassungen nicht nach Nationalität ausgewählt, sondern nach Produktivität. Turgut bediente eine moderne Anlage und war damit vertraut. Heinz hatte wie die fünf ebenfalls entlassenen kroatischen und türkischen Kollegen eine einfachere Tätigkeit. Turgut war 35 Jahre, Heinz

1 Spiegel Online 19. 04. 2001
2 MDR ONLINE 21. 12. 2001 unter www.mdr.de
3 Jungle world 52; ein Viertel der Erwachsenen in Westdeutschland und ein Drittel in Ostdeutschland sind der Meinung, dass die in Deutschland lebenden Ausländer in ihre Heimat zurückgeschickt werden sollten, wenn die Arbeitsplätze knapp würden. (Datenreport 2002, 563)
4 Bericht der Unabhängigen Kommission ›Zuwanderung‹, 2001
Kapitel 4.1 über www.bmi.bund.de/dokumente/Artikel/ix_46876.htm
5 Bericht Zuwanderungskommission Kapitel 4.3
6 Bericht Zuwanderungskomission Kapitel 4.1

dagegen 51 Jahre alt. Heinz ist arbeitslos geworden, weil er dem Kapital weniger Gewinn brachte als Turgut.

Arbeitskräfte werden nicht beschäftigt, weil sie Deutsche sind. Es gibt kein Unternehmensziel, allen Deutschen einen Arbeitsplatz zu verschaffen. Arbeitskräfte, egal welcher Nationalität werden nur beschäftigt, um aus ihrer Nutzung Gewinne zu ziehen.

Die deutschen Vorstände eines deutschen Unternehmens sind nur ihrem Kapital verantwortlich, nicht den Deutschen insgesamt.

Es werden nicht so viele Arbeitsplätze eingerichtet, wie es arbeitsfähige Menschen gibt. Es werden nur so viele Arbeitsplätze eingerichtet, wie es die Verwertung des Kapitals erfordert. Arbeitsplätze, die für Unternehmen nicht rentabel sind, fallen weg. Heinz wird also nicht von Turgut benachteiligt, sondern vom Kapital.

1.333 | »Wenn es keine Ausländer in Deutschland geben würde, gäbe es dann auch keine Arbeitslosigkeit?«

Wenn Turgut aber nicht in Deutschland, sondern in der Türkei wäre, könnte dann nicht statt seiner ein Deutscher an der Maschine stehen?

Turgut zog als Vierjähriger mit seiner Mutter aus der Türkei zu seinem Vater Veli nach Deutschland. 1970, als Turgut 6 Jahre alt war, gab es in Westdeutschland 1,949 Millionen sozialversicherungspflichtige ausländische Arbeitskräfte.[7] Damals gab es aber nur 149.000 Arbeitslose (144.000 Deutsche und 5.000 Ausländer). Die Ausländerbeschäftigung hat also keine Deutschen arbeitslos gemacht.

Turguts Vater war in den 60er Jahren von demselben Chemieunternehmen angeworben worden, in dem Turgut jetzt arbeitet.

Das Chemieunternehmen wuchs so schnell, dass es in Deutschland nicht genug Arbeitskräfte finden konnte. Es holte deswegen Arbeitskräfte aus der Türkei, aus Jugoslawien usw. nach Deutschland. Das traf auf viele Bereiche der verarbeitenden Industrie zu.

Im Jahre 2000 gab es in Westdeutschland 1,923 Millionen sozialversicherungspflichtig beschäftigte Ausländer. Ihre Zahl ist in dreißig Jahren nicht gestiegen.[8] Die Zahl der deutschen ArbeitnehmerInnen aber stieg in diesem Zeitraum um rund 5 Millionen.[9]

Die Arbeitslosigkeit wuchs in diesen 30 Jahren auf 2,529 Millionen, darunter 2,092 Millionen Deutsche und 437.000 Ausländer. Wie können 2 Millionen beschäftigte Ausländer zu Anfang niemanden und dann 30 Jahre später 2,1 Milli-

onen Westdeutsche arbeitslos gemacht haben? Und das, obwohl zusätzlich 5 Millionen Arbeitsplätze nur von Deutschen besetzt wurden? Und kein einziger zusätzlicher von Ausländern?
Die Arbeitslosigkeit kann nicht wegen der Beschäftigung von Ausländern so stark gestiegen sein.
Besonders stark steigt die Arbeitslosigkeit von Deutschen (und Ausländern) in Krisen. Krisen, nicht die Ausländerbeschäftigung, sind Geburtshelferinnen der Massenarbeitslosigkeit in Westdeutschland. Die Ursachen von Krisen haben mit der Nationalität der Arbeitskräfte rein gar nichts zu tun.[10] Warum kommt es zu Krisen? Diese Frage ist wesentlich wichtiger als die Frage, welchen Einfluss die Beschäftigung von Ausländern auf die Arbeitslosigkeit hat. (→ 2.3)

1.334 | Verdrängung im Rahmen der Konkurrenz?

Arbeitslosigkeit bedeutet zunächst, dass mehr Menschen als LohnarbeiterInnen arbeiten wollen als können. Es sieht also so aus, als ob es zu viele Menschen geben würde. Es sieht so aus, als ob das Boot zu voll wäre. Wenn das Boot zu voll ist, muss man eben ein paar über Bord werfen, um die Arbeitslosigkeit zu »bekämpfen«.
Sollen es die Älteren sein, die Platz für Jüngere machen müssen? Sollen es die Frauen sein, die Männern Platz machen müssen?
Sollen es KollegInnen aus anderen Betrieben sein, nur nicht die aus dem eigenen?
Sollen es Kinderlose sein, die für Arbeitskräfte mit Familien Platz machen?
Oder sollen es Ausländer sein, die Deutschen den Vortritt lassen müssen?
Die Grundüberlegung ist immer dieselbe. Die eigene Arbeitslosigkeit kann man nur in der Konkurrenz zu Anderen bekämpfen. Frauen, Jugendliche, Ältere usw. aus dem Arbeitsleben verdrängen zu wollen, um sich zu retten, steht auf derselben Stufe, wie Ausländer rauswerfen zu wollen.
Wer aber hat ein Boot gebaut, das zu klein für uns ist? Warum kann man kein anderes Boot anschaffen, das Platz für alle hat?
Wer nicht wagt, solche Fragen zu stellen, dem fällt nur eine einzige Frage ein. Wen werfen wir über Bord? Die Antwort ist dann: es können alle sein, Hauptsache ich bin nicht dabei.

7 IdW 2001, 113
8 Statistisches Taschenbuch 2002, Tab. 2.7
9 IdW 2001, 13
10 Auch als es noch keine oder kaum Ausländerschäftigung in Deutschland gab (von der Reichsgründung 1871 bis Ende des 19. Jahrhunderts) gab es Arbeitslosigkeit und Krisen. Die Massenarbeitslosigkeit in der Weltwirtschaftskrise 1929–1933 kann kaum auf die wenigen Ausländer in Deutschland zurückgeführt werden, die es damals gab.

Wer sich in der Konkurrenz durchsetzt, kann seine eigene Arbeitslosigkeit vermeiden oder beenden. Weil Arbeitskräfte Waren sind, die in Konkurrenz zueinander stehen, scheinen immer die anderen Arbeitskräfte Ursache der eigenen Arbeitslosigkeit zu sein.

In Wirklichkeit werden Menschen im Laufe der kapitalistischen Entwicklung »überflüssig«, weil das Kapital immer weniger Arbeitskräfte braucht. Menschen werden nur relativ zu den Bedürfnissen des Kapitals überflüssig. (→ 2.1 ff.) Nur bezogen auf die Nachfrage des Kapitals gibt es »zu viele« Menschen. Die Arbeitslosigkeit ist die Ursache steigender Konkurrenz zwischen den Arbeitskräften. Die steigende Konkurrenz ist aber nicht die Ursache der Arbeitslosigkeit.

Das Kapital nutzt die Konkurrenz der Arbeitskräfte verschiedener Länder für seine Profitinteressen aus. Wenn sich aus ausländischen Arbeitskräften mehr Profit herausholen lässt, werden sie deutschen Arbeitskräften vorgezogen. Wenn ein Bauunternehmen mit polnischen Arbeitern die Preise der Konkurrenz unterbieten kann, zieht es sie deutschen Bauarbeitern vor. Wenn es osteuropäische Bauarbeiter illegal beschäftigen kann, zieht es diese legal beschäftigten osteuropäischen Arbeitern vor.

LohnarbeiterInnen, die diese Konkurrenz anheizen, schaden sich damit letztlich selbst.

1.335 | Dumpingkonkurrenz durch Werkvertragsarbeiter bzw. Illegale

Aber halt, könnte jemand einwenden. Wie ist die Sache, wenn polnische Bauarbeiter hier auf Baustellen für wenig Geld arbeiten, obwohl es genug arbeitslose Maurer, Zimmerer und Dachdecker in Deutschland gibt? Dann verdrängen sie doch die Deutschen und machen sie arbeitslos!?

Beispiel:

Für die Weltausstellung Expo in Hannover arbeiteten fünf polnische Bauarbeiter für damals 4 DM die Stunde auf den Baustellen.

Nur: das war illegal. Denn seit 1996 gelten auf dem Bau in Deutschland Mindestlöhne, die von allen Bauunternehmen eingehalten werden müssten. Auch von den Unternehmen aus Nicht-EU-Staaten, die im Rahmen sogenannter Werkverträge mit ihren LohnarbeiterInnen in Deutschland arbeiten dürfen.

Mindestlöhne sollen die Auftraggeber daran hindern, mit den Niedriglöhnen, die in anderen Ländern bezahlt werden, Arbeitskräfte hier zum Arbeitsamt zu schicken.

Aber einige Unternehmen zahlen die Mindestlöhne trotzdem nicht.

Die fünf polnischen Bauarbeiter klagten mit Hilfe der IG Bau gegen ihre Unternehmen, um den Mindestlohn zu erstreiten.

Um das Kapital daran zu hindern, das Lohngefälle zwischen verschiedenen

Ländern auszunutzen, müssen in allen Bereichen Mindestlöhne durchgesetzt werden. Nicht die polnischen Arbeiter sind an der Arbeitslosigkeit schuld, sondern die Unternehmen, die ausländische Arbeitskräfte hier zu niedrigeren Löhnen beschäftigen.

Mit Mindestlöhnen kann nicht verhindert werden, dass Bauunternehmen Illegale zu Hungerlöhnen beschäftigen. Aber auch hier sind es letztlich nicht die Ausländer, die Deutsche arbeitslos machen, sondern die Unternehmen in Deutschland, die sie beschäftigen. Ständige Kontrollen sind notwendig und saftige Strafen für die Unternehmer, die Illegale beschäftigen.

Das internationale Lohngefälle besteht aber auch dann, wenn Mindestregeln in Deutschland für alle durchgesetzt würden.

Das Lohngefälle kann ein Grund dafür sein, dass Unternehmen ins Ausland abwandern. Auch in diesem Fall wären aber nicht die Ausländer schuld an der Arbeitslosigkeit in Deutschland, sondern das Kapital, das außer seinem Profit nichts kennt.

Letztlich ist entscheidend, dass die Arbeitskraft eine Ware ist, die nur zum Zweck der Vermehrung des Kapitals beschäftigt wird. Ist eine Ware billiger, wird sie eher gekauft. Das liegt im Interesse des Käufers. Denn sein Profit steigt. Diejenigen, die ihre Ware teurer anbieten, werden arbeitslos. Solange die Arbeitskräfte Waren sind, ist jeder Lohnarbeiter der Konkurrent des anderen.

Die einzige Waffe, die LohnarbeiterInnen dagegen haben, dass das Kapital die Konkurrenz gegen sie ausnutzt, ist ihre größtmögliche Einheit gegen das Kapital, in nationalen und im internationalen Rahmen.

1.336 | Ausländer sind selbst schuld – arbeitslos wegen mangelnder beruflicher Qualikation?

Arbeitgeberverbände, Regierung und Arbeitsamt erklären die Ausländer in ihren offiziellen Verlautbarungen nicht allgemein zu Schuldigen an der Arbeitslosigkeit. Sie verteidigen nur die Bedingungen, unter denen sie als Schuldige erscheinen müssen.

Aber für die Herrschenden ist selbstverständlich, dass die ausländischen ArbeiterInnen, genauso wie die deutschen, an ihrer Arbeitslosigkeit selbst schuld sind.

Die überdurchschnittliche Arbeitslosigkeit von Ausländern *»läßt sich im wesentlichen auf den sehr hohen Anteil an Ungelernten zurückführen«*, sagt das Nürnberger Arbeitsamt.[11]

| **11** Arbeitsmarkt 2000, 19

Im Jahre 2001 suchten von 100 ausländischen Arbeitslosen 79 eine Stelle als Un- oder Angelernte, 67 als ArbeiterInnen und 12 als Angestellte(r). Bei den deutschen Arbeitslosen (ohne Spätaussiedler) waren es nur 48 von 100 (33 als ArbeiterInnen und 15 als Angestellte).[12]

Da Ungelernte unter Ausländern erheblich stärker vertreten sind, muss die Arbeitslosenquote von Ausländern höher sein als die von Deutschen. Insoweit stimmt die Aussage des Arbeitsamts.

Die Ursachen der überdurchschnittlichen Arbeitslosigkeit von Einwanderern sind letztlich dieselben wie bei Ungelernten allgemein.

AusländerInnen werden aber letztlich nicht arbeitslos, weil sie ungelernt sind. (→ 1.31) Genau wie bei Deutschen steigt auch bei ihnen das Bildungs- und Ausbildungsniveau. Der Anteil an FacharbeiterInnen und mittleren bzw. gehobenen Angestellten ist bei der zweiten Generation erheblich höher als bei der ersten. Waren die Eltern noch überwiegend ohne Ausbildung, sind ausländische Jugendliche heute nur noch zu einem Drittel ohne Ausbildung (bei deutschen Jugendlichen ist es nur noch jeder Zwölfte).

Obwohl die heutige Ausländergeneration wesentlich besser qualifiziert ist als die Generation ihrer Eltern, ist ihre Arbeitslosigkeit erheblich höher. *»Anders als bei der einheimischen Bevölkerung ist Arbeitslosigkeit bei den Ausländern eher ein Problem der Jüngeren.«*[13]

Die erste Generation ist heute 45 Jahre und älter. Die offizielle Arbeitslosenquote der über 45-jährigen Ausländer liegt trotz ihres niedrigeren Ausbildungsstandes deutlich unter der der Deutschen. Die Arbeitslosenquote der 20- bis 35-jährigen Ausländer liegt trotz ihres höheren Ausbildungsstandes aber erheblich über der der Deutschen.[14]

Die mangelnde Qualifikation kann also nicht die Ursache der Arbeitslosigkeit von ausländischen LohnarbeiterInnen sein.

1.337 | Arbeitskräfte wurden angeworben, Menschen kamen.

Veli Sevki und hunderttausende andere Einwanderer wurden nur als Arbeitskräfte ins Land geholt. Sie waren »Gast«arbeiter auf Zeit. Sie sollten je nach Bedarf wieder zurückkehren. Und die meisten wollten es auch.

Arbeitskräfte wurden gebraucht, es kamen aber Menschen, die Familien hatten und sie nachholen wollten. Es kamen Menschen, die Familien gründeten, Kinder bekamen und sich verwurzelten, ob sie wollten oder nicht. Daran war das Kapital nicht interessiert, konnte es aber nicht verhindern.

Die Verarbeitende Industrie zog bis 1970 Arbeitskräfte an und stieß sie dann

wieder ab. Drei Millionen Arbeitsplätze wurden in letzten dreißig Jahren abgebaut. Ausländische Arbeitskräfte sind ein Puffer des Arbeitsmarktes. Schwankungen der Nachfrage nach Arbeitskräften werden zuerst auf ihrem Rücken ausgetragen.

Die Eltern waren angeworben worden, die Kinder nicht. In dem Maße, wie die ungelernten Eltern überflüssig wurden, verschlechterten sich auch für die Zweite Generation die Chancen, nachzurücken und in ihre Fußstapfen zu treten.

Die Einwanderer kehrten aber auch dann nicht zurück, als sie oder ihre Kinder Jahre später nicht mehr in demselben Ausmaß gebraucht wurden.

1.338 | Ausländer sind selbst schuld – arbeitslos wegen mangelnder Sprachkenntnisse?

»Für die hohe Arbeitslosigkeit (...) von Zuwanderern (...) sind erhebliche Defizite (Mängel) im Bereich der Bildung, der Sprachkenntnisse und der beruflichen Qualifikation verantwortlich«, erklärte die Zuwanderungskommission.[15] In dasselbe Horn bläst die Ausländerbeauftragte der Bundesregierung. *»Die Ausländerbeauftragte der Bundesregierung, Marieluise Beck (Grüne), hat ihren ersten Bericht vorgelegt. Danach sind Ausländer in Deutschland vor allem auf dem Arbeitsmarkt stark benachteiligt. Hauptgrund: mangelnde Sprachkenntnisse.«* So kommentierte DER SPIEGEL.[16]

Auch Ausländer müssen also die Gründe ihrer Arbeitslosigkeit ausschließlich bei sich selbst suchen. Sie können eben nicht genug Deutsch. Können die arbeitslosen Deutschen eigentlich genug Deutsch?

Beispiel:

Ein Unternehmen kündigte langjährig beschäftigten ausländischen Arbeitnehmern, weil sie nicht bereit waren, an kostenlosen betriebsinterne Sprachkursen teilzunehmen. Damit sollte die Kommunikation in der neu eingeführten Gruppenarbeit erleichtert werden. Diese wiederum war Voraussetzung, um eine Qualitätsnorm zu erfüllen, die Kunden des Unternehmens gefordert hatten.[17]

Letztlich ging es nicht um die Sprache, sondern um die erwartete Steigerung der Produktivität mit Hilfe der Sprache. Sprachliche Ausdrucksfähigkeit ist ein Teil der beruflichen Qualifikation.

Ungelernte Tätigkeiten werden eher über Anweisungen ausgeführt. Mangelnde Sprachkenntnisse drücken aus, dass Arbeitskräfte eben malochen und nicht sprechen müssen. Je mehr Mitarbeit gefordert wird, desto größer

12 Arbeitsmarkt 2001, 199
13 Landessozialbericht 1998, 87 f.
14 Arbeitsmarkt 2000, 201
15 Bericht Zuwanderungskommission Kapitel 4.3 → Fußnote 4
16 SPIEGEL ONLINE 09. 02. 2000
17 Bericht der Beauftragten der Bundesregierung über die Lage der Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin 2000, 156

wird die Rolle der Sprache. Insoweit sind mangelnde Sprachkenntnisse ein Hindernis für die Steigerung der Produktivität.

Der Bericht der Ausländerbeauftragten macht die Integration in den Arbeitsmarkt d. h. die Beendigung der Benachteiligung von Ausländern vor allem von ihren Sprachkenntnissen abhängig. *»Eine Schlüsselfunktion kommt hier dem Bildungs- und Ausbildungssystem zu. (...) Ganz zentral ist hier der Ausgleich mangelnder Sprachkenntnisse und die Förderung von Mehrsprachigkeit.«*[18] In einer repräsentativen Befragung in Berlin erklärten auch mehr als 50 % der Türkinnen und Türken, dass zu geringe Deutschkenntnisse und zu geringe berufliche Qualifikation Hauptgründe für die hohe Arbeitslosigkeit der Türken seien.[19] Ein bedeutender Teil der Einwanderer teilt die herrschende Auffassung, dass sie selbst an ihrer Arbeitslosigkeit schuld seien.

Zweifellos verbessern gute Deutschkenntnisse die Vermittlungschancen auf dem Arbeitsmarkt. Die Arbeitslosigkeit der ausländischen ArbeiterInnen wäre aber auch dann nicht aufgehoben, wenn sie alle hervorragend deutsch sprechen würden. Schließlich sind ja auch Menschen mit deutschem Pass (z. B. Ältere usw.) benachteiligt, die hervorragend deutsch sprechen. Entscheidend für Arbeitslosigkeit ist, ob die Ware Arbeitskraft dem Kapital den notwendigen Profit bringt.

Inzwischen sind 1,6 Millionen Kinder von Ausländern in Deutschland geboren. Im Gegensatz zu ihren Eltern wachsen sie gemeinsam mit Deutschen auf. Sie spielen, lernen und leben in Kindergarten, Schule, Ausbildung, Sportverein, Freizeit usw. eher mit Deutschen zusammen. Das fördert die Sprachfähigkeit. 93 % der in Deutschland geborenen Ausländer beherrschen ihrer Meinung nach die deutsche Sprache gut. (alle Ausländer: nur 55 %)[20]

Die heutige Generation der Einwanderer hat auch einen deutlich besseren Bildungsstand als die vorhergehenden. Waren z. B. Anfang der 80er Jahre noch 30 % der ausländischen Jugendlichen ohne Schulabschluss, sind es heute »nur« noch 17 %.[21]

Die Sprachfähigkeit entwickelt sich eben mit der Aufenthaltsdauer und dem Bildungsstand.

Die Sprachfähigkeit entwickelt sich auch mit der Fähigkeit zu lesen und zu schreiben. Analphabetismus ist unter den Einwanderern der ersten Generation noch weit verbreitet. Auf dieser Grundlage eine fremde Sprache zu lernen, ist schwierig.

Trotz besserer Sprachkenntnisse ist aber die heutige Generation der ausländischen Jugendlichen in höherem Maße arbeitslos als die Generation ihrer Eltern, die schlechter Deutsch spricht usw.

Mangelnde Sprachkenntnisse sind genauso wenig die Hauptursache der Arbeitslosigkeit von Ausländern, wie Alter, Geschlecht oder Gesundheitszustand die Hauptursachen der Arbeitslosigkeit von Deutschen sind.

Der Hund muss irgendwo anders begraben liegen. Er liegt beim Kapital begraben, das die technische Revolution dazu nutzt, immer mehr Menschen überflüssig zu machen.

Deutsche Arbeitskräfte sind nicht von Ausländern verdrängt worden. Sie und ihre ausländischen Kolleginnen und Kollegen werden vielmehr vom Kapital mehr und mehr verdrängt.

18 Bericht der Beauftragten ... Berlin 2000, 208 f.
19 Die Ausländerbeauftragte des Senats von Berlin, Repräsentativumfrage unter 1003 Türken, November/Dezember 2001 in www.berlin.de/Land/SenArbSozFrau/auslaender/pm_umfrage2001.htm vom 13. 03. 2002
20 nach Rainer Münz, www.uni-konstanz.de Forschungszentrum für Ausländer- und Asylrecht)
21 Beauftragte der Bundesregierung für Ausländerfragen, *Daten und Fakten zur Ausländersituation*, Bonn 2000, 15

1.4 | Besitzstandsdenken und Anspruchsmentalität?

1.41 | Löhne zu hoch – deswegen Arbeitslosigkeit?

Wenn LohnarbeiterInnen einmal nicht zu alt oder zu jung, behindert oder zu krank, weiblich, ohne deutschen Pass, ungelernt oder im falschen Beruf ausgebildet usw. sind, machen sie sich durch eine andere unangenehme Eigenschaft arbeitslos: sie sind zu teuer.

Der Ehrenvorsitzende der FDP, Graf Lambsdorff (Aufsichtsrat bei VW), redete in der BILD-Zeitung Klartext:

»Wenn Ihnen als Hausfrau im Laden oder auf dem Wochenmarkt ein Stück Käse zu teuer ist, lassen sie es liegen. Genauso macht's der Arbeitgeber: Er stellt einfach keine neuen Mitarbeiter ein, wenn sie zu viel kosten. Die Folge: Wir kriegen die Arbeitslosenzahlen nicht runter. (...) Für niedrigere Löhne gibt's genug Arbeit.« [1]

Das ist die gängige Meinung der Arbeitgeberverbände.[2]

Die Hausfrau soll glauben, dass ihr Mann nur deswegen arbeitslos geworden ist, weil sein Lohn zu hoch war.

Rogowski, der Präsident der Bundesvereinigung der deutschen Industrie: *»Der Preismechanismus, das zentrale Steuerungselement in einer Marktwirtschaft, funktioniert auf dem Arbeitsmarkt nur unzureichend. Anders ist das starke Auseinanderklaffen von Arbeitsangebot und -nachfrage nicht zu erklären.«*[3]

Übersetzung ins Deutsche: Gibt es ein Überangebot von Käse, muss der Käsepreis fallen, um die Nachfrage nach Käse zu erhöhen. So ist es auch bei Arbeitskräften und allen anderen Waren. Das gesamte Angebot an Waren wird verkauft, wenn der Preis entsprechend niedrig ist. Arbeitslosigkeit bedeutet, dass der Preismechanismus auf dem Arbeitsmarkt *»nur unzureichend funktioniert«*. Ein Überangebot an Arbeitskraft hat eben nicht zu einem ausreichenden Fall der Löhne geführt.

Alle könnten beschäftigt werden, egal ob sie zu den »Risikogruppen« gehören, die die Mehrheit der LohnarbeiterInnen ausmachen, oder nicht. Nur eine einzige Bedingung muss erfüllt sein: Die Leute müssen billig sein und dürfen nicht zu viel vom Leben erwarten.

Da das aber nicht der Fall ist, machen sich alle LohnarbeiterInnen zum Bedauern des Kapitals selbst zur Risikogruppe.

Die Existenz von Arbeitslosigkeit beweist immer nur das Eine, dass nämlich die Löhne zu hoch sind. Sonst wären ja alle Arbeitskraftwaren verkauft. *»Deutschland (leidet) heute unter einer strukturellen Arbeitslosigkeit (…), wesentlich bedingt dadurch, daß die Tariflöhne im Niveau zu hoch sind.«*[4]

Die meisten Wirtschaftsinstitute und -professoren denken so.[5] Die Elite der Wirtschaftsprofessoren stellt den Sachverständigenrat der Bundesregierung, die fünf Weisen. Dieser sah in all seinen Jahresgutachten *»die vergleichsweise hohe Arbeitslosigkeit überwiegend in der zu starren Marktordnung begründet«*.[6]

Übersetzung ins Deutsche: Die Marktordnung ist zu »starr«, wenn die Löhne trotz hoher Arbeitslosigkeit zu »starr« sind, d. h. nicht genug sinken. »Marktordnungen« sind z. B. die Regeln, die die Verkaufsbedingungen der Arbeitskraft auf dem Arbeitsmarkt ordnen, z. B. Tarifverträge, staatliche Schutzgesetze, Sozialleistungsgesetze usw. Wenn der Preis für die Arbeitskraft nicht genug fällt, führt das zu Arbeitslosigkeit.

Umgekehrt: Wenn LohnarbeiterInnen auf Lohn verzichten, schafft das angeblich Arbeitsplätze.

1.411 | Arbeitskräfte sind wie Bananen

Der Arbeitsmarkt, der Markt für Arbeitskräfte, ist ein Markt wie jeder andere Markt auch. Deshalb empfehlen die Professoren des Kapitals, *»bei der Belebung des Arbeitsmarktes genauso zu verfahren, wie man bei der Belebung des Marktes für Bananen (…) verfahren würde.«*[7]

Was heißt das?

Beispiel:

Salvatore verkauft auf dem Markt das Kilo Bananen zu 2 Euro. Wenn er sieht, dass von seinen zehn Kisten mit Bananen eine halbe Stunde vor Marktschluss noch drei volle Kisten

1 BILD 29. 04. 1985

2 Rudolf Hickel fasst die herrschende Lehre so zusammen: »Würde den Marktgesetzen … freier Lauf gelassen, dann könnte sich ein markträumender Lohnsatz herausbilden. (Ein markträumender Lohnsatz ist ein Lohn, zu dem alle Arbeitskraftwaren verkauft werden können, der Arbeitsmarkt also »geräumt« werden kann.) … Die Wirtschaftsverbände … bauen auf dieses Paradigma (= Grundmuster). … Wird, so die Kernaussage, der Selbstregulierung auf den Arbeitsmärkten freier Lauf gelassen, dann findet jeder, der zum markträumenden Lohnsatz arbeiten will, auch einen rentablen Arbeitsplatz.« (Hickel 1995, 52)

3 FR 09. 06. 2001

4 Herbert Giersch, eh. Präsident des Instituts für Weltwirtschaft in Kiel, *Die Industrie und das Beschäftigungssystem im weltweiten Strukturwandel*, in: Arbeit der Zukunft – Zukunft der Arbeit, Stuttgart 1994, 169

5 »Wenn in einer Marktwirtschaft die Preise – also die Löhne – nicht hinreichend reagieren, müssen sich die Mengen – also die Beschäftigung und somit die Arbeitslosigkeit – anpassen.« (Siebert 1994, 234 – S. war langjähriges Mitglied des Sachverständigenrats der Bundesregierung). Auch diese verschrobene Ausdrucksweise bedeutet: Wenn die Löhne nicht sinken, d. h. »nicht hinreichend reagieren«, bleiben Arbeitskräfte ohne Arbeit (d. h. passen sich die Mengen der nachgefragten Arbeit den zu hohen Preisen an, so dass die Nachfrage nach Arbeitskräften sinkt). Arbeitslosigkeit ist die Folge dessen, dass die Marktgesetze behindert werden.

6 FTD 16. 11. 2000

7 Professoren des Kronberger Kreises nach: Noelle-Neumann, Gillies 1987, 72

übrig sind, ruft er sie für ein Euro das Kilo aus. Schließlich ist noch eine halbe Kiste übrig. Als Mustafa vorbeikommt, spricht Salvatore ihn an: »Hey, Mustafa, halbe Kiste für fünf Euro. O.K.?« Mustafa stimmt zu und das Gleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage ist hergestellt.

Die unverkäuflichen Arbeitskraftwaren müssen begreifen, dass sie sich wie Bananen zu verhalten haben.

Beispiel:
David Müller, 44 Jahre, 650 Euro Arbeitslosenhilfe, 350 Euro Warmmiete. Müller hat Dachdecker gelernt. In der Krise 1993 wurde er entlassen. Dann probierte er es in einem Fotolabor, doch das Labor machte dicht. Das Arbeitsamt schulte ihn um zum Steuerfachgehilfen und Personalsachbearbeiter. Niemand stellte ihn ein. Er ist seit Jahren arbeitslos. »Ich bin nirgends unterzubringen«, sagt er.

David Müller hat die Regeln der Marktwirtschaft noch nicht verstanden. Er bewirbt sich bei Firmen. Sie wollen ihn nicht. Wo ist das Problem? Er muss mit dem Preis für seine Arbeitskraftbanane (dem Lohn) so weit heruntergehen, bis er irgendeinen Käufer findet. Und wenn er für 300 Euro in Heimarbeit 40 Stunden in der Woche Kugelschreiber zusammenschraubt oder täglich eine Stunde die Hunde eines Zahnarztes ausführt.
David Müller beklagt sich darüber, dass Leute sagen: *»Wer arbeiten will, findet auch Arbeit.« »Es tut ihm weh«*, sagt er. Aber die Leute haben doch recht. Er klebt an seiner Qualifikation. Er ist nur arbeitslos, weil er weder Kugelschreiber zusammenschrauben noch Hunde ausführen will. Er hat sich also freiwillig für Arbeitslosigkeit und gegen Arbeit entschieden.
Leute, die die Marktwirtschaft ernstnehmen, müssen zu dem Schluss kommen: Müller ist ein Faulenzer. Er will die Sache mit den Bananen einfach nicht begreifen.
Der Lohn, zu dem auch noch die letzte Arbeitskraft verkauft werden kann, wird von Professoren »Gleichgewichtslohn« oder »Vollbeschäftigungslohn« genannt. Das ist der Lohn, bei dem es ein Gleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage nach Arbeitskraft gibt, also Vollbeschäftigung herrscht. Wenn der Markt »funktioniert«, kann es weder unverkäufliche Ware Arbeitskraft (d. h. Arbeitslosigkeit) noch unverkäufliche Bananen geben.
Arbeitslosigkeit bedeutet: Irgendetwas hat den Doktor Markt so gestört, dass er das Problem Arbeitslosigkeit nicht heilen konnte.
Die Störer haben einen Namen: es sind die LohnarbeiterInnen. Und die sind auch noch zu blöde, das zu begreifen.
Denn es gibt für sie ein kleines Problem. Bananen wohnen nicht zur Miete und müssen nicht täglich essen, um weiter zu existieren. David Müller aber schon. Bananen haben auch keine sozialen Beziehungen zu anderen Bananen.
Dem Kilo Bananen ist es gleichgültig, ob es statt für 2 Euro für 50 Cent verschleudert wird. Die Bananen brauchen das Geld nicht, um sich als Bananen

zu erhalten. Wenn sie verspeist werden, ist ihr »Leben« zu Ende. Wenn aber die Arbeitskraft von David Müller von irgendjemandem für drei Euro die Stunde verspeist wird, geht sein Leben leider weiter.
David Müller arbeitet nicht, um zu arbeiten, sondern weil er vom Lohn für seine Arbeit leben will. Das ist für die gutgenährten Verteidiger der Marktwirtschaft völlig unverständlich.
Das Kapital respektiert Menschen und ihre Bedürfnisse nicht als Menschen. Nur der verwertbare Teil dieser Menschen ist interessant. Der Mensch als Ganzer stört eher.

1.412 | Vollbeschäftigung durch Halbierung des Lohns

Wie hoch soll nun der »Gleichgewichtslohn« sein, mit dem der Schlussverkauf der Ware Arbeitskraft erfolgreich beendet wird.
Nur wenige Mutige haben sich vorgewagt. 1998 hatte die sächsisch-bayerische Zukunftskommission unter dem Vorsitz Miegels erklärt: *»Wenn die Beschäftigungslage innerhalb kurzer Zeit verbessert werden soll, müssen die realen (d. h. die um die Preissteigerungen bereinigten Nettolöhne) und oft sogar nominalen Arbeitseinkommen (d. h. die Bruttolöhne) zum Teil deutlich verringert werden.«*[8] Stoiber erklärte im Vorwort ausdrücklich, dass die Befunde der Kommission *»zur Grundlage für die zukünftige Arbeitsmarktpolitik (…) gemacht werden.«*[9] Was heißt aber »deutlich verringern«?
Miegel erklärt, dass die Bruttolöhne für un- und angelernte ArbeiterInnen wie für FacharbeiterInnen um bis zu einem Drittel sinken müssten, wenn die Arbeitslosenquote halbiert werden sollte.[10] Wenn wir den Weg von der Halbierung bis zur Beseitigung der Arbeitslosigkeit weitergehen, müssten die Löhne also halbiert oder sogar um bis zu zwei Drittel gekürzt werden. Der »Gleichgewichtslohn« ist ein Hungerlohn.[11]

Beispiel:
Facharbeiter Werner Meier verdient 2.000 Euro brutto oder 1.300 Euro netto. Anja Meier verdient als Aushilfskassiererin rund 200 Euro netto im Monat. Familie Meier hat ein Kind im Alter von drei Jahren. Die Miete incl. Heizung und Nebenkosten beträgt für ihre Dreizimmerwohnung 650 Euro. Telefon und Strom machen weitere 100 Euro mtl. aus. Meiers fahren einen Gebrauchtwagen.
Wenn ihre Bruttolöhne halbiert würden, blieben bei Werner Meier 1000 Euro brutto und ca. 750 Euro netto übrig, bei seiner Frau etwa 100 Euro.
Miegel tröstet die beiden damit, dass sich wegen der gesunkenen Löhne auch die Preise für Güter und Dienste verringern würden.
Das trifft aber auf Miete, Heizung, Nebenkosten, Strom und

8 Kommission für Zukunftsfragen 1998, 132
9 ebda. 13
10 Miegel 2001, 107
11 Cordonnier 2001, 50

Telefon kaum zu. Dafür müssten die Müllers jetzt fast 90% ihres »Gleichgewichtslohns« ausgeben. KfZ-Steuer, KfZ-Versicherung und Benzinkosten für das Auto sind ebenfalls kaum von Löhnen abhängig.
Ob Unternehmen sinkende Lohnkosten über sinkende Preise weitergeben, ist zweifelhaft. Das senkt die Profite.
Auch wenn einige Preise fallen: Der Lebensstandard der Familie Meier würde, wenn sie denn unbedingt ihre Wohnung behalten wollte, weit unter den Lebensstandard eines heutigen arbeitslosen Sozialhilfebeziehers sinken.
Ihr einziger Trost wäre, dass dank ihrer Solidarität der ehemals arbeitslose Kollege Müller jetzt endlich arbeiten darf. Und zwar für einen Lohn, von dem auch er nicht leben kann. Aber beide können sich trösten, denn: »Arbeitsplätze zu schaffen oder Arbeit zu haben ist an sich sozial.«[12] Sollen sie froh sein, dass sie überhaupt noch einen Lohn bekommen. Denn, so der FDP-Bundestagsabgeordnete Kolb, »die beste Versicherung gegen Armut ist ein Arbeitsplatz«. (SZ 21./22. 10. 2001) Nicht ein ausreichender Lohn.

Das Kapital hat für die Masse der LohnarbeiterInnen nur die langfristige Alternative: entweder die Hungerlöhne des »Gleichgewichtslohns« oder wachsende Arbeitslosigkeit. Es ist nur die Furcht vor den LohnarbeiterInnen, die diese sogenannten Sozialpartner daran hindert, das in aller Härte umzusetzen. Aber ein anderes Ziel haben sie nicht.

1.4131 | Was ist überhaupt der Lohn?

1997 erklärte die Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände (BDA), dass die Löhne der untersten Lohngruppen um 30% auf 1.300–1.400 DM brutto gesenkt werden müssten, um die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen. Die BDA ist die Dachvereinigung aller Arbeitgeberverbände.
Sägenfabrikant Stihl (damals Präsident des Deutschen Industrie- und Handelstages – DIHT) hielt 1.300 DM brutto für sozial.
»Wenn die Gesellschaft solche Jobs für unsozial hält, weil diese Einkommen angeblich (!) *nicht für den Lebensstandard reichen, dann muß der Staat die Differenz durch Transfers* (=Einkommens-Übertragungen wie z. B. Sozialhilfe) *ausgleichen«.*[13]
Stihl, dem auch 20.000 DM monatlich nicht für seinen Lebensstandard reichen, hielt 1.000 DM für einen Arbeiter für ausreichend. Die Käufer der Ware Arbeitskraft interessiert wenig, ob Löhne die Lebenshaltungskosten decken. Für sie sind Löhne immer nur Kosten, die zu hoch sind. Und zwar unabhängig von der Höhe der Löhne. Menschen und ihre Bedürfnisse sind für sie Nebensachen auf zwei Beinen.
Menschen, also auch LohnarbeiterInnen müssen aber essen, trinken und sich kleiden. Sie brauchen ein Dach über dem Kopf. Sie müssen hierzulande die Wohnung mit Möbeln, Haushaltsgeräten usw. einrichten und sie instandhalten. Sie müssen Strom, Heizung und Wasser bezahlen können. Sie brauchen Geld, um sich von einem Ort zum anderen fortzubewegen, um ihre sozialen

Beziehungen zu anderen Menschen, zu Freunden und Verwandten aufrecht zu erhalten. Sie brauchen Geld, um sich zu erholen. Und sie wollen auch dann noch leben, wenn sie krank, alt, pflegebedürftig oder arbeitslos sind.

Welche Bedürfnisse sie haben und wie sie sie befriedigen, hängt vom Entwicklungsstand der Technik und der Wirtschaft ab. Wenn Handys, Autos, Computer, Urlaubsreisen usw. Massenprodukte werden, werden sie auch für die meisten LohnarbeiterInnen zum Bedürfnis.

Mit den technischen Möglichkeiten und dem Reichtum einer Gesellschaft nehmen auch die Bedürfnisse zu. Nicht nur Bedürfnisse nach Lebensnotwendigem, sondern auch Bedürfnisse nach allem, was das Leben schön macht.

Das Bedürfnisniveau wird auch vom Konsumstandard der Reichen mitbestimmt. Die Reichen bekämpfen zwar die Anspruchsmentalität der Malocher, wecken aber durch ihren steigenden Lebensstandard immer neue Ansprüche.

Der Lohn muss hierzulande ein Existenzminimum abdecken, das weit darüber hinausgeht, nur das physische Überleben von einem Tag auf den anderen zu sichern.[14]

1.4132 | Sozialhilfe-Existenzminimum 1.705 DM

Wie hoch ist nun das Existenzminimum? Es steht nicht von vornherein fest, sondern ist das Ergebnis harter Auseinandersetzungen zwischen Kapital und LohnarbeiterInnen. Wie hoch es ist, hängt auch vom Kräfteverhältnis zwischen ihnen ab.

Der wichtigste Maßstab für das Existenzminimum von Erwerbstätigen ist in Deutschland die Sozialhilfe. Die Sozialhilfe orientiert sich an einem Grundbedarf, den jeder Mensch in Deutschland braucht. *»Das Einkommen aus sozialer Sicherung definiert faktisch einen Mindestlohn, der bei den Lohnverhandlungen den Eckpunkt für die unteren Lohngruppe bildet.«*[15]

Die Höhe der Sozialhilfe berechnet sich nach der Summe der Preise für Bedürfnisse, die vom Staat als notwendig anerkannt werden.

Das Sozialhilfe-Existenzminimum eines Erwerbstätigen, egal ob männlich oder weiblich, ist von der Bundesregierung für Juli 2000 auf 1.705 DM netto beziffert worden.[16]

Für die Miete und Nebenkosten sind 580 DM,

12 Thomas Straubhaar, Den Arbeitsmarkt entfesseln, Handelsblatt 13. 06. 2002
13 Wirtschaftswoche 02. 10. 1997
14 Roth 1999, 119–138
15 Siebert 1994, 235
16 Begründung der Bundesregierung zum Regierungsentwurf zum siebten Gesetz zur Änderung der Pfändungsfreigrenzen – www.bmj.de/ggv/pfaend.pdf vom 15. 07. 2001

für Heizung 90 DM vorgesehen. Der Regelsatz betrug 550 DM. In ihm sind für Essen und Trinken 275 DM enthalten oder 9,17 DM am Tag. Der Rest dient persönlichen Bedürfnissen wie z. B. Fahrtkosten, Kosmetik, Telefon, Teilnahme am kulturellen Leben usw. sowie der Bezahlung der Stromkosten. Für Kleidung, Haushaltsgeräte, Möbel und Konsumgüter sind weitere 110 DM im Monat vorgesehen (20% vom Regelsatz).

275 DM dienen dem höheren Bedarf (Mehrbedarf), den man hat, wenn man arbeitet bzw. dem Anreiz zur Arbeit. 100 DM muss man für Fahrtkosten ausgeben, damit man überhaupt zur Arbeit kommt. Die müssen natürlich auch im Existenzminimum enthalten sein.

Auto und Urlaub, Computer, Internetanschluss und Handy usw. sind in den 1.705 DM nicht drin. Sie sind Luxus.

Ab Oktober 2001 darf bei einem Erwerbstätigen, der weniger als 1.820 DM (940 Euro) netto verdient, kein Pfennig mehr gepfändet werden. 1.820 DM gelten als Existenzminimum, das nicht unterschritten werden darf. Unternehmen, die Löhne zahlen, die darunter liegen und ein Staat, der Steuern darauf erhebt, »pfänden« gewissermaßen unter das Existenzminimum.

Der Sozialhilfe-»Mindestlohn« von 1.705 DM wird massenweise unterschritten, da er nicht gesetzlich vorgeschrieben ist.

Das Kapital kennt keine Grenze des Lohns nach unten. Grenzen werden nur durch den Widerstand der LohnarbeiterInnen gesetzt. Und nur dieser führt dazu, dass auch der Staat bestimmte Grenzen setzt.

Das Sozialhilfe-Existenzminimum von 1.705 DM netto entsprach dem Existenzminimum von ArbeiterInnen unterer Lohngruppen im Jahr 2000. Diese sind ungelernt oder angelernt. Mit der Ausbildungsdauer muss aber die Untergrenze des Lohns steigen, sonst hat sich die Ausbildung nicht gelohnt. Der Mindestlohn für FacharbeiterInnen muss also höher sein.

1.4133 | Und was ist mit Kindern?

In einem Lohn von 1.705 DM netto ist noch kein einziger Pfennig für die Unterhaltskosten eines Kindes drin. Er sieht nicht vor, dass die Menschheit sich fortpflanzt.

Auch wenn man Menschen nur als Arbeitskräfte betrachtet: Jede Arbeitskraft ist irgendwann einmal verbraucht. Neue Arbeitskräfte müssen nachrücken. Sie müssen geboren und lange Jahre großgezogen werden, bevor sie in die Fußstapfen ihrer Eltern treten können. Auch Arbeitskräfte müssen sich also »fortpflanzen«.

Maschinen sind ebenfalls irgendwann einmal verbraucht und kommen zum alten Eisen. Jeder Unternehmer akzeptiert, dass deshalb ein Teil des Gewinns

für Neuanschaffungen zurückgelegt werden muss, noch während die Maschinen in Betrieb sind. Man nennt das Abschreibung.

Ebenso wie für den Ersatz von Maschinen muss auch für den Ersatz von Arbeitskräften ein Teil des Gewinns abgezweigt und über den Lohn ausgezahlt werden. Geschieht dies nicht oder nicht in ausreichendem Maße, hemmt das die Fortpflanzung. Ähnlich wie es die Neuanschaffung von Maschinen und Anlagen hemmen würde, wenn keine Abschreibung möglich wäre.[17] Das Sozialhilfe-Existenzminimum eines Kindes lag im Jahr 2000 mindestens bei durchschnittlich 600 DM. Das Existenzminimum von LohnarbeiterInnen hätte also bei rund 2.300 DM gelegen.

Die Unterhaltskosten von Kindern zu decken, sei nicht Aufgabe von Löhnen, sondern der Sozialpolitik, ist die vorherrschende Meinung. Unternehmen wollen mit Kindern nichts zu tun haben. Sie sind nur an der betrieblichen Nutzung einer Arbeitskraft interessiert und fühlen sich für die »Produktion« und das Großziehen späterer Arbeitskräfte nicht verantwortlich. Dazu gibt es ja das Kindergeld. Das Kindergeld deckt aber mit 300 DM (154 Euro) nur einen Teil des Existenzminimums eines Kindes. Wo bleibt der Rest? Da der Staat die Unterhaltskosten von Kindern nicht voll deckt, muss im Lohn einer Arbeitskraft wenigstens der Rest dieser Kosten enthalten sein.

Wenn der Staat 300 DM Kindergeld zahlt, liegt das Existenzminimum, das über den Lohn abgedeckt wird, bei 2.000 DM. Kindergeld ist eine Lohnsubvention, die es ermöglicht, den Lohn unter das notwendige Existenzminimum zu senken.

Die Abschreibung von Maschinen erfolgt ohne Rücksicht darauf, ob tatsächlich eine neue Maschine angeschafft wird. Genauso müsste es auch bei Arbeitskräften sein. Im Lohn müsste ein Betrag für die nachfolgende Generation enthalten sein, unabhängig davon, ob man Kinder hat oder nicht.

1998 hatte ein Drittel aller ArbeiterInnen und Angestellten ein Nettoeinkommen unter 1.800 DM und knapp die Hälfte ein Nettoeinkommen unter 2.200 DM.[18] Fast die Hälfte der ArbeiterInnen und Angestellten hat also Löhne, die entweder unterhalb oder in der Nähe des Existenzminimums liegen. Von ihrem Standpunkt aus sind die Löhne nicht zu hoch, sondern zu niedrig.

Sie reiben sich verwundert die Augen, dass Löhne unterhalb des Existenzminimums auch noch Ursache für Arbeitslosigkeit sein sollen. Was ist das für eine Wirtschaftsordnung, deren Vertreter es für falsch halten, dass die Masse der arbeitenden Menschen ihr Existenzminimum decken kann und will?

17 siehe Fußnote 14
18 Statistisches Taschenbuch 2002, Tab. 5.13

1.414 | »Arbeitsplatzbesitzer« sind schuld

Die LohnarbeiterInnen wollen einfach nicht für den »Gleichgewichtslohn« genannten Hungerlohn arbeiten, zu dem es keine Arbeitslosigkeit mehr geben würde. Sie wollen ihre Miete zahlen, Kinder großziehen, Urlaub machen, Autofahren, Geld für die Reparatur ihrer Geschirrspülmaschinen ansparen, sie wollen im Alter und bei Krankheit versorgt sein und sie wollen auch noch Spaß am Leben haben.

Mit diesen jeder marktwirtschaftlichen Vernunft widersprechenden Ansprüchen sorgen sie dafür, dass die tatsächlich gezahlten Löhne über dem »Gleichgewichtslohn« liegen. Millionen selbstsüchtige Arbeitsplatzbesitzer haben sich zu diesem Zweck sogar in Gewerkschaften zusammengeschlossen. Sie haben Tarifverträge und jährliche Lohnerhöhungen durchgesetzt. Das hat die Löhne weit über den »Gleichgewichtslohn« hinausgetrieben.

Dafür zahlen die LohnarbeiterInnen einen hohen Preis: Millionen von ihnen werden arbeitslos. *»Die Arbeitslosen (zahlen) als Außenseiter heute den Preis dafür, daß die Beschäftigten als ›Insider‹ sich einen Reallohn erkämpft und gesichert haben, der zu hoch ist, um mit Vollbeschäftigung vereinbar zu sein.«*[19]

Das ist die Grundüberzeugung des Kapitals und aller ihrer Vertreter in Politik und Wissenschaft.

Das haben sie den MitarbeiterInnen hunderttausendmal gesagt. Aber diese wollten nicht hören. Sie haben sich damit wissentlich für die Arbeitslosigkeit ihrer KollegInnen entschieden. Ihr Besitzstandsdenken, ihre Vollkaskomentalität, ihr unsolidarisches Verhalten ist daran schuld, dass so viele Kolleginnen und Kollegen arbeitslos sind.

Der wirkliche Feind des Kollegen David Müller ist also z. B. der Kollege Manfred Bauer, der mit Zähnen und Klauen seinen Besitzstand von 1.250 Euro netto verteidigt, weil er unbedingt ein gebrauchtes Auto finanzieren und einmal im Jahr nach Mallorca fliegen will.

Wenn also Arbeitslose ihre Lage verändern wollen, dann müssen sie sich an die »Arbeitsplatzbesitzer« wenden und sie davon überzeugen, dass diese auf Lohn verzichten müssen.[20] Und sie müssen selbst für immer weniger Lohn arbeiten wollen.

Das Kapital jedenfalls hat mit der ganzen Sache nichts zu schaffen. Im Gegenteil. Indem es Lohnerhöhungen verhindern oder Löhne senken will, kämpft es heldenhaft für die Interessen der Arbeitslosen. Tarifforderungen von 6,5 %, aber auch von 2 % hält es für einen Schlag ins Gesicht der Arbeitslosen. Aber

auch ein Lohn von 700 Euro netto ist schon ein Schlag in Gesicht der Arbeitslosen. Die einzigen Freunde der Arbeitslosen sind die selbstlosen Vertreter des Kapitals.

1.415 | Praktische Konsequenz: LohnarbeiterInnen sollen ihre Ansprüche reduzieren, um die Ansprüche des Kapitals zu befriedigen

Das Kapital kämpft dagegen, dass sich LohnarbeiterInnen an ihren Interessen, d. h. an ihren Bedürfnissen orientieren.

Es will seine Bedürfnisse möglichst tief in den Köpfen und Herzen der LohnarbeiterInnen verankern. Miegel wendet sich deshalb gegen *»die Vorstellung, dass sich die Löhne weniger an der individuellen Leistungskraft, sondern am gesellschaftlich definierten Bedarf orientieren sollten.«*[21] Die Löhne sollen sich also an der Notwendigkeit orientieren, dass das Kapital ausreichende Gewinne macht, nicht daran, was ein Mensch zum Leben braucht. Nicht der Mensch soll im Mittelpunkt stehen, sondern das Kapital.

Die Löhne sollen also fallen, bis jede Ware Arbeitskraft verkauft ist. Das ist damit vergleichbar, dass Menschen, die 1,80 cm groß sind, gezwungen werden, in Betten von 1,10 cm oder 0,90 cm Länge zu schlafen. Ansonsten hätte man eben keine Schlafplätze für sie.

»Voraussetzung für den Erfolg einer (...) Politik (mit der die Beschäftigungsprobleme am wirksamsten gelöst werden können) *ist die Beseitigung der Anspruchsmentalität in unserer Gesellschaft.«*[22] Es geht natürlich nicht um die Anspruchsmentalität in unserer Gesellschaft überhaupt. Diejenigen, die sich ein Abendkleid für 50.000 Euro oder eine Pattek-Philippe-Uhr für 80.000 Euro leisten können, die in ihren Villen mehr Raum für Schuhe und Hutschachteln haben als viele ArbeiterInnen für ihre Kinder, diejenigen, die bei ihrer eigenen Entlassung Abfindungen in Millionen-Höhe kassieren, sind nicht gemeint. Es geht nur um die Ansprüche von LohnarbeiterInnen.

Diese haben keine Ansprüche zu stellen, solange sie ihre Füße unter den Tisch der Privateigentümer stecken. Die entsprechende mentalität muss beseitigt (!) werden. Das wäre aber nur durch genetische Eingriffe

19 Giersch, 169 → Fußnote 4

20 Arbeitsplatzbesitzer heißt nicht, dass die LohnarbeiterInnen die Produktionsmittel ihres Arbeitsplatzes besitzen. Sie dürfen nur an sie an einem dem Unternehmen gehörenden Arbeitsplatz arbeiten. Sie besitzen ihren Arbeitsplatz gar nicht.

21 Miegel 2001, 106

22 DIHT-Thesen zur Wirtschaftspolitik, IHK-Mitteilungen Frankfurt 1. 11. 1983, 824

möglich. Denn LohnarbeiterInnen müssen ansprüche stellen, wenn sie überleben wollen, Ansprüche zu stellen ist die erste Vorraussetzung dafür, dass man leben kann undass es einem besser gehen kann.

Um die eigene Würde zu behaupten und Selbstbewusstsein zu entwickeln, müssen LohnarbeiterInnen lernen, dass ihre eigenen Bedürfnisse Vorrang haben. Anders wird es nie zu Verhältnissen kommen, in denen der Mensch im Mittelpunkt steht.

Die sogenannten Sozialpartner, mit denen Gewerkschaftsführungen gemeinsam die Arbeitslosigkeit bekämpfen wollen, sind da völlig anderer Meinung. LohnarbeiterInnen sollen lernen, keine Ansprüche zu stellen, zu gehorchen und sich willenlos dem Kapital zu fügen. Sie sollen zufrieden sein, wenn sie einen immer größeren Reichtum erarbeiten und zum Dank dafür ihr eigener Lebensstandard fällt. Die LohnarbeiterInnen können und werden sich nicht damit abfinden, dass ihre Bedürfnisse keine Rolle spielen.

1.416 | Löhne sind nicht die Ursache der Arbeitslosigkeit

Seit 1975 gibt es Massenarbeitslosigkeit in Deutschland. Die Löhne sind also spätestens seit diesem Zeitpunkt angeblich zu hoch. Vorher scheinen sie es nicht gewesen zu sein.

Wenn zu hohe Löhne die Ursache der Arbeitslosigkeit sind, müsste diese mit jeder Lohnsteigerung zunehmen. Das tut sie aber gar nicht.

1.4161 | Steigende Löhne – sinkende Arbeitslosigkeit; sinkende Löhne – steigende Arbeitslosigkeit

Von 1987 bis 1991 stiegen die Bruttolöhne der ArbeiterInnen im Produzierenden Gewerbe um 18,3%. Die Arbeitslosigkeit sank aber um 540.000 Personen, die Zahl der Beschäftigten in Bergbau und Verarbeitender Industrie nahm um 460.000 zu.

Von 1991 bis 1995 stiegen die Bruttolöhne weniger, nämlich nur um 16,1%. Die Arbeitslosigkeit nahm aber um 870.000 Personen zu. 1,4 Millionen Arbeitsplätze in der Industrie Westdeutschlands wurden abgebaut.

Höhere Lohnsteigerungen waren also mit einem Abbau der Arbeitslosigkeit verbunden. Niedrigere Lohnsteigerungen mit einer Explosion der Arbeitslosigkeit.

Dieses Rätsel ist nur zu lösen, wenn man sich von der fixen Idee befreit, dass die Höhe der Löhne über die Höhe der Arbeitslosigkeit entscheidet.

Die kapitalistische Wirtschaft hat einen ganz anderen Lebensrhythmus. Es

gibt Aufschwünge und Krisen. Jeder Aufschwung geht in einen Abschwung über und endet in einer Krise. Diese wiederum wird durch einen neuen Aufschwung abgelöst, der wieder in einer Krise endet. Den Rhythmus von Aufschwung, Abschwung und Krise nennt man auch Zyklus. Ein Zyklus ist ein in sich geschlossener Kreislauf.

In den Jahren von 1987 bis 1991 befand sich die Wirtschaft in einem Aufschwung. Die Krise begann 1992. 1993 war ihr Tiefpunkt erreicht. Ab 1994 ging es wieder etwas bergauf.

Im Aufschwung nimmt die Industrieproduktion zu, die Nachfrage nach Arbeitskraft steigt, die Arbeitslosigkeit sinkt. Und weil die Nachfrage nach Ware Arbeitskraft steigt, steigen auch die Löhne.

Umgekehrt nimmt in einer Krise die Industrieproduktion ab, die Nachfrage nach Arbeitskraft sinkt, die Arbeitslosigkeit steigt und mit ihr gehen auch die Lohnsteigerungen zurück bzw. sinken die Löhne.

Deswegen also fiel die Arbeitslosigkeit in den Jahren, in denen die Bruttolöhne schneller stiegen und sie stieg in den Jahren, in denen die Bruttolöhne weniger stark stiegen.

1.4162 | Sinkende Löhne – Folge der Arbeitslosigkeit, nicht Mittel zu ihrer Bekämpfung

Die tatsächliche Entwicklung ist mit der stumpfsinnigen Formel »Arbeitslosigkeit, weil Löhne zu hoch« nicht erklärbar.

Die Arbeitslosigkeit folgt nicht der Entwicklung der Löhne. Wohl aber folgt die Entwicklung der Löhne der Arbeitslosigkeit.

Wenn man nicht gerade die Scheuklappen des Kapitals trägt, zeigt das jeder unvoreingenommene Blick in die Realität.

Je mehr Menschen sich auf einen Arbeitsplatz bewerben, desto mehr kann der Lohn gedrückt werden. Mit dem Überangebot an Arbeitskräften fällt die Ware Arbeitskraft im Preis.

Geringere Lohnsteigerungen bzw. sinkende Löhne sind also nicht etwa Mittel zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, sondern drücken nur aus, dass es höhere Arbeitslosigkeit gibt. Sie sind eine Folge der Arbeitslosigkeit, nicht ihre Ursache. Deshalb drückt ein sinkendes Lohnniveau höhere Arbeitslosigkeit aus und ein steigendes Lohnniveau sinkende Arbeitslosigkeit.

Dieser Zusammenhang ist auch an allen Beziehungen zu sehen, in denen der Lohn steht.

1.4163 | Anteil der Löhne und Gehälter am Volkseinkommen sinkt – Arbeitslosigkeit steigt

Das Volkseinkommen besteht aus der Summe von Löhnen und Gehältern sowie von Gewinnen. Der Anteil der Löhne und Gehälter am Volkseinkommen heißt Lohnquote.

Die Lohnquote war im Jahr 2000 erheblich niedriger als 1980.[23] Die Gewinneinkommen stiegen also schneller als die Löhne. Weniger Arbeitslose? Denkste. *»Erstaunlich ist, dass der Rückgang der Arbeitseinkommensquote (Lohnquote oder Anteil der Löhne am Volkseinkommen) in den Ländern besonders stark ausfiel (z. B. in Deutschland), in denen die Arbeitslosigkeit stark gestiegen ist. Nach der häufig vertretenen Auffassung, dass die Reallöhne entscheidend für die Beschäftigung sind, hätte es umgekehrt sein müssen«*, schrieb das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung (DIW).[24] Was ist daran »erstaunlich«? Steigende Arbeitslosigkeit und damit tendenziell fallende Löhne sind beides Ausdruck gestiegener Produktivität unter kapitalistischen Bedingungen.

1.4164 | Anteil der Löhne am Umsatz sinkt – Arbeitslosigkeit steigt

1970, als es noch fast gar keine Arbeitslosen gab, machten die Personalkosten 28,3 % des Umsatzes der Metallindustrie aus. Bis 1990 fiel ihr Anteil langsam auf 24,7 %. Die Arbeitslosigkeit nahm zu. Bis zum Jahr 2001 stürzte der Anteil der Personalkosten auf 18,8 % ab. (direkt 23. 01. 2002) Ähnlich ist es in der gesamten Industrie. Die Arbeitslosigkeit aber explodierte. Sinkende Lohnkosten sind also mit steigender Arbeitslosigkeit verbunden. Auch das ist eine Folge gestiegener Produktivität.

1.4165 | Lohnstückkosten sinken – Arbeitslosigkeit steigt

Die Löhne müssen vor allem in Bezug zur Produktivität gesetzt werden. Löhne, in Bezug gesetzt zur Produktivität, nennt man Lohnstückkosten.

Löhne sind die gesamten »Arbeitskosten«, einschließlich der sogenannten Lohnnebenkosten. Die Produktivität wird gemessen als Bruttoinlandsprodukt pro Erwerbstätigem. Das Bruttoinlandsprodukt ist die Summe der Verkaufserlöse aller Waren abzüglich der sogenannten Vorleistungen, d. h. der von anderen Unternehmen bezogenen Waren.

Die realen Lohnstückkosten erhält man, wenn man von den Steigerungen der Bruttolöhne und des Bruttoinlandsprodukts die Preissteigerungen abzieht, wenn man also die »Reallöhne« durch das »reale Bruttoinlandsprodukt« pro Erwerbstätigem teilt. Je mehr Werte ein Lohnarbeiter erzeugt und je geringer sein Lohn dabei ist, desto niedriger sind die Lohnkosten pro Stück, besser pro Wert-

einheit, desto niedriger sind die Lohnstückkosten.

»Auf Zeiten sinkender Lohnstückkosten folgen immer Zeiten mit steigender Beschäftigung. (...) Sinkende Lohnstückkosten packen das Beschäftigungsproblem an der Wurzel an«, sagt das Institut der deutschen Wirtschaft, das dem Bundesverband der Deutschen Industrie gehört.[25] *»Die spinnen, die Römer«*, würde Obelix sagen.

Die realen Lohnstückkosten sind in Deutschland im Jahre 2000 niedriger als 1991 und sanken bis 2002 weiter.[26] Die realen Lohnstückkosten sind gefallen, obwohl die Bruttolöhne und auch die »Lohnnebenkosten«, d. h. die Sozialversicherungsbeiträge gestiegen sind.

Die Arbeitslosenquote erhöhte sich dennoch um 50%. Die Zahl der Beschäftigten stieg nicht, sondern blieb gleich. Und das nur, weil der rasante Abbau von Vollzeitstellen durch die Zunahme von Teilzeitstellen aufgefangen wurde.

In allen Industrieländern sind heute die realen Lohnstückkosten niedriger als zu Anfang der 70er Jahre, vor Ausbruch der Weltwirtschaftskrise.[27] Und in allen Industrieländern ist die Arbeitslosigkeit heute höher als damals. In den 60er Jahren bis zum Ausbruch der Krise 1974/75 aber stiegen die Lohnstückkosten und die Arbeitslosigkeit nahm ab.

Der offizielle Unsinn wird in der Industrie am deutlichsten.

Die Lohnstückkosten in der Metall- und Elektroindustrie sind von 1993 bis 2000 um 21,4% gesunken. Die Zeit steigender Beschäftigung müsste schon lange angebrochen sein. In Wirklichkeit ist die Zahl der Beschäftigten im gleichen Zeitraum um 15% oder um 600.000 Beschäftigte gesunken.[28]

Genauso in der Chemieindustrie. Hier sind die Lohnstückkosten von 1993 bis 1999 um 2,5% jährlich gesunken. Die Beschäftigung ist jedoch nicht gestiegen, sondern um jährlich 3,5% gesunken.[29]

Trotz sinkender Lohnstückkosten wurden in der westdeutschen Industrie von 1991 bis 2000 insgesamt 1,7 Millionen Arbeitsplätze abgebaut. Sinkende Lohnstückkosten packen das Beschäftigungsproblem also überhaupt nicht an, schon gar nicht an der Wurzel.

Sinkende Lohnstückkosten drücken ebenso wie höhere Arbeitslosigkeit und sinkende Reallöhne nur die höhere Produktivität unter kapitalistischen Bedingungen aus. Sie haben für die Gesamtentwicklung der Arbeitslosigkeit überhaupt keine Bedeutung. Wohl aber haben sie für die Renditen des Kapitals eine Bedeutung. Die Renditen der Metall- und Elektroindustrie waren im

23 Statistisches Taschenbuch 2001, Tabelle 1.9
24 DIW-Wochenberichte 1997, 944
25 IdW 1994, 42, 43
26 Statistisches Taschenbuch 2002, Tab. 9.10; IG Metall Report 2001, 100
27 Siehe Fußnote 26
28 direkt 24/2001
29 Tagesspiegel 06. 04. 2000
30 ME Gesamtmetall, Argumente 9/2000, 4

Jahr 2000 wieder auf das Niveau gestiegen, das sie Ende der 80er Jahre schon einmal hatten.[30] Das zu erreichen, war der Hauptzweck aller Methoden, die Lohnstückkosten zu senken.

1.4166 **| Zu viel Geld für zu wenig Leistung – Ursache der Arbeitslosigkeit?**
Die Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände erklärt die Arbeitslosigkeit so: *»In der Lohnpolitik (wurde) über einen langen Zeitraum mehr verteilt, als unter Wettbewerbsbedingungen zu verteilen war.«*[31] Arbeitslosigkeit entstand, weil die Reallöhne schneller gestiegen sind als die Produktivität. *»Massenarbeitslosigkeit beruht immer darauf, daß die Reallöhne über die Produktivität gestiegen sind.«*[32] Dieser schlichte Satz wird auch als Lohnformel bezeichnet. Seit der Mitte der 60er Jahre ist die Lohnformel die Grundlage des Kapitals für Tarifverhandlungen.

Die Lohnformel bedeutet:

- ➤ Liegt ein Lohnabschluss in Höhe des Wachstums der Produktivität plus der Preissteigerungsrate, ist er »verteilungsneutral«.
- ➤ Liegt er darunter, ist er »beschäftigungsfördernd«.
- ➤ Liegt er darüber, ist er »beschäftigungshemmend«.

Anders ausgedrückt.
Wenn der Reallohn langsamer steigt als die Produktivität, steigen unter sonst gleichen Bedingungen die Gewinne schneller als die Löhne. Höhere Gewinne sollen angeblich »beschäftigungsfördernd« sein.
Wenn Reallohn und Produktivität in gleichem Maße steigen, steigen Gewinne und Reallohn gleich schnell.
Wenn der Reallohn schneller steigt als die Produktivität, vermindern sich die Gewinne. Niedrigere Gewinne sind angeblich »beschäftigungshemmend«.
Mit der Lohnformel versucht das Kapital, die Verteilung der neu geschaffenen Werte zu seinen Gunsten zu entscheiden.
Massenarbeitslosigkeit soll immer dann entstehen, wenn die Gewinne aufgrund von Lohnsteigerungen sinken bzw. langsamer steigen als die Löhne. Nicht die Lohnsteigerung, sondern das Streben der Unternehmen nach Gewinn ist also in Wirklichkeit die letzte Ursache der Arbeitslosigkeit. Unternehmen entlassen lieber, als zuzulassen, dass der Gewinn fällt.
Die Lohnformel bedeutet also, dass Menschen immer dann arbeitslos gemacht werden, wenn sie die Verwertung des Kapitals stören. *»Alles, was darüber* (über die Summe von Produktivität und Preissteigerungen) *hinaus geht, führt*

zur Vernichtung von Arbeitsplätzen.« Das verkündet der Vorsitzende des Sachverständigenrats der Bundesregierung, Wolfgang Wiegard. (FTD 24. 05. 2002) Die Unternehmen vernichten Arbeitsplätze, um wieder auf ihren alten Gewinn zu kommen. Auf Deutsch: Wenn wir aus Euch nicht genug herausholen können, setzen wir Euch auf die Straße.

Der Egoismus des Kapital muss sozial verpackt werden. Von wegen Marketing. Man darf also nicht einfach sagen: *»Im Interesse unseres Profits, machen wir Euch arbeitslos.«* Sondern man sagt: *»Ihr leistet im Verhältnis zu eurem Lohn zu wenig und werdet deshalb arbeitslos.«*

Massenarbeitslosigkeit gilt stets als Beweis dafür, dass LohnarbeiterInnen Löhne ohne Rücksicht darauf durchgesetzt haben, dass sie gar nicht genug dafür geleistet haben, d. h. für das Kapital nicht genügend Gewinne erarbeitet haben. Sie sind gewissermaßen unberechtigterweise für ihre Faulheit auch noch belohnt werden. Der Preis für mangelnde Leistung und zu hohe Ansprüche ist die Arbeitslosigkeit.

Besonders krass haben es angeblich die Beschäftigten getrieben, die einfache Arbeiten verrichten. Sie waren so unverschämt, Löhne durchzusetzen, die sie angeblich gar nicht erwirtschaftet haben. Also haben sie sich ihre Entlassung selber zuzuschreiben.

»Häufig waren es (...) gerade die ArbeitnehmerInnen der unteren Tarifgruppen mit einem vergleichsweise niedrigen Qualifikations- und Leistungsniveau, deren Entlohnung jeweils überproportional (=überdurchschnittlich) *angehoben wurde. Dies war zwar sicherlich sozialpolitisch gut gemeint; es waren jedoch gerade diese Beschäftigtengruppen, die (...) mit als erste ihren Arbeitsplatz verloren, weil Arbeitskosten und Arbeitsertrag nicht mehr übereinstimmten. Folge: langfristiges Anwachsen der Langzeitarbeitslosigkeit* (= Arbeitslosigkeit, die länger als ein Jahr dauert). *Daß von Rezession* (Krise) *zu Rezession die Zahl der Arbeitslosen um jeweils rund 500 bis 700 Tausend Personen weiter angestiegen ist, hat hierin seine wesentliche Ursache.«* (BDA (Hg.), Wege zu mehr Beschäftigung, Köln 1995, 15 f.)

Dass die Arbeitskosten von Ungelernten den Arbeitsertrag übersteigen, bedeutet auf deutsch, dass die Werte, die sie erzeugen, angeblich nicht einmal ihren Lohn decken.

»Durch die überproportionale (überdurchschnittliche) Anhebung und den Wegfall unterer Lohngruppen ist insbesondere einfache Arbeit in Deutschland unbezahlbar geworden.« [33]

31 BDA, *Sozialpolitik für mehr Wettbewerbsfähigkeit und Beschäftigung*, Mai 1998, 10
32 Wolfram Engels, *Arbeit ist zu teuer*, Wirtschaftswoche 26. 02. 1993, 122
33 Siehe Fußnote 31

Es ist also doch nicht der technische Fortschritt, der Ungelernte überflüssig macht bzw. die mangelnde Qualifikation (→ 1.31) Es ist der Lohn, dem keine entsprechende Leistung gegenübersteht. Was ist überhaupt »Leistung«? An dieser Stelle ist es unvermeidlich, ein bißchen weiter auszuholen.

1.4167 | Produktivität: Wer am meisten kassiert, leistet am meisten

Lagerarbeiter Josef Klein arbeitet bei Daimler. Er bekommt im Monat rund 2.000 Euro brutto. Das soll unbezahlbar sein.

Daimler-Vorstandschef Dr. Schrempp trägt monatlich 225.000 Euro brutto nach Hause; Rolf-E. Breuer, der ehemalige Vorstandsvorsitzende der Deutschen Bank ging sogar mit 650.000 Euro nach Hause. Das ist ohne Weiteres bezahlbar.

Preisfrage: wessen Leistungskraft, d. h. Produktivität, ist am höchsten?

Antwort: die vom Vorstandschef der Deutschen Bank. Er leistet 325 mal mehr als Josef Klein. Je mehr er kassiert, desto mehr leistet er. Und er erwirtschaftet sein Gehalt immer selbst.

Kaum zu glauben. Aber als Produktivität gilt offiziell das Bruttoinlandsprodukt (BIP) pro Erwerbstätigem. Das Bruttoinlandsprodukt besteht aber zu mehr als 50 % aus Löhnen und Gehältern. Je höher das Gehalt, desto produktiver ist also angeblich die Arbeitskraft. Die Breuers gelten also als unglaublich produktiv. Auch die Beamten der Ministerien. Denn der Einfachheit halber gilt deren Einkommen direkt als ihr Beitrag zum BIP.

Im Jahre 2000 war die so definierte Produktivität pro Erwerbstätigem rund 51.000 Euro im Jahr. (IdW 2001, 47)

Jeder Erwerbstätige, auch der Türsteher im Bordell, gilt als produktiv. Auch wenn Einkommensbezieher nur von Zinsen und Aktienerträgen leben und überhaupt keinen Finger krumm machen außer beim Geldzählen, gelten sie als produktiv.

Die Gehälter der acht Deutsche-Bank-Vorstände sind in nur vier Jahren von 15,8 Mio. Euro auf 57,4 Mio. Euro explodiert (FR 30. 08. 2002). Nach der herrschenden Meinung beweist das, dass ihre Produktivität um sagenhafte 400 % gestiegen ist.

Die Gehaltssteigerungen zeigen aber nicht die gewachsene Leistungskraft der Vorstände, sondern ausschließlich ihre Fähigkeit, sich die Ergebnisse der Arbeit anderer anzueignen. Im Bankwesen werden überhaupt keine Werte geschaffen. Hier werden nur schon geschaffene Werte umverteilt.

Bankvorstände gelten aufgrund der Millionen Euro, die sie als Gehälter kassieren, als tüchtige Wertschöpfer. Das Ganze treibt noch absurdere Blüten,

wenn die Summe der von unter ihrer Leitung vernichteten Werte aber um ein Vielfaches höher liegt als die Werte, die sie als Gehälter abschöpfen. Die Spekulation mit Krediten, Immobilien, Aktien usw. liegt ja in ihrer Verantwortung.
Diejenigen, die Milliarden verwirtschaften, begründen die Entlassung eines Lagerarbeiters damit, dass er seinen Lohn von 24.000 Euro angeblich nicht selbst erwirtschaften könnte.

1.4168 | Wer leistet eigentlich Was?

Die offizielle Definition der Produktivität ist eine arrogante Selbstbeweihräucherung des Kapitals und seiner Manager. Sie halten sich für umso leistungskräftiger, je mehr sie sich die Ergebnisse der Arbeit anderer unter den Nagel reißen. Die Leistung der LohnarbeiterInnen dagegen wird mißachtet. Das stellt die Dinge auf den Kopf. Es ist genauso, wie wenn der Kopf behauptet, Knochen, Muskeln, Blut und Herz lebten auf seine Kosten.
Das BIP wird über den Verkauf von Gütern und Dienstleistungen erwirtschaftet. Es wird als Lohn, Gehalt, Gewinn, Abschreibungen, Mehrwertsteuer usw. verteilt. Die Verteilung sagt aber noch nichts darüber aus, wo und von wem die Werte produziert wurden, die als Lohn oder Gewinn verteilt werden.
Die MontagearbeiterInnen von Daimler haben im Zusammenspiel mit Transportarbeitern, Lagerarbeitern wie Josef Klein, Arbeitern, die für Reparatur und Wartung zuständig sind, Technikern und Ingenieuren Autos erzeugt und neue Werte geschaffen. Welchen Anteil die Arbeit von angelernten ArbeiterInnen wie Klein oder von Facharbeitern am Wert eines Autos hat, ist schwer herauszurechnen. Qualifizierte Arbeiter sind produktiver als gering qualifizierte. Dennoch: alle sind von allen abhängig und jeder trägt dazu bei, dass die Autos vom Band laufen konnten. Auch ungelernte ArbeiterInnen sind Teil eines Ganzen aus menschlicher Arbeitskraft, das man der Einfachheit halber als »Gesamtarbeiter« bezeichnen kann. Dieser »Gesamtarbeiter« erzeugt mehr Werte, als er selbst über Löhne zurückbekommt. Er erzeugt auch mehr Werte als für »Vorleistungen« (Waren, die von anderen Firmen geliefert wurden) und den Ersatz der Produktionsmittel (Abschreibungen) aufgebracht werden müssen.
Nur weil der »Gesamtarbeiter« mehr Werte erzeugt, als er selbst an Löhnen bezieht, kann Daimler einen Gewinn einstreichen. Nur deswegen können sich die Daimler-Vorstände ordentliche Gehälter bewilligen. Nur aus dem vom Gesamtarbeiter, also auch von Josef Klein, erzeugten Mehrwert können die Zin-

sen an die Banken fließen, die Daimler Kredit gegeben haben. Aus ihnen wird dann z. B. auch Breuer unterhalten. Nur aus diesem Mehrwert können die Dividenden fließen, die an die Aktionäre von Daimler, z. B. also an die Deutsche Bank ausgeschüttet werden. Nur aus dem Mehrwert wird der Handelsgewinn an den Autohändler abgezweigt, der Mercedes verkauft. Nur aus dem Mehrwert entspringen die Steuern an das Finanzamt, aus denen wiederum Ministerialbeamte und Politiker bezahlt werden. Nur aus dem Mehrwert können die Mieten und Pachten für Grundstücke und Gebäude bezahlt werden.

Indem durch die Nutzung der Ware Arbeitskraft Mehrwert geschaffen wird, vermehrt sich das Kapital und damit der Reichtum derer, die es besitzen bzw. darüber verfügen.

Wenn Lagerarbeiter Josef Klein sich einen Mercedes kauft, ist im Preis dieses Autos die gesamte kapitalistische Wirtschaft im Keim enthalten. Im Preis dieses Autos sind bestimmte Summen für die Bezahlung der an Daimler gelieferten Teile enthalten, die im Werk montiert wurden. Es sind Anteile für die Abschreibungen auf die Fertigungsanlagen und Gebäude drin. Es sind ferner anteilige Lohnkosten enthalten einschließlich der Vorstandsgehälter sowie der Gewinn. Es sind die Zinsen enthalten, die Daimler an Banken zahlen muss, ebenso wie die Steuern, die an den Staat abgeführt werden. Es sind die Mieten drin, die an Immobilienbesitzer abgeführt werden müssen, von denen Daimler Gebäude gemietet hat, ebenso wie der Gewinn des Autohändlers, der ihm das Auto verkauft hat usw. usf.

Der ungelernte Lagerarbeiter Josef Klein hat also dazu beigetragen, die Werte zu schaffen, von denen die Besitzer des Kapitals und ihre Manager, die Chefs der Deutschen Bank oder die Ministerialbürokraten und Spitzenpolitiker leben, die ihn für unverschämt halten. Sie selbst erzeugen überhaupt keine Werte, sondern schöpfen sie nur ab. Sie nehmen nicht an der Wertschöpfung, sondern nur an der Wertabschöpfung teil. Sie verteilen sie bestenfalls zwischen den Unternehmen um. Die Arroganz der Mächtigen entspringt daraus, dass sie sich die Ergebnisse fremder Arbeit aneignen. Je besser ihnen das gelingt, desto einbildeter sind sie auf ihren Beitrag zur »Wertschöpfung«.

Wenn Arbeitslosigkeit daraus entspringen soll, dass die Arbeitskosten nicht aus dem Arbeitsertrag bezahlt werden können, dann müssten alle diejenigen arbeitslos sein, die gar keinen Arbeitsertrag erzeugen und von der Arbeit anderer leben. Es ist aber umgekehrt. Arbeitslos sind vor allem ArbeiterInnen und nicht diejenigen, die von der Arbeit der LohnarbeiterInnen leben.

Die Welt steht auf dem Kopf, wenn die wirklichen Produzenten des Reichtums – und seien sie noch so ungelernt – als unverschämte, egoistische Le-

bewesen dargestellt werden, die auf Kosten des Kapitals leben. Eines Kapitals, das sie doch erst erzeugt haben.

Die »Wertschöpfung« findet nicht in der Verteilung des Mehrwerts, sondern in der Produktion materieller Güter statt. Materielle Güter werden vor allem in der Industrie, aber auch in der Landwirtschaft, im Handwerk oder im Baugewerbe erzeugt.

Aus der wachsenden Produktivität von LohnarbeiterInnen in der materiellen Produktion ernährt sich eine wachsende Zahl von sogenannten Dienstleistern usw. Es hat etwas Komisches, wenn Professoren, die nur davon leben, dass Lagerarbeiter, BandarbeiterInnen, Transportarbeiter und Facharbeiter für sie arbeiten, ihnen erklären, dass diese nicht produktiv genug seien.

Im Jahre 2000 war jeder sechste Lager- und Transportarbeiter in Westdeutschland arbeitslos. Ursache war nicht, dass ihre Löhne zu hoch gewesen wären. Ursache ist z. B. die Just-in-time-Produktion. Die zur Produktion benötigten Teile werden jetzt oft mit LKWs direkt ans Band geliefert. Das verringert die Lagerkapazitäten.

Ferner werden mehr und mehr vollautomatische Lagersysteme eingeführt. Alle im Lager vorhandenen Teile sind in Computern eingegeben und können elektronisch abgerufen und an die Ausgabestelle transportiert werden. Man braucht einfach nicht mehr so viele Lagerarbeiter, die die benötigten Teile raussuchen und anfahren.

Die zu hohen Löhne der Lagerarbeiter sind nicht die entscheidende Triebfeder des technischen Fortschritts, mit dessen Hilfe sie überflüssig gemacht werden. Entscheidend ist der Zwang der Kapitalverwertung. (→ 2.1 ff)

1.417 | Entwicklung von Reallöhnen, Produktivität und Arbeitslosigkeit

Auch wenn man die gesamtwirtschaftliche Entwicklung betrachtet, findet man keinen Beleg, dass Löhne, die schneller als die Produktivität gestiegen sind, die Arbeitslosigkeit verursacht haben.

- **1950 – 1970: Reallöhne steigen schneller als Produktivität → sinkende Arbeitslosigkeit**

In den 50er und 60er Jahren stiegen die Reallöhne in der Bundesrepublik Deutschland schneller als die Produktivität.[34]

Die Arbeitslosigkeit hätte also nach der herrschenden Lehre erheblich zunehmen müssen. Sie hat aber in diesen beiden Jahrzehnten erheblich abgenommen. Im Jahre 1970 war mit 149.000 Arbeitslosen ihr Tiefstand erreicht.

| 34 IdW 1996, Tab. 33 und 34

Steigende Reallöhne, steigende Produktivität und sinkende Arbeitslosigkeit waren Folge einer Aufwärtsentwicklung des Kapitals. Reallöhne, die schneller als die Produktivität gestiegen sind, waren mit sinkender Arbeitslosigkeit vereinbar.

- **1970–1980: Reallöhne steigen genauso wie die Produktivität → Massenarbeitslosigkeit ab 1975**

In den 70er Jahren stieg die Produktivität genauso stark wie die Reallöhne. Es hätte also keine Massenarbeitslosigkeit entstehen dürfen. Tatsächlich aber kippte die Aufwärtsentwicklung mit der Wirtschaftskrise 1974/1975 um.

- **1980 – 2000: Reallöhne steigen langsamer als Produktivität → wachsende Massenarbeitslosigkeit**

In den 80er und 90er Jahren stieg dann die Produktivität schneller als die Reallöhne, z. B. von 1992 bis 2000 dreimal so schnell (13,8 % zu 4,6 %).[35]
Nach dem Wunderglauben des Kapitals hätte die Arbeitslosigkeit in diesen beiden Jahrzehnten abnehmen müssen. Sie ist aber erheblich gestiegen. Ursache ist eine Abwärtsentwicklung des Kapitals.
Der ehemalige Staatssekretär im Bundesfinanzministerium Heiner Flaßbeck sagte deshalb: *»Schon seit 20 Jahren gibt es einen Großversuch in Sachen Lohnzurückhaltung. Aber das Ergebnis nehmen die meisten Experten nicht zur Kenntnis: dass die Arbeitslosigkeit trotzdem immer weiter gestiegen ist.«*[36]

Es gibt keine automatische Beziehung zwischen Lohnverzicht und Neueinstellungen von Arbeitskräften. Es gibt nur einen automatischen Zusammenhang zwischen der Höhe der Löhne und der Höhe der Gewinne. Lohnverzicht erhöht zunächst nur den Gewinn, mehr nicht.

1.4181 | Arbeiten ohne Arbeitsplatz?

Die Vertreter des Kapitals stellen sich in ihren Sandkastenspielen vor, dass alle Arbeitslosen bei einem ärmlichen »Gleichgewichtslohn« beschäftigt werden können.
Sie »vergessen« nur eine Kleinigkeit: ohne Arbeitsplatz, d. h. ohne eine Grundausrüstung an Arbeitsmitteln und Räumlichkeiten, kann keine Arbeitskraft arbeiten. 1998 waren im Durchschnitt der Unternehmen 126.700 Euro (rund 250.000 DM) in jedem Arbeitsplatz investiert. In Handel, Verkehr und Gastgewerbe 94.100 Euro oder 184.000 DM und am wenigsten im Baugewerbe mit 26.200 Euro (51.200 DM).[37] Die Sachkosten eines Arbeitsplatzes sind erheblich höher als die Lohnkosten. Die Investitionen pro Arbeitsplatz nehmen mit der technischen Entwicklung tendenziell zu.

Nehmen wir an: die offiziell 6 Mio. Arbeitslosen (gemeldete plus nicht gemeldete Arbeitslose) würden alle eingestellt, wenn die Löhne aller Beschäftigten um die Hälfte gefallen sind. Selbst bei einer äußerst niedrigen Sachkapitalausstattung von 25.000 Euro pro Arbeitsplatz müssten schon 150 Mrd. Euro neu investiert werden, um sie alle zu beschäftigen. Bei 100.000 Euro wären es 600 Mrd. Euro.
Wer soll diese Summen aufbringen?

1.4182 | Lohnsenkungen führen zu Mehrarbeit

Das Kapital verspricht weniger Arbeitslosigkeit bei sinkenden Löhnen. Wenn aber die Löhne fallen und man Probleme hat, die fixen Kosten zu zahlen, z. B. die Miete, ist man gezwungen, mehr zu arbeiten.
Die Arbeitszeit wird also länger, wenn der Lohn die Lebenshaltungskosten nicht deckt. Arbeitszeitverlängerung aber erschwert die Wiederbeschäftigung von Arbeitslosen.
Andererseits wächst das Desinteresse an der Arbeit, je niedriger der Lohn ist. Je niedriger die Löhne sind, desto mehr Leute haben überhaupt keinen Bock mehr auf Lohnarbeit. Kriminalität und Drogenkonsum nehmen zu. Die Gefängnisse füllen sich. Siehe USA.
Die Prediger des Kapitals haben dann noch mehr Grund, die wachsende Faulheit anzuklagen und die Unmoral von ArbeiterInnen zu geißeln, die lieber stehlen und Drogen nehmen, als für die Bereicherung der Unternehmer zu arbeiten.

1.4183 | Produzieren ohne zu konsumieren?

Wenn im Sandkasten mit Hilfe des Gleichgewichtslohns Vollbeschäftigung erreicht ist, ist das Lohnniveau und damit die Massenkaufkraft erheblich gefallen. Wenn die Löhne fallen, fallen auch die Beiträge zur Sozialversicherung und die Lohnsteuern. Die Nachfrage sinkt auf allen Ebenen – der Binnenmarkt verengt sich.
Sechs Millionen mehr Menschen stellen aber mehr Waren her und bieten mehr Dienste an, die bezahlt sein wollen.
Wie soll das erhebliche Mehrangebot an Waren bei erheblich geringerer Kaufkraft abgesetzt werden? Das Rezept des Kapitals fördert Überproduktion. Krisen würden noch heftiger und Aufschwünge noch schwächer.

35 IdW 2001, 55; Die Nettoreallöhne nahmen von 1992 bis 2000 sogar um 3,5% ab. Noch deutlicher wird es, wenn man die Bruttolöhne pro Arbeiterstunde auf das Produktionsergebnis (den Umsatz) pro Arbeiterstunde in der Industrie bezieht. Von 1992 bis 2000 stieg die Produktivität, d. h. der Umsatz pro Arbeiterstunde um 56%. Die Bruttolöhne pro Arbeiterstunde stiegen aber nur um 24,3%. (Statistisches Taschenbuch 2001, 3.3) Jeder fünfte Arbeitsplatz wurde abgebaut.
36 direkt 07/2000, 4
37 IdW 2002, 27

1.419 | Lohnsenkungen verringern Arbeitslosigkeit nicht.

- **Warum wird es dann vom Kapital vertreten?**

Es gibt keine Chance, das Kapital davon zu überzeugen, dass Lohnsenkungen kein Mittel zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit sind. Lohnsenkungen sind ein Mittel, die Profite anzuheben.

Da Profit die wichtigste Triebfeder ist und Voraussetzung für die Beschäftigung von Arbeitskräften, liegt es auf der Hand, dass von diesem Standpunkt aus alles, was die Profite erhöht, auch als gut für die Arbeitslosen erscheint. Alles, was Profite erhöht, ist immer richtig und alle Ideen, die das fördern, sind immer wahr. Das gesamte Denken ist auf die schmalen Sehschlitze des Gewinninteresses verengt. Die Blindheit gegenüber der Realität entsteht aus der Heiligsprechung des privaten Gewinns.

Andererseits ist es tatsächlich möglich, dass neue Arbeitsplätze eingerichtet werden, wenn die Löhne nur niedrig genug sind. Das gilt insbesondere für Bereiche, in denen keine Waren produziert werden und in denen nicht viel in Arbeitsmittel investiert werden muss.

Vorstandsmitglied Dr. Schulz wird für die Parkanlagen vor und hinter seiner Villa eher noch einen Gärtner beschäftigen, wenn dieser ihn nur 400 Euro im Monat kostet, als wenn er 1.500 Euro für ihn bezahlen müsste.

Das Kapital folgt nur seinen Bedürfnissen. Die Bedürfnisse der LohnarbeiterInnen sind ihm gleichgültig. Nur deswegen kann es sich vorstellen, dass die Arbeitslosigkeit durch Hungerlöhne zu beseitigen wären. Es klammert einfach aus, dass es sich bei LohnarbeiterInnen um Menschen handelt, die naturgemäß Bedürfnisse haben. Das Problem ist, dass das Kapital *»ganz fest an den Markt glaubt und den anderen erzählt, dass das Paradies sehr wohl existiert, man aber dummerweise die Schlüssel dazu verlegt hat.«*[38]

- **Warum wird es dann auch von LohnarbeiterInnen vertreten?**

Nach einer Umfrage von dimap glaubten 45 %, dass Lohn- und Gehaltskürzungen Arbeitsplätze sichern, 47 % dagegen hielten das für unwirksam. (BILD 26. 07. 1997)

Als der zweitgrößte Baukonzern Deutschlands, die Holzmann AG, 1999 vor der Pleite stand, waren die meisten Beschäftigten bereit, ohne Bezahlung mehr zu arbeiten und auf Lohn zu verzichten, um ihre Arbeitsplätze zu retten. Andere Belegschaften haben ähnlich gehandelt. Da Lohnsenkungen ein Mittel sind, um Verluste zu verringern, erscheinen sie auch als Mittel, Arbeitslosigkeit zu vermeiden. Solange sie dann nicht entlassen werden, sieht es so aus, als ob Lohnsenkungen Arbeitsplätze erhalten hätten.

»Häufig genug geraten Beschäftigte und ihre Betriebsräte in die Situation,

dass ihnen Einkommenseinbußen mit dem Verweis auf die Gefährdung der Arbeitsplätze abgetrotzt werden. (...) Was lernen Beschäftigte und Betriebsräte in derartigen Fällen? Lohnverzicht sichert Arbeitsplätze.«[39]

Genauer gesagt, Lohnverzicht »sichert« den eigenen Arbeitsplatz und vernichtet Arbeitsplätze bei Konkurrenten. Mit Hilfe der Lohnsenkungen hat das Holzmann-Kapital die Preise für Bauleistungen unterboten und darüber die Kollegen anderer Betriebe arbeitslos gemacht. Lohnverzicht kann dem eigenen Arbeitsplatz und dem eigenen Betrieb nutzen, aber um den Preis, dass andere den Bach herunter gehen. Nur unter dieser Bedingung sieht es so aus, dass Lohnsenkungen dem Kampf gegen die (eigene) Arbeitslosigkeit dienen. Die Lohnkürzungen bei Holzmann waren auch mit dem Abbau von tausenden Arbeitsplätzen bei Holzmann selbst verbunden. Lohnverzicht hat also auch hier allenfalls den eigenen Arbeitsplatz zeitweise »gesichert«. Aber auch der war letztlich nicht »gesichert«. Der Konkurs kam dann doch. Denn die Ursache der Holzmannkrise bestand eben nicht in den überhöhten Löhnen der Bauarbeiter, sondern in den Überkapazitäten. Und die wiederum wurzeln im Chaos der Marktwirtschaft.

- **Warum wird es dann von Arbeitslosen vertreten?**

54% der Arbeitslosen denken, dass mit Lohnkürzungen die Arbeitslosigkeit bekämpft werden kann. (BILD 26. 07. 1997)

Für Arbeitslose ist es ein Konkurrenzvorteil, wenn sie bei Lohnforderungen Abstriche machen. Bei gleicher Qualifikation wird jemand, der billiger ist, eher eingestellt. Lohnverzicht kann also ein Mittel sein, um Arbeitslosigkeit im Einzelfall zu beenden oder zu vermeiden. Deshalb sind zwei von drei Arbeitslosen bereit, bei einem neuen Job zumindest vorübergehend deutlich niedrigere Löhne zu akzeptieren. So das Ergebnis einer Befragung von 20.000 Arbeitslosen durch das IAB (Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung) bei der Bundesanstalt für Arbeit. (FTD 10. 12. 2002)

Dass Lohnverzicht Arbeitslosigkeit im Einzelfall verhindern oder beenden kann, ist nicht nur eine fixe Idee, sondern Realität. Es ist eine Realität unter kapitalistischen Bedingungen. Solange die Arbeitskraft eine Ware ist, gilt, dass die Nachfrage nach Arbeitskräften wie bei allen anderen Waren auch durch ihren Preis reguliert wird. Je billiger eine Ware ist, desto eher wird sie bei sonst gleicher Qualität gekauft. Die Verkäufer der Ware Arbeitskraft gehen in der Tendenz mit dem Preis herunter, wenn ihre Ware im Überfluss vorhanden ist. Weil die Arbeitskraft eine Ware ist, steht sie tatsächlich in dieser Hinsicht auf einer Stufe mit jeder an-

38 Cordonnier 2001, 45

39 Michael Schlecht, *Offensive Tarifpolitik*, in: Werner Sauerborn, Michael Schlecht, Michael Wendl, Jenseits der Bescheidenheit, Hamburg 2001, 36f.

deren Ware, also auch mit Bananen. Lohnverzicht ist ein Mittel in der Konkurrenz der Arbeitskräfte untereinander. Lohnsenkungen können also im Einzelfall dazu führen, dass jemand Arbeit bekommt bzw. dass zusätzliche Arbeitsplätze eingerichtet werden.

Gesamtwirtschaftlich ist Lohnverzicht jedoch kein Mittel, die Arbeitslosigkeit zu beseitigen. Arbeitslosigkeit entsteht und entwickelt sich unabhängig von der Lohnhöhe. Sie wird durch die sinkende Nachfrage des Kapitals nach Arbeitskraft hervorgerufen. Und diese wiederum hängt vom Stand der Technik und der Entwicklung der Kapitalverwertung ab. Die Verwertung des Kapitals wird tatsächlich schwieriger. Die Ursachen dafür liegen aber nicht bei den LohnarbeiterInnen, sondern beim Kapital selbst. (→ ausführlich in Teil 2)

Dass niedrige Löhne die Arbeitslosigkeit insgesamt beseitigen, ist ein fast schon religiöser Glaubenssatz. Er beruht darauf, dass die Befriedigung privater Profitinteressen zur Voraussetzung für das Wohl aller erklärt wird. Es wird zur absoluten Wahrheit verallgemeinert. Das beschränkte Profitinteresse und jedes beschränkte Einzelinteresse überhaupt führen notwendigerweise zu einem beschränkten Auffassungsvermögen. Daran ändert auch der Besuch einer Universität nichts.

Voraussetzung für die Beseitigung der Arbeitslosigkeit wäre, dass nicht allein das beschränkte Interesse an privatem Profit darüber entscheidet, ob jemand arbeiten darf oder nicht.

Voraussetzung für die Beseitigung der Arbeitslosigkeit wäre eine Wirtschaftsordnung, in der die Arbeitskraft keine Ware mehr ist, die bei Nichtgefallen weggeworfen wird.

Voraussetzung wäre eine Wirtschaftsordnung, in der Arbeitskräfte nicht mehr auf einer Stufe stehen wie Bananen und Käse.

Wenn die Arbeitslosigkeit beseitigt werden soll, dann muss der Mensch aus der Zwangsjacke der Ware Arbeitskraft heraustreten und sich seine Menschenwürde erkämpfen. Dazu wird er aber nicht in der Lage sein, wenn er nicht um jeden Euro kämpft, den ihm die Herrschenden streitig machen.

1.42 | Arbeitslosigkeit: Folge zu hoher Sozialhilfe?

1.421 | Hohe Stundenlöhne für Nichtstun?

Wer es noch nicht weiß: in Deutschland gibt es Stundenlöhne fürs Nichtstun. Dafür bekommt ein Sozialhilfeempfänger 18,73 DM Stundenlohn brutto. Das behauptete die Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft Ende 2001 in einer Anzeige im Spiegel. Im Kuratorium (eine Art Aufsichtsrat) dieser Initiative sitzt u. a. neben Stoiber und Martin Kannegießer, dem Präsidenten des Arbeitgeberverbandes Gesamtmetall, auch der neue Superminister für Wirtschaft und Arbeit, Wolfgang Clement.[1]

Da Sozialhilfeempfänger den ganzen Tag nichts tun (abzüglich der Schlafzeiten), bekommen sie also 18,73 DM Stundenlohn brutto für 16 Stunden Nichtstun. Das macht 300 DM brutto am Tag. Ein junger Facharbeiter für Radio- und Fernsehtechnik in Hessen bekommt dagegen seinen Stundenlohn von 20,42 DM nur fürs Tun, also für seine 7,4 Stunden am Tag Arbeitszeit, macht 151,11 DM am Tag (3.287 DM brutto im Monat).

Spaß beiseite, so war das mit dem Stundenlohn für jede Stunde Nichtstun nun doch nicht gemeint. Aber wie kommt man auf 18,73 DM? Ein alleinstehender Sozialhilfebezieher hat doch im Durchschnitt nur rund 1.200 DM im Monat netto oder 1.440 DM brutto? Bei 160 Stunden angenommener »Arbeitszeit« fürs Nichtstun, käme er nur auf einen »Stundenlohn« von 9 DM brutto.

Die Lösung des Rätsels: Der faule Sozialhilfesack hat sich eine Frau zulegt und sie zweimal geschwängert. In der Anzeige im Spiegel war davon kein Wort zu lesen. Sie war deswegen offener Betrug. Durch Frau und zwei Kinder hat der Nichtstuer seinen Stundenlohn von 9 DM brutto schrittweise auf 18,73 DM gesteigert.[2] Insgesamt bezieht Familie Faulenzer 2.400 DM netto an Sozialhilfe. Das bekäme man netto bei 3.015 DM brutto mtl. oder eben bei 18,73 DM brutto pro Stunde heraus.

Wir befürchten, dass der Nichtstuer seine arme Frau ein weiteres Mal schwängert, um seinen Stundenlohn auf 22 DM zu steigern usw. Er kann seinen Stundenlohn auch steigern, indem er abwartet, dass seine Kinder älter werden. Dann erhöht sich der Regelsatz und damit sein Stundenlohn. Er hat also für immer ausgesorgt. *»Das Motto ›Leistung muss sich lohnen‹ wird (...) zum Hohn. Hieran tragen nicht die Sozialhilfeempfänger die Schuld, sondern das falsche Sozialsystem«*. So

1 Chancen für alle, Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft Ende 2001 in einer Anzeige im SPIEGEL. www.chancenfueralle.de

2 berechnet nach Armutsbericht 2001, 319

die Erklärung zur Anzeige, die im Internet zu finden ist. Es ist also diesmal der Sozialstaat, der schuld ist an der Arbeitslosigkeit, weil er für Arbeitslosigkeit mehr zahlt als für Lohnarbeit bezahlt wird.

Pech für die Rechner nur, dass im Sozialhilfebedarf des Nichtstuers Kindergeld und Wohngeld schon drin sind. Sie werden gnadenlos in einen Bruttostundenlohn umgerechnet. Der fleißige Fernsehtechniker bekommt aber Kindergeld und Wohngeld zu seinem Bruttolohn dazu. Rechnet man die ebenfalls in seinen Bruttostundenlohn um, steigt der Stundenlohn von Kollege Fleißig auf etwa 25 DM brutto. Der Lohnabstand ist also in diesem Fall durchaus vorhanden. Macht nichts. Hauptsache, die Richtung stimmt. Sozialhilfe ist immer zu hoch. So wie auch Löhne immer zu hoch sind.

1.422 | Lohnt es sich noch zu arbeiten?

Normalerweise wird das Einkommen eines Sozialhilfebeziehers mit Löhnen ungelernter Arbeiter verglichen. Das Institut der deutschen Wirtschaft, dessen Präsident ebenfalls in der obengenannten Initiative sitzt, hatte im Jahre 2000 herausgefunden, dass der Sozialhilfebedarf eines verheirateten ungelernten Lagerarbeiters mit zwei Kindern sogar einem Bruttostundenlohn von 20,35 DM entspricht. Deswegen titelte BILD, die Betriebszeitung des Kapitals: *»Wer arbeitet, ist blöd.«* Denn: *»Als ungelernter Arbeiter in der Industrie gibt es derzeit nur rund 14 DM brutto die Stunde.«*[3]

Seit 25 Jahren fragt BILD, ob sich Arbeiten für Ungelernte eigentlich noch lohnt. Und die Antwort lautet immer: Nein. Kein Wunder, dass die Arbeitslosigkeit zunehmen musste.

Beispiel:

Herr Nichtstuer hatte 1982 auch schon die übliche Frau und zwei Kinder und kassierte damals laut BILD 1.722 DM netto für seine Arbeit, das Nichtstun. Da Nichtstuer eben nichts tun, tat seine Frau auch nichts. Sein Nachbar, ein fleißiger Bürobote, schleppte Akten und bekam dafür nur 1.484 DM. *»Der Sozialhilfner sprach zum werktätigen Nachbarn: ›Du spinnst doch.‹ Wie recht er hat.«* So schrieb der langjährige Leitartikler der BILD-Zeitung, der Anlageberater Paul C. Martin. Er gab noch den heißen Tip, den Frankfurter Sozialhilfeleitfaden der AG TuWas zu kaufen, *»damit (...) wir alle endlich aufhören können zu schuften. (...) Das sollte jeder Chef in seiner Firma verteilen: dann ist er endlich seine Mitarbeiter los.«*[4]

1982 gab es eine Wirtschaftskrise, in der die Arbeitslosigkeit um 560.000 Personen stieg. Wir wissen jetzt warum. Die Leute hatten wegen der höheren Stundenlöhne beim Sozialamt die Schnauze voll vom Arbeiten, kündigten und wechselten zur Firma Sozi. Das fiel den sowieso von Hause aus faulen LohnarbeiterInnen zehn Jahre später noch einmal ein. 1992 und 1993 verließen wieder Hunderttausende in langen Zügen ihre Firmen, um die Sozialhilfe abzukassieren. So entstehen Krisen.

Eine neue Ursache der Arbeitslosigkeit ist endlich gefunden. Der Staat ist schuld. »Dass einer solche Möglichkeiten nutzt, kann ihm keiner verdenken«, so die Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft und Superminister Clement.

1.423 | Zu dumm, um mit Arbeiten aufzuhören?

Ehepaare mit zwei Kindern, die keine Sozialhilfe beziehen, müssen blöd sein. Im Jahre 2000 gab es in Deutschland 2,927 Millionen Ehepaare mit zwei Kindern unter 18 Jahren. Aber nur 51.000 oder 1,7 % bezogen Sozialhilfe. Und das, obwohl sich doch gerade für diese Familien arbeiten gar nicht lohnt.

Der Prozentsatz der sozialhilfebeziehenden Alleinstehenden ist fast dreimal so hoch wie der von Ehepaaren mit zwei Kindern. Und das, obwohl sich bei ihnen Arbeiten am meisten lohnt[5], weil ihr Stundenlohn fürs Nichtstun nur 9 DM brutto ist.

Warum werfen die schlecht bezahlten ArbeiterInnen nicht die Arbeit hin und leben von Sozialhilfe? Hauptgrund: Sie wollen auf eigenen Füßen stehen. Ihre Würde ist ihnen lieber. Und die wird auf dem Sozialamt ganz schön angetastet.

Wenn der ungelernte Arbeiter, nennen wir ihn Heinrich Schneider, kündigen würde, weil es sich für ihn wegen seiner Kinder nicht lohnt zu arbeiten, dürfte er das auf keinen Fall sagen.

Denn wenn er nicht arbeiten will bzw. sich weigert, zumutbare Arbeit zu leisten, hat er keinen Anspruch auf Sozialhilfe.

Wenn Schneider seine Absichten nicht aufdeckt und selber kündigt, bekommt er drei Monate kein Arbeitslosengeld und nur gekürzte Sozialhilfe. Bevor er aber die gekürzte Sozialhilfe bekommt, muss er einige Bedingungen erfüllen.

- Er muss vorher sein Auto verkaufen.
- Er muss alle seine Ersparnisse, die er sich für Notfälle zugelegt hat, bis auf 2.405 Euro aufbrauchen.
- Er muss seine Lebensversicherung kündigen.
- Seine Schrebergartenhütte ist Vermögen und muss verkauft werden.
- Seine Eltern und die seiner Frau sind unterhaltspflichtig. Schneiders Vater hat eine gute Rente und muss zahlen.
- Wenn Schneider nach dem Verbrauch seines Vermögens Sozialhilfe bekommt, wäre er gezwungen vom ersten Tag an für einen Lohn zu arbeiten, der noch geringer ist als der alte Lohn, der ihm nicht gereicht

3 BILD vom 01. 09. 2000
4 Welt am Sonntag 14. 02. 1982
5 Statistisches Jahrbuch 2001, Wiesbaden 2001, 64 und 483

hat. Es sei denn, er riskiert die Streichung des Arbeitslosengeldes bzw. der Sozialhilfe.

All das soll Heinrich Schneider auf sich nehmen, nur wegen ein paar Mark? Er denkt nicht so wie Unternehmer, die auch noch ihre Seele für Geld verkaufen. Und die sich deshalb auch bei LohnarbeiterInnen nichts anderes vorstellen können.

Frau Schneider geht eher arbeiten, als dass die Familie das Sozialamt in Anspruch nimmt. Heinrich Schneider macht lieber Überstunden oder nimmt einen Zweitjob an. Er wird lieber Schulden machen, wenn er nicht klar kommt. Oder: alle Schneiders treten eben kürzer. Sie haben keine Lust, sich auf dem Sozialamt ausziehen und demütigen zu lassen. Sie pfeifen auf die Sozialhilfe. Und wissen nicht einmal, dass sie sich angeblich danach sehnen.[6]

Heinrich Schneider ist also so »blöd« zu arbeiten und »unser soziales Wohlstandsparadies« (BILD 17. 11. 1998), die Sozialhilfe, nicht in Anspruch zu nehmen.

Nur jeder Zehnte, der trotz Arbeit Sozialhilfe beanspruchen könnte, tut es auch.[7] Nach Angaben der Bundesregierung jeder Fünfte. *»Der Lohn vieler Produktionsarbeiter liegt unterhalb des Existenzmimimums. Sie kommem nur mit Nebenjobs über die Runden und könnten zum Sozialamt gehen – obwohl sie arbeiten«*, sagt Betriebsratsvorsitzender Karl-Heinz Lindauer vom Skibindungshersteller Marker.[8]

Die Höhe der Sozialhilfe ist also für LohnarbeiterInnen kein Anreiz, ihren Job aufzugeben und einen auf arbeitslos zu machen. Wohl aber ist der Besitz von Kapital Anreiz, LohnarbeiterInnen zu entlassen und sie arbeitslos zu machen.

1.424 | Die Sozialhilfefalle

Lagerarbeiter Franz Wolf, verheiratet, mit den berühmten zwei Kindern im Alter von 5 und 11 Jahren, ist entlassen worden, weil die Büroartikelfirma Konkurs gegangen ist, bei der er gearbeitet hat. Er muss zu seinem Bedauern zum Sozialamt.

Wäre er nicht schön blöd, wenn er jemals wieder arbeiten gehen würde? Er hat doch wegen Frau und Kindern seine 20,35 DM Stundenlohn. Selbst einen Stundenlohn von 22 DM brutto würde er ablehnen, denn es lohnt sich doch nicht, für 1,65 DM pro Stunde zu arbeiten. Löhne darunter lehnt er sowieso ab. *»Die von Politikern so oft beklagte mangelnde Arbeitsbereitschaft von Sozialhilfeempfängern entpuppt sich also letztlich nicht als ›Hängematten-Mentalität‹, sondern ist für die Betroffenen ökonomisch* (=wirtschaftlich) *hieb- und stichfest.«* So das Wirtschaftsinstitut der Industrie.[10]

Franz Wolf ist »zum Müßiggang gezwungen«, schrieb das Wirtschaftsinstitut des Bundesverbands der deutschen Industrie und meint, er sitzt in der »Sozialhilfefalle«. Die Falle besteht darin: Wolf will nicht für einen Lohn unterhalb der Sozialhilfe arbeiten. Aber Löhne oberhalb der Sozialhilfe können oder wollen Privatunternehmer nicht zahlen. Wolf kann also für einen Lohn über der Sozialhilfe nicht arbeiten und für einen Lohn unter der Sozialhilfe will er nicht arbeiten. Er sitzt gefangen in seiner Sozialhilfefalle und kommt nie mehr raus.

Er muss dringend befreit werden, in dem man ihm die Sozialhilfe so zusammenstreicht, dass sich die Falle endlich öffnet. Dafür steht die Befreiungsbewegung des Kapitals zur Verfügung. Aber leider lässt man sie nicht zum Zug kommen.

Spaß beiseite. Die ganze Geschichte ist erstmal völlig lebensfremd.

In einer Befragung von 440 erwerbsfähigen Männern und Frauen in Köln und Leipzig, die zwischen 1991 und 1996 Sozialhilfe erhielten, wurde festgestellt: *»Von 100 Einsteigern in die Sozialhilfe sind nach einem Jahr 59, nach drei Jahren 78 und nach fünf Jahren 83 wieder ausgeschieden.«*[11]

Die SozialhilfebezieherInnen befreien sich also meistens selbst aus ihrer Falle. Dass Sozialhilfebezug in der Regel nur vorübergehend ist, hatten für die achtziger Jahre schon die Untersuchungen von Stephan Leibfried u. a. gezeigt. (Leibfried u. a. 1995)

Schauen wir uns die Sozialhilfefalle noch genauer an.

Der fehlende Arbeitsanreiz bei SozialhilfebezieherInnen, der sie angeblich in der Sozialhilfefalle gefangen hält, gilt für 94% der berüchtigten Sozialhilfner gar nicht. Denn nur 6% der Sozialhilfehaushalte waren Ehepaare mit zwei und mehr Kindern!

Der typische Sozialhilfebezieher ist alleinstehend oder alleinerziehend.

Die wenigen Ehepaare mit zwei Kindern unter 18 Jahren bleiben im Durchschnitt nur etwa 19 Monate in der Sozialhilfe.

Sie befreien sich trotz ihres hohen Stundenlohns von 20,35 DM viel schneller aus der Sozialhilfefalle als Ehepaare ohne Kinder mit ihren geringeren Stundenlöhnen. Diese bleiben nämlich 32 Monate.[12]

Am tollsten treiben es die mit den niedrigsten Stundenlöhnen, die Alleinstehenden mit ihren 9 DM brutto pro Stunde. Obwohl der Anreiz zu arbeiten bei ihnen am höchsten ist, bleiben sie mit 38 Monaten doppelt so lange

6 Roth 1997, 87–93
7 Roth 1997
8 metall 9/2001, 13
10 iwd 26. 11. 1998, 4
11 Informationsdienst Wissenschaft – idw – Pressemitteilung Universität Leipzig 09. 10. 2002; Ronald Gebauer, Hanna Petschauer, Georg Vobruba, Wer sitzt in der Armutsfalle, Berlin 2002
12 Statistisches Jahrbuch 2001, 483

in der Sozialhilfe wie die Nichtstuerfamilie mit zwei Kindern und ihrem hohen Stundenlohn.[13]

Die, für die sich Sozialhilfe wegen der gigantischen Stundenlöhne lohnt, nehmen sie nicht in Anspruch. Sozialhilfe nehmen überwiegend nur die in Anspruch, für die es sich gar nicht lohnt.

Die LohnarbeiterInnen verhalten sich gar nicht so, wie es sich die Sandkastentheoretiker des Kapitals ausdenken. LohnarbeiterInnen sind für die Herrschaften sowieso ein Buch mit sieben Siegeln oder Menschen von einem anderen Stern.

Es geht aber auch gar nicht um angebliche Sozialhilfefallen, in denen Menschen hilflos gefangen sind. Es geht um etwas ganz anderes. Genauer gesagt: Es geht immer nur um das Eine.

1.425 | Sozialhilfe wirkt wie ein Mindestlohn und verhindert Lohnsenkungen

Die Sozialhilfe steht nämlich Lohnsenkungen im Wege. *»Der Schaffung eines (…) Niedriglohnbereichs steht (…) das gegenwärtige Sozialhilferecht (…) entgegen.«*[14]

Warum? Wenn jemand für 500 Euro arbeiten soll, obwohl er 600 Euro Sozialhilfe bezieht, wird er alles daran setzen, das zu verhindern. Und wenn er dennoch arbeiten muss, wird er keine Lust haben. *»Das Einkommen aus sozialer Sicherung (z. B. aus Sozialhilfe) definiert* (bestimmt) *faktisch einen Mindestlohn (…) «*[15]

Das Kapital hat aber ein massives Interesse an Lohnsenkungen. (→ 1.41) Angeblich zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit, in Wirklichkeit zur Bekämpfung der Probleme seiner Kapitalverwertung.

Es muss Stimmung gegen die Sozialhilfe gemacht werden, damit eine Barriere eingerissen werden kann, die die Absenkung der Löhne behindert. Es geht in erster Linie um Profite. Dieses unerschöpfliche Interesse erklärt den pausenlosen Beschuss, unter dem die Sozialhilfe steht. Zu diesem Zweck ist jede Behauptung richtig, auch wenn sie falsch ist.

»Die deutsche Sozialhilfe wirkt als Lohnuntergrenze, die die Schaffung von Jobs verhindert.« So Prof. Dr. Hans-Werner Sinn vom Ifo-Institut in München.[16]

Man muss die Sozialhilfe also senken, damit die Löhne gesenkt werden können. LohnarbeiterInnen, die das nicht begreifen, haben ihre Lage noch nicht begriffen.

Wohin soll die Reise gehen? Professor Sinn denkt über die Höhe der Löhne nach, die notwendig wäre, um ein »Jobwunder« zu erzeugen. *»In Amerika lie-*

gen die niedrigsten Löhne bei etwa 30% der durchschnittlichen Löhne, in Deutschland liegen sie bei etwa 70%. Kein Wunder, dass es in den USA ein Jobwunder gab, während den Deutschen die Arbeit ausging«, schreibt der Münchener Professor. (zum Jobwunder USA → 1.43) Die Höhe der Sozialhilfe wird hier zur eigentlichen Ursache der Arbeitslosigkeit. Denn sie hindert die Arbeitslosen daran, ihre Ware Arbeitskraft so zu verkaufen, als wäre sie eine Kiste Bananen auf dem Wochenmarkt. (→ 1.411) Wie hoch aber wären Löhne in Höhe von 30% des Durchschnittslohns? Der Durchschnittslohn von Arbeitnehmern im Produzierenden Gewerbe, Handel, Kredit- und Versicherungsgewerbe lag in Westdeutschland im Jahre 2000 bei 5.384 DM brutto (Männer 5.701 DM und Frauen 4.444 DM).[17] 30% des Durchschnittslohns als Untergrenze nach amerikanischem Vorbild bedeuten Löhne von 1.700 DM brutto für Männer und 1.330 DM brutto für Frauen. Bei 1.300 DM netto für Männer und rund 1.050 für Frauen würde das Jobwunder angeblich nicht auf sich warten lassen.

Ziel ist also eine dramatische Senkung der unteren Löhne. Dem steht die Sozialhilfe im Wege. Das meint Prof. Dr. Sinn, wenn er sagt: *»Der Arbeitsmarkt verlangt strukturelle* (grundlegende) *Reformen, und die Reform der Sozialhilfe ist wahrscheinlich die wichtigste.«*[18]

Die Sozialhilfe muss im Idealfall soweit »reformiert«, d. h. abgesenkt werden, dass Franz Wolf bereit ist, für einen Lohn von 1.700 DM brutto seinen Fernsehsessel mit einer Werkbank zu vertauschen. Mit seinen 1.300 DM Nettolohn, 600 DM Kindergeld und sagen wir 200 DM Wohngeld, kommt er auf 2.100 DM netto.

Die Sozialhilfe müsste also deutlich unter 2.100 DM liegen, damit sich Arbeiten für ihn endlich wieder lohnt. Der Sozialhilfebedarf der vierköpfigen Familie Wolf dürfte also, sagen wir, 1.800 DM nicht übersteigen.

Nehmen wir an, ihre Warmmiete wäre 800 DM inclusive Nebenkosten. Dann bleiben noch 1.000 DM für Regelsätze und einmalige Beihilfen übrig. Davon müsste die vierköpfige Familie alle ihre Ausgaben bestreiten, für die sie heute noch im Durchschnitt 2.000 DM zur Verfügung hat.[19] Die Regelsätze der Sozialhilfe müssten um 50% gekürzt werden. Franz Wolf hätte dann für sich noch 4,70 DM pro Tag für Ernährung.

Dann endlich wäre die Familie aus ihrer Sozialhilfefalle befreit. Wolf würde die Arbeit für einen Hungerlohn finden, die er immer schon

13 Statistisches Jahrbuch 2001, 483
14 Alexander Barthel – Abteilungsleiter beim BDA in Arbeitgeber 17/46, 1994, 573
15 Siebert 1994, 235
16 ifo standpunkt Nr. 21 vom 18. 01. 2001
17 Statistisches Jahrbuch 2001, 604
18 ifo standpunkt Nr. 21 vom 18. 01. 2001
19 Dietrich Engels, Abstand zwischen Sozialhilfe und unteren Arbeitnehmereinkommen: Neue Ergebnisse zu einer alten Kontroverse, Sozialer Fortschritt, 3/2002, 56 ff.

vermisst hat. Und der Lohnabstand einer vierköpfigen Familie zum Hungerlohn wäre auch noch gewahrt.

Im Handelsblatt, der größten Wirtschaftszeitung Deutschlands, durfte der Freiburger Finanzwissenschaftler Raffelhüschen die Halbierung der Sozialhilfe fordern. (Handelsblatt 23. 08. 2001) Das ist hart. Aber im Interesse der Arbeitslosen muss man zu jeder Härte bereit sein.

Arbeitslose kämpfen unverständlicherweise gegen das einzige Mittel, das ihnen hilft, sich aus ihrer »Sozialstaatsfalle« zu befreien, gegen die drastische Senkung ihrer Unterstützungssätze. »Sozialstaatsfalle« ist die neueste Wortschöpfung der Bundesvereinigung der Arbeitgeberverbände.

Entgegen jeder wirtschaftlichen Vernunft klebt auch Franz Wolf noch daran, dass er ein Existenzminimum braucht.

Eine Autorin des Instituts der deutschen Wirtschaft meinte in verschrobener Sprache und schöner Offenheit, *»eine Argumentation, die den Lebenshaltungsbedarf in den Blick nimmt, sei altmodisch und falle hinter die ›politische und wissenschaftliche Debatte zurück‹.«*[20]

Lagerarbeiter Wolf ist altmodisch, weil er in seiner materialistischen Gesinnung noch daran denkt, wie er die nächste Miete zahlen und das Geld für den neuen Auspuff aufbringen soll, der ihm neulich abgefallen ist. Er denkt noch daran, wie er z. B. die Klassenfahrt seiner ältesten Tochter bezahlen soll usw.

Er fällt mit solchen altmodischen, dem 19. Jahrhundert angehörenden Gedanken weit hinter die politischen und wissenschaftlichen Debatten zurück, die irgendwo in Luxushotels und auf Terassen in der Schweiz geführt werden. Wenn er auf der Höhe dieser Debatte wäre, dann wüsste er, dass ein Mietrückstand, höhere Schulden und Angst vor dem nächsten Monat einfach modern sind.

Wenn Wolf aber aufgrund seiner altmodischen Orientierung am Lebenshaltungsbedarf nicht bereit ist, für einen Lohn unterhalb des Existenzminimums zu arbeiten, hat er seine Arbeitslosigkeit freiwillig gewählt. Er ist zu faul zum Arbeiten.

LohnarbeiterInnen sind überhaupt das Grundproblem der Wirtschaft. Der frühere Präsident der Arbeitgeberverbände sagte es unverblümt: *»Die deutschen Arbeitnehmer arbeiten zu wenig und verdienen zuviel, sie sind zu häufig krank, haben zu viel Urlaub und beanspruchen ein Übermaß an Sozialleistungen.«* (FAZ 19. 05. 1994) Sie sind faul und dazu noch unverschämt. Die deutschen Arbeitnehmer werden nie verstehen, dass ihr wirkliches Interesse darin besteht, für die Senkung ihres Lebensstandards zu kämpfen und mehr zu arbeiten. Und da sie ständig gegen ihre Interessen handeln, muss man sie ganz einfach zu ihrem Glück zwingen.

Im Kampf gegen die Arbeitslosigkeit muss man nicht nur die Arbeitslosen selbst bekämpfen, sondern vor allem die beschäftigten LohnarbeiterInnen.

1.4261 | Lohn muss Abstand zur Sozialhilfe wahren

»Wer arbeiten geht, muss mehr verdienen als jemand, der nicht arbeiten geht.« So die Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft. (www.chancenfueralle.de) Das stimmt. Wenn jemand arbeitet, hat er höhere Ausgaben als jemand, der nicht arbeitet, braucht also mehr.

Wenn jemand, der arbeitet, mehr verdienen soll, als einer, der nicht arbeitet, dann müssen die Löhne (plus Kindergeld und Wohngeld) immer oberhalb der Sozialhilfe liegen. Die Sozialhilfe ist die untere Grenze für das Existenzminimum. Wenn das der Fall ist, ist der Lohnabstand vom Standpunkt der LohnarbeiterInnen aus gewahrt. Der Lohnabstand ist dagegen von ihrem Standpunkt aus verletzt, wenn Löhne unterhalb des Existenzminimums der Sozialhilfe oder auf dem Existenzminimum liegen.

Zur Erinnerung: Sozialhilfe reicht im Durchschnitt nicht aus, um bis zum Ende des Monats über die Runden zu kommen. Nur jeder Zehnte schafft das mit großen Verzichtsleistungen.[21]

Der Lohn reicht ebenfalls in der Regel nur dann bis zum Ende des Monats, wenn er mehr als 25% über dem Sozialhilfeniveau liegt. So das Ergebnis einer Befragung von 211 Haushalten von LohnarbeiterInnen.[22]

Lohnabstand im Sinne der LohnarbeiterInnen zu fordern, läuft darauf hinaus, Mindestlöhne oberhalb der Sozialhilfe zu fordern, die nicht unterschritten werden dürfen. (→ 3.23)

Das Kapital sieht das völlig anders.

Für das Kapital ist der Maßstab für Lohnabstand nicht das Existenzminimum, sondern der Lohn, den es zahlt.

Der unvergessene Kohl hat einmal gesagt: *»Es ist nicht in Ordnung, wenn jemand im Bereich der Sozialhilfe, ohne eine Leistung zu erbringen, mehr im Monat von der Solidargemeinschaft bekommt, als derjenige, der arbeitet.«* (taz 04. 01. 1993)

Dagegen ist es immer in Ordnung, wenn irgendein Reicher, der von seinem Kapital lebt, ohne eine Leistung zu erbringen, mehr im Monat bekommt, als derjenige, der arbeitet.

Das Kapital macht in seinem Eigeninteresse die Löhne, die es zahlt, zum Maßstab für das Existenzminimum. Und es gibt kein Gesetz,

20 W.Peter zitiert nach Dietrich Engels 2002 a. a. O.
21 Roth 1992
22 siehe Fußnote 7

das es Unternehmern verbietet, Löhne unterhalb des Existenzminimums zu zahlen.

Die Arbeitgeberverbände, ihre Medien und Politiker sind einhellig der Meinung, dass der Lohnabstand nicht gewahrt ist. Die Bundesvereinigung der Arbeitgeberverbände: *»Das sogenannte Lohnabstandsgebot (...) basiert (beruht) auf dem Grundsatz, dass sich Arbeit finanziell mehr lohnen muss als nicht zu arbeiten. Bei der Bemessung der Renten und des Arbeitslosengeldes ist dieser Grundsatz verwirklicht. Denn Rente und Arbeitslosengeld liegen beide deutlich unter den Nettolöhnen. Was bei diesen beitragsfinanzierten Leistungen praktiziert wird, gilt auch für die Sozialhilfe.«*[23]

Das Lohnabstandsgebot ist also nur dann gewahrt, wenn die Sozialhilfe in jedem Einzelfall nur ein Prozentsatz des Lohns ist, den ein Sozialhilfebezieher erzielt. Bei Renten ist der Prozentsatz eines Standardrentners mit 45 Arbeitsjahren 64% vom Lohn. Bei Arbeitslosenhilfe ist er 53% bzw. für Verheiratete mit mindestens einem Kind 57%.

Übersetzt heißt das, dass die berühmte Standardfamilie eines arbeitslosen Sozialhilfebeziehers mit Frau und zwei Kindern mit Sozialhilfe nur ein Einkommen erzielen darf, das bei rund 60% des Nettolohns eines ungelernten Arbeiters liegen dürfte. Maßstab für den Lohnabstand der Sozialhilfe sind immer ungelernte Arbeiter.

Wenn also der Lohn eines ungelernten Arbeiters mit zwei Kindern bei 3.230 DM liegt (das ist der Nettolohn eines ungelernten Arbeiters der Leistungsgruppe 3 in der Industrie im Jahre 2000), darf die Sozialhilfe für eine vierköpfige Familie insgesamt 1.940 DM nicht überschreiten. Die durchschnittliche Miete eines Ehepaars mit zwei Kindern in der Sozialhilfe betrug 975 DM.[24] Bleiben also 965 DM für alle anderen Lebensbedürfnisse. Das läuft wieder auf eine Halbierung der Regelsätze hinaus. Die Halbierung der Sozialhilfesätze, die Prof. Raffelhüschen im Handelsblatt gefordert hat, entspricht also den Vorstellungen des Dachverbandes aller Arbeitgeber in Deutschland. Kein Wunder, dass die Herrschaften die Orientierung am Lebenshaltungsbedarf für »altmodisch« halten. Absolute Armut ist modern.

1.4262 | DGB: Gesetzlicher Lohnabstand gewahrt?

Die DGB-Gewerkschaften sind der Meinung, dass die Sozialhilfe zur Zeit einen ausreichenden Abstand zum Lohn hat.

»Der Abstand zwischen Sozialhilfe und geringen Verdiensten ist beachtlich«.[25] Er soll in Westdeutschland bei Alleinstehenden sowie Ehepaaren ohne oder mit einem Kind bei über 1.000 DM liegen. 775 DM soll er bei einem Ehepaar mit zwei Kinder betragen und 641 DM bei einem Ehepaar mit drei Kindern.

Das stützt sich auf Untersuchungen des Instituts für Sozialforschung und Gesellschaftspolitik (ISG) aus Köln und die Berechnungen von Dietrich Engels.

Ausgangspunkt ist der Bruttolohn eines Arbeiters der Leistungsgruppe 3, der im Juli 2000 4.106 DM brutto betrug. Dazu kommen die auf den Monat umgerechneten einmaligen Zahlungen, macht insgesamt 4.441 DM brutto. Das ergibt 3.229 DM netto bei Ehepaaren mit Kindern und 2.611 DM netto bei einem Alleinstehenden. Bei einem Ehepaar mit zwei Kindern kamen noch 564 DM für Kindergeld und Wohngeld dazu, bei einem Ehepaar mit drei Kindern 970 DM für Kindergeld und Wohngeld.

Tatsächlich war das offiziell geltende Lohnabstandsgebot damit eingehalten. Das einzige Problem ist die Frage, auf welche Löhne sich der Abstand bezieht. Im Bundessozialhilfegesetz sind die *»durchschnittlichen Nettoarbeitsentgelte unterer Lohn- und Gehaltsgruppen einschließlich anteiliger einmaliger Zahlungen«* der gesetzlich festgelegte Maßstab. (§ 22, Absatz 4 Bundessozialhilfegesetz)

Es gibt im Gesetz keinerlei Einschränkung auf die Arbeiter und Angestellten im Produzierenden Gewerbe (also Industrie plus Baugewerbe) als Bezugsgröße. Diese machen nur 35 % aller Arbeitnehmer aus. Es gibt bei sogenannten Dienstleistungen zahllose Bruttolöhne unterhalb von 4.100 DM brutto West bzw. 3.120 DM brutto Ost. Sie sind z. B. im Handel zu finden. Die Bruttoeinkommen der meisten Beschäftigten im Einzelhandel beliefen sich 1999 auf 2.500 bis 2.800 DM, so Franziska Wiethold, Vorstandsmitglied der damaligen Gewerkschaft Handel, Banken und Versicherungen (hbv). (FR 28. 05. 1999) Sie bezeichnete solche Löhne als Hungerlöhne. Solche Löhne sind auch im Reinigungsgewerbe oder bei Sicherheitsdiensten usw. zu finden. Wachmänner verdienen in Berlin z. B. im Jahre 2001 8,20 bis 8,50 DM brutto, so der Geschäftsführer der IG BAU in Berlin, Rainer Knerler.[26]

Leiharbeiter haben in der Regel etwa 30–40 % weniger als tariflich Bezahlte. Betriebsrat Visang von der Zeitarbeitsfirma Randstad: *»Die Löhne, die DAG und ÖTV bei uns vereinbart haben, liegen teilweise unter zehn Mark die Stunde. Es gibt Beschäftigte, die nur 1.200 DM netto im Monat verdienen.«*[27]

Viele ArbeiterInnen werden unter Tarif bezahlt, da ihre Betriebe nicht tarifgebunden sind.

Das trifft besonders auf Ostdeutschland zu, wo mehr als die Hälfte der LohnarbeiterInnen untertariflich arbeiten.

23 BDA Soziale Sicherung aus www.bda.online.de vom 05. 04. 2002
24 siehe Fußmote 19
25 direkt 17/01
26 junge Welt 20. 12. 2001
27 direkt 16/2001, 4

Beispiel:
Der ehemalige Betriebsratsvorsitzende eines internationalen Möbelhauses in Erfurt, Michael Methner: *»Ich arbeite 8 Stunden in der Frühschicht und neun Stunden in der Spätschicht. Der Subunternehmer zahlt als Einstiegslohn 2.000 DM brutto im Monat. Nach einem halben Jahr gibt es 2.200 DM brutto und nach 2 Jahren 2.350 DM brutto. Ich bekomme so 1.800 DM raus.«*
Der tariflich mit der Gewerkschaft festgelegte Lohn für Lagerarbeiter war 1.800 DM brutto![28]

Das trifft aber auch auf 1,3 Millionen Beschäftigte der Kirchen und ihrer Wohlfahrtsverbände zu. Die Endvergütung einer Reinigungskraft beim Diakonischen Werk z. B. wurde von 1.694 Euro brutto auf 1.198 Euro brutto zusammengestrichen. (einblick 08/2002, 5)
Alle diese Löhne müssten also in den Durchschnitt unterer Lohn- und Gehaltsgruppen einbezogen werden. Es gibt darüber keine ausreichenden Erhebungen. Wenn es sie geben würde, wäre das Ergebnis mit einiger Sicherheit, dass das gesetzliche Lohnabstandsgebot, das CDU und SPD gemeinsam eingeführt haben, nicht eingehalten wäre, die Regelsätze also gekürzt werden müssten. Das geltende Lohnabstandsgebot wird bis jetzt noch gar nicht angewandt.

1.4263 | Lohnabstand in jedem Einzelfall oder im Durchschnitt?

So merkwürdig es klingt: das gegenwärtige Lohnabstandsgebot stellt trotzdem noch einen gewissen Schutz der LohnarbeiterInnen dar.
Arbeitslose SozialhilfebezieherInnen müssen nämlich heute nur im Durchschnitt weniger haben als LohnarbeiterInnen unterer Lohn- und Gehaltsgruppen. Es darf und muss zahllose Einzelfälle geben, in denen SozialhilfebezieherInnen mehr »verdienen« als Lohnarbeiter. Z. B. dann, wenn es unterdurchschnittliche Löhne und überdurchschnittlichen Sozialhilfebedarf gibt (z. B. wegen hoher Mieten).
Das Kapital aber strebt an, dass der Lohnabstand in jedem Einzelfall gewahrt bleibt. (→ 1.4261) *»Die volle Problematik des Abstandes oder Nicht-Abstandes zwischen legalen Arbeitseinkommen und Sozialhilfeeinkommen* (kann) *… nur in Einzelfallbetrachtungen, weniger aber in wenig aussagekräftigen Durchschnittsberechnungen erfaßt werden.«*[29]
Aus diesem Grund verbreiten die Medienkonzerne sowie die Arbeitgeberverbände und ihre Wirtschaftsinstitute und Professoren pausenlos Einzelfälle. Sie wollen vom Durchschnitt weg.
»Dem objektiven Interesse des Kapitals entspricht es, wenn es in keinem Einzelfall dazu kommt, dass ein ausgezahlter Betrag von Sozialhilfe höher ist als das Haushaltseinkommen eines x-beliebigen Lohnempfängers.«[30]
Das Kapital fordert also, dass die Sozialhilfe weder den Bedarf für Kinder noch

den für Miete und Heizung voll übernehmen darf. Und zwar deswegen, weil auch die Löhne, die es zahlen will, weder den Bedarf für Miete noch den für Kinder decken. Das ist die soziale Gerechtigkeit, die den VertreterInnen der Sozialen Marktwirtschaft vorschwebt. Menschen sind wie immer Nebensache. Hauptsache sind Löhne, die Privatunternehmen Profite garantieren.

Das Kapital strebt an, den Zustand wiederherzustellen, der vom 19. Jahrhundert bis zur Verabschiedung des Bundesozialhilfegesetzes im Jahre 1962 galt. Bis 1962 durften Haushalte von Sozialhilfeempfängern nie mehr bekommen als 75 bis 85% eines Lohns unterer Lohngruppen in einer Region (die sogenannte »Auffanggrenze«). Wenn jemand viele Kinder hatte oder die Miete zu hoch war, hatte er eben Pech.[31] Trotz des ungeheueren Reichtums, der von den LohnarbeiterInnen erarbeitet wird, will das Kapital sie ins 19. Jahrhundert zurückbeamen.

1.427 | Kürzung und trotzdem Erhöhung Arbeitslosigkeit

Bleibt noch das Versprechen, dass die Arbeitslosigkeit insgesamt zurückgeht wenn Sozialhilfe bzw. Arbeitslosenunterstützungen gekürzt werden.

Es ist genauso viel wert wie das Versprechen, dass Lohnverzicht Arbeitsplätze bringt. Genauso wie Lohnverzicht ist auch Sozialleistungsverzicht gesamtwirtschaftlich mit einer Erhöhung der Arbeitslosigkeit verbunden.

Die Regelsätze, die für den Lebensunterhalt von SozialhilfeempfängerInnen gezahlt werden, sanken von 1993 bis 2001 real um rund 4%. Einmalige Beihilfen für Kleidung usw. wurden im Durchschnitt sogar gekürzt und Mieten werden immer häufiger nicht voll übernommen. Obwohl die Sozialhilfe gesunken ist, stieg die Arbeitslosigkeit in Westdeutschland erheblich an.

Ähnlich sieht es bei Arbeitslosenunterstützungen aus. 1975 betrug der Prozentsatz des Arbeitslosengeldes 68% (Arbeitslosigkeit: 1,1 Mio. Menschen). Seit 1994 beträgt er 67% für Arbeitslose mit Kindern bzw. 60% für solche ohne Kinder (Arbeitslosigkeit 2001: 3,8 Millionen).

Welche Arbeit zumutbar ist, wurde immer mehr verschärft, die Strafen bei Ablehnung zumutbarer Arbeit ebenso.[32] Die Arbeitslosigkeit stieg trotzdem.

Sinkende Arbeitslosenunterstützung und Sozialhilfe erhöhen den Druck auf die Annahme

28 ARD Ratgeber Recht vom 02. 09. 2001 über www.wdr.de/tv/recht vom 05. 04. 2001

29 Jobst R. Hagedorn, Wenig Anreiz zur regulären Arbeit? Arbeitgeber 2/46 – 1994, S. 49; Hagedorn war bei der BDA beschäftigt.

30 Roth 1997, 177

31 vgl. Rainer Roth, Neues Lohnabstandsgebot in der Sozialhilfe, Abwärts mit den Regelsätzen, Frankfurt 1996, 22

32 Oschmiansky 2001

jeder Art von Lohnarbeit. Die Kürzungen sind einerseits Mittel, um Lohnsenkungen durchzusetzen. Andererseits aber sind sie ein Mittel, die Folgen der steigenden Arbeitslosigkeit abzumildern.
Denn je mehr Arbeitslose es gibt, desto mehr Kosten entstehen für die Arbeitslosenversicherung und den Staat. Geringere Zahlungen senken die Ausgaben. Je höher die Arbeitslosigkeit ansteigt, desto mehr steigt der Druck, die Ausgaben zu kürzen, desto mehr fallen also die Unterstützungen.
Die Beiträge zur Arbeitslosenversicherung stiegen von 2,0% im Jahre 1975 (der zweiten großen Krise) auf 6,5% im Jahre 1993 (bis heute). Die Arbeitgeber wollen Senkungen der Beiträge zur Arbeitslosenversicherung. Dazu müssen die Unterstützungen gekürzt werden. Die Unternehmer verstecken ihre eigenen privaten Profitinteressen hinter der Formel, die Arbeitslosen müssten durch niedrigere Leistungen einen Anreiz zur Arbeit erhalten, den sie sonst nicht haben.

1.4281 | Abschaffung der Sozialhilfe für Arbeitslose?

Dass die Arbeitslosigkeit trotz sinkender Unterstützungen steigt, ist in den Augen des Kapitals natürlich kein Beweis dafür, dass ihre Theorien nicht stimmen. Die Medizin Sozialabbau war einfach nur zu schwach. Je weniger die Kürzungen das gewünschte Ziel erreichen, umso aggressiver wird das Kapital. Sein Grundinteresse ist es, ins 19. Jahrhundert zurückzukehren, in der es solche marktwidrigen »Regulierungen« wie Stütze für Arbeitslose nicht gab.
Die Geschütze zielen immer mehr auf die Existenz der Unterstützung selbst. Tausend Vorschläge für Schritte auf dem Weg dahin werden unterbreitet: Abschaffung des Rechtsanspruchs auf Sozialhilfe (wie in den USA seit 1996), Begrenzung der Bezugsdauer der Sozialhilfe, Abschaffung der Arbeitslosenhilfe, Begrenzung der Arbeitslosenunterstützung auf ein Jahr oder ein halbes Jahr, weitere Senkungen der Sozialhilfe für Arbeitsfähige und Senkungen der Arbeitslosenunterstützungen usw.
BILD geht in die Vollen. *»Der Irrsinn unseres sozialen Sicherungssystems. Wenn mir der Staat schon so viel Geld gibt, warum sollte ich aufstehen und im Regen Spargel stechen? Wir müssen ganz schnell dafür sorgen, dass es nur noch für Arbeit Geld gibt. Und Faulenzer leer ausgehen!«*[33]
Der Zweck des Faulenzergeschreis wird hier knallhart deutlich. BILD tritt für die völlige Streichung jeder Unterstützung für Arbeitslose ein, damit man gezwungen ist, für Hungerlöhne zu arbeiten. Je niedriger die Löhne sind, desto mehr Zwang muss angewandt werden, um den Unternehmen Nachschub an Billigkräften zuzuführen.
Wie gut man von Sozialhilfe lebt, zeigte eindrucksvoll Der Spiegel: *»553 DM*

Sozialhilfe überweist ihm das Sozialamt jeden Monat. 18,40 DM sind das am Tag: 4 DM für Essen, eine Scheibe Toastbrot am Morgen, mittags einen Teller Texaseintopf aus der Dose, dazu jeden Tag einen Beutel Tabak und zehn halbe Liter Bier pro Tag, die Dose für 55 Pfennig. Warum also einen Job annehmen für zwölf Mark brutto die Stunde.«[34]
Dosenfraß, ein Toastbrot und Bier: was will man mehr vom Leben? Vor allem Dosenbier macht dieses erfüllte Leben zum Genuss.

1.4282 | Ein Blick in die Geschichte:

Die »Theorie«, dass Arbeitslosenunterstützung und Sozialhilfe die Arbeitslosigkeit verursacht, stellt die tatsächliche Entwicklung völlig auf den Kopf.
Im 19. Jahrhundert gab es keine Arbeitslosenversicherung. Arbeitslose hatten auch keinen Anspruch auf Fürsorge.
Arbeitslosigkeit aber gab es trotzdem. Sie wuchs in Krisen und sank im Aufschwung. Wie heute auch.
Weil der Kapitalismus Arbeitslosigkeit erzeugte, kämpften die LohnarbeiterInnen dafür, dass sie auch in der Zeit überleben konnten, in der das Kapital kein Interesse hatte, ihre Arbeitskraft zu kaufen. Das führte dazu, dass nach und nach Arbeitslosenversicherungen eingeführt und Arbeitslose auch von Fürsorge/Sozialhilfe nicht mehr ausgeschlossen werden konnten.
Arbeitslosigkeit entsteht unabhängig davon, ob Arbeitslose unterstützt werden. Arbeitslosigkeit ist die Ursache der Arbeitslosenversicherung bzw. der Sozialhilfe für Arbeitslose, nicht umgekehrt. Ärzte gibt es, weil es Krankheiten gibt und nicht Krankheiten, weil es Ärzte gibt. Es ist deswegen weder möglich, Krankheiten zu beseitigen, indem man die Ärzte abschafft, noch die Arbeitslosigkeit zu beseitigen, indem man die Arbeitslosenunterstützung abschafft.
Arbeitslosenunterstützungen und Sozialhilfe stellen einen gewissen Schutz der Arbeitslosen dar. Sie sind nicht gezwungen, jede Arbeit anzunehmen, um zu überleben. Im 19. Jahrhundert gab es diese Bremse nicht. *»Arbeitslose waren im Kaiserreich eine stete Gefahr für die noch Arbeitenden und für deren Löhne und Arbeitsbedingungen«*.[35] Sie konnten die Löhne der Beschäftigten jederzeit unterbieten. Damals gab es keine Tarifverträge, d. h. direkte Lohnsenkungen waren möglich; es gab kaum Kündigungsschutz, d. h. direkter Ersatz durch billigere Arbeitslose war möglich.
»Indem er (der Arbeitende d. V.) *mit seinen*

33 nach www.jungle-world.com/2001/23/15a.htm vom 23. 01. 2002
34 siehe Fußmote 33
35 Karl Christian Führer, Beschäftigungspolitik im historischen Wandel in Christoph Sachße u. a. Kommunale Beschäftigungspolitik zwischen Sozialhilfe und Arbeitsmarkt, Kassel 1999, 32

Beiträgen dazu beiträgt, daß die Arbeitslosen nicht vor dem Zwang stehen, ihre Arbeitskraft um jeden Preis und zu jeden Bedingungen anzubieten, sichert er/sie seinen/ihren eigenen Lohn und die eigenen Arbeitsbedingungen und damit auch die eigene Lebenshaltung«[36] Dasselbe trifft auf die Sozialhilfe zu.

1.429 | LohnarbeiterInnen haben kein Interesse an sinkender Sozialhilfe

Die Arbeitgeberverbände und ihre Medien versuchen mit allen Mitteln der Propaganda den Beschäftigten einzutrichtern, dass sie ein Interesse an der Senkung der Sozialhilfe hätten.

Sie haben es zwar schon geschafft, Löhne unter dem Existenzminimum zu zahlen, es aber noch nicht geschafft, den Sozialhilfebedarf entsprechend zusammenzustreichen. Der Sozialhilfebedarf liegt tatsächlich in vielen Einzelfällen noch über den vom Kapital gezahlten Armutslöhnen.

Die Unternehmer nutzen dabei aus, dass es viele SozialhilfebezieherInnen gibt, die Einnahmen oder Vermögen verschweigen. Die Arbeitgeberverbände schäumen: *»Wir müssen den Plünderern das Handwerk legen.«*[37] Wer plündert hier eigentlich wen aus?

Wenn Menschen legal nicht bis zum Ende des Monats über die Runden kommen können, tun sie es eben illegal. Das nennen die Interessenvertreter des Kapitals »Sozialhilfemißbrauch«.

Wenn aber weder die Sozialhilfe zum Leben reicht, noch der Lohn, sind die eigenen nicht angegebenen Reserven oder z. B. Schwarzarbeit eine Notlösung. Das Kapital selbst verursacht das, indem es das Existenzminimum nicht deckt.

Die Vertreter der Millionäre sehen das andersherum. Für sie gibt es »Mißbrauch«, weil die Sozialhilfe zu hoch ist. *»Mit steigenden sozialen Leistungen (...) verringern sich (...) die individuellen Leistungsanreize, und die Anreize zum Mißbrauch des Schutzes durch die Solidargemeinschaft nehmen zu«*.[38] So Prof. Dr. Walter, der Chefvolkswirt der Deutschen Bank. Mit sinkender Sozialhilfe nimmt dann angeblich der Anreiz zum Mißbrauch ab. Es ist aber gerade umgekehrt. Je weniger jemand überleben kann, indem er Gesetze einhält, desto eher werden Gesetze gebrochen.

Beim Kapital ist die Bereitschaft, Gesetze zu brechen, sogar dann vorhanden, wenn es ihm an nichts fehlt, außer an mehr Kapital.

Man sagt den LohnarbeiterInnen: schaut Euch die Sozialhilfe-Schmarotzer an. Sie verfressen Eure Steuergelder und Versicherungsbeiträge, während ihr schuften müsst. Nicht wenige LohnarbeiterInnen fallen auf diese Propagan-

da herein, obwohl sie gar keine Interesse an einer Senkung der Sozialhilfe haben dürften.

Wenn Arbeitslose gezwungen werden, zu Billiglöhnen zu arbeiten, treten sie gegen die Beschäftigten an.

Wenn Arbeitslosenunterstützung und Sozialhilfe gesenkt werden, bekommen LohnarbeiterInnen, wenn sie arbeitslos werden, ebenfalls weniger.

Beschäftigte und unbeschäftigte LohnarbeiterInnen haben gemeinsame Interessen. LohnarbeiterInnen brauchen möglichst große Einheit.

Nur das Kapital hat ein Interesse daran, Beschäftigte gegen Arbeitslose aufzuhetzen. Es lebt von der Spaltung der LohnarbeiterInnen.

36 Führer ebda., 48.
37 Jürgen Gromotka in Arbeitgeber 4/45 – 1993, 122
38 Norbert Walter, Der neue Wohlstand der Nation, Düsseldorf 1993, 247

1.43 | Jobwunder USA?

In den USA sind die Reallöhne heute niedriger als vor dreißig Jahren, vor allem bei den gering Qualifizierten. Die Löhne von Ungelernten decken nicht das Existenzminimum. Die Arbeitslosenunterstützung ist so niedrig, dass man nicht davon leben kann. Sozialhilfe für Arbeitsfähige ist unbekannt.
Die USA müssten also nach der offiziellen Theorie des Kapitals schon immer ein Paradies der Vollbeschäftigung gewesen sein. Doch jahrzehntelang hatten die USA höhere offizielle Arbeitslosenquoten als Deutschland. Deutschland war Weltmeister bei Löhnen und Sozialleistungen und seine Arbeitslosigkeit war trotzdem geringer als die im Niedriglohnparadies USA.[1]
Das berühmte »Jobwunder« ereignete sich erst 1993. Erst da sank die Arbeitslosenquote der USA unter die Deutschlands und fiel bis zum Jahr 2000 auf die Hälfte der deutschen Quote.[2] Aber ausgerechnet in dieser Zeit des Jobwunders stiegen die Reallöhne und insbesondere die Mindestlöhne.
Die USA beweisen, dass die Entwicklung der Arbeitslosigkeit eben nicht von der Höhe der Löhne und der Sozialhilfe abhängt.
Doch zuerst müssen wir uns ansehen, wie die Arbeitslosenquote in den USA überhaupt ermittelt wird.

1.4311 | Millionen Arbeitslose werden in den USA nicht als arbeitslos anerkannt.

Die Arbeitslosenquote in den USA fiel ab 1997 zum ersten Mal seit langer Zeit unter die 5 % – Marke. Das war zuletzt von 1965 bis 1970 und 1973 der Fall gewesen. Sie lag aber immer noch höher als 1966 bis 1968.[3] Langfristig ist die registrierte Arbeitslosigkeit also auch in den USA gestiegen.
Die Arbeitslosenzahlen werden in den USA nur aus Befragungen ermittelt. Jeden Monat werden vom U. S. Census Bureau for the Bureau of Labor Statistics (BLS) 60.000 Haushalte befragt. Sie sollen repräsentativ für die amerikanische Bevölkerung mit ihren rund 110 Millionen Haushalten sein.
Jede Person zwischen 16 und 64 Jahren wird als erwerbstätig oder als arbeitslos eingestuft.
»Personen werden als erwerbstätig eingestuft, wenn sie überhaupt irgendeine Arbeit als bezahlte Beschäftigte während der Bezugswoche verrichtet haben. (Die Bezugswoche ist die Woche im Monat, die den 12. enthält.) (*...) Personen werden als arbeitslos eingestuft, wenn sie die folgenden Kriterien erfüllen: Sie hatten keine Arbeit während der Bezugswoche; sie standen in die-*

ser Zeit dem Arbeitsmarkt zur Verfügung; und sie haben besondere Anstrengungen unternommen, innerhalb von vier Wochen vor der Bezugswoche einige Male Arbeit zu finden.«[4]

Diejenigen, die weder als erwerbstätig noch als arbeitslos eingestuft werden, gehören nicht zur labor force (Erwerbsbevölkerung). Die Arbeitslosenquote ist die Zahl der Arbeitslosen als Prozentsatz der labor force.

Zur labor force gehören nicht nur die »zivilen Erwerbspersonen«, wie in Europa, sondern alle, auch die militärischen Erwerbspersonen. Angewandt auf Deutschland würde das eine Senkung der Arbeitslosenquote von 10% auf 8% bedeuten. (Börsen-Zeitung 17. 04. 2002)

Millionen Arbeitslose werden nicht als arbeitslos gerechnet, weil sie in den letzten vier Wochen nicht oder nicht ausreichend eine Stelle gesucht haben. Oder sie werden als erwerbstätig gerechnet, weil sie irgendeine geringfügige Arbeit hatten, und sei es für eine Stunde.

Mit dieser Art der Berechnung kann die Arbeitslosenquote dramatisch gesenkt werden. Das Jobwunder ist perfekt.

1.4312 | Arbeit, um sich als Arbeitsloser über Wasser zu halten

Die Arbeitslosenunterstützung betrug im Jahre 2000 im Durchschnitt nur ein Drittel des letzten Nettoeinkommens.[5] Der amerikanische Durchschnittshaushalt gibt aber schon allein für Wohnung und Hausbesitz im Durchschnitt ein Drittel des Nettoeinkommens aus.[6]

Nach einer Studie von Peter Dreier über die Wohnverhältnisse in den USA geben etwa 60% der armen Mieter (das sind 4,4 Millionen Haushalte) sogar mehr als die Hälfte ihres Einkommens für Wohnkosten aus.[7] Das bedeutet: *»UI benefits* (UI = Unemployment Insurance = Arbeitslosenversicherung) *have become inadequate, failing to provide enough income for rental housing let alone other necessities like food, clothes, and health care.«*

(auf Deutsch: *»Die Arbeitslosenunterstützungen reichen nicht mehr aus. Sie sehen nicht genug Einkommen für Mietwohnungen vor, ganz abgesehen von anderen Bedürfnisse wie Nahrung, Kleidung und Gesundheit.«*)[8]

Man muss sich nur vorstellen, dass ein Arbeitsloser in Deutschland bei einem Nettoeinkommen z. B. von 1.300 Euro netto ein Ar-

1 vgl. auch Heinz Werner in Sabine Lang u. a., *Jobwunder USA – Modell für Deutschland?*, Münster 1999, 54–69
2 Statistisches Taschenbuch 2002, 9.14
3 Statistisches Taschenbuch 1998 und 2001, 9.14
4 News vom 05. 04. 2002 United States Department of Labor, Bureau of Labor Statitics, S.4. http://www.bls.gov.cps/
5 Economic Snapshots 03. 10. 2001 aus www.epinet.org/webfeatures/snapshots vom 08. 04. 2002
6 Consumer Expenditures 2000 aus: http.//bls.gov/news.release/cesan.nru.htm
7 nach Ehrenreich 2001, 248
8 aus: Snapshots 03. 10. 2001; ebenso Heather Boushey, Jeffrey Wenger, Coming Up short, in EPI Issue Brief 169 vom 31. 10. 2001

beitslosengeld von 430 Euro bekommen würde. Dann weiß man, unter welchem Druck Arbeitslose in den USA stehen, irgendeine Arbeit anzunehmen, damit sie nicht obdachlos werden.

Wer Arbeitslosenunterstützung bezieht, ist in den USA nicht krankenversichert.

Die Unterstützung wird in der Hälfte der Bundesstaaten nur bis zu 13 Wochen gezahlt, in einigen Bundesstaaten bis zu 26 Wochen. Durchschnittlich bleiben Arbeitslose 15,2 Wochen im Bezug. Zwei Drittel haben schon nach kurzer Zeit wieder Arbeit. Sie sind gezwungen, die erstbeste Stelle anzunehmen, wenn sie nicht aus dem Bezug gestrichen werden wollen.

Wer nach 13 bzw. 26 Wochen noch nichts gefunden hat, bekommt keine Arbeitslosenunterstützung mehr, höchstens Lebensmittelmarken (food stamps). Erwachsene ohne Kinder haben nur für maximal sechs Monate innerhalb von drei Jahren Anspruch auf Lebensmittelmarken.[9] *»Außerdem gibt es für gesunde, arbeitsfähige Erwachsene überhaupt keine Sozialhilfe, nur Mütter mit noch nicht erwachsenen Kindern bilden eine Ausnahme.«*[10]

Arbeitslose müssen also, um in der Arbeitslosigkeit zu überleben, irgendeinen bezahlten Job annehmen, und sei es teilzeit. Wenn sie das aber tun, gelten sie nicht mehr als arbeitslos. *»In den USA-Statistiken wird (...) jegliche Tätigkeit* (als Erwerbstätigkeit) *erfaßt, und sei es im Umfang von einer Stunde pro Woche.«*[11] So kann man viele als Erwerbstätige ausweisen, die eigentlich unterbeschäftigt und arbeitslos sind.

In Deutschland gilt man auch dann noch als arbeitslos, wenn man bis zu 15 Stunden wöchentlich arbeitet und nicht mehr als 325 Euro verdient. Man verliert seine Ansprüche nicht. Zwar müssen alle Arbeitslosen nachweisen, dass sie aktiv nach Beschäftigung suchen. Trotzdem werden auch Arbeitslose als arbeitslos anerkannt, die im letzten Monat nicht aktiv eine Stelle gesucht haben. Arbeitslosengeld wird in der Regel ein Jahr gezahlt, bei Älteren bis zu 32 Monaten. Arbeitslosenhilfe gibt es ohne Befristung. Die Zahl der als arbeitslos anerkannten Personen muss allein deshalb schon höher sein als in den USA.

1.4313 | Die wirkliche Arbeitslosenquote

Im März 2002 waren 8,1 Millionen Personen als arbeitslos anerkannt (oder 5,7%). In Deutschland waren es 10%.

Nach Angaben des BLS (Bureau of Labor Statistics) wurden in diesem Monat rund eine Million Personen nicht als arbeitslos gerechnet, weil sie keine Arbeit mehr suchten. Sie gaben an, keine finden zu können (discouraged workers = entmutigte Arbeiter).

Eine weitere Million würde gerne arbeiten, hat aber nicht in den letzten vier Wochen, sondern in der Zeit davor nach Arbeit gesucht (marginally attached workers). Zwei Millionen, die nicht mehr suchen, erscheint als reichlich wenig, denn allein von April 2000 bis Januar 2002 sank die Zahl derjenigen, die zur Erwerbsbevölkerung gezählt werden, die es also aufgegeben haben, nach Arbeit zu suchen und den Arbeitsmarkt verlassen haben, um über vier Millionen Menschen.[12] Im August 2002 fiel die Zahl der Arbeitssuchenden um 600.000, obwohl die Zahl der Erwerbstätigen nur um 39.000 stieg. (FTD 09. 09. 2002)

Das alles sind Anzeichen dafür, dass ein bedeutender Teil der Arbeitslosen, wenn nicht ihre Mehrheit, in die Stille Reserve der nicht-registrierten Arbeitslosen verdrängt worden ist.

Weitere 4½ Millionen Personen arbeiteten unfreiwillig Teilzeit, obwohl sie Vollzeitarbeit suchten. Hier sind die zu finden, die eine Teilzeitarbeit annehmen mussten, weil die Arbeitslosenunterstützung nicht reichte.

Rechnet man alle diese Gruppen von Personen zu den Erwerbspersonen dazu und zählt sie als arbeitslos, kommt man für den März 2002 auf 9,8 % Arbeitslose.[12] Das kommt der wirklichen Arbeitslosenquote der USA schon näher.

Nach Lester Thurow konnten im Jahre 1995 5–6 Millionen Menschen nicht nachweisen, dass sie sich in den letzten vier Wochen aktiv um Arbeit bemüht haben, obwohl sie bereit waren, Arbeit aufzunehmen. Gründe können u. a. darin liegen, dass Möglichkeiten der Kinderbetreuung fehlen oder dass die Arbeitsstelle zu weit weg ist und die Fahrt zur Arbeit nicht möglich oder zu teuer ist.

Thurow errechnete für 1995 eine wirkliche Arbeitslosenquote von 14 % statt der offiziellen 5,7 %. Die wirkliche Arbeitslosenquote der USA wäre dann 2½ mal so hoch wie die offizielle. Sie wäre erheblich höher gewesen als die in Deutschland.

Aber: *»Zusätzlich gibt es noch 5,8 Millionen Männer im erwerbsfähigen Alter (zwischen fünfundzwanzig und sechzig) – Männer, die früher erwerbstätig waren, (...), Männer, die weder arbeiten noch arbeitslos sind, Männer, die existieren, ohne daß man weiß, wie – einfach Männer, die aus dem normalen Arbeitsleben ausgestiegen sind oder die man dazu gezwungen hat. Sie machen mehr als vier Prozent der Erwerbsbevölkerung aus.«*[14] Hierzu zählen wahrscheinlich Wohnungslo-

9 Jürgen Espenhorst, *Von der »Sozialhilfe« auf den Arbeitsmarkt – From Welfare zu Work*, Manuskript 13. 06. 1997, 8

10 Luttwak 1999, 185

11 Reinhard Stransfeld, *Des Kaisers neue Kleider sind kaum mehr als ein Lendenschurz*, FR 09. 04. 1997, 10; Auch Espenhorst meint: »Wenn wir die deutschen und die amerikanischen Raten miteinander vergleichen, muß man die amerikanischen Werte jeweils verdoppeln, um sie vergleichbar zu machen.« (Espenhorst vgl. Fußnote 8, S. 7)

12 Economic Snapshot 20. 02. 2002 von Jared Bernstein, Economic Policy Institute

13 alle Angaben nach 3 News ... Table A–8

14 Thurow 1996, 243; auch Espenhorst, a. a. O., S. 7

se, Kriminelle, Drogenabhängige usw. Berücksichtigen muss man auch, dass 1,8 Millionen Menschen im Gefängnis sitzen, unter ihnen viele Arbeitslose. Darüber hinaus gibt es Millionen Selbständige, von denen viele eigentlich arbeitslos sind.

»Genau wie bei einem Eisberg, bei dem der größte Teil unter der Wasseroberfläche verborgen ist, sind diese offiziellen Arbeitslosen nur ein kleiner Teil all derjenigen, die (mehr) Arbeit suchen.«[15]

»Selbstkritische Stimmen aus den USA (...) halten eine Quote für realitätsnäher, die mindestens doppelt so hoch ist (wie die offiziell ausgewiesene Quote) *und damit die deutschen Dimensionen erreicht.«*[16] Bilanzfälschungen, mit denen Verluste wegretuschiert und Gewinne hergezaubert werden, sind nicht nur bei großen US-Konzernen üblich (z. B. Xerox, Worldcom, Enron usw.), sondern auch bei den US-Behörden, die Arbeitslose wegretuschieren und niedrige Arbeitslosenquoten ausweisen.

Die wirkliche Arbeitslosenquote in den USA ist wahrscheinlich erheblich höher als die in Deutschland. Das Jobwunder ist im Wesentlichen ein Statistikwunder.

Bekanntlich muss man vom amerikanischen Jobwunder lernen.

In Deutschland betrug die offizielle Arbeitslosenquote im März 2002 10,0 %. Aber nur 50 % der Arbeitslosen werden für »echte Arbeitslose« gehalten. (stern 5/2002, 30) Die anderen suchen nicht oder zu wenig. (→ 1.11) Könnte man die 50 % unechten Arbeitslosen aus der Statistik herausrechnen, wäre die Arbeitslosenquote im März 2002 nur noch 5 % gewesen und damit niedriger als die in den USA mit ihren 5,7 %. Das wirkliche Jobwunder könnte also durchaus bald in Deutschland stattfinden. Die Regierung muss es nur wollen.

Dass die Arbeitslosigkeit in den USA niedriger ist als im wiedervereinigten Deutschland, ist eines der vielen Märchen des Kapitals. Die LohnarbeiterInnen in Deutschland sollen glauben, dass Lohnverzicht und Existenzunsicherheit dazu führen, dass die Arbeitslosigkeit verschwindet. Damit sie voller Vertrauen in das Kapital in seine Falle gehen.

1.432 | Sinkende Löhne – sinkende Arbeitslosigkeit ? Quatsch.

»Die übliche Erklärung für das US-Modell beruht auf drei Annahmen über die Schaffung von Arbeitsplätzen: Erstens, dass Arbeitgeber niedrige Löhne brauchen, um Arbeitsplätze zu schaffen: zweitens, dass die unteren Löhne besonders niedrig sein müssen, um »geringqualifizierte« Arbeiter einzustellen; und dritttens, dass sogar niedrige Löhne manchmal nicht genug sind – Arbeitgeber müssen also unter flexiblen Bedingungen kündigen können, ein-

schließlich der Möglichkeit, Teilzeit anzubieten, befristete Arbeit und Leiharbeit (contract work).«[17]

Ein amerikanischer Wunderheiler namens Edward Luttwak versprach, dass die Arbeitslosigkeit in Frankreich *»mit einem Schlag beseitigt«*[18] werden könne, wenn man die amerikanische Therapie anwende. Die solle u. a. darin bestehen, dass der Mindestlohn deutlich unter dem Durchschnittslohn von Ungelernten liege, die Lohnnebenkosten gering seien und der Kündigungsschutz weitgehend weggefallen sei. Es gibt nur das blöde Problem, dass die amerikanische Therapie bis jetzt die Massenarbeitslosigkeit in den USA in keiner Weise heilen konnte.

Nach der Theorie der gläubigen Ökonomen muss die Arbeitslosigkeit immer sinken, wenn der Reallohn fällt. (→ 1.4161 ff.)

Der Mindestlohn hatte seine höchsten realen Werte in den Jahren mit der niedrigsten Arbeitslosigkeit der Nachkriegszeit (Ende der 60er Jahre). Sein preisbereinigter Wert fiel von etwa 7 $ im Jahre 1970 auf ungefähr 5 Dollar im Jahre 1993.[19] Die offizielle Arbeitslosenquote von 1993 lag aber trotz gesunkener Mindestlöhne um 40 % über der von 1970.

Der Reallohn für 70 % der Arbeiter lag 1993 unter dem Niveau von 1973. Am meisten war er bei den untersten Lohngruppen gefallen, nämlich um 10 %.[20]

Wo war die versprochene gesunkene Arbeitslosigkeit? Es gab sie nicht.

Nach der Theorie der Gläubigen steigt die Arbeitslosigkeit, wenn die Löhne steigen.

Das durchschnittliche Bruttoeinkommen pro Beschäftigtem stieg nach Angaben des US Bureau of Labor Statistics im Jahrzehnt von 1990 bis 2000 um jährlich 5,9 % und damit so hoch wie schon lange nicht mehr.[21] Die Arbeitslosigkeit aber sank wie schon lange nicht mehr.

Der reale Wert des Mindestlohns lag im Jahre 2001 (in 99er Dollars) höher als 1989 (vor Ausbruch der Krise). Nämlich 4.85 $ gegenüber 4.50 $. Von 1993 bis 1999 stiegen die Reallöhne der am schlechtesten bezahlten amerikanischen Arbeiter und Angestellten um 9,3 %. (FTD 05. 09. 2000) Die Reallöhne der Arbeiter in der Produktion in nicht-leitender Stellung stiegen von 1993 bis 1999 um 6 %. So das Washingtoner Economic Policy Institute (EPI), das die wichtigsten unabhängigen Veröffentlichungen zum US-Arbeitsmarkt herausgibt.[22] Trotz steigender Löhne war die Arbeitslosenquote 1999 deutlich niedriger als 1993.

Die Realität ist: Wenn die Arbeitslosigkeit stieg, sind die Löhne gefallen, wenn die Ar-

15 Thurow 1996, 243; auch Espenhorst, a. a. O., S. 7
16 siehe Fußnote 11
17 John Schmitt, Demand drives U.S. jobs success, The Guardian 04. 09. 2000
18 Luttwak 1999, 191
19 Jared Bernstein in EPI Issue Brief 130, April 1999 über www.epinet.org
20 Mishel 1999, 131
21 www.bls.giv./news.release/annpay.nru.htm
22 Mishel 2001, Tabelle 2.4

beitslosigkeit sank, stiegen die Löhne. So war es auch in Deutschland. *»Wenn man auch nur ansatzweise an die Macht/Gesetze von Angebot und Nachfrage glaubt, führt ein Arbeitskräfteüberschuß zu sinkenden Löhnen. Steigende Löhne gibt es nur, wenn der Faktor Arbeit knapp wird.«*[23]

Genauso ist es. Die Niedriglöhne in den USA drücken höhere Arbeitslosigkeit aus, nicht ein Jobwunder der niedrigen Arbeitslosigkeit. Die OECD hat 1997 zum ersten Mal Qualifikationen verschiedener Länder so untersucht, dass sie vergleichbar sind.

Die Arbeitslosenquote der unteren 25% auf der Qualifikationsleiter war in den USA 3,5 mal so hoch wie die Arbeitslosenquote der oberen 25% auf der Qualifikationsleiter (in Großbritannien 5,3 mal), in Deutschland aber nur 2,6 mal. Die Arbeitslosigkeit von Gering-Qualifizierten ist also in den Niedriglohnländern relativ höher als in Deutschland. Kein Wunder: In den USA sind 45% der Beschäftigten ohne Berufsausbildung, also gering Qualifiziert. Sie *»konkurrieren um eine immer knappere Zahl von Arbeitsplätzen für gering Qualifizierte.«*[24] Es ist einfach Quatsch, dass die *»Unterbeschäftigung im Bereich der einfachen Arbeit* (wegen der niedrigen Löhne) *... in den USA so klein ist.«* (Prof. Sinn, ifo-Standpunkt Nr.6 vom 15. 11. 1999) Es gibt ein Überangebot an Arbeitskräften, das die Löhne entsprechend nach unten drückt.

Aus diesem Grund sind auch die Arbeitszeiten in den USA deutlich länger als in Deutschland. Sie haben in den letzten zwanzig Jahren zugenommen. (direkt 08/98, 3) Wer weniger verdient, muss eben auch mehr arbeiten.

Letztlich entscheidend für den internationalen Vergleich sind die Lohnstückkosten. (→ 1.4165)

Die Lohnstückkosten sind in Deutschland im Wirtschaftszyklus 1991 bis 2000 (nicht preisbereinigt) um 12,9% gestiegen. In den USA dagegen im Wirtschaftszyklus 1989–1999 um 23%.[25] Erwerbstätige in Deutschland sind im Durchschnitt produktiver als die in den USA. Deutschland hat in Konkurrenz zu den USA sogar an Boden gewonnen, obwohl die deutschen LohnarbeiterInnen einen höheren Lebensstandard als die amerikanischen haben.

1.433 | Was aber hat den Aufschwung in den USA erzeugt ?

Im großen und ganzen wird die Höhe des Arbeitslohns durch das Auf und Ab der Arbeitslosigkeit reguliert. Und dieses Auf und Ab der Arbeitslosigkeit wiederum hängt im großen und ganzen von der Entwicklung der Kapitalverwertung und der entsprechenden Nachfrage des Kapitals nach Arbeitskraft ab.

Die Ursachen dafür, dass die offizielle Arbeitslosigkeit in den USA ab 1993 schneller gesunken ist als die in Deutschland, liegen in günstigeren Bedingungen der Kapitalverwertung, die durch die technologische Revolution gefördert wurden. *»Die US-Wirtschaft wird vorangetrieben von den neuen Hochtechnologieindustrien. Amerika ist allen anderen Nationen auf dem Weg in die Informationsgesellschaft um Jahre voraus. Es besetzt sämtliche strategischen Positionen in der Zentralindustrie des neuen Zeitalters: der Computer – und Internetindustrie. Und es dominiert die übrigen großen Wachstumsindustrien: die sich durch Gentechnik verwandelnde Pharma- und Medizinindustrie, die Unterhaltungs- und Medienindustrie, das Investmentbanking, die Unternehmensberatung. (...) Nie zuvor in der modernen Geschichte hat es einen Staat gegeben, der so unangefochten an der Spitze stand.«*[26]

Ebenfalls Barry Bluestone: *»Der Informationsrevolution, die in den neunziger Jahren endlich zur Reife kam, ist das Wachstumspotential zu verdanken.«*[27]

Angetrieben vom Internet stiegen die Investitionen. Von 1991 bis 2000 haben die USA ihre Anlageinvestitionen nahezu verdoppelt. (Deutschland: +15%) 50% der Investitionen waren auf Informationstechnologie zurückzuführen. Die Kapazitäten der High-Tech-Branchen wuchsen in den 90er Jahren um 30% jährlich, insbesondere nach Beendigung der Krise 1991/1992. (FTD 18. 04. 2002) Vor allem Investitionen in der Computerindustrie hatten bis zum Jahr 2000 Jahreszuwächse von 40–50%. Ebenso Investitionen in Software. Die Kapazitäten der übrigen Industrie stiegen in den 90er Jahren nur um 2% jährlich.

Die Informationstechnologie durchdrang alle Wirtschaftsbereiche.

Kapital aus aller Welt strömte in die vielversprechenden Unternehmen der neuen Technologien und bliesen den Kurswert des Aktienkapitals zwischen 1995 und 1999 um sagenhafte 6.600 Milliarden Dollar auf. Vor allem die oberen zehn Prozent der amerikanischen Einkommenspyramide steckten ihre Kursgewinne in einen »Kaufrausch«, der wiederum die Wirtschaft antrieb. Der »private Konsum« war nicht zuletzt dadurch deutlich höher als in Deutschland. Wenn auch nur drei Prozent der Kursgewinne in den Konsum geflossen sind, würde das schon fast die Hälfte der Steigerung des BIP erklären.[28]

Ohne Berücksichtigung der Bilanzfälschungen stiegen die Profitraten in den neunziger Jahren auf 9,3%, lagen damit über den Profi-

23 Thurow 1996, 244
24 Gerhard Bosch, Niedriglöhne oder Innovation, WSI-Mitteilungen 12/1999, 864
25 Statistisches Taschenbuch 2002, Tabelle 9.8
26 Kurt Seitz, *Gefährlicher Treibstoff*, Die Zeit 05. 01. 2000
27 *Wundersame Kehrtwende zu neuem Wohlstand*, FR 06. 10. 1999, 13
28 siehe Fußnote 17
29 Doug Henwood nach Joachim Bischoff, *Der Kapitalismus des 21. Jahrhunderts*, Hamburg 1999, 181

traten der 70er und 80er Jahre, und nur geringfügig unter dem Niveau der 50er und 60er Jahre.[29]

Der Technologieboom erzeugte die Illusion, dass alles immer so weiter ginge und Krisen überwunden seien.

Die technologische Revolution und die Extraprofite, die sie mit sich brachte und versprach, wurden zum Gegenstand gigantischer Spekulation. Um am Aufschwung teilzuhaben und ihn zu fördern, nahmen Unternehmen, Privathaushalte und Staat Kredite ohne Ende auf. *»Die Kreditexpansion (Ausdehnung), die in den letzten Jahren in den USA stattgefunden hat, ist ohne Beispiel in der Geschichte.«*[30]

Die Staatsschulden stiegen von 1990 3.190 Milliarden Dollar auf 5.900 Milliarden im Jahre 2001. (Handelsblatt 26.03.2002) Allein das reichte schon aus, um zwei Drittel des Zuwachses des BIP zu finanzieren. Die Schulden der privaten Haushalte wuchsen bis 1999 auf 103% des verfügbaren Einkommens.[31] Da auch die Unternehmensschulden explodierten, ist die Zunahme des BIP allein schon aus der allgemeinen Verschuldung von Unternehmen, Staat und Privathaushalten erklärbar.

Die Neuverschuldung auf den amerikanischen Kreditmärkten hat von 1995 bis Mitte 1999 um insgesamt 7.200 Mrd. Dollar zugenommen. Das war ein Mehrfaches der Steigerung des Bruttoinlandsprodukts. Der US-Aufschwung, angetrieben durch die Informationstechnologie, war auf Pump finanziert. Die Kreditaufblähung wurde durch niedrige Zinsen gefördert.

Eine beispiellose Mischung aus technologischer Revolution, Spekulation und Schulden war der Motor für den Boom der US-Wirtschaft in den 90er Jahren. *»Amerika ist der extremste Fall von (...) ›bubble economy‹* (Spekulationsblasenwirtschaft)*, den es je gegeben hat.«*[32]

Das war die Grundlage für überdurchschnittlich wachsende Industrieproduktion und ein reales Wirtschaftswachstum, das die Wachstumsraten Deutschlands und Europas übertraf. Das war die Grundlage für sinkende Arbeitslosigkeit. Und das war auch die Grundlage für gewaltige Überkapazitäten, die die Krise 2001 auslösten.

Der Boom der neunziger Jahre ist aber trotz spektakulärer technologischer Fortschritte, gigantischer Spekulation und massiven Bilanzfälschungen weniger beeindruckend als frühere Boom-Phasen. Das Wirtschaftswachstum war in den 90ern erheblich geringer als in den 60ern.[33] Die Zahl der Jobs stieg z. B. von 1961 bis 1969 um ein Drittel, von 1991 bis 1999 aber nur um rund 20%.

Von einem Jobwunder kann also allein deswegen nicht die Rede sein. Aber Wunder werden heutzutage eben immer billiger.

1.434 | Bevölkerungswachstum

Die Zahl der Erwerbstätigen (civilian labor force) wuchs in den USA von 1993 bis 2001 um 22 Millionen Personen oder um rund 18 Prozent.[34] Eine beeindruckende Zahl. Sollte das das Jobwunder sein?

Man muss die Zahl der Erwerbstätigen auf die Bevölkerungsentwicklung beziehen. (so auch Stransfeld[35]) In den USA wächst die Bevölkerung viermal so schnell wie in Deutschland. 1993 gab es 257 Millionen Einwohner und im Jahre 2001 284 Millionen. Die Bevölkerung ist also um 27 Millionen Personen gewachsen. Die Hälfte der Bevölkerungszunahme ist auf Zuwanderung, die andere Hälfte auf Geburten zurückzuführen.

Die Erwerbsquote, also der Anteil der Erwerbstätigen an der Bevölkerung, betrug 1993 50,1% und im Jahre 2001 49,9%. Allein die Zunahme der Bevölkerung um 27 Millionen musste also bei einer Erwerbsquote von 50% zu einer Zunahme der Erwerbstätigen um 13,5 Millionen führen. 13,5 Millionen der 22 Millionen zusätzlichen Arbeitsplätze sind also nur auf das Bevölkerungswachstum zurückzuführen. Das Jobwunder ist zu 60% ein »Vermehrungswunder« und ein »Zuwanderungswunder«. »Nur« 8,5 Millionen Erwerbstätige sind aus anderen Gründen neu ins Erwerbsleben eingetreten.

Das Bevölkerungswachstum ist ein wesentlicher Motor des Wirtschaftswachstums. Mehr Menschen können mehr erarbeiten. Ihre Bedürfnisse nach Wohnung, Konsumgütern, Nahrung müssen in irgendeiner Form befriedigt werden. Die Nachfrage steigt also. Wenn die USA dasselbe geringe Wachstum der Bevölkerung hätten wie Deutschland, wären die Wachstumsraten erheblich geringer. (FTD 24. 03. 2000, 34)

Da als erwerbstätig jeder gerechnet wird, der bezahlte Arbeit verrichtet und sei es nur im Umfang von einer Stunde in der Woche, verstecken sich unter den Erwerbstätigen auch Millionen Menschen, die eigentlich arbeitslos sind. In dieser Hinsicht ist das Jobwunder wieder ein Statistikwunder.

Dennoch hat der Boom in den USA Millionen zusätzliche Stellen möglich gemacht. Diese waren eine wesentliche Voraussetzung dafür, dass auch Zahl der alleinerziehenden SozialhilfebezieherInnen erheblich gesunken ist.

1.4351 | Bis 1997: Niedrigere Sozialhilfe – trotzdem mehr SozialhilfeempfängerInnen

Bis 1997 lag in den USA der Anteil der Sozialhilfeempfänger an der Bevölkerung immer weit über der Quote in Deutschland. Die Wirtschaftskrise 1991/1992 ließ die Sozialhilfe-

30 Kurt Richebächer, *Die USA stecken in der unmäßigsten Kreditinflation aller Zeiten*, Börsenzeitung 19. 10. 1999
31 siehe Fußnote 14
32 siehe Fußnote 30
33 Thomas Fricke, *Dem amerikanischen Wunder droht eine unsanfte Entzauberung*, FTD 02. 06. 2000
34 Statistisches Taschenbuch 2002, 9.12; News BLS, März 2002, 3
35 siehe Fußnote 11

quote in den Jahren 1993 und 1994 auf rund 5,5 % der Bevölkerung anwachsen. (in Deutschland damals 3 %). Damals kündigte Bill Clinton an, »to end welfare as we know it« (der Sozialhilfe, wie wir sie kennen, ein Ende zu machen).
Jeder achtzehnte Amerikaner war 1994 auf Sozialhilfe angewiesen.
Und das, obwohl arbeitsfähige Alleinstehende bzw. Familien ohne Kinder völlig von Sozialhilfe ausgeschlossen sind.
Nur Alleinerziehende sowie nicht-arbeitsfähige Menschen erhalten Sozialhilfe. Alleinerziehende mit zwei Kindern erhielten 1996 zwischen 368 und 703 Dollar im Monat an Sozialhilfe, je nach Bundesstaat. Schwerbehinderte, Blinde und Alte erhielten 334 Dollar im Monat. Davon konnte man weder ausreichende Nahrungsmittel kaufen noch die Miete zahlen. *»Die öffentlichen Sozialleistungen sind – anders als in Deutschland – in den USA alleine nicht bedarfsdeckend.«*[36]
Auch eine Sozialhilfe mit Hungersätzen, die arbeitsfähige Personen weitgehend ausschließt, verhinderte nicht, dass die Arbeitslosigkeit höher war als im Sozialstaatsparadies Deutschland. Und sie verhinderte auch nicht, dass der Anteil der SozialhilfebezieherInnen an der Bevölkerung in den USA höher war als in Deutschland. Die USA beweisen also zunächst einmal, dass die Ursache hoher Sozialhilfeabhängigkeit nicht in zu hoher Sozialhilfe besteht.

1.4352 | Sozialhilfereform von 1996: Arbeit statt Sozialhilfe

Das Bild drehte sich erst 1998. Ab da fiel der Anteil der SozialhilfebezieherInnen an der Bevölkerung in den USA unter den Anteil in Deutschland.[37]
Das wird der Sozialhilfereform zugeschrieben, die im Juli 1997 in Kraft trat, aber auch dem wirtschaftlichen Boom, der von 1993 bis zum Ende des Jahres 2000 dauerte.
Kern der Reform war, dass die 4,4 Millionen Alleinerziehenden, die 1996 zusammen mit ihren Kindern AFDC erhielten (Aid for Families with Dependent Children – Hilfe für Familien mit abhängigen Kindern) jetzt verpflichtet waren, innerhalb kürzester Zeit Arbeit zu finden. Wenn das nicht möglich war, mussten sie gemeinnützige Arbeit verrichten oder an einem Arbeitstraining teilnehmen. Die Reform stellte sie vor die Alternative, entweder in irgendeiner Form zu arbeiten oder die Unterstützung zu verlieren.
Tommy Thompson, damaliger Gouverneur von Wisconsin, heute Gesundheits- und Sozialminister unter Präsident George W. Bush über die Reform. *»Das ist raue Fürsorge. Arbeit statt Sozialhilfe bedeutet Hilfe zur Selbsthilfe, nicht Almosenverteilung.«* (»This is tough love. Work, not welfare, is a hand-up, not a hand-out.«)[38]
Das Ergebnis der rauen Liebe (tough love): 1999 erhielten nur noch 2,5 Milli-

onen Alleinerziehende Sozialhilfe statt 4,4 Millionen im Jahr der Verabschiedung der Reform. Das waren einschließlich der Kinder schon weit über 5 Millionen Sozialhilfebezieher weniger als 1996. Hierin liegt der Hauptgrund für den plötzlichen Absturz der Zahl der Sozialhilfebezieher unter die Quote in Deutschland.

Insgesamt fiel die Zahl der SozialhilfebezieherInnen von knapp unter 15 Millionen im Jahre 1993 auf knapp über 5 Millionen im November 2001. Und die Zahl sank auch in der Rezession 2001, obwohl die Arbeitslosenzahlen um über zwei Millionen Menschen zunahmen. Das könnte an der Befristung der Sozialhilfe liegen.

Das Nachfolgeprogramm von AFDC heißt nämlich TANF (Temporary Assistance for Needy Families – Zeitweilige Unterstützung für bedürftige Familien). Zeitweilig bedeutete, dass ab Juli 1997 der Bezug von Sozialhilfe auf maximal zwei Jahre in Folge begrenzt wurde. Innerhalb von zwei Jahren mussten Alleinerziehende eine Arbeit oder Arbeitsmöglichkeit haben. Ab Juli 1999 wurden sie andernfalls aus dem Sozialhilfebezug ausgeschlossen. Wenn sie irgendein Angebot ablehnten, wurden sie ebenfalls ausgeschlossen.

Sozialhilfe wurde 1996 auf insgesamt fünf Jahre für den Rest des Lebens begrenzt. Der Rechtsanspruch auf Unterstützung wurde abgeschafft.

Das kann dazu führen, dass ehemalige SozialhilfebezieherInnen entweder wegen Fristüberschreitung keine Sozialhilfe mehr bekommen oder aus Angst, die Fristen zu überschreiten, solange wie möglich keine Sozialhilfe beantragen, obwohl sie sie nötig hätten.

1.4353 | Ausscheiden aus der Sozialhilfe – was dann?

Zwischen 50 und 80% der SozialhilfebezieherInnen, die in den Jahren 1995 bis 1998 die Sozialhilfe verlassen haben, hatten in allen Quartalen (=Dreimonatszeiträumen; ein Jahr hat vier Quartale) für irgendeine Zeit irgendeine Arbeit. Sie galten deswegen als »durchgängig« beschäftigt. Aber nur etwa 40% waren »durchgängig« in drei aufeinanderfolgenden Jahren beschäftigt.

Diejenigen, die keine »feste Arbeit« gefunden hatten, kehrten am ehesten in die Sozialhilfe zurück. In Cuyahoga-County waren das rund 40% der Alleinerziehenden, die 1996 bis 1998 aus der Sozialhilfe ausgeschieden waren. Gründe war häufig, dass sie Probleme bei der Betreuung der Kinder hatten oder Probleme, ohne Auto zu einer Arbeit zu kommen. Rund 50% der geringverdienenden Familien besitzt kein Auto. Öffentliche Verkehrsmittel sind schlecht ausgebaut und die USA sind ein riesiges Land.

36 Karl Koch, *Die Sozialhilfereform im US-Bundesstaat Wisconsin – ein Vorbild für Deutschland ?*, Manuskript S. 7
37 FR 07. 08. 2001
38 Sieh Fußnote 37

Wenn sie arbeiteten, arbeiteten die meisten 40 Stunden in der Woche und mehr. Der Durchschnitt lag bei 35 Stunden die Woche.
Typisch für diejenigen, die Arbeit gefunden hatten, war aber, dass sie nicht das ganze Jahr über Arbeit hatten.
Diejenigen, die Ende 1995 die Sozialhilfe verlassen haben und 1998 noch Arbeit hatten, hatten im Schnitt nur etwa 40 Wochen im Jahr Arbeit. Diejenigen, die in Wisconsin im vierten Quartal 1997 die Sozialhilfe verließen, hatten 1998 durchschnittlich nur rund 30 Wochen Arbeit. Bei durchschnittlich 35 Stunden Arbeit pro Woche und $7,50 Stundenlohn hatten sie 1998 einen Jahresverdienst von durchschnittlich $ 7.709. Das lag unter der offiziellen Armutsgrenze.
»Es ist einfach nicht der Fall, dass die meisten SozialhilfeempfängerInnen stabile Beschäftigung erreichen können, die ihnen erlauben würde, der Armut zu entfliehen, wenn sie es nur stärker versuchen würden.«[39]

1.4354 | LohnarbeiterInnen als Hilfeempfänger

In Wisconsin waren die Zahlen der Alleinerziehenden, die Sozialhilfe erhielten, von 62.750 im Jahre 1995 auf 6.640 im Jahre 2000 gefallen. Sozialexperten, wie der hessische Ministerpräsident Roland Koch, sind deswegen vom kleinen Wisconsin besonders begeistert. *»Ziel des Programms ist es, jedem Klienten wieder ein selbständiges Leben unabhängig von staatlicher Unterstützung zu ermöglichen.«* (FAZ 15. 08. 2001) Eine Wortblase, mehr nicht.
Von der versprochenen Selbsthilfe und Selbständigkeit durch Arbeit kann keine Rede sein. Nach wie vor bleiben die meisten ehemaligen SozialhilfebezieherInnen, auch wenn sie Arbeit haben, Empfänger staatlicher Wohlfahrtsleistungen.

Beispiel:
Theresa I. Jones, 49 Jahre, arbeitete bei Hanky Panky als Büglerin in einer Wäschereinigungsfirma. Zu ihrem Stundenlohn von 7 $ sagt sie: »Jede Woche versuche ich Geld für Miete und Strom zurückzulegen und es bleibt dann kaum genug, um Nahrungsmittel und Kleidung zu kaufen.«[40]

Der Lohn von 7$ lag noch über dem damaligen Mindestlohn von 5,15$. Die meisten Mütter verdienen zwischen 6 und 8$ die Stunde.[41] Barbara Ehrenreich, eine bekannte Journalistin, hat versucht, mit Jobs als Serviererin, Putzfrau, Pflegekraft und Verkäuferin zu überleben. *»Wenn eine kerngesunde Person wie ich, die zudem ein intaktes Auto besitzt, sich mit ihrer Hände Arbeit kaum einen ausreichenden Lebensunterhalt verdienen kann, dann ist da irgendetwas falsch, und zwar grundlegend falsch. Man muß nicht Volkswirtschaft studiert haben, um zu erkennen, daß die Löhne zu niedrig sind und die Mieten zu hoch.«*[42]

Beispiel:
Michael Moore erzählt in seinem Film Bowling For Columbine die Geschichte von Tamarla aus Flint, deren 6-jähriger Sohn in die Schule ging und mit einer Waffe eine 6-jährige Mitschülerin erschoss. Tamarla ist alleinerziehend, hat zwei Kinder und lebte von Sozialhilfe, bis sie gezwungen wurde zu arbeiten. Sie fuhr früh morgens aus dem Haus, um 80 Meilen entfernt zu arbeiten. Es waren zwei Jobs. Bei einem mixte sie in einem Einkaufszentrum Drinks und Cocktails für Zeitgenossen, die es besser hatten als sie. Ihre beiden Kinder sah sie kaum noch. Obwohl sie den ganzen Tag arbeitete, reichte ihr Lohn nicht einmal, um die Miete zu zahlen. Die Räumung stand bevor. Sie suchte Unterschlupf bei einem Verwandten. Dort fand ihr Sohn die Waffe. Sie bemerkte es nicht.

Das ist die raue Fürsorge in einem Land, das die »Selbständigkeit« durch Arbeit verspricht und überall auf der Welt sogenannte Menschenrechte verteidigt. Sie werden denen ähnlich sein, die es im eigenen Land verteidigt.

- **Earned Income Tax Credit (EITC)**

Niedriglöhne können mit dem sogenannten Earned Income Tax Credit (EITC) aufgestockt werden, einer Steuergutschrift auf das verdiente Einkommen. Sie wird am Ende des Jahres vom Finanzamt ausgezahlt, wenn der Jahresverdienst feststeht. EITC wurde 1973 eingeführt und parallel zur Sozialhilfereform insbesondere seit 1993 erheblich ausgebaut. Sozialhilfe wurde gesenkt, die Lohnsubventionen wurden erhöht.

Im Jahre 2000 erhielten Alleinstehende mit einem Verdienst bis zu 5.770 Dollar eine Steuergutschrift von 353 Dollar, Verdiener mit einem Kind bei einem Verdienst bis zu 12.690 Dollar jährlich 2.353 Dollar und bei zwei Kindern bis zu 3.888 Dollar.

Die Steuergutschrift läuft bei einer Alleinerziehenden mit zwei Kindern bei 31.152 Dollar Jahreseinkommen aus.[43]

1999 erhielten 20 Millionen Geringverdiener, d. h. jeder sechste abhängig Beschäftigte, vom Bund insgesamt 32 Mrd. Dollar an EITC, d. h. 1.500 Dollar pro Person und Jahr. Das ist das größte Sozialprogramm der USA. EITC ist das offizielle Eingeständnis, dass Millionen US-Amerikaner sich durch Arbeit nicht selbst ernähren können, also durch Lohnarbeit von staatlicher Unterstützung abhängig gemacht werden. Nach einer Studie über 6.000 EITC-Familien aus Chicago wird der Steuerzuschuss in erster Linie für Mieten, Gebrauchsgegenstände, Nahrungsmittel, Kleidung und ein Auto verwandt.

70 % der EITC-Bezieher sind Haushalte von Alleinerziehenden.[44]

Die Alleinerziehenden, die aus der Sozialhilfe herausfallen, wechseln von der Abhängigkeit von Sozialhilfe in die Abhängigkeit von EITC. In Deutschland würden Lohnzuschüsse an

39 Sheldon Danziger, Henry J. Meyer in Focus Vol 20 No. 2 Spring 1999, 10; eigene Übersetzung; www.ssc.wisc.edu/irp/focus/foc202.pdf
40 Heather Boushey, Congress must do more to support Mothers, The Philadelphia Inquirer, 22. 08. 2001
41 siehe Fußnote 40
42 Ehrenreich 2001, 203
43 IWD 19–2001, 4
44 IAB Kurzbericht Nr. 12, 03. 09. 1999

SozialhilfebezieherInnen aus Sozialhilfemitteln bezahlt. Sie blieben also SozialhilfebezieherInnen. Rechnen wir die ehemaligen SozialhilfebezieherInnen, die jetzt EITC bekommen zu den »SozialhilfebezieherInnen« in den USA dazu, sprengen die US-Sozialhilfezahlen alle deutschen Dimensionen.

»Gerade dieses Zubrot aus Steuergeldern (...) gehört zu den versteckten gesellschaftlichen Folgekosten der US-Billigjobs, die von Aposteln des US-Modells gerne verschwiegen werden. Millionen von Minimallohnempfängern bekommen ihr Gehalt vom Finanzamt bis zur Höhe der Armutsgrenze aufgestockt. Kein Wunder, dass dieses Programm inzwischen mehr Haushaltsmittel verschlingt als der gesamte Sektor der Sozialhilfe. Und im Kern handelt es sich um nichts anderes, als eine milliardenschwere Steuersubvention für Hamburgerketten, Supermarktbesitzer und Pizzaschnelldienste.«[45]

Je höher die Steuergutschrift EITC ist, desto niedriger können die Löhne sein, die Handelskonzerne, Schnellimbissketten und die Haushalte der Reichen zahlen, die ihre Villen von Armen putzen und sich selbst von ihnen pflegen lassen.

Ein Drittel der MindestlöhnerInnen arbeitet im Einzelhandel und ein weiteres Drittel in anderen Dienstleistungen.

- **EITC und Armutsgrenze**

Nur 20% der Niedriglohnhaushalte wurden durch die Steuergutschrift EITC über die Armutsgrenze gehoben. Der Rest blieb auf der Armutsgrenze oder lag darunter.[46]

Die durchschnittliche frühere welfare mother (Sozialhilfe-Mutter) mit zwei Kindern lebt auch mit Vollzeitarbeit unterhalb der Armutsgrenze. Die Armutsgrenzen für eine alleinstehende Person unter 65 Jahren lagen im Jahr 2000 bei $8.959, für einen Zweipersonenhaushalt ohne Kind bei $11.531, für einen Dreipersonenhaushalt mit einem Kind unter 18 Jahren bei $13.856 und für einen Vierpersonenhaushalt mit zwei Kindern unter 18 bei $17.463.[47] Die Armutsgrenzen werden festgesetzt, indem die Lebensmittelausgaben der verschiedenen Haushalte, die vom Landwirtschaftsministerium ermittelt werden, mit drei multipliziert werden.

Man geht seit 1955 nämlich davon aus, dass arme Familien ein Drittel ihres Einkommens für Lebensmittel ausgeben. Seit 1955 haben sich die Verbrauchsgewohnheiten aber erheblich geändert. 1999 lag der Anteil der Nahrungsmittel am Familienbudget nur noch bei 16%, d. h. einem Sechstel des Haushaltseinkommens, die Kosten für Mieten dagegen waren auf 37% emporgeschnellt.[48] Man müsste also die Beträge für Nahrungsmittel mindestens mit sechs multiplizieren, um auf die heutige Armutsgrenze zu kommen.

Andererseits werden Lebensmittelgutscheine und auch Zahlungen für Medi-

caid, die Krankenversicherung, nicht berücksichtigt, wenn eine Familie anhand der Armutsgrenze als arm eingestuft wird oder nicht. Die tatsächliche Armutsgrenze müsste alles in allem mindestens ungefähr doppelt so hoch sein.
Jared Bernstein, Chauna Brocht und Maggie Spade-Aguilar vom Economic Policy Institute in Washington haben in ihrem Buch »How Much is enough? Basic Family Budgets for Working Families« (Washinton 2000) festgestellt, dass im Jahre 1996 die Armutsgrenze einer Alleinerziehenden mit zwei Kindern nicht bei den offiziellen $12.636 lag, sondern tatsächlich (je nach Bundesland) zwischen $20.000 und $40.000.

Beispiel:
Jenny Bolton, eine Alleinerziehende mit zwei Kindern hatte einen Vollzeitjob (2.000 Stunden jährlich) bei einer Reinigungsfirma. Sie erhielt den Mindestlohn und kam 1997 zusammen mit EITC auf $ 13.168.[49] Sie lag damit knapp über der offiziellen Armutsgrenze, aber unter der tatsächlichen Armutsgrenze.

- **Food Stamps**

Jenny hat aber noch einen Anspruch auf Lebensmittelgutscheine (Food Stamps). Alle diejenigen, deren Einkommen unterhalb von 130% der Armutsgrenze liegen, haben Anspruch auf Nahrungsbeihilfen. (also unter rund 18.000$ im Fall von Jenny). Das ist das offizielle Eingeständnis, dass die Armutsgrenze nicht einmal ausreicht, um sich ausreichend zu ernähren. Die Selbständigkeit ehemaliger SozialhilfebezieherInnen geht nicht soweit, dass sie ihr Brot selbst verdienen können. Jenny und ihre zwei Kinder erhalten deswegen im Jahr noch für $2.462 Lebensmittelgutscheine. 50% der arbeitenden Frauen erhalten noch Food Stamps, 70 bis 80% der arbeitenden Frauen würden sie zustehen. Die Antragstellung ist aber so bürokratisch, dass sich nicht alle das antun. Z. B. muss jeden Monat ein Antrag mit allen Belegen über Einkünfte neu abgegeben werden. Viele werden durch die Anspruchsvoraussetzungen ausgeschlossen. Wer mehr als $2.000 Vermögen und ein Auto mit einem Wert über $ 4.650 besitzt, erhält ebenfalls keine Food Stamps. Die Bezugsdauer ist befristet. Die Zahl der BezieherInnen von Food Stamps ging aus all diesen Gründen stark zurück.
Trotzdem ernährten sich im Jahre 2001 noch etwa 20 Millionen US-Amerikaner mit Food Stamps. Sie lösen sie an den Kassen der Supermärkte ein.

- **Medicaid**

Die Kinder von Jenny Bolton haben bis zum Alter von 15 Jahren Anspruch auf Medicaid, die staatliche Krankenversicherung. Sie

45 Martin Gehlen, Jobwunder USA, Der Tagesspiegel 24. 01. 2000
46 siehe Fußnote 44
47 ausführliche Angaben und links zum Thema Poverty and Familiy Budgets über www.epinet.org/Issueguides/poverty/poverty.html
48 Ehrenreich 2001, 205
49 David T. Ellwood, The Plight of The Working Poor, November 1999 über http://www.brookings.edu/comm/childrensroundtable/issue2.htm vom 02. 11. 01

selbst hat ihren Anspruch verloren, weil sie aus der Sozialhilfe ausgeschieden ist. Sie muss sich also selbst versichern oder ihre Krankheitskosten von ihrem Hungerlohn zahlen. Die Hälfte aller Eltern in den Familien der Working Poor (arbeitende Arme) haben keine Krankenversicherung.[50]

Nach der Studie von Polit waren nur 40% der Mütter, die aus der Sozialhilfe ausgeschieden waren, über Medicaid krankenversichert. Nach dem Verlassen der Sozialhilfe gibt es meistens noch 6–12 Monate einen überbrückenden Schutz durch Medicaid. Dann fällt auch der weg. *»Wo sie etwas tun müssten, ist Medicaid. Das ist sehr wichtig. Sie können die Essensmarken und die Zahlungen kürzen, sollten aber die Krankenversicherung lassen. Stell Dir vor, ich habe nicht viel getan, ich fiel und schlug mir den Kopf auf. Ich ging ins Krankenhaus und man verlangte für drei Nächte $ 300. Überleg Dir, ohne Medicaid!«* [51]

Der Bund zahlt etwa 15 Mrd. Dollar für Medicaid. Medicaid ist im wesentlichen die Krankenversicherung der nicht-arbeitenden Armen.

Während der Bezug der Steuergutschrift einfach ist, scheitern viele Arme dabei, Medicaid und Food Stamps zu bekommen, auch wenn sie berechtigt sind. Es ist zu kompliziert, die Anträge zu stellen.[52] Der Bürokratismus ist den Armen gegenüber nie groß genug.

- **Child Care**

Da Jenny nicht arbeiten kann, ohne dass ihre Kinder versorgt sind, braucht sie Kinderbetreuung. Sie gibt dafür $2.000 im Jahr aus und bekommt vom Staat als Child Care Support (Kinderbetreuungsunterstützung) $1.000 ersetzt.[53] $1.000 muss sie also aus ihrem Armutslohn aufbringen.

Diejenigen, die aus der Abhängigkeit von Sozialhilfe ausscheiden, scheiden meist nicht aus der Abhängigkeit von staatlichen Wohlfahrtszahlungen aus. *»1995 betrug in Wisconsin die Anzahl der Fälle, die Leistungen des Wohlfahrtssystems in Anspruch nahmen 118.595. Im Jahr 2000 betrug die Zahl 114.725 Hilfeempfänger. Der Rückgang beläuft sich in dieser wirtschaftlichen Boomphase auf nur 3%. Der Rückgang der Hilfeempfänger, die Geldleistungen erhalten, veränderte also nicht die Abhängigkeit der Menschen, die in Arbeit gebracht wurden, vom Wohlfahrtssystem. Sie wurden nur auf eine andere Art abhängig. Sie erhalten nun kein Geld mehr, sind aber auf andere soziale Dienste der öffentlichen Wohlfahrt angewiesen.«* [54]

Da die ehemaligen SozialhilfebezieherInnen in der Regel ohne fremde Hilfe nicht leben können, nehmen auch 75% von ihnen noch die staatlich bezahlte Unterstützungshilfe »Case-Management« der privaten Agenturen in Anspruch, denen Wisconsin die Arbeitsvermittlung übertragen hat.

Aus all diesen Gründen gab die für die Sozialhilfereform zuständige Staatsse-

kretärin Jennifer Reinert zu: *»Dass sie* (die früheren Sozialhilfeempfänger) *auf ihren eigenen Beinen stehen können, konnten wir aber nicht erreichen.«*[55] Politische Bilanzfälscher in Deutschland, die auf die Karte Wisconsin setzen, unterschlagen solche zusammenfassenden Bewertungen.

Insgesamt gibt der Bund in den USA 1999 etwa 52 Mrd. Dollar an Hilfe für Geringverdiener aus. 1984 waren es nur 6 Mrd. Dollar. Die Sozialleistungen explodierten also.

Die entsprechenden Länderausgaben, kommunalen Ausgaben und die Ausgaben der privaten Wohltätigkeit kommen noch dazu.

- **Zu wenig Lebensmittel trotz staatssubventionierter Löhne**

Das Institute for Research and Poverty (IRP) stellte fest, dass es trotz aller staatlichen Zuschüsse nur einem Drittel der ehemaligen SozialhilfebezieherInnen besser ging als zu der Zeit, in der sie noch Sozialhilfe bezogen.[56]

Das Economic Policy Institute in Washington hat untersucht, welchen Lebensstandard Familien von LohnarbeiterInnen haben, deren Einkommen unter 200 % der offiziellen Armutsgrenze liegt.

41 % der Familien klagten darüber, nicht genug zu essen zu haben. Jede fünfte Familie musste auf Mahlzeiten verzichten, weil sie kein Geld hatte, Lebensmittel zu kaufen.

Ein Drittel der Familien hatte keine Krankenversicherung und jede siebte Familie erhielt nicht die notwendige medizinische Hilfe.

Ein Viertel der Familien war nicht in der Lage, Miete zu zahlen oder Nutzungsgebühren bzw. den Schuldendienst für's Haus.[57] Andere Studien über ehemalige SozialhilfebezieherInnen, die unabhängig von Sozialhilfe leben und arbeiten, ergaben: *»Fast ein Drittel erlebt Zeiten, in denen nicht genug Geld da ist, um für die Familie das Essen auf den Tisch zu stellen. 37% geraten wiederholt mit Mietzahlungen in Rückstand, 33% fehlen die Mittel für die Unterbringung von Söhnen oder Töchtern in einer Kindertagesstätte.«* (Die Zeit 09. 08. 2001) Nach der Studie von Polit hatten 45 % der Frauen, die in festen und langen Arbeitsverhältnissen standen, Nahrungsmittelknappheit erlebt.

»Das Niveau der Härten, die bei den ehemaligen SozialhilfebezieherInnen festgestelt wurden, sogar bei solchen mit dauerhafter

50 Center on Budget and Policy Priorities »Poverty Despite Work Handbook« 1999 (Handbuch Armut trotz Arbeit)

51 Denise F. Polit u. a. Is Work Enough ? The Experiences of Current and Former Welfare Mothers Who Work, Manpower Demonstration Research Corporation, November 2001, 70; www.mdrc.org/Reports2001/UC-IsWorkEnough/IsWorkEnough.pdf

52 siehe Fußnote 49

53 siehe Fußnote 49

54 Karl Koch a. a. O. S. 9 f.

55 Christian Tenbrock, Die halbe Wahrheit, Die Zeit 09. 08. 2001

56 nach Demetra Smith Nightingale, Kelly S. Mikelson, An Overview of Research Related to Wisconsin works (W–2), The Urban Institute, March 2000 (www.urban.org/Uploaded/PDF/wisc_works.pdf

57 Economic Snapshot 08. 08. 2001 von Heather Boushey, www.epinet.org

Beschäftigung, läßt vermuten, dass das Verlassen der Sozialhilfe nicht zu einem höheren Lebensstandard führt.«[58]

- **Hungerhilfe**

Dem Boom des Reichtums in den 90er Jahren entsprach der staatlich geförderte Boom der Armut. Im Jahre 2000 versorgte »America's Second Harvest«, die größte private US-Organisation für Hungerhilfe, 26 Millionen US-Amerikaner mit Hungerhilfe. Fast 40% der Hungernden waren in Arbeit, je zur Hälfte Vollzeit- und Teilzeitarbeit. *»Die Hungerhilfe-Organisationen meinen, dass im letzten Jahrzehnt der größte Zuwachs hungernder Amerikaner bei den arbeitenden Armen zu finden sei.«*[59] 50% der US-Amerikaner, die Hungerhilfe bekommen haben, sind Mitglieder von Familien Alleinerziehender. »Die 1996 beschlossenen starken Einschnitte in die Sozialhilfe haben den Andrang in Suppenküchen und Nahrungsmittelverteilungsstellen dramatisch verstärkt.« (FR 12. 03. 1998)

Arbeiten und sich von privaten Lebensmittelspenden ernähren – der Gipfelpunkt von Freiheit, Menschenrechten und Selbständigkeit. Zumindest in den Augen des Kapitals, das für Arme möglichst wenig zahlen möchte – weder in Form von Löhnen, noch in Form von staatlichen Unterstützungen.

Das Jobwunder hat seine Ausläufer im Wunder, wie man trotz Hunger noch arbeiten kann.

1.436 | Sozialhilfereform im Interesse des Kapitals

Die Sozialhilfereform ist letztlich ein gewaltiges staatliches Unterstützungsprogramm für das Kapital.

Mit der Drohung, die Sozialhilfe zu streichen, wurden Millionen alleinerziehende Frauen auf den Arbeitsmarkt getrieben.

»Weil in vielen Regionen die Arbeitsmarktlage bereits angespannt ist, suchen die Unternehmen vielfach dringend geeignete Arbeitskräfte. ›Die Firmen rufen um Hilfe‹, sagte Doug Rothwell, Chef der staatlichen Job Commission in Michigan. ›Der Zeitpunkt für eine Welfare Reform (Sozialhilfereform) *konnte nicht besser gewählt worden sein.‹«*[60] Das war 1996. Tausende von Welfare-Work Partnerschaften wurden von Firmen wie United Airlines, United Parcel Service und Burger King gegründet. (FR 07. 01. 1999)

Der durch Spekulation angeheizte High-Tech-Boom war die Voraussetzung für zusätzliche Beschäftigung. Ohne ihn hätte der stärkere Zwang zur Arbeit wenig genützt.

Von 1996 bis 2001 stellten Gaststätten 550.000 Leute ein, der Einzelhandel (Retail Trade) insgesamt rund 2 Millionen Arbeitskräfte. Verkehrs- und Trans-

portunternehmen stellten 2,8 Millionen Leute ein. Im Gesundheitswesen wurden 1,6 Millionen Personen mehr beschäftigt. Leiharbeitsfirmen, Reinigungsfirmen, private Haushalte usw. suchten im Boom Leute.

Nach der Studie von Polit waren über 50% der ehemaligen SozialhilfebezieherInnen als Putzfrauen (maids), Kassiererinnen, Gesundheits- oder Pflegehilfen, Kinderbetreuerinnen, Verkäuferinnen, Büroangestellte, Friseusen, Sekretärinnen oder in der Lebensmittelproduktion beschäftigt.

Die Sozialhilfereform führte dem Arbeitsmarkt frische Kräfte zu und drückte zugleich die Löhne nach unten. *»Das zusätzliche Arbeitsangebot löst Druck auf die Löhne aus.«*[61] Die Einkommensposition der unteren Lohngruppen verschlechterte sich trotz Booms und sinkender Arbeitslosigkeit. Von 1997 bis 2001 fiel der reale Wert des Mindestlohns von 5.35$ auf 4.85$, nachdem er zuvor gestiegen war. (EPI, State of Working America) Der Sozialhilfereform sei Dank. Der Zwang für 5,5 Millionen Alleinerziehende, irgendeine Arbeit aufzunehmen, drückte die Löhne im Boom nach unten.

Wenn Löhne nicht zum Leben reichen, wenn Frauen trotz Arbeit weder krankenversichert sind, noch bezahlten Urlaub haben, wenn sie wissen, dass sie bei Krankheit der Kinder gefeuert werden, wenn sie wegen der Entfernung Mühe haben, zur Arbeit zu kommen, wenn sie keine Lohnfortzahlung im Krankheitsfall haben usw., sind sie ständig auf der Suche nach einem besseren Job mit besseren Bedingungen. Je tiefer der Lohn fällt, desto eher wechselt man den Job, wenn man irgend kann. Und diejenigen, die es nur irgend vermeiden, Jobs zu Hungerlöhnen anzunehmen, nehmen sie nicht an.

Ein Manager beim Reinigungsunternehmen The Maids erklärte, er könne seinen Umsatz über Nacht verdoppeln, wenn er nur genügend verläßliche Arbeitskräfte finden könnte.[62] Kein Wunder. Wenn der Lohn so niedrig ist, dass Putzfrauen öfter kein Geld für's Mittagessen haben, ist Verläßlichkeit schwer zu erwarten.

Ohne Zwang anzuwenden ist es schwer möglich, Menschen einer Arbeit zuzuführen, von der sie nicht leben können. Die Befristung der Sozialhilfe soll die ArmutslöhnerInnen dazu zwingen, ihre Ausbeuter nicht zu wechseln. Die Drohung mit der Streichung der Sozialhilfe musste her, um sie zu zwingen, ohne gesicherte Kinderbetreuung und ohne weitere Krankenversicherung mit Arbeit anzufangen, die sie allenfalls zeitweise ernährt.

58 Nadita Verma u. a. Monitoring Outcomes for Cuyahoga County's Welfare Leavers: How They Are Faring?, April 2001, 11; www.mdrc.org/Reports2001/UC-Cuyahoga-WelfareLeavers/UC-Cuyahoga-WelfareLeavers.pdf

59 www.secondharvest.org/whoshungry/working_poor.html vom 02. 11. 2001

60 siehe Fußnote 40

61 Waltraud Schelkle, Lohnsubventionen sind keine billige Lösung, FTD 29. 05. 2000

62 Ehrenreich 2001, 208

»Sobald die Anspannung auf dem Arbeitsmarkt nachläßt, wird sich zeigen, daß die Unternehmen keinesfalls aus reiner Menschenfreundlichkeit bereit sind, Millionen von niedrig qualifizierten Arbeitnehmern einzustellen.«[63] Eben – dann werfen sie sie wieder raus. Und die Befristung der Sozialhilfe macht die entlassenen Frauen zu BettlerInnen. Denn nur im Einzelfall und ausführlicher Begründung kann die Frist überschritten werden.

63 Richard A. Melcher, Welfare Reform: Die harten Zeiten kommen noch, Business Week 05. 05. 1997, 42

Teil 2

Arbeitslosigkeit: Das Kapital ist das Problem

Das Kapital geht davon aus, dass Arbeitslosigkeit eine Folge der Unfähigkeit von LohnarbeiterInnen ist, sich seinen Anforderungen anzupassen.
Die LohnarbeiterInnen hemmen gewissermaßen den Fortschritt. Sie sind faul, träge, egoistisch, unbeweglich und zu anspruchsvoll, unabhängig davon, ob sie arbeitslos sind oder arbeiten. Sie kosten immer zu viel und schwächen damit das Kapital. Sie bringen den Privateigentümern zu wenig ein, so dass sich ihre Beschäftigung oft nicht lohnt. Immer mehr LohnarbeiterInnen erscheinen dem Kapital als Risikogruppen.
Mit anderen Worten: die mangelnde Produktivität der LohnarbeiterInnen soll die Hauptursache der Arbeitslosigkeit sein.
Das Kapital streitet jede Verantwortung für seine eigenen Probleme ab und macht die LohnarbeiterInnen zum Problem.
In Wirklichkeit ist es nämlich umgekehrt:
Es ist die steigende Produktivität selbst, die, eingepresst in die Zwänge der Kapitalverwertung, immer mehr Menschen überflüssig macht und sie in Arbeitslose verwandelt.
Das Kapital wird mit der steigenden Produktivität nicht fertig.
Die steigende Produktivität führt unter seiner Regie tendenziell zu einem Fall der Profitraten.
Sie führt deshalb gleichzeitig zu wachsender Investitionsmüdigkeit und zu riesigen Kapitalüberschüssen.
Die Arbeitslosigkeit des Kapitals ist die Kehrseite der Arbeitslosigkeit der Ware Arbeitskraft.
Die steigende Produktivität führt zum Export der überquellenden Kapitalmassen.
Sie führt ferner zu Krisen. Mit den Krisen zeigt das Kapital am deutlichsten, dass es der Entwicklung der Produktivkräfte im Wege steht und sie gewaltsam auf das Maß zurückschneidet, das in seinen kleinen Profitrahmen passt.
Es ist das Kapital selbst, das die Produktivität der LohnarbeiterInnen hemmt und ihre »Leistungsbereitschaft« in wachsendem Maße nicht mehr nutzen kann. Die Nutzung der Fähigkeiten von Millionen Menschen rechnet sich für das Kapital immer weniger. Immer mehr LohnarbeiterInnen verwandeln sich deswegen in »Problemgruppen des Arbeitsmarkts«.
Die Arbeitslosigkeit wächst nicht, weil die LohnarbeiterInnen immer fauler, unflexibler, teurer, anspruchsvoller usw. werden.

Es ist das Kapital selbst, das aufgrund seiner eigenen Logik seine rentable Verwertung immer mehr untergräbt. Dem Kapital erscheint das so, als ob es die LohnarbeiterInnen sind, die seine rentable Verwertung untergraben.
Die Kapitalverwertung zieht sich aber im Laufe ihrer Entwicklung selbst den Boden unter Füßen weg. Das Kapital selbst ist die wahre »Problemgruppe«. Damit beschäftigt sich der zweite Teil des Buchs.

1 Arbeitsmarkt 2001, 90
2 Arbeitsmarkt 2001, 38, 63, 75

2.11 | Technische Revolution – Ursache der Arbeitslosigkeit?

Wenn wir beginnen, die Verantwortung für die Arbeitslosigkeit nicht mehr bei den LohnarbeiterInnen zu suchen, springt uns als Erstes der technische Fortschritt ins Auge.

Mehr als die Hälfte der Bevölkerung nennt in Umfragen den technischen Fortschritt als wichtigste Ursache der Arbeitslosigkeit. Computer und Automation würden mehr Arbeitsplätze vernichten als schaffen.[1]

Die Aussage eines Wirtschaftskapitäns der USA machte die Runde: *»20% der arbeitsfähigen Bevölkerung würden im kommenden Jahrhundert genügen, um die Weltwirtschaft in Schwung zu halten. ›Mehr Arbeitskraft wird nicht gebraucht‹, meint Magnat Washington SyCip. Ein Fünftel aller Arbeitssuchenden werde genügen, um alle Waren zu produzieren und die hochwertigen Dienstleistungen zu erbringen, die sich die Weltgesellschaft leisten könne.«*[2]

80% der arbeitsfähigen Bevölkerung könnten also überflüssig werden. Warum? Weil der technische Fortschritt sie freisetzt.

Der amerikanische Publizist Jeremy Rifkin schrieb: *»Wir treten in ein Zeitalter ein, in dem die menschliche Arbeitskraft mehr und mehr durch Maschinen ersetzt wird. (...)Auch wenn genauere Voraussagen nur schwer zu treffen sind, so deutet doch alles darauf hin, daß zumindest in der Industrie in den ersten Jahrzehnten des kommenden Jahrhunderts* (also des Jahrhunderts von 2000 bis 2050) *kaum noch Arbeitskräfte gebraucht werden. Der Dienstleistungsbereich, in dem die Automatisierung langsamer vonstatten geht, wird gegen Mitte des nächsten Jahrhunderts* (ab 2050) *folgen. (...) Die Arbeitskraft von Millionen Menschen wird im Wirtschaftskreislauf nicht mehr gebraucht werden, der Markt wird sie nicht mehr nachfragen. Diese brachliegende Arbeit wird zum zentralen Problem der Zukunft werden, und in allen Ländern dieser Erde wird man nach einer Lösung suchen müssen, wenn unsere Zivilisation nicht an den Folgen der Dritten Industriellen Revolution zugrundegehen soll.«*[3]

Die industrielle Revolution erzeugt also angeblich die Arbeitslosigkeit. Martin Kempe, heute Chefredakteur der ver.di-Mitgliederzeitung, schrieb im Nachwort zu Rifkins Buch, dass *»durch die ehernen Gesetze der technischen Revolution mehr Arbeitsplätze vernichtet als neu geschaffen werden.«*[4]

In dasselbe Horn stießen Lothar Späth (CDU) und McKinsey-Manager Herbert

A. Henzler: *»Unter der Annahme weltbester Produktionstechniken (...) könnte das heutige* (Anfang der 90er Jahre, RR) *Produktionsvolumen in der Bundesrepublik mit 24 Millionen Beschäftigten erreicht werden. Das entspräche bei einer Gesamtzahl von 39 Millionen Erwerbspersonen einer Arbeitslosenquote von 38 Prozent.«*[5]

Diegleichen Leute, die eben noch erklärten, dass es die LohnarbeiterInnen selbst in der Hand hätten, ob ihre Ware Arbeitskraft gekauft wird oder nicht, erklären jetzt das Gegenteil. Arbeitslosigkeit wird als unvermeidbares Ergebnis der unaufhaltsamen technischen Revolution dargestellt, die Menschen durch Maschinen ersetzt und einfach überflüssig macht. Diese müssen sich in ihr Schicksal fügen, wenn sie keine Gegner des technischen Fortschritts sein wollen.

2.111 | Neue Techniken: Sinkende Arbeitszeit zur Herstellung von Produkten

Neue Techniken machen aber zunächst einmal nicht arbeitslos, sondern senken nur die Arbeitszeit, mit der Produkte hergestellt werden.

Beispiel:

Rotthaler Fruchtsaft aus dem bayerischen Rotthalmünster stellte eine neue vollautomatische Abfüllstraße für 3 Millionen Euro auf. Mit der alten Anlage konnten pro Stunde 5 bis 12.000 Flaschen je nach Typ gefüllt werden. In Zukunft sind es unabhängig vom Typ 20.000 Flaschen pro Stunde. *»Vollautomatisch heißt auch, dass auf die eine oder andere Arbeitskraft verzichtet werden kann«,* kommentierte die Passauer Neue Presse. (31. 07. 2002, 21)

Wenn pro Stunde 20.000 statt z. B. 10.000 Flaschen gewaschen und abgefüllt werden können, sinkt die Arbeitszeit für die Abfüllung von 100 Flaschen von 36 auf 18 Sekunden. Die durchschnittliche Arbeitszeit für die Herstellung eines Produkts fällt.

Damit fällt aber auch die Gesamtarbeitszeit, die aufgewandt werden muss, um eine gleichbleibende Menge an Flaschen mit Fruchtsäften usw. abzufüllen. Es werden nicht mehr so viele Arbeitskräfte zum Abfüllen von Flaschen benötigt. Ähnliche Prozesse spielen sich in allen Bereichen der Güterproduktion ab.

2.1121 | Neue Techniken: Sinkende Nachfrage nach Arbeitskraft

In der Summe führen die revolutionären technischen Veränderungen dazu, dass mit einer gleichbleibenden oder sinkenden Zahl

1 Friedrich 1998, 107
2 Hans-Peter Martin, Harald Schumann, *Die Globalisierungsfalle*, Reinbek 1996, 12
3 Rifkin 1998, 218
4 Rifkin 1998, 225
5 Herbert A. Henzler, Lothar Späth, *Sind die Deutschen noch zu retten?*, München 1993, 29

von Beschäftigten eine wesentlich größere Menge an Produkten hergestellt werden kann. Anders ausgedrückt: Der gleiche Umsatz kann mit erheblich weniger Beschäftigten erwirtschaftet werden.

Beispiel Stahlindustrie

Im Jahr 2000 war die Stahlproduktion pro Beschäftigtem mit 452 Tonnen vierzehn Mal höher als 1960. Dieselbe Menge Stahl kann heute mit einem Bruchteil von StahlarbeiterInnen hergestellt werden. (metall 4/2002, 23)

Beispiel Elektroindustrie

2001 machte die Branche mit etwa 880.000 Beschäftigten 148 Mrd. Euro Umsatz. (FR 20. 08. 2002) 1972 erzeugten 1,05 Millionen Beschäftigte einen Umsatz von rund 30 Mrd. Euro. Die Produktivität, gemessen als Umsatz pro Beschäftigtem, ist in den letzten dreißig Jahren etwa um das 6-fache gestiegen.

Mit der Senkung der erforderlichen Arbeitszeit fallen tendenziell auch die Preise, so dass der Umsatz relativ zur Menge der Produkte sinken kann.

Die Produktivität von ArbeiterInnen der Verarbeitenden Industrie, gemessen am Umsatz pro ArbeiterIn, stieg von 1970 bis 2000 um das 7,1 – fache. 1970 betrug der Umsatz pro ArbeiterIn 90.696 DM, im Jahre 2000 waren es 642.092 DM.[6] Allein von 1991 bis 2000 stieg die Produktivität der ArbeiterInnen der Verarbeitenden Industrie in Deutschland um etwa das Doppelte, von 333.731 DM pro ArbeiterIn auf 642.092 DM.

Noch nie in der Geschichte der Menschheit ist die Produktivität so rasch gestiegen wie in den letzten Jahrzehnten. Insbesondere in den 90er Jahren stieg sie rasant an.

Die Erste Industrielle Revolution schuf die Voraussetzungen, um menschliche Körperkraft durch die Kraft von Maschinen zu ersetzen, die mit Motoren angetrieben werden.

Die Zweite Industrielle Revolution steigerte die Produktivität durch Fließbandarbeit und Standardisierung der Arbeitsabläufe.

Die Dritte Industrielle Revolution macht es möglich, die Funktionen des menschlichen Gehirns durch elektronische Steuerung von Produktionsprozessen zu ersetzen.

Bearbeitungsschritte zur Herstellung von Produkten können auf Chips gespeichert werden, die die Anlagen elektronisch steuern. Arbeitskräfte, die bisher mit ihrem Produktionswissen den Ablauf der Bearbeitungsschritte selbst steuerten, werden ersetzbar.

2.1122 | Sinkendes Arbeitsvolumen

Die steigende Produktivität führt zu einem sinkenden gesamtwirtschaftlichen Arbeitsvolumen. Als Arbeitsvolumen (Arbeitsumfang) wird die Gesamtarbeitszeit aller LohnarbeiterInnen bezeichnet. *»Erst das Arbeitsvolumen und*

seine Veränderung spiegeln die gesamtwirtschaftliche Entwicklung der Erwerbsarbeit wieder.«[7]

In Westdeutschland sank das Arbeitsvolumen von 1970 bis 2000 von 52 Millionen Arbeitsstunden auf rund 39,7 Millionen Arbeitsstunden oder um 23,6%. In Gesamtdeutschland arbeiteten die LohnarbeiterInnen 1991 (auf dem Höhepunkt des Aufschwungs) insgesamt 51,6 Milliarden Stunden. Auf dem Höhepunkt des folgenden Aufschwungs, im Jahre 2000, lag das Arbeitsvolumen bei 48,3 Millionen Stunden.[8] Das sinkende Arbeitsvolumen drückt allgemein den Fortschritt der Produktivität aus.

Wunderbar, dass der Arbeitsaufwand abnimmt. Aber der Fortschritt der Produktivität drückt sich unter kapitalistischen Bedingungen ebenso in einem steigenden Arbeitsvolumen aus, das brach liegt, eben der Arbeitslosigkeit.

In Deutschland repräsentieren die arbeitslosen LohnarbeiterInnen ein brachliegendes Arbeitsvolumen von rund 8,3 Mrd. Stunden. (3,85 Millionen registrierte Arbeitslose plus 1,19 Millionen Arbeitslose in der Stillen Reserve ohne Arbeitslose in Maßnahmen, multipliziert mit 1.647 Stunden Jahresarbeitszeit.) Rund 15% des insgesamt offiziell vorhandenen Arbeitsvolumens liegt brach. (Arbeitsmarkt 2001, 25)

2.113 | Nicht die Technik – Profit ist das Problem

Wenn Güter in immer kürzerer Zeit hergestellt werden können, scheint das zwangsläufig zu Arbeitslosigkeit führen zu müssen. Man braucht eben weniger Leute. Es scheint so, ist aber nicht so.

Denn so wenig wie eine Waffe daran schuld ist, dass ein Schüler Lehrer erschießt, so wenig ist eine Maschine daran schuld, dass Arbeitskräfte arbeitslos werden.

- **Arbeitslosigkeit statt allgemeiner Arbeitszeitverkürzung**

Der technische Fortschritt macht es möglich, weniger Arbeitszeit aufzuwenden, um das Lebensnotwendige zu erarbeiten. Weniger Arbeitszeit bedeutet mehr Lebenszeit, Freisetzung von Energie für die Entwicklung anderer Fähigkeiten und Bedürfnisse, für menschliches Zusammenleben usw. Die technische Revolution macht zum ersten Mal in der Geschichte eine drastische allgemeine Arbeitszeitverkürzung möglich.

Ob diese Möglichkeit genutzt wird, hängt allerdings nicht von der Technik selbst ab, sondern von den ökonomischen Verhältnissen insgesamt, unter denen sie wirkt.

6 eigene Berechnung nach Sachverständigenrat 1997, 368 u. 372 und Sachverständigenrat 2001, 425 u. 427

7 Arbeitszeit und Arbeitsvolumen Teil I, IAB-Kurzbericht Nr. 3/2001, 4

8 IAB Kurzbericht Nr. 3/2001, 5; Statistisches Taschenbuch 2002, Tab. 4.8 für 1970

Wir sehen, dass diese Möglichkeit kaum genutzt wird. Die durchschnittliche Wochenarbeitszeit von männlichen Arbeitern in Deutschland lag in allen Jahren von 1992 bis 2000 höher als 1991. (Statistisches Taschenbuch 2001, Tab. 4.6) Die von männlichen Angestellten blieb etwa gleich. Nur die durchschnittliche Arbeitszeit von Arbeiterinnen und weiblichen Angestellten fiel um etwa 10 % – vor allem wegen Teilzeitarbeit.

Dass die rasch gestiegene Produktivität nicht mit einer drastischen allgemeinen Arbeitszeitverkürzung verbunden war, liegt nicht an der Halsstarrigkeit der hochmodernen Anlagen. Es liegt an den wirtschaftlichen Interessen der Besitzer dieser Anlagen. Die revolutionäre Technik macht – endlich, kann man sagen – eine drastische Arbeitszeitverkürzung möglich, aber das Kapital versucht sie zu verhindern, weil sie seine Profite schmälert.

Das wird ausführlich im Teil 3 behandelt. (→ vor allem 3.11 und 3.16)

Es gehört ferner nicht zur Natur des technischen Fortschritts, Überstunden zu erzwingen, die Arbeitszeit zu verlängern und durchzusetzen, dass jede Minute Arbeitszeit für die »Wertschöpfung« ausgenutzt wird, während Millionen Menschen arbeitslos sind. Es sind die Interessen der Besitzer der Produktionsmittel. Der höhere Arbeitsstress der beschäftigen Arbeitskräfte produziert und verlängert die Arbeitslosigkeit anderer Teile der LohnarbeiterInnen.

Die moderne Technik ist ein Mittel der Kapitalvermehrung. Sie verkörpert Kapital. Erst die Eigenschaft der Produktionsmittel, Kapital zu sein, das nur der weiteren Vermehrung des Kapitals dient, erzwingt Überarbeitung auf der einen und Entlassungen auf der anderen Seite. Die modernen Produktionsmittel selbst tun es nicht.

2.114 | Eigentumsverhältnisse verursachen Arbeitslosigkeit, nicht die Technik

Computergesteuerte Bearbeitungszentren machen Entlassungen zwar technisch möglich. Aber die Entlassungen werden nicht von Maschinen ausgesprochen, sondern von Menschen, von den Inhabern der Unternehmen. Erst sie schaffen einen Zustand, in dem Fortschritte der Technik die Existenzunsicherheit der LohnarbeiterInnen erhöhen.

Wenn Arbeitskräfte freigesetzt werden, weil die notwendige Arbeitszeit abnimmt, könnten sie sich anderen Dingen zuwenden. Warum werden nicht für alle Arbeitskräfte, die auf Grund der technischen Entwicklung notwendigerweise freigesetzt werden, neue Arbeitsmöglichkeiten entwickelt, bevor sie entlassen werden? Die Abfüllanlage selbst kann sich nicht darum kümmern.

Je nach Größe der Unternehmens können Freigesetzte heute innerhalb des Unternehmens versetzt oder für andere Aufgaben qualifiziert werden. Je größer das Kapital ist, desto größer sind die Möglichkeiten dafür. Noch in der Phase der Planung der technischen Veränderungen müsste Personal abgestellt sein, das sich um den zukünftigen Verbleib der Freigesetzten auch außerhalb des Unternehmens kümmert. Die Zuständigkeit des Privateigentums endet aber an seinen Werkstoren. Diejenigen, die nicht aus eigener Initiative vor der Entlassung eine neue Stelle gefunden haben, werden aus dem Zuständigkeitsbereich der Privateigentümer entfernt, die mit ihnen nichts mehr anfangen können.

Sich auch noch um die zukünftige Entwicklung der Überflüssigen zu kümmern, würde den betrieblichen Profit schmälern und dem Kapital schaden.

Wenn es doch geschieht, dann nur in bescheidenem Umfang und nur, weil diejenigen, die auf der Entlassungsliste stehen, sich gegen ihre Entlassung in die Arbeitslosigkeit wehren. Eine »soziale Verantwortung« der Privatunternehmen im Sinne einer Gesamtverantwortung für das Schicksal jedes Beschäftigten gibt es nicht.

Der Rahmen der einzelnen Privatunternehmen, auch wenn sie noch so mächtig sind, ist dafür zu eng. Voraussetzung für die Arbeitslosigkeit von Freigesetzten sind also zunächst einmal die Eigentumsverhältnisse. Sie machen eine vorausschauende Gesamtplanung für alle freigesetzten LohnarbeiterInnen unmöglich.

Wenn der Gesamtbedarf eines Unternehmens an Arbeitskraft mit der technischen Entwicklung abnimmt, landet also ein bedeutender Teil der Freigesetzten zwangsläufig auf dem Arbeitsmarkt. Sie werden im wesentlichen sich selbst überlassen.

Arbeitslosigkeit ist Ausdruck eines Zustands kollektiver Verantwortungslosigkeit den arbeitenden Menschen gegenüber.

Bei massenhaftem Personalabbau gibt es vereinzelt Beschäftigungs- oder Transfergesellschaften bzw. betriebliche Leiharbeitsfirmen, wie die PersonalServiceAgentur bei der Telekom. Sie stellen die Freigesetzten ein und sollen sich darum kümmern, sie irgendwo anders unterzubringen bzw. neu zu qualifizieren. Sie verlängern die Zeit, die man hat, sich eine neue Stelle zu suchen. Beschäftigungsgesellschaften dienen heute im wesentlichen dazu, den Widerstand bei der Abwicklung von Freigesetzten zu verringern. Da sich die Nachfrage nach Arbeitskraft aufgrund des technischen Fortschritts gesamtwirtschaftlich verringert, nehmen die Vermittlungsmöglichkeiten auf der Ebene von Konzernen ab.

Das Kapital betrachtet die Freigesetzten als Kostenfaktoren. Die »Theorie«, dass der technische Fortschritt schuld an der Arbeitslosigkeit sei, drückt aus, dass sich das Kapital eben nicht für die Freigesetzten verantwortlich fühlt. Es fühlt sich allerdings dafür verantwortlich, die Kosten der Arbeitslosigkeit zu senken, weil das über die »Lohnnebenkosten« bzw. Steuern gewissermaßen von außen auch seine betrieblichen Profite beeinträchtigt.
Dann stört es sich plötzlich daran, dass für 600 Arbeitslose nur ein einziger Arbeitsvermittler da ist und für 150–200 Sozialhilfehaushalte ein(e) SachbearbeiterIn. Die beste Arbeitsvermittlung aber kann das Problem nicht lösen, dass alle Unternehmen mit Hilfe der modernen Technik die Nachfrage nach Arbeitskraft mehr und mehr verringern.

2.115 | Technik ist nicht die Ursache von Überproduktion und Krisen

Es ist auch nicht die Technik, die immer wieder Krisen hervorruft, in denen Arbeitskräfte auf die Straße geworfen werden.
Computergesteuerte Anlagen und Bandstraßen können nichts dafür, dass mit ihrer fleißigen Hilfe wesentlich mehr Autos, Handys usw. produziert werden als abgesetzt werden können. Sie sind das Mittel, um Überproduktion zu erzeugen, aber nicht die Ursache.
Die elektronisch gesteuerten Schweißroboter haben sich nicht selbst aufgestellt und in der Automobilindustrie Überkapazitäten von 25 % erzeugt. Verantwortlich für Überproduktion sind ausschließlich die Eigentümer der Produktionsmittel, die die Produktion so merkwürdig organisieren, dass Überproduktion als Folge entsteht. (→ 2.3)
Jedes Privatunternehmen, das in moderne Technik investiert, produziert die wachsende Fülle von Gütern für einen Markt, den es nicht kennt. Erst wenn Waren liegen bleiben, stellt man fest, dass man zu viele moderne Produktionsmittel hat. Erst das macht hochmoderne Anlagen zu »Überkapazitäten«, die mitsamt der Menschen, die an diesen Anlagen arbeiten, abgebaut werden müssen.

2.116 | Technik – nur ein Mittel

Die Arbeitslosigkeit ist also keine »technologische Arbeitslosigkeit«, sondern letztlich eine Folge der wirtschaftlichen Verhältnisse, unter denen die Technik wirkt. Maschinen, auch wenn sie technisch hochentwickelt sind, sind letztlich nur Werkzeuge in der Hand von Menschen. Sie können je nach ihrer Verwen-

dung zerstörerische Folgen haben oder positive Folgen. Es ist nicht das Messer, das einen Mörder zwingt, jemanden umzubringen.
Der technische Fortschritt ist auch nicht die letzte Ursache des Untergangs von Kleineigentümern. Ursache ist, dass sich der technische Fortschritt auf dem Boden der Konkurrenz von Privateigentümern entwickelt, die jeder für sich ihr Kapital verwerten müssen. Wenn sie das nicht mehr ausreichend können, gehen sie unter. (→ 3.43)
Der technische Fortschritt ist insgesamt ein Mittel, das Leben zu erleichtern und Arbeitsanstrengungen zu verringern. Freigesetzt zu werden von anstrengender Arbeit, ist ein gewaltiger Fortschritt. Aber in der Hand von Privateigentümern wird die Freisetzung von notwendiger Arbeit zum Mittel, den Konkurrenten zu ruinieren, die Existenzunsicherheit von LohnarbeiterInnen zu vergrößern und ihre Lebensbedingungen zu verschlechtern.
Nur wenn der Zuständigkeitsbereich der Unternehmen aufgrund der Eigentumsverhältnisse an den Werkstoren ihres Privateigentums aufhört, nur wenn der Zweck der Produktion nicht die bestmögliche Gesamtentwicklung von Menschen, sondern die Vermehrung des privaten Kapitals ist, wenn also deswegen für die Gesamtentwicklung von Menschen niemand zuständig ist, nur wenn Arbeitskräfte Waren sind, die je nach Bedarf von privatem Kapital genutzt oder abgestoßen werden, drückt sich technischer Fortschritt in der verrückten Form der Arbeitslosigkeit aus.

2.117 | Der technische Fortschritt untergräbt die Bedingungen der Kapitalverwertung – Fall der Profitraten

Das Problem liegt aber noch tiefer. Die technisch hochgerüsteten Produktionsmittel sind nicht nur technische Wunderwerke, gesteuert von künstlichen elektronischen Gehirnen. Sie sind vor allem Kapital, sogenanntes »Sachkapital«. Sie werden nur zu dem Zweck in Bewegung gesetzt, mit ihrer Hilfe Kapital ausreichend zu vermehren. Wenn nicht, dann nicht.
Auch Arbeitskräfte sind nicht nur Menschen mit persönlichen Qualifikationen und Fähigkeiten, sondern in erster Linie Kapital. Auch sie werden nur beschäftigt, wenn sie das Kapital ausreichend vermehren.
Das Problem besteht nun darin, dass der technische Fortschritt in der Hand des Kapitals dazu führt, dass die Verwertung des Kapitals sich langfristig immer mehr verschlechtert. Investitionen und auch die Beschäftigung von Arbeitskräften lohnen sich tendenziell immer weniger.
Diesen merkwürdigen Prozess wollen wir im folgenden Kapitel untersuchen.

2.12 | Steigende Produktivität: Ursache tendenziell fallender Profitraten

218

Jeder weiß, dass Unternehmen Kapital investieren, um Gewinne zu machen. Unternehmen fassen ihre gesamten Anstrengungen in einer einzigen mageren Zahl zusammen, nämlich dem Prozentsatz der Gewinne in Bezug auf das eingesetzte Kapital. Diesen Prozentsatz nennt man auch Rendite oder Profitrate (d. h. die Rate – das Verhältnis, in dem der Profit zum investierten Kapital steht). Wieviel Prozent wirft das investierte Kapital ab? Das ist letztlich das Einzige, was das Kapital interessiert.

Über ausreichende Renditen das eingesetzte Kapital zu verwerten, ist der einzige Zweck des Kapitals. Der Finanzwissenschaftler und Regierungsberater Bert Rürup bezeichnete Unternehmen deswegen als *»renditegesteuerte wirtschaftliche Einrichtung«*.[1]

Jährlich kommen zehntausende neue Bücher auf den Markt. Mit dem, was hierzulande das Wichtigste ist, mit dem, was hinten rauskommt, beschäftigt sich kaum eines. Wenn über das Wichtigste nicht besonders gern geredet wird, muss etwas faul sein.

2.121 | Steigende Profite – fallende Profitraten

Indem Unternehmen Gewinne machen, »verwertet« sich ihr Kapital. Anders ausgedrückt: die Werte nehmen zu, in denen sich das Kapital verkörpert. Es verwertet sich, indem es sich vermehrt.

Wir sehen nun eine eigenartige Entwicklung.

Einerseits erhöhen sich die Profite mit dem Wachstum des Kapitals.

Die Unternehmens- und Vermögenseinkommen, in denen die Unternehmensgewinne enthalten sind, sind von 170 Mrd. DM im Jahre 1970 auf 825 Mrd. DM im Jahre 2000 gestiegen.[2]

Andererseits sind aber die Profitraten des Kapitals, das Verhältnis, in dem die Profite zum eingesetzten Kapital stehen, in diesem Zeitraum langfristig gefallen.

- **Sinkende Nettoumsatzrenditen**

In den offiziellen Statistiken werden die Profite nie auf das insgesamt investierte Kapital bezogen, sondern z. B. auf den Umsatz. Die Rendite heißt dementsprechend »Nettoumsatzrendite«. Die Nettoumsatzrendite bezieht den Nettogewinn (Bruttogewinn nach Abzug der Gewinnsteuern) auf den Umsatz (d. h. den Gesamterlös eines Unternehmens aus dem Verkauf seiner Waren).

Nach Angaben des Bundesverbandes der Deutschen Industrie lagen die Nettoumsatzrenditen der westdeutschen Unternehmen in Produzierendem Gewerbe, Handel und Verkehr bis 1972 noch in der Regel über 3%. Das ist später nie mehr erreicht worden. Die Nettoumsatzrenditen vom Ende der 90er Jahre (2%) liegen unter dem Niveau der Renditen der gesamten 70er Jahre, aber auch noch unter dem Niveau vom Ende der 80er Jahre. (IdW 1996, Tab. 69; IdW 2001, Tab. 5.3) Die Nettoumsatzrenditen sind in den letzten drei Jahrzehnten etwa um 30–40% gefallen. Und das, obwohl die Gewinnsteuern seit den 80er Jahren stark gesenkt worden sind. Ohne diese Senkungen wären die Nettoumsatzrenditen noch erheblich niedriger. Ihren Tiefpunkt in der Nachkriegsgeschichte Deutschlands erreichten die Nettoumsatzrenditen mit 1,2% im Krisenjahr 1993.

- **Sinkende Sachkapitalrenditen**

Der Profit wird auch auf das in Maschinen, Anlagen und Gebäude investierte Kapital (das sogenannte »Sachkapital«) bezogen. Die entsprechende Rendite heißt dann Sachkapitalrendite. Auch die Sachkapitalrenditen sind gefallen. Das bedeutet, dass immer mehr Sachkapital aufgewandt werden musste, um denselben Gewinn zu erzielen. Das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung stellte 1998 eine *»in den letzten 25 Jahren festzustellende Tendenz einer insgesamt sinkenden (...) Sachkapitalrendite«* fest. (DIW Wochenbericht 13/1998, 237) Die Sachkapitalrendite erreichte ihren bisher unübertroffenen Tiefpunkt im Krisenjahr 1993. *»Der Einbruch in der Rezession 1992/93 war beispiellos.«* (ebda. 235)

Auch die Sachkapitalrenditen weisen aus, dass die Profitraten in den letzten dreißig Jahren um etwa 40% gefallen sind.

- **sinkende »Kapitalproduktivität«**

Im Fall der sogenannten »Kapitalproduktivität« drückt sich ebenfalls der Fall der Profitraten aus. Die Kapitalproduktivität bezieht das Sachkapital auf das erwirtschaftete reale (preisbereinigte) Bruttoinlandsprodukt. Nach Angaben der Deutschen Bundesbank fiel die Kapitalproduktivität in Deutschland von 1992 bis 2001 um jährlich 1,1%.[3]

Das Statistische Bundesamt stellte fest, dass die Kapitalproduktivität im Produzierenden Gewerbe ohne Baugewerbe im Jahr 2000 um etwa 9% unter dem Niveau von 1991 lag. Auf 1000 Euro Sachkapital entfielen nicht mehr 368 Euro BIP, sondern nur noch 333 Euro. (Statistisches Bundesamt 2002, 81) Besonders heftig fiel die Kapitalproduktivität im Jahr 1993 mit 8,4%.

1 Bert Rürup, Fischer – Wirtschaftslexikon, Frankfurt 1995, 279
2 Statistisches Taschenbuch 2001, Tab. 1.10
3 Zur Entwicklung der Produktivität in Deutschland, Monatsberichte der Deutschen Bundesbank, September 2002, 53

2.122 | Sachkapitalrenditen sinken in allen Industrieländern, unabhängig von der Höhe der Löhne und der Sozialleistungen

220 Die Sachkapitalrenditen sinken auch im Durchschnitt der 26 mächtigsten Industrieländer, die in der OECD (Organization for Economic Cooperation and Development) zusammengeschlossen sind. Zu ihnen gehören die USA, Japan, Frankreich, Großbritannien, Deutschland, Kanada usw. In den 30 Jahren von 1960 bis 1991 sanken sie jährlich im Durchschnitt um rund 1 %.[4] Auch von 1993 bis 1996 verringerten sich die Sachkapitalrenditen in allen OECD Staaten jährlich im Durchschnitt um 1 %. (iwd 18. 12.1997)

Auch nach diesen Angaben ist also die Rendite in den letzten dreißig Jahren durchschnittlich um 30– 40 % gesunken.

Im Profitparadies USA lagen die Profitraten im Boom der 90er Jahre zwar über den Profitraten der 70er und 80er Jahre, aber immer noch unter den Profitraten der 60er Jahre.[5] Und diese wiederum lagen unter den Profitraten der 50er Jahre.[6]

Die Profitraten fallen in allen entwickelten Industrieländern. Und zwar unabhängig davon, wie hoch die Löhne, wie hoch die Sozialleistungen und wie hoch die Steuern sind. Das beweist, dass sich die Kapitalverwertung langfristig verschlechtert, ohne dass die LohnarbeiterInnen darauf einen nennenswerten Einfluss hätten. Ob sie bescheiden sind oder unverschämt, ob sie faul oder fleißig sind, ob es viele erkämpfte Rechte gibt oder nicht, ob die Arbeitslosen die soziale Hängematte ausnutzen, oder ob es gar keine Hängematte gibt, ob die Gewinnsteuern niedrig oder hoch sind, ob die Finanzpolitik, Arbeitsmarktpolitik, Wirtschaftspolitik usw. so oder so ist: All das hat letztlich zwar einen Einfluss auf die Höhe der Profitraten, aber nicht darauf, dass sie fallen.

Die Kapitalverwertung selbst muss also Mechanismen enthalten, die ihr langfristig immer engere Grenzen setzen. Das Kapital macht sich selbst das »Leben« immer schwerer.

2.123 | Zu den Ursachen der langfristig fallenden Renditen

Niemand braucht Sorge zu haben, dass das Kapital in einem Anflug von Selbsterkenntnis die Ursachen des bedrohlichen Falls der Profitraten bei sich selbst suchen würde. Es sucht die Schranken, an die es stößt, immer bei den LohnarbeiterInnen bzw. beim Staat, nie bei sich selbst. Löhne und Steuern sollen zu hoch sein, als dass genügend Profit übrig bleibt. Die Krise der Profitraten kommt immer von außerhalb.

Ob große Konzerne oder der sogenannte Mittelstand, alle Vertreter des Kapitals reagieren gleich. Z. B. beklagte der Präsident des Deutschen Sparkassen und Giroverbandes, Hoppenstedt, *»unter rein wirtschaftlichen Aspekten lohne sich unternehmerische Tätigkeit immer weniger.«* (FR 03. 09. 2002, 13) Er macht dafür natürlich hohe Sozialabgaben und hohe Steuern verantwortlich.

Den Staat können wir getrost ausklammern. Denn die Profitraten (in Form der Bruttoprofitraten, d. h. der Profitraten vor Steuern) fallen schon, bevor der Staat und seine Steuereintreiber zuschlagen. Der Staat kann also nicht die Ursache des Falls der Profitraten sein.

Aber was ist mit den LohnarbeiterInnen? Sind schon wieder sie es, die dem Kapital im Wege stehen, seine unerschöpfliche Energie lähmen und die wohlverdienten Profitraten herunterziehen?

Um das Problem aufzuklären, müssen wir uns mit dem eingesetzten Kapital beschäftigen. Die Wirtschaftsexperten »vergessen« üblicherweise, dass dazu auch das Kapital gehört, das für Arbeitskräfte aufgewandt wird. Menschen sind eben in jeder Beziehung Nebensache. Indem sie nur von Sachkapitalrenditen reden, erwecken sie den Eindruck, dass die Gewinne nur von Sachen, von Maschinen, Anlagen und Gebäuden erzeugt werden, eben den Hauptsachen. Maschinen selbst sind aber ohne lebendige menschliche Arbeitskraft nur totes Kapital. Sie erzeugen sich weder selbst, noch setzen sie sich von selbst in Bewegung oder reparieren und entwickeln sich selbst. Sie sind auch nicht in der Lage, neue Werte zu schaffen, wenn sie nicht von Arbeitskräften zum Leben erweckt, z. B. angeschaltet werden. Sie übertragen nur den Wert, den sie schon haben, auf die mit ihrer Hilfe erzeugten Waren.

Beispiel:

Eine Anlage im Wert von 20 Millionen Euro hat eine Lebensdauer von acht Jahren. In diesem Zeitraum werden auf ihr 200 Millionen Stück eines Produkts hergestellt. Nach acht Jahren wird sie durch eine modernere Anlage ersetzt. Die Anschaffungskosten von 20 Millionen Euro übertragen sich im Laufe dieser Jahre vollständig auf den Wert der erzeugten Produkte. Im Wert eines jeden Produkts sind pro Stück 10 Cent des Werts der Anlage enthalten. Dazu kommen noch Reparaturen, Energie, Betriebsmittel (Öl usw.), die ebenfalls ihren Wert auf die Produkte übertragen.

Je mehr Produkte mit dieser Anlage erzeugt werden können, desto mehr steigt die Möglichkeit eines Betriebs, seinen betrieblichen Profit im Verhältnis zu dem der Konkurrenten zu steigern. Wenn mit der Anlage im Wert von 20 Millionen Euro 400 Millionen Stück hergestellt werden können, werden pro Stück nur 5 Cent des Werts der Anlage auf das Produkt übertragen. Vorausgesetzt, der Preis des Produkts bleibt gleich, kann der Betrieb einen überdurchschnittlichen Profit erzielen. Die Anlage selbst scheint den zusätzlichen Profit zu erzielen. In Wirk-

4 Elmar Altvater, *Grenzen der Globalisierung*, Münster 1996, 454)

5 Doug Henwood nach Joachim Bischoff, *Der Kapitalismus des 21. Jahrhunderts*, Hamburg 1999, 181

6 Nancy Folbre, *The new field guide to the US Economy*, New York 1995, Tabelle 9.15

lichkeit sorgt sie nur für eine andere Verteilung des Profits unter den konkurrierenden Unternehmen. Was der eine gewinnt, verliert der andere.
Der Vorteil schwindet aber, wenn alle Konkurenten dieselbe Technik anwenden. Dann wird deutlich,
 dass Maschinen und Anlagen in Wirklichkeit nur Hilfsmittel sind, mit denen LohnarbeiterInnen die Profite erwirtschaften.

Nicht die »Sachanlagen«, nur die LohnarbeiterInnen erzeugen mehr Werte, als zu ihrer eigenen Erhaltung notwendig sind.
In einem Teil ihrer Arbeitszeit erzeugen sie die Werte, die über die Löhne an sie selbst zurückfließen. In einem anderen Teil ihrer Arbeitszeit erzeugen sie zusätzliche Werte, die vom Kapital angeeignet werden können. LohnarbeiterInnen erhalten nie den Wert ihrer Arbeit, d. h. den Wert der Produkte, die sie erzeugen. Wäre das so, dann könnte gar kein Gewinn entstehen, der dem Kapital zufließt. Nicht nur der Lohn, auch der Profit ist im Wert der Produkte enthalten und wird über deren Verkauf realisiert.
Würden die LohnarbeiterInnen den »Wert ihrer Arbeit«, d. h. den Wert der hergestellten Produkte erhalten, könnte auch nicht investiert werden. Die

Tabelle 1
Industrie Westdeutschland

	A Nettosachanlagevermögen zu Wiederbeschaffungspreisen •	**B** | Bruttolohn- und Gehaltssumme	**A / (A+B)** A in % des Gesamtkapitals ••
	in Mrd. DM		
1970	239	135	63,9%
1991	788	435	64,4%
1993	858	435	66,4%
1995	851	434	66,2%
	+356%	+321%	

• Das Anlagevermögen wird meist nicht zu den Preisen bewertet, zu denen es angeschafft wurde (zu Anschaffungspreisen), sondern zu den Preisen, die bezahlt werden müssen, um es wiederzubeschaffen. (Wiederbeschaffungspreise)
•• Gesamtkapital nennen wir hier die Summe des in Sachanlagevermögen und Arbeitskräfte investierten Kapitals.

(Quelle: Roth 1999, 26 nach Angaben des Statistischen Bundesamtes)

Mittel für den Ersatz der Produktionsmittel sind ebenfalls im Wert der Produkte enthalten.

LohnarbeiterInnen erhalten mit dem Lohn also nicht den »Wert ihrer Arbeit«, sondern im Durchschnitt bestenfalls den Wert ihrer Arbeitskraft, d. h. die durchschnittlichen Lebenshaltungskosten auf einem jeweiligen Stand durchschnittlicher Bedürfnisse.

Um also Kapital zu verwerten, muss ein Unternehmen Kapital in Produktionsmittel (Sachanlagen) und in Arbeitskraft (Löhne) investieren. Wie haben sich nun diese beiden wichtigsten Bestandteile des Gesamtkapitals entwikkelt?

Darüber, wie sich Gewinne, Sachanlagevermögen und die Bruttolohn- und Gehaltssumme in der westdeutschen Industrie entwickelt haben, finden wir Angaben beim Statistischen Bundesamt. Allerdings nur von 1970 bis 1995. Ab 1996 brechen die Zahlenreihen ab und werden nur noch für Gesamtdeutschland ausgewiesen.

Aus Tabelle 1 folgt:

❶ Das Sachkapital macht zwei Drittel des Gesamtkapitals aus, hat also eine wesentlich größere Bedeutung als das in Arbeitskräften verausgabte Kapital. Ähnlich ist es in der gesamten Wirtschaft.

❷ Das Sachanlagevermögen wächst langfristig schneller als die Bruttolohn- und Gehaltssumme. Auch das gilt für alle Unternehmen. Von 1970 bis 1995 wuchs das Nettosachanlagevermögen aller Unternehmen in Westdeutschland um 531 %, die Bruttolohn- und Gehaltssumme aber nur um 400 %.

(Statistisches Bundesamt 1998, Tab. 3.6.2 und 3.3.3)

Wenn zwei Drittel des Gesamtkapitals auf Sachanlagen entfallen, ist die technische Ausstattung pro Arbeitsplatz erheblich weiter fortgeschritten, als wenn z. B. nur ein Drittel des Gesamtkapitals darauf verwendet würde. Investitionen ersetzen menschliche Arbeitskraft nach und nach durch technische Anlagen. Deswegen steigt langfristig der Anteil des Kapitals, das in Produktionsmitteln investiert ist. Da die Zahl der in der Industrie Beschäftigten aufgrund gestiegener Produktivität langfristig abnimmt, muss das Wachstum der Summe der Bruttolöhne- und Gehälter hinter der Zunahme des Sachkapitals zurückbleiben.

Tabelle 2

Beschäftigte Industrie Westdeutschland (ohne Bergbau)

	ArbeiterInnen	Angestellte	insgesamt
	in Millionen		
1970	6.347	2.229	8.576
1991	4.943	2.407	7.350
1995	3.906 (s)	2.152	6.058
2000	3.566 (s)	2.095	5.661
1970–2000	– 43,8%	– 6,0%	– 34,0%

(s) = Schätzung

(Sachverständigenrat 1997, 372, Sachverständigenrat 2001, 427; Monatsberichte Deutsche Bundesbank Januar 1997, 65*, Mai 2002, 64*; Statistisches Jahrbuch 1997, 198 Seit 1995 wird die Zahl der ArbeiterInnen für Westdeutschland nicht mehr veröffentlicht. Deshalb haben wir für 1995 denselben Prozentsatz des Anteils der Arbeiter an den Beschäftigten wie 1994 angesetzt. Für das Jahr 2000 haben wir hilfsweise den Anteil der Arbeiter an den Beschäftigten in Gesamtdeutschland übertragen auf Westdeutschland.)

Die steigende Produktivität führt dazu, dass in der Industrie vor allem ArbeiterInnen überflüssig werden und die Nachfrage vor allem nach ihnen sinkt. Das ist der Hauptgrund, warum zwei Drittel der Arbeitslosen ArbeiterInnen sind, obwohl nur 37% der ArbeitnehmerInnen als Arbeiter eingestuft sind. (Statistisches Taschenbuch 2002, 2.6)

Es sind aber letztlich ArbeiterInnen, die die Maschinen und Anlagen bedienen und damit die Werte produzieren, über deren Verkauf sich das Kapital vermehrt. Der Mehrwert wird nicht dadurch erzeugt, dass man Arbeitskräfte einspart, sondern dadurch, dass sie arbeiten.

Technische Angestellte vervollkommnen die technische Ausstattung, damit ArbeiterInnen noch mehr neue Werte produzieren können als Konkurrenzbetriebe usw. Insoweit tragen sie dazu bei, dass die Profitraten einzelner Betriebe überdurchschnittlich sein können.

Kaufmännische Angestellte tragen dazu bei, die in den Waren steckenden Profite über den Verkauf der Waren herauszuholen. Dadurch, dass der in den Waren steckende Mehrwert erst durch den Verkauf zum Vorschein kommt, scheint er durch die VerkäuferInnen erzeugt worden zu sein. Tatsächlich hängt auch vom Verkaufsgeschick ab, wieviel von dem in der Produktion der Waren erzeugten Mehrwert über den Verkauf der Waren hereingeholt werden kann. Insoweit beeinflussen kaufmännische Angestellte mit ihrer Arbeit die Höhe der betrieblichen Profite. Aber sie erzeugen diese nicht.

In der Bruttolohn- und Gehaltssumme der Beschäftigten der Industrie sind außer den Löhnen der ArbeiterInnen auch die Löhne der technischen und kaufmännischen Angestellten enthalten. Auch die Gehälter des Leitungspersonals, das den ganzen Prozess in Gang hält, ohne selbst Werte zu erzeugen. Die Gehälter des Leitungspersonals sind ein Vielfaches höher als die Löhne der ArbeiterInnen. Tendenz steigend. Auch Angestellte verdienen im Durchschnitt mehr als Arbeiter. Es sind aber die ArbeiterInnen, die letztlich die Werte erzeugen, aus denen auch die Löhne von Angestellten und des Leitungspersonals bezahlt werden.
Wir haben deshalb die Bruttolohn- und Gehaltssumme der ArbeiterInnen herausgerechnet.

Tabelle 3

Bruttolohn- und Gehaltssumme Industrie (West) in Mrd. DM

	insgesamt	ArbeiterInnen	Angestellte incl. Leitungspersonal
1970	135	88	47
1991	435	215	220
1995	434	199	235
2000	463	197	266
1970–2000	+343%	+224%	+566%

(Bruttowochenverdienste der IndustriearbeiterInnen nach Statistisches Taschenbuch 2001, Tab. 5.3 mal 52 Wochen, multipliziert mit der Zahl der ArbeiterInnen des Verarbeitenden Gewerbes (siehe Tabelle 2); Bruttolohn- und Gehaltssumme 2000 für Westdeutschland, eigene Berechnung: Tab. 3.2.11 für 1995 aus Hauptbericht 2000 für Deutschland im Verhältnis zu 3.3.3 für 1995 aus Hauptbericht 1997 für Westdeutschland auch auf das Jahr 2000 übertragen. – Statistisches Bundesamt 1998 und 2001)

Der Anteil der Bruttolöhne der ArbeiterInnen am Gesamtkapital der westdeutschen Industrie fiel von 26,7% im Jahre 1970 auf 15,4% im Jahre 1995. (Für 2000 liegen Zahlen für das Gesamtkapital nur noch für Deutschland vor.) Die steigenden Personalkosten entfallen also zum größten Teil auf Angestellte bzw. das Leitungspersonal. Das Kapital klagt aber in erster Linie über die »unverschämten« ArbeiterInnen, nicht über die immer unverschämtere Selbstbedienung seines eigenen Leitungspersonals oder über die bürokratischen Wasserköpfe in den Betrieben.

2.124 | Steigende Produktivität: Mehr Sachkapital – Weniger ArbeiterInnen

Die gestiegene Produktivität drückt sich darin aus, dass der Anteil des Kapitals immer geringer wird, das für den Kauf von »wertschöpfenden« LohnarbeiterInnen aufgewandt wird. Hier beginnt sich das Rätsel der in der Tendenz fallenden Profitraten aufzulösen.

Sachkapital erzeugt selbst keine neuen Werte. Es überträgt seinen Wert nur auf die mit seiner Hilfe geschaffenen Produkte.

Ein wachsender Teil des investierten industriellen Kapitals, inzwischen etwa zwei Drittel, erzeugt also keine neuen Werte.

Ein wachsender Teil des Kapitals wird für das Leitungspersonal sowie für Angestellte ausgegeben, die ebenfalls selbst keine Werte erzeugen, sondern nur nur dafür sorgen, dass die Einzelunternehmen im Verhältnis zu ihren Konkurrenzunternehmen möglichst viele der von den ArbeiterInnen insgesamt geschaffenen Werte aneignen können.

Immer weniger ArbeiterInnen müssen die Werte erzeugen, von denen alles Andere lebt.

Das Kapital macht jedoch diejenigen, die es vermehren, in wachsendem Maße überflüssig. In dem es die Produktivität steigert, sorgt das Kapital selbst dafür, dass seine Profitraten fallen. Genauer gesagt, es erzeugt eine Tendenz dazu, denn es gibt, wie wir noch sehen werden, zahlreiche Möglichkeiten, dem Fall der Profitraten entgegenzuwirken, ihn zeitweise aufzuhalten oder umzukehren usw. (→ Teil 3)

In den 30 Jahren von 1970 bis 2000 wurden in Westdeutschland 2,8 Millionen IndustriearbeiterInnen eingespart. Gleichzeitig aber wuchs das investierte Kapital um das dreieinhalbfache. Steigender Umfang des Gesamtkapitals und sinkende Zahl der Produzenten des Mehrwerts ergeben eine Tendenz zum Sinken der Profitraten.

2.125 | Tendenz zum Fall der Profitraten

Nehmen wir an, dass der Mehrwert, den die IndustriearbeiterInnen erzeugen, genauso hoch ist wie die Löhne, die sie erhalten. Sie würden dann die Hälfte der Zeit für sich arbeiten und die andere Hälfte für die Käufer ihrer Arbeitskraft. Wir übertragen die in den vorigen Tabellen angeführten Zahlen in eine Modellrechnung.

Tabelle 4 (Modell 1)

	A Sachanlagen	B Bruttolöhne ArbeiterInnen	C Mehrwert	D Bruttolöhne Angestellte	E Profitrate C: (A+B+D) in %
1970	100	40	40	20	25%
1995	400	90	90	110	15%
	+400%	+225%	+225%	+550%	–40%

Wenn das Sachkapital schneller wächst als das für ArbeiterInnen aufgewandte Kapital (eine Folge des technischen Fortschritts), führt das tendenziell zu fallenden Profitraten. Jedenfalls dann, wenn das Verhältnis von Mehrwert und Summe der Arbeiterlöhne gleich bleibt.
Das ist natürlich eine Annahme, die mit der Realität nicht übereinstimmt. Die Produktivität von ArbeiterInnen nimmt zu, d. h. der Mehrwert, den sie im Verhältnis zu ihren Löhnen erzeugen, wird größer.
Nehmen wir an, dass der Mehrwert bis 1995 auf 150% ihrer Löhne gestiegen ist.

Tabelle 4 (Modell 2)

	A Sachanlagen	B Bruttolöhne ArbeiterInnen	C Mehrwert	D Bruttolöhne Angestellte	E Profitrate C: (A+B+D) in %
1970	100	40	40	20	25%
1995	400	90	135	110	22,5%
	+400%	+225%	+337%	+550%	–9%

Obwohl eine geringere Zahl von ArbeiterInnen einen erheblich höheren Mehrwert erzeugt hat, ist die Profitrate immer noch niedriger.
Die Profitraten sind nicht deshalb gefallen, weil die Löhne zu hoch wären, sondern weil das Kapital ArbeiterInnen, die neue Werte, d. h. Profite produ-

zieren, durch Anlagen ersetzt, die keine Werte produzieren. Oder anders ausgedrückt, weil die steigende Produktivität sich in einem steigenden Anteil des Sachkapitals am Gesamtkapital verkörpert.

Die Profitrate fällt, nicht weil die ArbeiterInnen immer unproduktiver, sondern weil sie immer produktiver werden.

Und sie fällt auch, weil eine wachsende Zahl von Lohnabhängigen selbst keine neue Werte erzeugt, sondern nur dafür kämpft, dass sich die Einzelbetriebe einen möglichst großen Teil des schon geschaffenen Mehrwerts auf Kosten der Konkurrenten aneignen können.

Die Tendenz des Falls der Profitraten führt dazu, dass die LohnarbeiterInnen, egal ob als ArbeiterInnen oder als Angestellte immer mehr ausgepresst werden müssen, um dem entgegenzuwirken. Aus noch weniger LohnarbeiterInnen noch höhere Profite herauszuholen, ist ein Zwangsgesetz des Kapitals, dem es sich nicht entziehen kann. Andernfalls würden die Profitraten noch schneller fallen.

Das Kapital untergräbt seine Profitraten also durch seine eigenen Investitionen, mit denen es immer mehr ArbeiterInnen überflüssig macht. Die übriggebliebenen ArbeiterInnen ermahnt es, immer daran zu denken, dass man nur das konsumieren kann, was man zuvor erarbeitet hat. Diese Sorgen brauchen sich die Vertreter des Kapitals nicht zu machen. Denn sie konsumieren immer das, was sie zuvor nicht erarbeitet haben.

Die gegenüber den ArbeiterInnen hochnäsige Haltung kommt in den Begriffen zum Ausdruck, mit denen das Kapital seine Gesellschaftsordnung bezeichnet. Wissensgesellschaft, Informationsgesellschaft, Dienstleistungsgesellschaft nennt sich eine Gesellschaft, die nachwievor nichts Anderes als Kapitalismus ist. Der Kapitalismus tut so, als ob es Wissen, Information oder Dienstleistungen sind, die Mehrwert erzeugen. Er tut so, als ob er ArbeiterInnen überhaupt nicht mehr brauchen würde.

2.126 | Höhere Produktivität – höhere Arbeitslosigkeit

Der Fall der Profitraten drückt sich in verschiedenen Beziehungen aus.

a) Mit der Entwicklung der Produktivität entfällt auf diegleiche Masse an Kapital eine sinkende Summe an Profiten.

b) Mit der Entwicklung der Produktivität ist eine steigende Masse an Kapital notwendig, um dieselbe Zahl an LohnarbeiterInnen zu beschäftigen. Um 1 Million Erwerbstätige zu beschäftigen, brauchte die Industrie in Deutschland 1991 preisbereinigt ein Sachkapital von 84 Mrd. Euro. 2000 waren es schon 116 Mrd. Euro. (Statistisches Bundesamt 2002, 82)

c) Mit der Entwicklung der Produktivität sind umgekehrt für ein- und dieselbe Summe an Sachkapital immer weniger LohnarbeiterInnen notwendig. Brauchte man in der Industrie für ein Gesamtkapital von 100 Mrd. Euro 1991 noch 1,2 Millionen Erwerbstätige, waren es acht Jahre später nur noch 862.000. (eigene Berechnung nach Statistisches Bundesamt 2002, 82)

Die Nachfrage nach Arbeitskraft sinkt also mit dem Umfang der Investitionen, und zwar umso schneller, je schneller die technologische Entwicklung voranschreitet.

Andererseits wird es immer schwieriger, die freigesetzten Arbeitskräfte zu beschäftigen, da man immer mehr Kapital pro Arbeitsplatz braucht, um neue Arbeitsplätze zu schaffen.

Da die Produktivität auf dem Boden der Kapitalverwertung eine Tendenz zum Fall der Profitraten erzeugt, lohnt es sich immer weniger zu investieren bzw. Arbeitskräfte zu beschäftigen.

2.127 | Steigende Produktivität: Mehr Waren – Zurückbleibende Kaufkraft

Die Produktion von Waren ist nur der erste Akt des Prozesses der Kapitalverwertung. Die Waren, in denen der neu geschaffene Mehrwert steckt, müssen nicht nur erzeugt, sie müssen auch verkauft werden. Der Profit ist in den Waren eingeschlossen wie Erz in Stein. Er kann nur ans Tageslicht »gefördert« werden, wenn die Waren verkauft werden. Nur dann kann das Kapital auch Löhne an die Produzenten des Reichtums auszahlen, die Produktionsmittel ständig erneuern und neu investieren.

Das Kapital untergräbt aber auch die Voraussetzungen dafür, die erzeugten Produkte zu verkaufen.

Es produziert ständig einen auf seinem Boden unauflöslichen Widerspruch.

Einerseits können mit immer moderneren Anlagen immer mehr Waren erzeugt werden, immer mehr Autos, Handys, Computer, immer mehr Textilien, Speiseeis und Fertigpizzas.

Andererseits aber sinkt die Zahl der an den modernen Anlagen beschäftigten LohnarbeiterInnen. Und das wiederum beschränkt nicht nur den Umfang des Mehrwerts, der erzeugt wird, sondern zugleich die Mittel, mit denen die Waren gekauft werden können, in denen der Mehrwert steckt.

Steigende Produktivität heißt nicht nur, dass die Profite relativ zum Gesamt-

kapital fallen, sondern auch, dass die Massenkaufkraft relativ zu den erzeugten Warenbergen fällt.

Die in der westdeutschen Industrie gezahlte Bruttolohnsumme nahm zwischen 1970 und 2000 um 330 Mrd. DM zu. Gleichzeitig aber nahm der Umsatz der westdeutschen Industrie um 1.800 Mrd. DM zu, davon etwa 1.000 Mrd. DM im Inland. Die Schere zwischen Massenkaufkraft und Umsatz wächst. Die LohnarbeiterInnen können sich die von ihnen erzeugten Produkte immer weniger leisten.

Was für die Industrie gilt, gilt auch für die gesamte Wirtschaft. Die Nettolohn- und Gehaltssumme aller lohnabhängig Beschäftigten stieg von 1970 bis 2000 um rund 860 Milliarden DM, das Bruttoinlandsprodukt jedoch um 3300 Milliarden DM. (Statistisches Taschenbuch 2001, 1.2 und 1.14)

Arbeitslosigkeit engt den Binnenmarkt relativ zum Umfang der erzeugten Waren auf zweierlei Weise ein. Einerseits haben arbeitslos gemachte LohnarbeiterInnen noch weniger Geld, Waren zu kaufen, als die Beschäftigten. Andererseits macht die Arbeitslosigkeit es dem Kapital möglich, auch die Löhne der Beschäftigten im Zaum zu halten. Im Interesse seiner Profitraten beschränkt das Kapital die Lohnkosten so gut es kann. Aber auch wenn die LohnarbeiterInnen höhere Löhne durchsetzen, sinkt mit dem technischen Fortschritt die Nachfrage nach Arbeitskraft und wächst gleichzeitig die Masse der erzeugten Produkte. Die Logik des Kapitals führt also dazu, dass die Massenkaufkraft in der Tendenz immer mehr hinter der Produktion von Waren zurückbleiben muss.

Auch hier gibt es wie überall entgegenwirkende Faktoren. Zu diesen gehört z. B. die Fähigkeit der LohnarbeiterInnen, höhere Löhne zu erkämpfen. Das dehnt den Binnenmarkt relativ aus. Wachsende Verschuldung erhöht die gegenwärtige Kaufkraft auf Kosten der zukünftigen Kaufkraft. Neue Märkte können im Ausland erobert bzw. durch die Verdrängung von Konkurrenten erschlossen werden usw. usf.

Die bestehenden Produktionskapazitäten bilden die Grenze, bis zu der Waren hergestellt werden können. Die bestehenden, den Interessen des Kapitals entsprechenden Verteilungsverhältnisse aber bilden die Grenze, zu der die hergestellten Waren verkauft werden können. Dieser Widerspruch nimmt trotz entgegenwirkender Faktoren mit der Entwicklung des Kapitals zu. Es werden im Verhältnis zur Massenkaufkraft zu viele Waren hergestellt. Das ist eine notwendige Folge der Funktionsweise des Kapitals. Etwas Anderes von ihm zu verlangen, würde bedeuten, vom Kapital zu verlangen, kein Kapital mehr sein zu wollen. Genauso gut könnte man von einem Tiger verlangen, sich in eine Schmusekatze zu verwandeln.

Die Beschränkung der Massenkaufkraft hat erhebliche Rückwirkungen auf die Profitraten. Waren, die produziert, aber nicht verkauft werden, verringern die Profitraten. Waren, die zu Schleuderpreisen verkauft werden, um die Lager zu leeren, ebenfalls. Wird zu wenig verkauft, entstehen Überkapazitäten in der Produktion, die ihrerseits wiederum die Profitraten senken. Wenn im Verhältnis zur zahlungskräftigen Nachfrage zu viele Waren erzeugt worden sind, bricht auch irgendwann eine Krise aus, in der die Profitraten erst recht in den Keller fallen.

Die Profitraten fallen also nicht, weil die ArbeiterInnen über den Lohn einen immer größeren Teil des Kapitals verfrühstücken. Sie fallen, weil das Kapital die Zahl und den Lohn der mehrwertproduzierenden LohnarbeiterInnen beschränkt, so weit es kann und gleichzeitig soviel Waren wie möglich herstellt. *»Binnen-Nachfrage bremst«*, hieß es in der Frankfurter Rundschau. (13.06.2002) Eine Klage über die schlappe Binnennachfrage reiht sich an die andere. *»Dem deutschen Einzelhandel geht es schon lange nicht mehr gut. Es herrscht Eiszeit. Die Branche klagt im zehnten Jahr in Folge, und auch in diesem Jahr rechnet niemand mehr mit einem realen Zuwachs.«* (FAZ 04.06.2002) Der Widerspruch zwischen Massenkaufkraft und Produktion ist eine notwendige Folge der Produktivität, die in der Zwangsjacke der Kapitalverwertung steckt.

2.128 | Allein die Profitrate zählt

Der Pumpenhersteller Allweiler aus Radolfzell gehört seit 1998 zur Colfax Corporation (USA). 2001 war die Umsatzrendite mit 9,4% im Vergleich mit anderen Unternehmen der Metallbranche in Deutschland herausragend. Dennoch hat Allweiler im Jahr 2001 10% seiner Arbeitsplätze abgebaut und plant für 2002, frei werdende Stellen nicht wieder zu besetzen. Vorstandsmitglied Niemeyer spürt ein »Unbehagen in der Belegschaft«. (Bekanntlich sollen doch die Gewinne von heute die Arbeitsplätze von morgen sein.) Aber: Die Colfax Gruppe macht die Renditen aller ihrer Unternehmen zum Maßstab. Und da liegt Radolfzell im »obersten Teil des letzten Drittels«. (Südkurier 14.06.2002) Grund genug dafür, Arbeitsplätze abzubauen und damit die Arbeitslosigkeit zu vermehren.

Das Unternehmen könnte ohne Weiteres mit 15,5 Millionen Euro Gewinn existieren. Die Eigentümer des Kapitals können es nicht. Sie produzieren Arbeitslosigkeit, um die Verwertung des Kapitals zu verbessern. Selbst wenn Allweiler mit seiner Rendite an der Spitze des obersten Drittels der Colfax

Gruppe liegen würde, würden sich mit Sicherheit Konkurrenten finden, die noch höhere Profitraten hätten. Das Spiel geht von vorne los.
Allweiler könnte sogar geschlossen werden, wenn seine Profitraten weiterhin am Tabellenende liegen. Es würde nicht viel bringen, dem gierigen Kapital zu erzählen, dass es doch zufrieden sein könne, wenn es überhaupt Profite macht. Die Manager würden über so viel Naivität den Kopf schütteln.
Man kann zweifellos zufrieden sein, wenn man überhaupt einen Überschuss erzielt. Voraussetzung dafür wäre aber, dass Personen die Unternehmen besitzen müssten, die kein Interesse an der Verwertung von Kapital haben und die die Produktionsmittel auch nicht als Mittel zum Zweck der Verwertung von Kapital verwenden, sondern zur Befriedigung gesellschaftlicher Bedürfnisse.

Schluss

Die Profitraten fallen, weil Produktionsmittel und Arbeitskräfte gezwungen sind, als Kapital zu wirken. Die Kapitalverwertung erzeugt das verrückte Gesetz, dass sie in der Tendenz umso schwieriger wird, je produktiver die LohnarbeiterInnen sind.
Je mehr und je besser sie arbeiten, je erfinderischer die Ingenieure, desto weniger kommt das Kapital damit zurecht. Und je tiefer die Profitraten sinken, desto gebieterischer erklärt das Kapital: Ich habe keine Lust, Euch zu beschäftigten und es verkündet: Ich habe keine Lust zu investieren.
Je weniger Lust es hat, desto aggressiver attackiert es die LohnarbeiterInnen, die es mit ihrer Produktivität in diese mißliche Lage gebracht haben. Je mehr es sich als unfähig erweist, die Produktivkräfte der Menschen nach deren Möglichkeiten zu entwickeln, desto wütender klagt es die LohnarbeiterInnen und die Arbeitslosen an, sie seien zu faul, um mehr zu produzieren, zu teuer, zu unflexibel, würden zu wenig konsumieren usw. usf.
Die Bedeutung des Falls der Profitraten steht in keinem Verhältnis zur Aufmerksamkeit, die dieser merkwürdigen und für das Kapital bedrohlichen Erscheinung gewidmet wird. Sich nicht mit dem langfristigen Fall der Profitraten zu beschäftigen, gleicht dem Verhalten eines Krebskranken, der nicht wissen will, dass er Krebs hat.

2.21 | Folge »zu niedriger« Profitraten: Investitionsmüdigkeit

Der langfristige Fall der Profitraten ist mit einem steigenden Meeresspiegel vergleichbar, der immer mehr Land überflutet. Er hat zu einer großen Müdigkeit des Kapitals bei Investitionen geführt. Denn: *»Die Rentabilität (= Ertragskraft; Rendite oder Profitrate) des eingesetzten Kapitals bestimmt (...) maßgeblich die Investitionsneigung der Unternehmen und damit die Standortqualität eines Landes.«*[1]

Tabelle 5

Rendite und Investitionen

Unternehmen in Produzierendem Gewerbe (Produzierendes Gewerbe = Verarbeitendes Gewerbe + Bergbau, Energie- und Wasserversorgung und Baugewerbe), Handel und Verkehr nach der Unternehmensbilanzstatistik der Deutschen Bundesbank (Westdeutschland; DM-Beträge in jeweiligen Preisen)

	Bruttoprofitrate in %	Investitionen brutto Mrd. DM	Arbeitslose in Mio.	
1965	16,8	51,6	0.147	
1970	15,0	67,8	0.149	
1973	12,4	80,9	0.273	Aufschwung Höhepunkt
1974	11,5	85,3	0.582	
1975	11,3	81,9	1.074	Krise Tiefpunkt
1976	13,8	87,6	1.060	
1980	12,2	135,3	0.889	Aufschwung Höhepunkt
73–80	**–1,7 %**	**+786,3**	**+0.616**	
1980	12,2	135,3	0.889	Aufschwung Höhepunkt
1982	10,3	122,7	1.833	Krise Tiefpunkt
1983	11,2	128,9	2.258	
1985	11,8	144,6	2.304	
...	...	...	...	

1 Deutsche Bundesbank Monatsbericht 10/2000, 31

	Bruttoprofitrate in %	Investitionen brutto Mrd. DM	Arbeitslose in Mio.	
...	...	...	...	
1985•	13,2	144,6	2.304	
1990	14,5	207,6	1.883	
1991	9,0	229,8	1.689	Aufschwung Höhepunkt
80–91	**–26,2%**	**+1910,0**	**+0.800**	
1991	9,0	229,8	1.689	Aufschwung Höhepunkt
1992	7,1	231,2	1.690	
1993	5,1	198,3	2.270	Krise Tiefpunkt
1994	7,6	186,6	2.556	
1995	7,7	174,0	2.565	
1996	7,4	157,2	2.796	
1997	9,5	196,7	3.021	
1998	10,4	217,7	2.904	
91–98	**+15,5%**	**+1591,5**	**+1.215**	
1999 D	9,3	200,0	4.099	
2000 D	9,5	200,0	3.889	

Ab 1999 werden nur noch Zahlen für Gesamtdeutschland ausgewiesen. Die Investitionen in Gesamtdeutschland blieben für 1999 und 2000 auf 200 Mrd. DM stehen.

• Umstellung von Bruttoanlagevermögen auf Nettosachanlagevermögen.
Die Profitraten bis 1985 sind dadurch zu niedrig ausgewiesen.

(Roth 1999, 29f., Deutsche Bundesbank Monatsberichte, zuletzt 3/2001, 19–44 und 4/2002, 33–58; Sachverständigenrat 1997)

Die Rentabilität (Bruttoprofitraten) ist langfristig gefallen. Das hat die Investitionslust stark gedämpft. *»Sinkt (...) die durch Investition und Produktion zu erzielende Kapitalrendite, wird letztlich Investieren zu riskant und zu teuer.«*[2] Die Investitionen des Produzierenden Gewerbes lagen deshalb, berechnet in Preisen von 1995, im Jahr 2000 in Gesamtdeutschland nur etwa ein Viertel höher als zu Beginn der 70er Jahre.[3]

Über zu geringe Investitionen klagt das Kapital seit der Krise 1974/75. *»Starke Gewinneinbrüche (...) führten in den 70er Jahren zu einer tiefgreifenden Investitions- und Wachstumsschwäche«,* stellte die Bundesvereinigung der

Deutschen Arbeitgeberverbände schon vor zwanzig Jahren fest. (BDA 1985, 12)
Die Gewinneinbrüche waren die Folge seiner eigenen Logik. (→ 2.12)

2.211 | Zu niedrige Investitionen – Ursache der Arbeitslosigkeit?

Auf der Oberfläche scheinen zu niedrige Investitionen die Ursache der Arbeitslosigkeit zu sein.
Insgesamt gesehen waren die Zeiten der Vollbeschäftigung in den 60er Jahren bis zum Beginn der 70er Jahre mit hohen Investitionsquoten verbunden, die Zeiten der Massenarbeitslosigkeit ab der Krise 1974/75 dagegen mit niedrigen Investitionsquoten. (Investitionsquoten sind die Anteile (Quoten) der Investitionen am investierten Kapital.) Daraus folgern die Vertreter des Kapitals, dass die Investitionen einfach nur gesteigert werden müssen, um zu den guten alten Zeiten der Vollbeschäftigung zurückzukehren.
Von 1970 bis 2000 wurden von den Unternehmen in Produzierendem Gewerbes, Handel und Verkehr in Westdeutschland fast 5.000 Milliarden DM investiert. Bevor die 5.000 Mrd. investiert wurden, gab es fast keine Arbeitslosen. Danach aber 2,5 Millionen.
Es ist schon fast rührend, wenn die Frankfurter Rundschau verkündet: *»So gibt es zumindest an dem Satz, dass die Investitionen von heute die Arbeitsplätze von morgen sind, nichts zu rütteln.«* (FR 02.09.2002) An diesem Satz gibt es genausowenig zu »rütteln«, wie an dem, dass Maria den Sohn Gottes »unbefleckt«, d.h. ohne Einwirkung eines männlichen Wesens empfangen hat. Er steht eben fest und damit basta.
Die Nachfrage nach Arbeitskraft wird mit Hilfe von Investitionen insgesamt gesenkt. Die Investitionen in immer modernere Technologien sind, weil sie der Kapitalverwertung dienen, weniger das Heilmittel zur Linderung der Arbeitslosigkeit als der Erreger, der sie auslöst.
Es sind ferner die Investitionen, die Überproduktionskrisen auslösen. (→ 2.3)
Die Investitionsschwäche seit der Krise 1975 begann nicht, weil zu wenig, sondern weil im Verhältnis zum beschränkten Rahmen der Kapitalverwertung zu viel investiert worden war. Im Investitionsboom 1989 bis 1991 nahm die Arbeitslosigkeit zunächst ab. Gleichzeitig aber bereiteten die Investitionen eine heftige Überproduktionskrise und damit neue Arbeitslosigkeit vor. Der tiefe Sturz der Krise von 1993 und die Explosion der Arbeitslosigkeit war die Folge der Höhenflüge des Investitionsbooms. Des-

2 Horst Afheldt, *Wohlstand für niemand*, München 1994, 46
3 Sachverständigenrat 2002, 436 f.

halb führt die Bundesbank als Grund für die jetzige »Investitionsschwäche« die Überkapazitäten an, die im Wiedervereinigungsboom in West- und Ostdeutschland aufgebaut worden seien. (DB Monatsberichte 10/2000, 38)

Bevor neu investiert wird, müssen erst einmal die Überkapazitäten bewältigt werden. *»Die (...) Unterauslastung der Kapazitäten wird sich (...) positiv auswirken, da die Firmen die Möglichkeiten hätten, ohne aufwendige Investitionen und damit Kostensteigerungen die Produktion auszuweiten«,* meint ein Finanzexperte der DZ-Bank. (FR 17.01.2001) Er freut sich geradezu darüber, dass kaum investiert werden muss. Investitionen sind, da sie einen zusätzlichen Druck auf die Profitraten ausüben, gefährlich.

Die preisbereinigten Investitionen des Produzierenden Gewerbes lagen in Deutschland im Jahre 2000 immer noch rd. 10% unter dem Niveau von 1991. (Sachverständigenrat 2002, 436 f.)

Ob Investitionen hoch oder niedrig sind: Beides führt unter den Bedingungen der Kapitalverwertung über kurz oder lang zu höherer Arbeitslosigkeit.

2.212 | Wie werden Investitionen überhaupt finanziert?

Das Kapital will uns weismachen, dass die Investitionsmüdigkeit auf einem Mangel an Geld beruht. Verursacht durch LohnarbeiterInnen, die die Überschüsse verkonsumieren, statt sie den Unternehmern in ausreichender Höhe für Investitionen zu belassen. Das Kapital versucht seine selbstverursachten fallenden Profitraten den LohnarbeiterInnen in die Schuhe zu schieben.

Die Investitionsschwäche hat mit Geldmangel überhaupt nichts zu tun. Das bestätigt selbst auch die Bundesbank. *»Die Ursachen für die Investitionsschwäche im Unternehmensbereich sind nicht auf einen Mangel an für investive Zwecke verfügbaren Mitteln zurückzuführen.«* (DB Monatsberichte 5/1997, 26)

Die Investitionen werden überwiegend aus Abschreibungen finanziert. Abschreibungen sind Gewinne, die unversteuert zurückgelegt werden, um abgenutzte alte Maschinen und Anlagen durch neue zu ersetzen. Abschreibungen werden in Höhe des Wertverlustes gebildet.

Beispiel:
Sachanlagen haben einen Wert von z. B. 100 Millionen Euro und werden in acht Jahren zu 12,5% jährlich abgeschrieben. Dann können jährlich 12,5 Millionen Euro Gewinn steuerfrei für Neuinvestitionen zurückgelegt werden.

Die Höhe der Abschreibungen und damit der Investitionsmittel hängt weder von der Höhe der Löhne noch von der Höhe der Steuern ab.

Sie hängt vom Umfang des investierten Sachkapitals ab und davon, um wieviel Prozent sich der Wert der Anlagen jährlich vermindert und in welchem

Zeitraum. Wenn Investitionen in drei Jahren abgeschrieben werden können (z. B. Computer), kann jährlich mehr zurückgelegt werden, als wenn sie in acht Jahren abgeschrieben werden.
1991 entfielen 61 % der Bruttoinvestitionen der nicht-finanziellen Kapitalgesellschaften auf Abschreibungen. Im Jahre 1999 waren es 71 % (IdW 2001, 25) Der Rest wurde über eine kräftige Zunahme der Kredite bzw. über die Ausgabe neuer Aktien aufgebracht.
Lohnsenkungen und Steuersenkungen brauchen die Kapitalgesellschaften jedenfalls nicht, um zu investieren. Sie brauchen sie eher, um noch mehr Firmenübernahmen finanzieren oder um Geld an die Aktionäre ausschütten zu können.

2.213 | Schranke für Investitionen ist das Kapital

Das Kapital selbst ist die Schranke der Investitionen, nicht der durch Lohnarbeiterinnen verursachte Kapitalmangel. So steht denn das Kapital am Abgrund einer paradoxen (widersinnigen, in sich widersprüchlichen) Situation. Gerade die Investitionen, die immer wieder Fortschritte der Technik und der Produktivität bedeuten, verengen die Schlagadern des Kapitals, die Profitraten. Der Schwung der Investitionen erzeugt die Handbremse fallender Profitraten. Denn sie machen die Produzenten des Reichtums, die LohnarbeiterInnen, immer mehr überflüssig. Die gesunkenen Profitraten ihrerseits lähmen wiederum die Investitionstätigkeit.
Die engstirnigen Profitinteressen der Eigentümer des Kapitals schwächen nicht nur die Energie von Arbeitskräften, sondern auch die Energie von Investitionen.
Deshalb verspürt das Kapital mit wachsendem Alter eine merkwürdige »Investitionsmüdigkeit«. Es gleicht darin alt werdenden Menschen, die ebenfalls zunehmend von einer unerklärlichen Müdigkeit erfasst werden.

2.214 | Zinsen senken – Heilmittel gegen Investitionsmüdigkeit?

Zinssenkungen durch die Europäische Zentralbank werden als wichtiges Mittel betrachtet, Kredite zu verbilligen und damit Investitionen zu erleichtern.
Erste Folge einer Zinssenkung durch die Notenbank aber ist nur, dass Banken von der Notenbank billigeres Geld bekommen und die Profitraten der

Banken steigen. Als die Europäische Zentralbank Ende 2002 die Zinsen auf 2,75% senkte, empfahl der Präsident des Bankenverbandes, die Zinssenkung nicht an die Kunden weiterzugeben und diese taten auch nicht in vollem Umfang. *»Banken greifen Marge* (= Differenz zwischen Einkaufs- und Verkaufspreis) *ab«*, kommentierte die FR. (14.03.2003, 17)

Investitionen werden nicht in erster Linie zurückgefahren, weil Kredite zu teuer wären, sondern weil die Profitraten gesunken sind und Investitionen zu Überkapazitäten bzw. zu einer Überproduktionskrise geführt haben. Zu günstigeren Zinssätzen investieren könnte die Überkapazitäten vergrößern.

Zinsen sind ein Teil des Mehrwerts, der an die Kreditgeber abgetreten werden muss. Wenn die Profitraten fallen, müssen deshalb langfristig auch die Zinssätze der Kreditgeber fallen.

Gibt es ein Überangebot an Kapital, drückt das Zinsen zusätzlich. (Roth 1999, 179f.) Wenn allerdings die Nachfrage nach Krediten aufgrund von Zahlungsschwierigkeiten der Unternehmen oder des Staates in Krisenzeiten stark zunimmt, können die Zinsen gerade dann hoch sein und sogar steigen, wenn die Profitraten fallen. So war es in den Krisen 1974/75; 1980–82 und 1992/1993.

Die Zyklen des Geldkapitals verschärfen also in der Tendenz die zyklischen Krisen der Industrieproduktion. So die Bank für Internationalen Zahlungsausgleich in ihrem Jahresbericht 2001. (FTD 12.06.2001)

Dass Zinssenkungen eher Ausdruck einer Krise sind, als Mittel sie zu bekämpfen, zeigt sich besonders deutlich in den USA und in Japan. *»Obwohl die Notenbank* (in den USA) *die Zinsen auf das niedrigste Niveau seit 40 Jahren gesenkt hat* (nämlich 1,25%) *und die Regierung 2001 bereits kräftige Steuersenkungen durchsetzte, ist eine Belebung der Investitionen, die als Voraussetzung für einen nachhaltigen Aufschwung gilt, bislang nicht abzusehen.«* (FTD 09.01.2003, 25) In Japan ist das noch deutlicher. Die Notenbank verlangt gar keine Zinsen (0% Zins) und dennoch erholt sich die japanische Wirtschaft nicht.

2.22 | Folge »zu niedriger« Profitraten – Kapital wird »arbeitslos«

Da die Verwertung des Kapitals schwieriger wird, werden nicht nur Arbeitskräfte freigesetzt, sondern auch Kapital selbst. Der Fall der Profitraten macht Arbeitskräfte **und** Kapital arbeitslos.
Derselbe Prozess, der einen Überschuss an Arbeitskräften erzeugt, die angestrengt nach Beschäftigung suchen, erzeugt auch einen Überschuss an Kapital, das zwanghaft nach Anlagemöglichkeiten sucht.

Beispiel:

Die Commodity Trading GmbH hat Hunderte von Millionen DM bei 2.800 Kunden eingesammelt. Diese verloren insgesamt 440 Millionen DM, weil die Manager sie für sich einsackten. Sie hatten als Köder Renditen von 50% bei Warentermingeschäften ausgelegt, d. h. auf Wetten, ob der Preis einer Ware an einem bestimmten Stichtag so und so hoch ist. Die Phantasie-Renditen wurden mit den Einzahlungen neuer Anleger gezahlt. Bis das Kartenhaus zusammenfiel. (Focus 50/2001, 84)

Insgesamt sollen Anleger in Deutschland jährlich um 40 Mrd. DM betrogen werden. Sie haben ihr überschüssiges Kapital von 40 Milliarden einfach verzockt, in der wahnwitzigen Hoffnung, daraus in kürzester Zeit z. B. 50 oder 60 Milliarden zu machen. Die arbeitslosen Milliarden landeten in den privaten Taschen von Betrügern, die sich damit ein Luxusleben finanzieren.
2.400 Investmentfonds verwalten in Deutschland etwa 400 Mrd. Euro. Im Krisenjahr 2002 waren die Zuflüsse mit rund 40 Mrd. Euro nicht geringer als 2000, einem Jahr des Aufschwungs. *»Diese Zahlen deuten auf einen erheblichen Anlagebedarf deutscher Investoren …«* (FTD 03. 09. 2002, Sonderbeilage, Seite 1)
»Die starke Nachfrage stellt die Fondsmanager allerdings vor ein Problem: Wohin mit dem Geld?« (ebda., 3)
Viele wissen nicht, wohin mit dem Geld. Und die Anlagegesellschaften, Banken und Versicherungen, denen täglich Milliarden zufließen, wissen es auch nicht. Sie wissen nur, dass sie es z. B. nicht in den Bau von Kindergärten und Schulen sowie das entsprechende Personal stecken wollen, sondern in irgendetwas Rentables.
Eine Lawine an überschüssigen Geldern rollt täglich auf die Konten der Finanzinstitute zu. Schon vor ein paar Jahren stand allein die Allianz-Versicherung vor der gigantischen Aufgabe, an jedem Arbeitstag 150 Millionen DM profitabel anzulegen, insgesamt 50 Milliarden im Jahr.[1]
Wohin mit den gewaltigen Profitmassen, die der Kapitalverwertungsprozess

1 Fred Schmid, Deutsche Macht-Allianz, isw report Nr. 31, München April 1997, 3

erzeugt? Wohin damit, wenn sich Investitionen in der Produktion nicht mehr ausreichend rechnen?

Nur ein Bruchteil der überschüssigen Milliarden wird für wohltätige oder gemeinnützige Zwecke gespendet. Damit kann man kein Geld machen.

Ein anderer Teil fließt in einen irrwitzigen Luxus der Oberschicht. Ihre gefrässigsten VertreterInnen bringen es auf ein Dutzend Luxusautos in ihren Pferde(stärken)ställen, auf verschiedene Villen in verschiedenen Ländern, auf Yachten, Flugzeuge und einen Lebensstil, bei dem es kein Problem ist, an einem einzigen Wochenende 25.000 Euro zu verbraten oder für ein Abendkleid 50.000 Euro hinzublättern. Das Leben in vollen Zügen zu genießen, ist für die reichen Nichtstuer selbstverständlich.

Die Masse der arbeitslosen Milliarden aber ist bei Banken, Fonds, Versicherungen usw. deponiert und drängt darauf, als Kapital zu anständigen Prozentsätzen vermehrt zu werden.

Die Finanzkonzerne sind gewissermaßen die Arbeitsämter des arbeitslosen Kapitals. In ihren Fluren drängeln sich ständig mehr »arbeitslose Gelder«, die mit wachsender Verzweiflung »Arbeit suchen«, d. h. Möglichkeiten, sich zu verwerten.

Die überschüssigen Milliarden blasen den Ballon der Aktienkurse mit heißer Luft auf, bis er platzt.

Sie werden für ständig neue Formen von Wetten an den Finanzmärkten eingesetzt.

Sie suchen ihr Heil in Immobilien und ihren »Wertsteigerungen«, treiben Grundstücks- und Immobilienpreise hoch, verteuern die Mieten und damit die Lebenshaltungskosten der LohnarbeiterInnen.

Sie drücken sich aus in der Explosion von Krediten, die oft genug leichtfertig vergeben werden.

Sie ankern im (scheinbar) sicheren Hafen der staatlichen Schuldenpapiere.

Sie ergießen sich in den Kauf und Verkauf ganzer Unternehmen.

Die Vermehrung ihrer Besitzstände ist für die Oberschicht Selbstzweck, weil überschüssige Gelder eben angelegt werden müssen. Die Gelder, die sich in Krediten, Wertpapieren, Anleihen oder Aktien angelegt haben, wurden von ihren Empfängern für Irgendetwas ausgegeben. Übrig bleibt ein Besitztitel auf die Zahlung von Renten, Zinsen, Dividenden usw. Das überschüssige Kapital überzieht die gesamte Wirtschaft mit einen immer dichteren Spinnennetz von Besitzansprüchen.

Die Papiere, in denen die Besitzansprüche dokumentiert sind, führen ein Eigenleben neben der realen Welt der Produktionsmittel. Sie können ihrerseits

wieder verkauft oder gekauft werden, wie z. B. Aktien, Anleihen oder festverzinsliche Wertpapiere. Oder sie müssen – wie Kredite – zusätzlich noch aus den laufenden Einnahmen getilgt, d. h. zurückgezahlt werden.

Neben und über dem in Produktionsmittel angelegten Kapital türmen sich Berge von Kapital auf, das sich durch rastloses Kaufen und Verkaufen von Besitzansprüchen vermehren will. Es handelt sich um die Scheinwelt eines aus heißer Luft bestehenden Kapitals, eines nicht wirklichen, eines fiktiven Kapitals.

Und dennoch ist dieses Luftkapital real, denn seine Ansprüche sind vorrangig. Die LohnarbeiterInnen müssen nicht nur die Profitansprüche des Kapitals befriedigen, das sie beschäftigt, sondern auch noch die Besitzansprüche von Gläubigern, Aktionären und Kapitalanlegern.

Das überschüssige Kapital überflutet wie Hochwasser alle Äußerungen des wirtschaftlichen und sozialen Lebens. Es flutet in staatliche Betriebe und reißt sie über Privatisierungen an sich, es dringt in Sozialwohnungen ein, in Schwimmbäder, in Krankenhäuser, Sportvereine und Schulen und setzt sich in ihnen mehr und mehr fest. Es überschwemmt die Deiche der gesetzlichen Altersvorsorge und der gesetzlichen Kankenversicherung usw. Die ganze Gesellschaft ist von einer Flutkatastrophe des Kapitals bedroht. Und die Kapitalmassen, die Deutschland nicht mehr profitabel fassen kann, ergießen sich in immer höherem Tempo ins Ausland.

2.221 | Überschüssiges Kapital – wieviel?

Das in der Land- und Forstwirtschaft, in Bergbau, Industrie und Baugewerbe, in Handel, Gastgewerbe und Verkehr, im Kredit- und Versicherungsgewerbe, im Grundstücks- und Wohnungswesen, in Unternehmensdienstleistungen und sonstigen öffentlichen und privaten Dienstleistern zum Zweck der Kapitalverwertung in Maschinen, Anlagen, Ausrüstungen und Gebäuden angelegte Kapital belief sich im Jahr 2000 auf etwa 10.500 Milliarden DM. Es wird als Nettosachanlagevermögen zu Wiederbeschaffungspreisen statistisch erfaßt.[2] Zum gleichen Zeitpunkt belief sich die Masse des Geldkapitals, das in Deutschland allein in Krediten, Rentenwerten, Aktien, Investmentzertifikaten und sonstigen Beteiligungen angelegt war, auf zusammen 20.880 Mrd. DM.

2 Statistisches Bundesamt 2001, 133-4; Das Nettosachanlagevermögen des Staates, der Sozialversicherung, des Bildungswesens usw., das (noch) nicht der Kapitalverwertung dient, haben wir auf etwa drei Viertel seines Gesamtbestandes, also auf 1.700 Mrd. DM geschätzt. Das gesamte Nettosachanlagevermögen, ob als Kapital angelegt oder nicht, belief sich in Deutschland im Jahr 2000 auf etwa 12.200 Mrd. DM.

Sie setzt sich zusammen aus

7.300 Mrd. DM	Kredite an Unternehmen, Staat und private Haushalte
5.200 Mrd. DM	Rentenwerte •
4.960 Mrd. DM	Aktien
1.550 Mrd. DM	sonstige Beteiligungen ••
1.870 Mrd. DM	Investmentzertifikate •••
20.880 Mrd. DM	

• Rentenwerte sind festverzinsliche Wertpapiere, die entweder vom Staat oder Unternehmen ausgegeben werden
•• Sonstige Beteiligungen sind Beteiligungen an Kapitalgesellschaften, die keine Aktiengesellschaften sind, also z. B. GmbH's oder Genossenschaften bzw. an Personengesellschaften
••• Investmentzertifikate sind Beteiligungen an Investmentgesellschaften (Kapitalanlagegesellschaften)

Nicht gerechnet ist das Geldkapital, das in Termingeldern, Spareinlagen, Ansprüchen an Versicherungen usw. angelegt war und sich auf zusätzliche 9.000 Mrd. DM belief. (Deutsche Bundesbank September 2001, 81)

In den 20,88 Billionen DM Kapitalanlagen sind auch die rasch wachsenden Auslandsanlagen enthalten.

1991 betrug das dem Zweck der Kapitalverwertung in Deutschland dienende Nettosachanlagevermögen zu Wiederbeschaffungspreisen 6.300 Mrd. DM, im Jahr 2000 waren es 10.500 Mrd. DM. Eine Steigerung um 4.200 Mrd. DM oder um zwei Drittel.[3]

Rechnet man das der Wohnungsvermietung dienende Kapital heraus, so wuchs das produktiv angelegte Nettosachanlagevermögen von 2.700 Milliarden auf 4.500 Milliarden DM. Eine Steigerung um 1.800 Mrd. DM oder ebenfalls um zwei Drittel.

Das Kapital, das sich in Finanzanlagen verkörpert, wuchs im Konjunkturzyklus 1991–2000 von 7.821 Mrd. DM auf 20.880 Mrd. DM. Eine Steigerung um 13.600 Mrd. DM, also um 170%.

Das in Finanzanlagen angelegte Kapital wuchs fast dreimal so schnell wie das in Ausrüstungen und Bauten angelegte Kapital der Unternehmen.

Während der Strom der Investitionen von Unternehmen und Staat relativ immer dünner wird, schwillt der Strom der Investitionen in Finanzanlagen an. Insgesamt stiegen das in Finanzanlagen und Nettosachanlagevermögen investierte Kapital zwischen 1991 und 2000 um 17.800 Mrd. DM an. Drei Viertel des Kapitals, das sich in dieser Zeit zusätzlich verwerten musste, bestand aus Finanzanlagen. (Den Besitz von Wohnimmobilien, die als Finanzanlage dienen, nicht gerechnet.)

2.222 | Geldvermögen der nicht-finanziellen Kapitalgesellschaften

Das Geldvermögen der nicht-finanziellen Kapitalgesellschaften (alle Kapitalgesellschaften außer Banken und Versicherungen) wuchs von 1991 bis 2000 von 1.532 Mrd. DM auf 4.046 Mrd. DM. (Deutsche Bundesbank September 2001, 62, 80)
Das Geldvermögen besteht u. a. zu etwa 55% aus Aktienbeteiligungen und anderen Beteiligungen, zu je 5% aus vergebenen Krediten und aus Wertpapieren sowie zu je 15% aus Kassenmitteln und Forderungen. (ebda., 80)
Das Geldvermögen überschreitet das in Anlagen, Maschinen, Ausrüstungen und Bauten investierte Kapital. Die meisten nicht-finanziellen Kapitalgesellschaften dürften im Produzierenden Gewerbe, Handel und Verkehr angesiedelt sein. 2000 betrug hier das Nettosachanlagevermögen insgesamt rund 2.500 Mrd. DM. Allein das in Aktien, in Beteiligungen, in Krediten und Wertpapieren angelegte Geldvermögen betrug 2.800 Mrd. DM.
Geld ist also genug da? Das Geldvermögen der nicht-finanziellen Kapitalgesellschaften muss den Verbindlichkeiten gegenübergestellt werden. Und diese betrugen im Jahre 2000 6.676 Mrd. DM, also etwa 165% des Geldvermögens. Das Geldvermögen, mit dem die Kapitalgesellschaften arbeiten, gehört ihnen also gar nicht.
Zu den Verbindlichkeiten zählen die Kredite in Höhe von 2.508 Mrd. DM, aber vor allem die Beteiligungen, die Aktionäre an den nicht-finanziellen Kapitalgesellschaften halten. Sie beliefen sich auf 3.246 Mrd. DM. Das Beteiligungskapital wird zu aktuellen Kursen bewertet. Es ist überwiegend im Besitz anderer nicht-finanzieller Kapitalgesellschaften bzw. von Banken und Versicherungen und teilweise von privaten Haushalten. Vom Standpunkt eines Unternehmens aus gesehen, stellt das Beteiligungskapital ebenso wie der Bankkredit Fremdkapital dar. Es ist Kapital, das dem Unternehmen selbst nicht gehört, über das es aber verfügt. Im Gegensatz zum Kredit müssen aber die Aktienbeteiligungen nicht vom Unternehmen an die Aktionäre zurückgezahlt werden. Über das Beteiligungskapital erwerben die Aktionäre nur das Recht auf einen Teil des Gewinns der Kapitalgesellschaften. Ansonsten können sie ihre Anteile frei an andere verkaufen.
Darüber beeinflussen sie allerdings auch die Höhe des Gewinns.

3 Statistisches Bundesamt 1998, 141; Statistisches Bundesamt, Wiesbaden 2001, 133 f.; Staat und Private Organisationen nur zu 25% einbezogen; Wohnungsvermietung ganz, obwohl auch die Nutzung durch Eigentümer dazugehört.

2.223 | Immer höhere Ansprüche der Besitzer und Verwalter des Geldkapitals

244 Sofern das Geldkapital nicht direkt durch seine Besitzer angelegt wird, steht es in der Regel in der Verfügung von Banken, Versicherungen, Fonds usw. Sie sammeln das dem Kapital bzw. Privatleuten gehörende überschüssige Geld, leihen es aus und legen es an. Natürlich nicht für lau. Die Kapitalanleger verlangen dafür, dass sie Geld zur Verfügung stellen, von den Empfängern einen Anteil ihrer Einnahmen, ihres Profits (bei Unternehmen), ihrer Steuereinnahmen (beim Staat) oder ihres Lohns (bei LohnarbeiterInnen).

Banken, Versicherungen und Fonds, die die gesammelten Gelder anlegen, wollen daraus ebenfalls wenigstens eine durchschnittliche Profitrate ziehen. Die rasante Steigerung der Schulden des Staates, der Unternehmen und der privaten Haushalte drückt also indirekt den riesigen Kapitalüberschuss aus. Dieser macht den Anstieg der Verschuldung erst möglich.

Im Konjunkturzyklus 1991–2000 wuchs die Staatsverschuldung von 1.165 Mrd. DM auf 2.343 Mrd. DM, die Firmenschulden der nicht-finanziellen Kapitalgesellschaften wuchsen von 1.398 Mrd. DM auf 2.508 Mrd. DM. (Deutsche Bundesbank September 2001, 62, 80) Die Schulden der privaten Haushalte wuchsen von 1.611 Mrd. DM auf 2.938 Mrd. DM. (metall 7–8-2002, 4)

Die Steigerung des Bruttoinlandsprodukts in diesem Zeitraum wurde vollständig aus Krediten finanziert. Der Kapitalüberschuss ist zum Motor der wirtschaftlichen Entwicklung geworden und macht sie andererseits labiler. Denn die Gläubiger verlangen Tilgung und Zinsen für ihre Kredite.

2.224 | Kredite

Die nicht-finanziellen Kapitalgesellschaften mussten im Jahr 2000 für ihre 2.508 Millliarden DM Kredite Zinsen in Höhe von 137 Mrd. DM zahlen. (Statistisches Jahrbuch 2001, Tab. 24.12) Der durchschnittlich gezahlte Zinssatz lag also bei 5,5 %.

Die Kredite allein der nicht-finanziellen Kapitalgesellschaften sind höher als die Staatsschulden. Nach Angaben von Bundesbankdirektor Domanski betrugen die Firmenkredite aller Unternehmen insgesamt 120 % des Bruttoinlandsprodukts. (FTD 21.06.2000) Eine Last, doppelt so hoch wie der Anteil der Staatsschulden am BIP.

In Wiesbaden hat der Bund der Steuerzahler eine Schuldenuhr aufgestellt, die die Zunahme der Staatsschulden pro Minute anzeigt. Eine solche Uhr müsste für die Firmen erst noch aufgestellt werden. Vielleicht in Köln, wo die Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände ihre Zentrale hat?

Die Unternehmen müssen einen Teil des Mehrwerts an die Gläubiger abtreten, wenn sie deren Kapital als »Fremdkapital« nutzen wollen. Nach Abzug der Zinszahlungen verbleibt der Unternehmensgewinn vor Steuern. Der Gesamtprofit der nicht-finanziellen Kapitalgesellschaften betrug 572 Mrd. DM (ausgewiesener Unternehmensgewinn von 435 Mrd. DM plus Zinsen von 137 Mrd. DM).
24% des Gesamtprofits (Zinsen plus industrieller Profit vor Steuern) flossen also an die Gläubiger.
Je mehr Kredite die Unternehmen aufnehmen, desto mehr wächst tendenziell auch der Teil des Gesamtprofits, der an die Gläubiger abgeführt werden muss. Der Anteil der Zinszahlungen am Gesamtprofit hat deshalb in den letzten Jahrzehnten zugenommen.
Die Tilgungen sind mit dem Umfang der Kredite erheblich gestiegen. Über ihre Höhe gibt es in den Bilanzen keine Angaben. Wenn wir annehmen, dass die Tilgungsraten bei Staats- und Unternehmensverschuldung gleich sind, dann müssten z.Zt. etwa 12% der Kreditsumme jährlich zurückgezahlt werden. (Statistisches Jahrbuch 2001, 527, 529) Das wären im Jahr 2000 bei den nicht-finanziellen Kapitalgesellschaften 300 Mrd. DM gewesen. Ein ungeheuerer Betrag angesichts der Profite in Höhe von 430 Mrd. DM vor Steuern, die nach dem Abzug der Zinszahlungen übrig blieben. Wie werden die Firmenkredite getilgt? Darüber hört man nichts.
Es ist möglich, dass ähnlich wie beim Bund alte Schulden getilgt werden, in dem neue Schulden aufgenommen werden. (→ 3.32) Je höher der Schuldenstand ist, desto eher sind Schulden die Ursache für neue Schulden. Und ähnlich wie der Staat teilweise mit Erlösen aus der Privatisierung seiner Unternehmen seine Schulden tilgt, machen es auch Firmen. Die Schulden aus dem laufenden Geschäft zu tilgen, wird angesichts von Überproduktionskrisen und tendenziell fallenden Profitraten schwieriger.

2.225 | Die Last der Firmenschulden wird den LohnarbeiterInnen zusätzlich aufgeschultert.

Die Zinsen müssen ebenso von den LohnarbeiterInnen erarbeitet werden wie die Tilgungen (Rückzahlungen der Kredite).
Je höher die Schulden ihrer Firmen sind, desto höhere Gewinne müssen die LohnarbeiterInnen erwirtschaften.
Mit den Krediten haben die Banken entscheidenden Einfluss auf die Geschäftsführung. Sie haben ein Interesse daran, dass Zinsen und Tilgung ihrer

Kredite gesichert sind. Sie sind also daran interessiert, noch mehr aus den LohnarbeiterInnen herauszuholen. Unternehmensschulden beschleunigen alle Methoden, die Arbeitsproduktivität und -belastung der Belegschaften zu erhöhen und fördern damit zusätzlich den Personalabbau.

Beispiel:

Die Telekom hat an die 70 Mrd. Euro Schulden aufgetürmt. Vor allem um Firmenübernahmen zu finanzieren und die Lizenzen für die UMTS-Frequenzen vom Bund zu kaufen. Die braucht man, um sich zukünftig mit Handys ins Internet einklicken zu können. (→ 2.32)

Nicht zuletzt wegen des ungeheuren Drucks der Unternehmensschulden plant die Telekom, bis zum Jahr 2004 30.000 Stellen abzubauen, um »Kosten« zu senken. »Der Stellenabbau verringert langfristig die Kosten und erhöht die Produktivität der Unternehmen,« schreibt die Financial Times über die Telefonkonzerne. (Andreas Kosta, Im Festnetz bleibt nur Arbeitsplatzabbau, FTD 21. 05. 2002)

Zins und Tilgung drücken nicht nur die Profitraten der Industrie, des Handels usw. Sie bremsen – ähnlich wie beim Staat – auch die Investitionen. Statt in Investitionen fließen Gewinne an die ungeduldigen Gläubiger.

Der Schuldendienst auf die Unternehmensschulden wird vor allem zum Problem, wenn Überkapazitäten aufgebaut worden sind, und die Umsätze zurückgehen. Dann fallen die Profitraten. Die Schulden müssen trotzdem in gleicher Höhe bedient werden. Das kann den Bankrott von Firmen beschleunigen und damit ebenfalls die Arbeitslosigkeit hochtreiben.

Beispiel:

Allein die 40 am höchsten verschuldeten Aktiengesellschaften Deutschlands weisen nach Berechnungen von Creditreform 287 Mrd. Euro Schulden aus. Die Nettoumsatzrendite der im deutschen Aktienindex (Dax) notierten Firmen ist aber 2001 gegenüber 2000 um fast die Hälfte gefallen.

Können Zinsen und Tilgung nicht bezahlt werden, droht die Zahlungsunfähigkeit. Nicht nur die Kirch-Gruppe, auch der Baukonzern Holzmann, der Bürohersteller Herlitz, Flugzeugbauer Fairchild-Dornier und andere große Unternehmen sind an ihren Schulden erstickt. Sie haben darauf spekuliert, dass sich ihre kreditfinanzierten Investitionen in den Kauf von Firmen, in Übertragungsrechte für Formel 1 – Rennen oder den Bau bzw. Kauf von Büro- und Ladenflächen irgendwann rechnen. Das taten sie aber nicht. Tausende und Abertausende von Arbeitern und Angestellten müssen die planlose, kreditfinanzierte Expansion ihrer Unternehmen mit ihrer Entlassung bezahlen. Und hinterher sollen sie auch noch an ihrer Arbeitslosigkeit schuld sein.

2.226 | »Faule« Kredite bei den Banken

Mit dem Fall der Profitraten, dem Aufbau von Überkapazitäten oder in Krisen werden Kredite in verstärktem Maße »faul«, d. h. sie können nicht mehr zurückgezahlt werden.Kredite werden faul genannt, weil das ausgeliehene Geld

nicht mehr »arbeitet« und Geld abwirft. In diesem Fall müssen sie abgeschrieben werden.

Die Banken verleihen Gelder, die ihnen nicht gehören. Wenn Milliarden Euro an fremden Geldern ausgeliehen wurden und nicht mehr zurückkommen, sind das schwere Verluste. Der Verluste stellen eine Wertminderung des Kapitals dar, über das die Banken verfügen. Der Wert muss »berichtigt« werden. Im Jahr 2000 betrugen die »Wertberichtigungen« der Banken insgesamt 15,8 Mrd. Euro. »Der weitaus größte Teil des Bewertungsaufwands (d. h. Neubewertungen) im Jahr 2000 betraf Wertberichtigungen im inländischen Kreditgeschäft (die Abschreibung fauler Kredite).« (DB Monatsbericht 9/2001, 17 und 41) Zehntausende von Firmenpleiten jährlich reißen tiefe Löcher in die Gewinne der Banken.

Allein die Deutsche Bank weist nach US-Standards faule Kredite im Umfang von 12,9 Mrd. Euro aus. Nach der früher üblichen Bilanzierung unter europäischen Standards waren es nur 4,5 Mrd. Euro. (FTD 05. 04. 2002) Je höher die Firmenverschuldung, desto größer werden die Risiken der Banken.

Auf die mit den faulen Krediten gesunkenen Gewinne reagieren die Banken, indem sie den Abbau zehntausender Stellen planen, Filialen schließen, Lohnkürzungen durchsetzen wollen usw. Die misslungene Anlage von überschüssigem Kapital wird von den Bankangestellten u. a. mit Arbeitslosigkeit bezahlt. Mit »mangelnder Flexibilität des Arbeitsmarkts« hat das nichts zu tun, wohl aber mit der Verschleuderung von Reichtümern, die von den LohnarbeiterInnen erarbeitet worden sind.

Um die Profite wieder anzuheben, gehen die Banken auch härter mit ihren Schuldnern um und treten bei der Kreditvergabe auf die Bremse. Für schlechtere Schuldner werden Risikozuschläge erhoben. Das trifft vor allem Kleinunternehmen. (→ 3.446)

2.2271 | Aktien

Aktien sind Besitztitel. Wenn der Aktienwert einer Firma 10 Mrd. Euro ist, ist ein Aktionär, der Aktien im Wert von 5.000 Euro hält, Eigentümer des 2 millionsten Teils des Unternehmens. Aktionäre haben als Eigentümer Anspruch auf einen dem Anteil ihrer Aktien entsprechenden Teil des jährlichen Profits, die sogenannte Dividende (das zu Teilende).

Aktien können jederzeit verkauft werden. Sie werden an Börsen gehandelt. Börsen sind gewissermaßen die Markthallen, in denen Aktien verkauft werden, so wie in anderen Markthallen Obst verkauft wird. An den Kurssteigerungen können Aktionäre verdienen oder verlieren.

Die Gesamtheit der Aktien eines Unternehmens, bewertet mit ihrem Kurs, er-

gibt den Börsenwert des Unternehmens oder den Unternehmenswert. Im Kanakisch des Kapitals, dem Geschäftsenglisch, ist das der shareholder(Anteilseigner)-value (Wert). Anteilseigner sind die Eigner (Besitzer) von Anteilen (an Unternehmen), d. h. von Aktien, die diesen Anteil ausdrücken.
Der in den Büchern stehende Wert der Aktien, die Aktionäre an (nicht-finanziellen) Aktiengesellschaften gehalten haben, belief sich im Jahr 2000 auf 1.207 Mrd. Euro. (Deutsche Bundesbank 9/2002, 64, 82) 1991 waren es noch 379 Mrd. Euro. Im Jahr 2001 war der Aktienwert auf 1.058 Mrd. Euro gefallen.

2.2272 | Aufstieg und Fall der Aktienkurse

Die Aktienkurse von 30 großen Aktiengesellschaften werden im Deutschen Aktienindex (DAX) zusammengefasst. Die Kurse stiegen von 1991 bis 2000 um das vierfache von 1.577 auf 6.434. — 6.434 ist ein Index, d. h. eine Verhältniszahl, die auf das Jahr 1987 bezogen wird. Die Aktienkurse des Jahres 1987 werden mit 1.000 gleichgesetzt. Alle andere Jahre werden auf dieses (Basis)jahr bezogen. 2000 stand der DAX auf 6.434 bedeutet: Die Kurse der 30 größten Aktiengesellschaften war 6,434 mal höher als 1987.
Der CDAX (Aktienindex von 400 an der Börse notierten Unternehmen) stieg von 1991 bis 2000 um das 2 ½ fache. Der Unternehmenswert der nicht-finanziellen Aktiengesellschaften stieg insgesamt von 1991 bis 2000 um das 3,2 fache.

Die Kurse schwanken sehr stark.

Im ersten Vierteljahr des Jahres 2000, dem Höhepunkt des Aufschwungs, war das Fieberthermometer des Dax auf 7.600 angestiegen, um dann auf 6.434 zum Ende des Jahres 2000 zu fallen, zum Ende des Jahres 2001 auf 5.160 und bis Ende 2002 auf 2.893.
Die auf Aktienkursen beruhenden Unternehmenswerte erscheinen als Reichtum. Der Reichtum kann angeeignet werden, wenn man die Aktien für eben diese Summen der Unternehmenswerte verkauft.
Auf rätselhafte Weise kann man, wenn man gestern ein Papierchen für 20.000 gekauft hat, morgen dafür 40.000 oder mehr bekommen, zumindest zu gewissen Zeiten. Und das, ohne einen Finger krumm zu machen. Die Aktienkultur ist eine Kultur der Faulheit. Aktionäre können im Schlaf Geld machen, sowieso das Ideal des Kapitals.
Der Clevere lebt, ohne zu arbeiten: Das ist die Botschaft der »Aktienkultur«. Wie zum Teufel vermehrt sich aber dieser Reichtum?

Stiegende Aktienkurse drücken letztlich sinkende Profitraten aus, nicht eine Blüte, sondern einen Niedergang des Kapitals. Sie drücken einen Überschuss an Kapital aus, der in wachsendem Maße spekulativ angelegt wird.

Die Summe der aktuellen Marktpreise (Kurse) der Aktien eines Unternehmens ergibt seinen Börsenwert, d. h. den Marktwert eines Unternehmens zu einem bestimmten Zeitpunkt.

Der Wert eines Unternehmens hängt, wie könnte es anders sein, entscheidend von der Profitrate ab, die das Unternehmen erzielt. Er ist nämlich die kapitalisierte Profitrate, d. h. die in Kapital verwandelte Profitrate. Was bedeutet das?

Nehmen wir an, die Profitrate von Firma A entspricht der durchschnittlichen Profitrate der Industrie, z. B. 5% und ihr Profit wäre 100 Mio. Euro. Um 100 Mio. Euro Gewinn bei 5% Rendite zu machen, ist ein Kapital von zwei Milliarden Euro notwendig. Das Unternehmen ist also bei einem Gewinn von 100 Mio. Euro zwei Milliarden Euro wert. Es ist so viel wert, dass bei einer durchschnittlichen Profitrate von 5% ein Gewinn von 100 Mio. Euro erzielt werden kann.

Man muss von durchschnittlichen Profitraten ausgehen. Alles Andere würde bedeuten, dass Unternehmen umso wertvoller würden, je geringer ihre Profitrate sind und umgekehrt Unternehmen mit steigender Profitrate einen fallenden Börsenwert hätten.

Ein Unternehmen mit 100 Mio. Euro Gewinn und einer Profitrate von 2,5% ist nicht 4 Mrd. Euro Kapital »wert«, genauso wenig wie ein Unternehmen mit 100 Mio. Euro Gewinn und 10% Profitrate nur eine Mrd. Euro wert wäre. Beide wären zwei Mrd. Euro wert, wenn sie verkauft würden, eben weil die Durchschnittsprofitrate von 5% der Fixpunkt ist.

Diejenigen, deren betriebliche Profitraten überdurchschnittlich sind, gewinnen bei einem Verkauf ihrer Unternehmen. Die Betriebe, deren Profitrate unterdurchschnittlich ist, verlieren. Beim Preis der Ware Unternehmen verhält es sich genauso wie bei allen anderen Preisen von Waren. Der Preis eines Brötchens richtet sich auch nicht nach dem hohen Preis, den der langsamste Bäcker mit der am schlechtesten ausgestatteten Backstube verlangen müsste. Er entspricht eher einem Durchschnittspreis auf der Grundlage einer durchschnittlichen Produktivität.

Wenn nun die durchschnittliche Profitrate von 5% auf 4% fällt, steigt merk-

würdigerweise der Unternehmenswert. Eine sinkende Profitrate drückt sich also in größerem »Reichtum« der Aktionäre aus.

Nehmen wir an, dass die durchschnittliche Profitrate von 5% auf 4% fällt oder um 20%. Um unsere 100 Mio. Euro Gewinn bei einer durchschnittlichen Profitrate von 4% zu erzielen, ist ein Kapital von 2,5 Mrd. Euro notwendig. Der Unternehmenswert steigt um 20% auf 2,5 Mrd. Euro, wenn die Profitrate um 20% fällt. Er steigt um 50%, wenn die durchschnittliche Profitrate um 50% fällt usw.

Auf lange Sicht sind also sinkende Profitraten mit steigenden Aktienkursen verbunden. Dass die Aktienkurse in den 90er Jahren höher waren als in den 70er und 80er Jahren, hängt eben damit zusammen, dass die Profitraten in den 90ern im Durchschnitt niedriger waren als in früheren Jahrzehnten.

Wir haben gesehen, dass den sinkenden Profitraten die steigende Produktivität zugrundeliegt. Beides lässt auf dem Boden der Kapitalverwertung die Arbeitslosigkeit ansteigen. Von daher ist steigende Arbeitslosigkeit tendenziell mit steigenden Aktienkursen verbunden. Aber nicht weil die Profitraten steigen, sondern weil sie fallen.

Da jedoch die Gewinne absolut steigen, obwohl die Profitraten langfristig fallen, erscheinen höhere Aktienkurse nicht als Folge sinkender Profitraten, sondern vor allem als Folge höherer Profite. »*Je höher der Gewinn* (oder zumindest die Gewinnerwartung)*, desto höher schießt der Kurs*«, schrieb BILD. (11. 11. 1999). Die Profitmasse nimmt zu, wenn das Kapital wächst. Auch dann, wenn die Profitraten fallen. Wenn bei einer auf 4% gesunkenen durchschnittlichen Profitrate die durchschnittliche Profitmasse von 100 Mio. Euro auf 120 Mio. Euro steigt, ist ein Kapital von drei Mrd. Euro notwendig, um die 120 Mio. Euro zu erwirtschaften. Der Unternehmenswert steigt also tatsächlich auch deswegen, weil die Profitmasse steigt.

Je höher die Profitmassen und je niedriger die Profitraten, desto höher steigt der Unternehmenswert.

2.2274 | Was hat der Aktienkurs mit dem Unternehmenswert zu tun?

Aufgrund der Wiedervereinigung und geänderter bzw. inzwischen fehlender statistischer Angaben ist es zur Zeit kaum möglich, die reale Entwicklung der Profitraten über längere Zeiträume darzustellen.

Nehmen wir an, dass die durchschnittliche Profitrate der Unternehmen des Produzierenden Gewerbes, Handels und Verkehrs, in denen die meisten börsennotierten Gesellschaften anzutreffen sind, von 1991 bis 2000 um 10% und die Profitmasse dieser Unternehmen um etwa 50% gestiegen ist. Unter dieser Annahmen müssten die Unternehmenswerte insgesamt um etwa 40% ge-

stiegen sein. Nur eine Steigerung der Aktienkurse um 40% würde dann der realen Steigerung der Unternehmenswerte entsprochen haben.
Die Aktienkurse der 30 Dax-Konzerne aber stiegen, wie gesagt, von 1991 bis 2000 um das 400%, die der 400 im C-Dax notierten Gesellschaften um das 250%.
Die Unternehmenswerte haben sich aber in den Jahren von 1991 bis 2000 mit Sicherheit weder vervierfacht noch verdoppelt.
Die Marktpreise der Aktien müssen im großen und ganzen erheblich über den Unternehmenswerten gelegen haben. Die Aktien waren im Durchschnitt überbewertet. Überbewertet heißt, dass sich die Aktienkurse bei einer gegebenen Durchschnittsprofitrate und einem gegebenen Durchschnittskapital auf ein Kapital beziehen, das es in diesem Umfang bei den Unternehmen gar nicht gibt.

2.2275 | Kapitalüberschuss – Ursache aufgeblasener Aktienkurse

Die Aktienkurse des Börsenbooms spiegelten also nicht die tatsächlichen, sondern fiktive (nicht wirkliche) Unternehmenswerte wieder. Die Börsianer nennen diese Überbewertung Blase (oder Bubble). Der tatsächliche Wert wird aufgeblasen. Blasenkurse sind dadurch zu erklären, dass die Nachfrage nach Aktien das Angebot an Aktien um ein Vielfaches überstiegen hat. Das hat ihren Preis weit über den realen Unternehmenswert hochgetrieben.
Warum aber eine solche Nachfrage? Wieso sind Besitzer von Kapital bereit, für viele Milliarden Aktien zu Kursen zu kaufen, die überhaupt nicht dem realen Unternehmenswert, der kapitalisierten Profitrate, entsprechen? Immer teurere Aktien zu kaufen, um eine vergleichsweise lächerliche Dividende einzustreichen, kann nicht der Hauptzweck von Aktienkäufen sein.
Aktienkurse spiegeln vor allem die spekulative Nachfrage nach Aktien wieder. Aktien werden überwiegend gekauft, um sie bei noch höheren Kursen wieder zu verkaufen und den Kursgewinn einzusacken. Diejenigen, die sie bei noch höheren Kursen kaufen, müssen die Hoffnung haben, sie ihrerseits wieder zu höheren Kursen losschlagen zu können. Der Kauf von Aktien ist ein einziges großes »Wetten, dass ...?« Wetten, dass es Idioten gibt, die meine Aktien oder auch ganze Aktiengesellschaften zu einem noch höheren Kurs kaufen als zu dem, zu dem ich selbst gekauft habe?
Die Spekulation auf steigende Kurse hat insbesondere dann Nahrung, wenn sie als Spekulation auf zukünftige Extraprofite aus der Anwendung neuer Technologien auftritt. Zukünftige Riesengewinne sind die Beruhigungspille, die man sich verabreicht, um zu verrückten Kursen zu kaufen. Nur so ist zu

erklären, dass z. B. kleine Internet-Unternehmen, die noch überhaupt keine Gewinne machten, dennoch einen höheren Börsenkurs (Summe der zu aktuellen Kursen bewerteten Aktien) aufwiesen, als große Konzerne, die anständige Gewinne machten.

Beispiel:
EM.TV, ein Unternehmen zur Vermarktung von Fernsehprogrammen, wies Ende Februar 2000 mit 218 Beschäftigten und ein paar hundert Millionen Euro Umsatz einen Börsenwert von 13,7 Mrd. Euro aus, mehr als der 13 Mrd. DM hohe Börsenwert von ThyssenKrupp mit seinen 120.000 Beschäftigten.

Biotechnologie, Informationstechnologie, alle Fortschritte oder möglichen Fortschritte der gegenwärtigen technologischen Revolution werden zum begehrten Mittel der Spekulation, die sich ständig neue Objekte sucht.
Die Nachfrage nach Aktien kann aber das Angebot nur dann so krass übersteigen, wenn es arbeitsloses Kapital gibt, das für spekulative Zwecke frei ist. Die Quelle für die Bereitschaft, Kapital spekulativ anzulegen, ist die mangelnde Rentabilität des in der Produktion angelegten Kapitals. Das dadurch freiwerdende Kapital kann in Finanzanlagen fließen. Die explodierenden Aktienkurse der 90er Jahre drücken also vor allem aus, das aufgrund des Falls der Profitraten Kapital »arbeitslos« geworden ist und sich u. a. auf die Aktienanlage gestürzt hat. Die Spekulationsblasen sind aus der Logik der Kapitalverwertung zu erklären. Und nicht etwa »nur noch mit massenpsychologischen Begriffen wie Herdentrieb oder Torschlusspanik.« (Mario Müller, Ein Börsenfall für die Couch, FR 17. 03. 2001, 39)

2.2276 | Schauen wir uns die Aktionäre an

37% des Aktienbestandes von 5.000 Mrd. DM in Deutschland (Stand Ende 2000) wird von Banken und Versicherungen gehalten. Sie sammeln überschüssige Gelder, die von den Geldgebern nicht für ihren gegenwärtigen Lebensunterhalt oder für Investitionen usw. gebraucht werden. Sie legen sie u. a. in Aktien (Beteiligungen an Unternehmen) an. Banken und Versicherungen haben das größte Interesse daran, dass sich immer neue Aktienkäufer finden, die dafür sorgen, dass die Nachfrage nach Aktien die Kurse in die Höhe treibt. Sie versuchen deswegen ein möglichst beseligtes Klima zu erzeugen, damit sie an steigender Aktiennachfrage verdienen können.
Mehr und mehr treten auch Pensionsfonds als Aktionäre in Erscheinung. Da die monatlichen Rentenzahlungen von Millionen Menschen vor allem in den USA, Großbritannien usw. von Aktienkursen abhängen, üben sie Druck auf die Unternehmen aus, die Aktienkurse durch höhere Profite zu steigern.
31% des Aktienkapitals, insgesamt 1.530 Mrd. DM, vereinigten nicht-finanzielle Kapitalgesellschaften auf sich. Industrieunternehmen müssen also

ebenfalls Überschüsse haben, mit denen sie z. B. Beteiligungen usw. kaufen können. Kapitalüberschüsse entstehen u. a. daraus, dass die eigene Investitionstätigkeit auf Grund des Falls der Profitraten relativ abgenommen hat. Das überschüssige Kapital erscheint als Reichtum, drückt aber eher die Verwertungsschwierigkeiten des Kapitals aus. Ein wachsender Teil der Investitionen fließt deshalb in Käufe von Beteiligungen. Die Ausdehnung der eigenen Produktionsanlagen über Investitionen wirft nicht mehr genug ab. Also sucht man sein Heil im Kauf anderer Unternehmen, um Kapital profitabler verwerten zu können.

Von 1991 bis 2000 stieg nach Angaben der Unternehmensbilanzstatistik der Bundesbank der Umfang des Werts der Beteiligungen der Unternehmen des Produzierenden Gewerbes, Handels und Verkehrs von 241 Mrd. DM auf 544 Mrd. DM, mehr als dreimal so schnell wie der Umfang des Nettosachanlagevermögens.

Entsprechend verdoppelte sich der Teil des betrieblichen Bruttoprofits, der aus den Erträgen von Beteiligungen gespeist wird, von 13,6 % im Jahre 1991 auf 28 % im Jahre 2000.

17 % des Aktienbestandes entfallen auf private Haushalte. Sie und auch andere Privathaushalte vor allem aus wohlhabenden Schichten haben ebenfalls überschüssiges Einkommen, das sie auf den Kopf hauen können. Obwohl nach der neuen Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung jetzt auch Selbständige zu den privaten Haushalten zählen, ist der Anteil der privaten Haushalte am Aktienbestand seit 1970 (29 %) erheblich zurückgegangen. Kleinanleger sind eine zu vernachlässigende Größe.

15 % des Aktienbestandes entfällt auf »die übrige Welt«. Auch überschüssiges Kapital von Banken, Versicherungen, Fonds, Konzernen und reichen Privatleuten aus dem Ausland hat zu den inflationären Preissteigerungen der Aktien hierzulande beigetragen. (Angaben aus DB September 2001, 87)

2.22781 | **Auf Profit getrimmte Betriebe – Voraussetzung für Aktienkurssteigerungen.** Wenn Verkäuferin Maria Arnold einen Teil ihrer Ersparnisse an Konzerne gibt und auf Kurssteigerungen hofft, sollte sie wissen, dass die Kurssteigerungen mit höheren Profiten aus den Knochen der Belegschaften herausgepresst werden müssen.

Zu den »normalen« Geschäftsinteressen, die Renditen mit höherer Produktivität zu steigern, tritt das Interesse, mit der Steigerung der Renditen den Aktienkurs zu steigern. Dieses Interesse erhöht den Druck auf die LohnarbeiterInnen.

Beispiel:
Siemens richtet seit 1999 alle Entscheidungen am Ziel der Steigerung des Unternehmenswerts, der als »Geschäftswertbeitrag« (GWB) bezeichnet wird. Jeder Geschäftsbereich soll auf sein Bilanzvermögen nach Steuern eine Rendite von 13% abwerfen. Die 13% beinhalten eine Durchschnittsrendite von 8,5% und einen »Geschäftswertbeitrag« von 4,5%. Die Rendite von 8,5% schließt die Zinsen für Kredite ein, eine Mindestrendite in Höhe des Zinses auf Staatsanleihen plus die Differenz zur branchenüblichen Rendite plus »Risikoprämie«. Erst der Geschäftswertbeitrag, der Teil der Rendite, der über die branchenübliche Rendite und eine Risikoprämie hinausgeht, soll angeblich den Unternehmenswert steigern.
(IG Metall Abt. Wirtschaft-Technologie-Umwelt, Shareholder Value, Frankfurt Juni 2000, 1–21)

Beim »Geschäftswertbeitrag« von Siemens wird deutlich, dass der shareholder value zusätzlich aus den LohnarbeiterInnen herausgeholter Mehrwert ist. Dieser Extraprofit soll das Licht sein, dass die Investoren wie Motten anzieht. Ähnlich wie Siemens haben auch DaimlerChrysler, ThyssenKrupp, Eon und viele andere Konzerne Methoden zur Steigerung des Shareholder Value (Unternehmenswerts) entwickelt.
Die Steigerung des shareholder value, gemessen am Börsenkurs, ist keine aus den USA importierte Erfindung. Das Interesse daran entsteht auf dem heimatlichen Boden Deutschlands durch die Logik der Kapitalverwertung.

2.22782 | Börsenwert – Währung bei Unternehmenszusammenschlüssen

Der Börsenwert ist aber auch eine Art »Währung«, mit der die Übernahme anderer Firmen bezahlt werden kann. Bei Zusammenschlüssen von Unternehmen entscheidet der Börsenwert über das Kräfteverhältnis zweier Konzerne und ihren jeweiligen Einfluss im neuen Konzern.

Beispiel:
Zwei Firmen fusionieren (schließen sich zusammen). Firma A hat einen Börsenwert von 20 Mrd. Euro, Firma B einen von 40 Mrd. Euro. In der gemeinsamen Firma C haben die Eigentümer von Firma B das Sagen, da sie zwei Drittel des gemeinsamen Börsenwertes von 60 Mrd. Euro halten. Zwei Drittel des den Eigentümern zufließenden Profits der neuen Firma entfallen auf sie.
Wäre der Börsenwert von Firma B nur 10 Mrd. Euro, dann wären die Eigentümer von Firma A mit ihren 20 Mrd. Euro Börsenwert die Chefs. Auf sie würden dann zwei Drittel des den Aktionären zufließenden Profits entfallen.

Zusammenschlüsse in allen Bereichen sind ein entscheidendes Mittel, die Rentabilität zu steigern. (→ 3.44) Jeder Konzern hat ein eigenes Interesse an einem möglichst hohen Börsenkurs. Steigende Aktienkurse erleichtern Fusionen und diese können wiederum die Aktienkurse beflügeln.

Beispiel:
Die Deutsche Bank hatte Ende Juni 2002 einen Börsenwert von etwa 40 Mrd. Euro. Sie rangiert damit weltweit nur auf dem 19. Platz. »Der niedrige Marktwert würde der Deutschen Bank bei den sich abzeichnenden Fusionen und Übernahmen im Finanzsektor allenfalls die Rolle des Juniorpartners lassen.«
(FTD 28. 06. 2002)

Je niedriger der Börsenwert eines Konzerns ist, desto leichter kann er andererseits von Konkurrenten geschluckt werden, auch wenn seine Manager es nicht wollen. Je höher der Aktienkurs ist, desto mehr Kapital wäre notwendig, um einen Konzern aufzukaufen.

Eigentümer von Unternehmen und ihre Manager sind also an möglichst hohen Aktienkursen interessiert, wenn sie ihre »Selbständigkeit« sichern wollen. All diese Interessen steigern den Druck auf die Belegschaften, »Leistung zu bringen«. Steigende Produktivität aber senkt tendenziell die Nachfrage nach Arbeitskraft.

2.22783 | Unternehmensverkäufe, abhängig von Aktienkursen

Unternehmensverkäufe dienen z. B. als Mittel, Schulden zu verringern, Firmenübernahmen zu finanzieren oder ganz einfach Profite vorzuweisen. Je höher die Aktienkurse, desto mehr Profite wird bei Firmenverkäufen gemacht.

BEISPIEL:
Eon will den Logistikkonzern Stinnes (Transport und Verkehr) verkaufen. Wenn dessen Aktien für 35 Euro statt für 30 Euro losgeschlagen werden können, können 400 Mio. Euro mehr eingenommen werden. (FTD 28. 06. 2002)

Höhere Aktienkurse erzielen die Unternehmen eher, wenn sie hohe Profite vorweisen können. Wer sie erarbeiten muss, ist bekannt. Von Aktienkursen abhängiger Firmenhandel wird unter dem Druck der Profitraten zum Teil des normalen Geschäftsbetriebs.

BEISPIEL:
Die Telekom hat 2001 ihre Beteiligungen an der US-Telefongesellschaft Sprint für 3,5 Mrd. Euro verkauft. Der Kaufpreis, den sie 1996 für die Beteiligung bezahlt hat, lag erheblich niedriger. Nach Abzug aller Aufwendungen blieb der Telekom ein Nettoprofit von 2 Mrd. Euro. (ZDNet.de/News 09. 08. 2001)

Wie der Verkauf von Staatsunternehmen an Private die Haushalte des Staates aufbessert, bessert der Verkauf von Unternehmen die »Haushalte« der Konzerne auf.

Erträge aus Unternehmensverkäufen werden von der Deutschen Bundesbank in der Auswertung der Unternehmensbilanzen nicht gesondert ausgewiesen. Sie verstecken sich unter dem Posten »Übrige Erträge«. Diese waren im Jahre 2000 mit 363 Mrd. DM höher als die Unternehmensgewinne vor Steuern mit 214 Mrd. DM.

Die Gewinne aus dem Firmenhandel dürften in hohem Maße zu den ausgewiesenen Gewinnen beitragen.

Beispiele:

- Der im Juni 2000 neu gegründete Energiekonzern Eon hat in zwei Jahren 29 Mrd. Euro (57 Mrd. DM) aus Unternehmensverkäufen eingenommen. Damit wurde u. a. die Übernahme von Powergen, einem britischen Energiekonzern für 8 Mrd. Euro finanziert.
- Die Deutsche Telekom hat im Jahr 2000 Beteiligungen für 8 Mrd. Euro verkauft. Der ausgewiesene Gewinn belief sich auf 7,4 Mrd. Euro. Nur durch den Firmenhandel konnte überhaupt ein Gewinn ausgewiesen werden.

2.22784 | Möglichst hoher Kurs bei Aktienausgabe

Um den Erwerb von Beteiligungen, Fusionen und die Entwicklung neuer Technologien zu finanzieren, sind Unternehmen in den 90er Jahren verstärkt an die Börse gegangen. Oder sie haben, wenn sie schon Aktiengesellschaften waren, neue Aktien ausgegeben. Zwischen 1991 und 2000 haben nicht-finanzielle Kapitalgesellschaften über die Ausgabe neuer Aktien 290 Mrd. DM aufgenommen, davon über 60 % zwischen 1998 und 2000. (Deutsche Bundesbank 9/2001, 86) Je höher die Ausgabekurse sind, desto mehr frisches Geld können die Unternehmen darüber aufnehmen. Für die Unternehmen sind Aktienausgaben vergleichbar mit einer Lizenz zum Gelddrucken. Neben Krediten sind Aktien das wichtigste Mittel, um den ungeheueren Kapitalbedarf der Konzerne zu befriedigen. Sie brauchen riesige Mengen an Kapital, nicht zuletzt um immer mehr Privatunternehmen aufzukaufen.

Für Aktionäre können neu ausgegebene Aktien ebenfalls eine Goldgrube sein. Kursgewinne von 100 % und mehr waren auf dem Höhepunkt der Aktienhysterie eher die Regel als die Ausnahme.

Alle Eigentümer, die Unternehmen an die Börse bringen, schmücken die zum Kauf stehende Braut, indem sie ihr die Mitgift möglichst hoher Profitraten mitgeben wollen. Diese aber können nur auf dem Rücken der Beschäftigten erzielt werden. Entlassungen gehören dazu.

2.228 | Banken

Letztlich sind es die Banken, die über die Aktiengesellschaften verfügen. Es ist eine *»Tatsache, dass die Banken durch das Depotstimmrecht in den Hauptversammlungen der meisten Aktiengesellschaften über die Mehrheit der Stimmen verfügen, ohne dabei ein eigenes Kapitalrisiko zu tragen.«*[4] Was bedeutet Depotstimmrecht? Aktionäre (shareholder) haben ihre Aktien bei Banken deponiert (»gelagert«), eben in Depots. Jeder Aktionär hat abhängig von der Anzahl seiner Aktien Stimmrechte auf den Hauptversammlungen der AGs. Aktionäre können die Stimmrechte auf die Bank übertragen, in deren Depots sie ihre Aktien lagern. Und das tun sie meistens. Mehr als die Hälfte

des stimmberechtigten Kapitals auf den Hauptversammlungen der Aktiengesellschaften wird über das Depotstimmrecht von den Banken ausgeübt.
Die Hauptversammlungen entscheiden über die Besetzung des Aufsichtsrats, die Entlastung des Vorstandes, die Verwendung des Bilanzgewinns usw.
Die Banken verdienen nicht nur an den Krediten, die sie den Unternehmen gewähren. Sie verdienen auch am Firmenhandel, an Fusionen, am Aktienhandel überhaupt und an der Ausgabe neuer Aktien. Je höher die Kurse sind, desto mehr verdienen sie. Steigen die Kurse und damit der Unternehmenswert, halten sie auch ihre Kredite eher für gesichert.
Die Banken vermitteln Firmenverkäufe ebenso wie Fusionen. Wie alle Heiratsvermittler erhalten sie dafür Provisionen (Vergütungen). Diese hängen vom Börsenwert, also von der Höhe der Aktienkurse ab.
Da die Banken die Kontrolle über die Aktiengesellschaften ausüben, sind sie auch im Interesse ihrer eigenen Renditen an der Zerlegung der Konzerne interessiert, die die Grundlage für den Firmenhandel darstellt.
Banken verdienen am An- und Verkauf von Aktien, die von Aktionären in Auftrag gegeben werden. Und zwar umso mehr, je mehr Aktien gehandelt werden und je höher deren Kurse sind. Sie haben das Interesse, die Begeisterung für Aktien, die »Aktienkultur«, die positive Stimmung für Aktien usw. so lange wie möglich am Leben halten. Banken und ihre Broker (Börsenmakler) betreiben auch einen »Eigenhandel« mit Aktien, aus dem sie Profit ziehen wollen. Die Interessen der Aktienhändler und der Banken können dabei schnell zu falschen Kaufempfehlungen führen.
Banken verdienen auch daran, dass sie den Gang von Unternehmen an die Börse vorbereiten.
Banken leiden ebenso unter dem Fall ihrer Renditen wie Industriekonzerne. Die Gründe sind ähnlich. (vgl. Roth 1999, 190–204) Sie müssen immer mehr Kapital aufwenden, um dieselbe Summe von Zinsüberschüssen zu erzielen. Zinsüberschüsse sind die Differenz zwischen den Erträgen aus der Vergabe von Krediten in Form von Zinsen und den Zinsen, die an diejenigen bezahlt werden müssen, die den Banken Geld zur Verfügung stellen.
Das Verhältnis der Zinsüberschüsse zur Bilanzsumme, also dem insgesamt von den Banken aufgewendeten Kapital, wird Zinsspanne genannt. Diese fiel im Jahr 2000 auf das historische Tief von 1,15 %. (Deutsche Bundesbank Monatsbericht 9/2001, 19) Der Zinsüberschuss macht aber insgesamt $^2/_3$ der Gewinne der Banken aus (bei Großbanken nur die Hälfte).

4 Florian Dohmen, Die Macht der Banken, Supplement der Zeitschrift Sozialismus 12/98, 14

Banken brauchen die »Aktienkultur«, um möglichst hohe Provisionsüberschüsse aus Firmenhandel, Fusionen und Aktiengeschäften zu erzielen. Das wirkt der tendenziell fallenden Zinsspanne entgegen.

Die Zinsspanne fällt langfristig, weil die Zinsentwicklung in die Entwicklun der Unternehmensgewinne eingebunden ist. (Roth 1999, 179–183) Banken stellen Unternehmen Kapital zur Verfügung. Diese treten ihnen dafür einen Teil ihres Profits in Form von Zinsen ab. Wenn die allgemeinen Profitraten fallen, müssen auch die Zinssätze langfristig fallen, die den Anteil des Bankprofits am Unternehmensprofit darstellen.

Die Zinssätze fallen langfristig auch deshalb, weil es ein Überangebot an Geldkapital gibt.

Genauso wie bei den Industriekonzernen steigt auch bei den Banken das Sachanlagevermögen erheblich schneller als der Personalaufwand. Aus sinkenden Zinsspannen muss das rasch anwachsende Sachanlagevermögen finanziert werden.

Als Ausweg aus der Klemme tendenziell fallender Profitraten bieten sich Geschäfte an, die sich vor allem auf Spekulation, auf steigende Aktienkurse und Börsenwerte von Unternehmen stützen. Als Ausweg bieten sich auch Bankenzusammenschlüsse und … Entlassungen an.

2.2291 | Manager

Seit den 90er Jahren werden Manager von Aktiengesellschaften in wachsendem Maße am Aktienkapital beteiligt. Bei Siemens sind es inzwischen 5.000 Personen. Sie erhalten als Teil ihrer Vergütung Aktien. Sie haben die Option (die Möglichkeit), zu einem bestimmten Zeitpunkt Aktien des Unternehmens zu einem vorher bestimmten Kurs zu erwerben und zu verkaufen. Liegt der aktuelle Kurs dann über diesem (möglichst niedrig festgelegten) Kurs, können sie die Option einlösen und Extragewinne einstreichen. Liegt er darunter, müssen sie nicht kaufen. Aufsichtsratschef Cromme (ThyssenKrupp) erklärte, dass *»Vorstände selbst bei Kursverlusten immer nur gewinnen könnten.«* (FR 04. 07. 2002)

Manager haben damit ein persönliches Interesse, den Unternehmenswert und damit den Börsenkurs möglichst weit in die Höhe zu schrauben. »*Steigen Aktienkurs und Marktwert des Konzerns, dann steigen auch die Einkünfte seiner Manager – ganz gegen das Leistungsprinzip, das sie sonst hochhalten.*« (Die Zeit 13. 04. 2000)

Steigende Aktienkurse dienen also auch der Bereicherung der Manager. Aktienoptionen sind »Personalaufwand«, der die Gewinne mindert. Sie mindern

den Marktwert des Aktienbestandes. In der Regel werden sie aber nicht in der Bilanz ausgewiesen. (FTD 24.06.2002) Sie wurden in den USA auf 8% der Gewinne aus dem laufenden Geschäft geschätzt.

So viel ist es den Inhabern der Unternehmen wert, die Manager scharf zu machen. Sie verdienen umso mehr, je rücksichtsloser sie gegen die Belegschaften vorgehen. Auch die Ansprüche der Manager lasten schwer auf den Schultern der LohnarbeiterInnen, die sie durchfüttern müssen. Berüchtigt ist Ron Sommer, der seine Bezüge innerhalb eines Jahres um 90% steigerte, während die Kurse fielen und Beschäftigte entlassen wurden.

Dass sich die Manager so prima selbst bedienen können, ist von den Eigentümern und ihren Vertretern, den Banken, so eingerichtet worden. Die Interessen der Eigentümer der Unternehmen an steigenden Aktienkursen und die Interessen der Manager sollen auf eine Linie gebracht werden.

Während nämlich Aktionäre eher ein Interesse daran haben, dass Gewinne ausgewiesen bzw. ausgeschüttet werden, haben Manager eher das Interesse, Gewinne zu verbergen, um Reserven für wechselhafte Zeiten zu haben. Wenn sie persönlich an steigenden Aktienkursen interessiert sind, haben sie eher das Interesse, möglichst hohe Gewinne vorzuzeigen. (Selbstbedienung bei der Telekom, FTD 29.05.2002, 35)

2.2292 | Höhere Produktivität und Entlassungen zwecks Kurssteigerungen

Um die Aktienkurse zu steigern, trimmen Aktiengesellschaften ihre Belegschaften immer mehr auf Olympiareife. Die riesigen Konzerne, die mit Hilfe der Aktien entstehen, brauchen noch weniger Arbeitskräfte als vorher. Sie verstärken den Druck auf die Belegschaften, um den Aufschwung der Aktienkurse zu fördern. Erst recht aber verstärken sie den Druck, wenn die Kurse gefallen sind.

Der Investmentstratege Rolf Elgeti (Commerzbank) wurde zum Niedergang der Aktienkurse im ersten Halbjahr 2002 befragt. Er sagte: *»Was wir brauchen, ist eine Berichtssaison* (er meint die Vorlage von Geschäftsberichten)*, in der Old-Economy Zykliker* (der Mann meint Firmen wie DaimlerChrysler, Siemens, ThyssenKrupp usw.) *sagen: Wir machen noch Gewinne.«* (FTD 28.06.2002, 10)

Die Commerzbank verlangt ganz einfach Gewinne. Genauso ist das. Die Eigentümer und ihre Vertreter wollen Cash sehen.

Der Schrei der Banker nach Gewinnen, damit die Kurse steigen bzw. nicht weiter fallen, ist in erster Linie eine Kampfansage an die LohnarbeiterInnen.

Beispiel:
Die durch den Aktiencrash verursachten Verluste will die Telekom durch Einsparungen in Milliardenhöhe auffangen. »Der Sparkurs kostet weitere Arbeitsplätze und erhöht den Druck auf die ohnehin angeschlagenen Zulieferer wie Handyhersteller und Netzwerkausrüster. Um die Sparziele zu erreichen will allein die Deutsche Telekom 30.000 Stellen abbauen, bis 2004 die Investitionen bei 9 Mrd. Euro einfrieren und im Einkauf sparen.« (FTD 20. 05. 2002) Druck auf die Zulieferer bedeutet: Preissenkungen. Das wiederum zwingt auch dort zu höherer Produktivität, sprich zu Entlassungen.
Die Telekom will ohne betriebsbedingte Kündigungen auskommen. Mittel des Stellenabbaus können darin bestehen, frei werdende Stellen nicht wieder zu besetzen, Teilzeitarbeit auszubauen und Beschäftigte in die Frührente zu schicken.

Die LohnarbeiterInnen werden im Aufschwung ausgepresst, um mit neuen Gewinnmeldungen die Jagdinstinkte der Schnäppchenjäger des Aktienmarkts zu wecken.
Sie müssen in der Krise herhalten, um dafür zu arbeiten, dass die Verluste der Jagdgesellschaft möglichst gering gehalten werden.

Beispiel:
Vorstandschef Ackermann kündigte am 27. 06. 2002 an, dass die Deutsche Bank neben den schon angekündigten 9.200 Arbeitsplätzen weitere 3.770 Arbeitsplätze streichen wird. Damit sollen die Kosten um 2 Mrd. Euro sinken. *»Wir schwatzen den Kurs nicht nach oben, sondern handeln.«* (FTD 28. 06. 2002) Ziel ist die Rendite zu erhöhen und den Aktienkurs nach oben zu treiben. Die Deutsche Bank soll in Zukunft zu den zehn wertvollsten Banken der Welt gehören, d. h. den Banken mit den höchsten Unternehmenswerten. Die Deutsche Bank will ihre Stellung bei Fusionen stärken und dem Fall ihrer Renditen entgegenwirken. *»Die Börse honorierte den zusätzlichen Stellenabbau. Der Kurs der Deutsche-Bank-Aktie stieg gestern stärker als der Dax um 4,3% auf 69 Euro.«* (ebda.)

Die Gelder, die die Verkäuferin Maria Arnold und andere LohnarbeiterInnen dem Aktienmarkt zugeführt haben, verselbständigen sich zu einer fremden Macht ihnen gegenüber. Das Schicksal der LohnarbeiterInnen ist nicht nur abhängig von der Überproduktion der Waren, die sie erzeugen, sondern auch von der Überproduktion an Kapital, die sie miterzeugen. Ob sie arbeitslos werden oder nicht, ist auch von den unkontrollierbaren Bewegungen der Aktienmärkte abhängig.
Die LohnarbeiterInnen sind Spielball von Finanzbewegungen, die, obwohl sie von Menschen erzeugt werden, ähnlich wirken wie plötzlich aufkommende Stürme. Sie sind Anhängsel von chaotischen Zuckungen einer Summe von Entscheidungen unbekannter Privateigentümer, zu denen sie möglicherweise sogar selbst gehören.

2.2293 | Aktienkurssteigerungen bereiten Kursstürze vor

Es ist logisch, dass sich die Börsen- oder Marktwerte der Unternehmen nicht endlos von den tatsächlichen Unternehmenswerten entfernen können. Wie immer der Kurs ist, Aktien bleiben Besitztitel auf den Unternehmensgewinn,

spiegeln letztlich die kapitalisierte Profitrate wieder.

Im Verlauf eines Wirtschaftszyklus kommt es immer zu Krisen. Krisen bereiten sich mit geringeren Gewinnzuwächsen vor. In Krisen sinken in der Regel Unternehmensprofite und Profitraten. An irgendeinem Punkt versuchen immer mehr Aktionäre, Kursgewinne zu realisieren, weil sie sinkende Kurse befürchten. Dann werden mehr Aktien verkauft als gekauft und die Kurse fallen weiter.

Je mehr die Kurse fallen, desto mehr Aktionäre denken ebenfalls darüber nach, ob sie verkaufen sollen.

In jedem Wirtschaftszyklus wird am Ende das Vertrauen in ständig steigende Kurse erschüttert und damit auch das Vertrauen in die Versprechungen von Unternehmen und Banken.

Wer als letzter gekauft hat, hat mehr für den Erwerb der Aktien bezahlt als ihrem gegenwärtigen Kurs entspricht. Er verliert und bezahlt damit die Gewinne, die frühere Verkäufer von Aktien abgegriffen haben. Diese hatten gewonnen, weil sie zu einem Zeitpunkt verkauft haben, als die Verkaufserlöse noch über dem Kurs lagen, zu dem sie selbst gekauft haben. So wie es vorher zu Kursgewinnen kam, muss es jetzt zu Kursverlusten kommen.

Aktienkursgewinne beruhen auf einer Umverteilung von Geldern aus den Taschen der Aktionäre, die rechtzeitig verkaufen, in die anderer, die zu lange gewartet haben. Ähnlich wie beim Roulett gewinnt der eine nur, was der andere verliert. Das aber zu verschiedenen Zeiten. Des einen Freud ist des anderen Leid. Im Aktienrausch werden keinerlei Werte geschaffen, sondern nur schon geschaffene Werte unter glücklichen und unglücklichen Zockern umverteilt.

Wie jede Blase platzt auch die Blase aufgeblähter Aktienkurse irgendwann. Dass die Blase platzt, kommt so sicher wie das Amen in der Kirche. Es ist eine absurde Wunschvorstellung von Finanzkonzernen und ihren Vertretern, Aktienkurse über Jahrzehnte in aufsteigenden Linien in den Himmel zu verlängern. Aktienkurse sind eingebunden in die Zyklen der wirtschaftlichen Entwicklung, in denen es Aufschwünge und Krisen gibt. Die spekulativen Erwartungen müssen an irgendeinem Punkt enttäuscht werden.

2.2294 | Finanzkrisen verstärken Überproduktionskrisen

Der Tiefstand der Profitraten und die Beschleunigung der dritten technologischen Revolution fielen zu Beginn der 90er Jahre zeitlich zusammen. Um gleichzeitig Privateigentümer gegen Entschädigung zu enteignen und die gigantischen Investitionen in neue Technologien zu finanzieren, mussten

Unternehmen in ungeheuerem Ausmaß fremde Mittel in Anspruch nehmen. Kredite und Aktien vervielfachten die Kräfte der Konzerne. Sie erzeugten einen Boom, vor allem in den USA.

Aktienkurssteigerungen blähen das Geldvermögen der Kapitalgesellschaften und der privaten Haushalte auf. Die Realisierung von Kursgewinnen heizte die Binnennachfrage und damit die Ausdehnung der Produktion ebenso an, wie die wachsende Verschuldung.

Der Kapitalüberschuss, der von Form von Krediten und Finanzanlagen in die Wirtschaft zurückfließt, die ihn erzeugt, wirkt wie eine Droge, die einen (vorübergehenden) Rauschzustand erzeugt. (zur USA → 1.43) Die Wirtschaft ist high vom Zufluss des arbeitslosen Kapitals, das seinen Besitzern goldene Eier legen soll.

Wenn die Party vorbei ist, fängt der Katzenjammer an. Jetzt werden Verluste eingefahren. Das beschleunigt die Abwärtsentwicklung der Wirtschaft und vertieft die Krisen. Die Aufräumarbeiten können erheblich länger dauern als die nach einer Hochwasserkatastrophe.

Ende 1999 war der Bestand der Aktien zum Kurswert, der auf nicht-finanzielle Kapitalgesellschaften entfiel, noch 1.459 Mrd. Euro. Bis Ende 2001 war er auf 1.058 Mrd. Euro gefallen. (Deutsche Bundesbank 9/2002, 91)

Die Inhaber von Aktien dieser Kapitalgesellschaften haben in zwei Jahren 400 Mrd. Euro »verloren«. Teilweise real, weil die Aktien zu höheren Kursen gekauft worden waren, teilweise fiktiv, weil die Aktien zu einem noch niedrigeren Kurs gekauft worden waren und nur auf dem Papier verloren haben. 2002 fielen die Kurse weiter.

Solange die Aktienbeteiligungen an Unternehmen zu Werten in den Bilanzen stehen, die unter den aktuellen Marktpreisen liegen, gibt es »stille Reserven«. D. h. im Falle eines Verkaufs können Gewinne realisiert werden, die in der Bilanz durch Unterbewertung versteckt waren.

Wenn aber die Marktwerte unter die in den Büchern stehenden »Buchwerte« fallen, muss der niedrigere Wert früher oder später angezeigt werden. Die Werte müssen genauso berichtigt werden wie Kredite, die »faul« geworden sind. Die Unternehmen weisen Verluste aus.

Beispiele:

Die Telekom musste im Jahr 2002 den Marktwert ihrer (auf Kredit) gekauften Firmen wegen den gefallenen Aktienkurse erheblich nach unten korrigieren, vor allem wegen der Abschreibungen auf die US-Tochter Voicestream. Auch die Lizenzen im Mobilfunkgeschäft mussten teilweise abgeschrieben werden. Die Telekom wies für 2002 den höchsten Verlust in der deutschen Wirtschaftsgeschichte aus, nämlich 25 Mrd. Euro.

Vodafone, der weltgrößte Mobilfunkkonzern hat in den Jahren 2000 und 2001 315 Mrd. Euro (!) für Übernahmen ausgegeben. Knapp 30 Mrd. Euro Wertverluste aufgrund von gefallenen Aktienkursen

Wertberichtigungen können die Kreditwürdigkeit der Firmen erschüttern. Sie können die Sicherheiten für Kredite unterminieren und sie können zugesagte Zahlungen in den Abgrund ziehen, die auf den fiktiven Werten der Aktienkurse beruhen (Renten, Lebensversicherungen, Betriebspensionen usw.).
Der Kapitalüberschuss, statt Mittel zur Lösung des Problems Arbeitslosigkeit zu sein, verschärft es noch. Das arbeitslose Kapital stellt eine zusätzliche Bedrohung der LohnarbeiterInnen dar.

2.2295 | Geldvermögen der privaten Haushalte

Das Geldvermögen der privaten Haushalte wuchs allein von 1991 bis 2000 von 3.951 Mrd. DM auf 7.124 Mrd. DM, also um 3.173 Mrd. DM. (Deutsche Bundesbank 9/2001, 62, 80) Die daraus erzielten Vermögenseinkommen der privaten Haushalte stiegen von 373 Milliarden DM auf 586 Mrd. DM im Jahre 2000. Das ist eine Steigerung um 57%. Die Erträge fielen allerdings von 9,4% auf 8,2%. Tatsächlich: *»Noch nie war so viel Geld in Deutschland.«*[5]
Wenn man vom Geldvermögen die Schulden abzieht, geht das gesamte Bargeld und das Ersparte flöten. Aber es bleiben immer noch rd. 4.200 Mrd. DM netto übrig. 1.850 Mrd. DM netto mehr als 1991.
Das Vermögen konzentriert sich vor allem in den Händen des obersten Fünftels der Haushalte. Allein auf 87 Milliardäre in Deutschland entfallen rund 250 Mrd. Euro oder sieben Prozent des privaten Geldvermögens. Einem halben Prozent der Haushalte (365.000 Haushalte) gehört ein Viertel aller privaten Vermögenswerte (Geld, Immobilien, Gebrauchsgüter) in Höhe von 2.000 Mrd. Euro. 50% der Haushalte haben so gut wie nichts.
Nach Angaben des German Wealth Report 2000 der Investmentbanker Merrill Lynch/Cap Gemini Ernst & Young wächst das Vermögen des reichsten Viertels jährlich um 10%, also um 200 Mrd. Euro.[6] Die Besitzenden wären jedoch keine Besitzenden, wenn sie nicht immer mehr besitzen wollten. In ihrem Interesse hat die Regierung unter Kohl die Vermögenssteuer abgeschafft und die Regierung unter Schröder hat sie nicht wiedereingeführt. Der Mensch steht im Mittelpunkt, wenn es sich um einen kapitalbesitzenden Menschen handelt. Das Besitzstandsdenken der Millionäre muss tatkräftig gefördert, das Besitzstandsdenken von Leuten ohne Vermögen dagegen tatkräftig bekämpft werden.

5 Geld ist genug da, Reichtum & Kapitalmacht in Deutschland, isw grafikdienst Nr. 7, Dezember 1999, 4
6 Fred Schmid, Tatjana Fuchs, Bilanz 2001, isw-wirtschaftsinfo März 2002, 26

2.2296 | Kapitalüberschuss – Basis der reichen Arbeitslosen

Eine unbekannte Zahl von Kapitalbesitzern lebt ausschließlich von Kapitalerträgen, also z. B. von Zinsen, Dividenden, Kursgewinnen, Ausschüttungen (oder auch von Mieten). Ein Geldvermögen von einer Million Euro reicht bei einer Verzinsung von 5% aus, um von bescheidenen Erträgen in Höhe von 50.000 Euro brutto im Jahr leben zu können.

Das arbeitslose Kapital ist die Quelle für arbeitslose Personen, die als KapitalrentnerInnen von Erträgen leben, die das Kapital »abzuwerfen« scheint. Geld scheint mehr Geld zu erzeugen. Die Vermittler von Finanzanlagen lokken deshalb mit dem Spruch: *»Lassen Sie Ihr Geld für sich arbeiten.«*

Der Traum, ohne Arbeit leben zu können, ist für die Kapitalrentner Wirklichkeit geworden. Und sie werden immer mehr. Die Arbeitslosigkeit der Reichen nimmt in rasantem Tempo zu. Sie sind stolz darauf, nicht etwa depressiv. Sie fühlen, dass sie etwas wert sind (nämlich im Umfang ihres Kapitals) und fühlen sich nicht wertlos (wie die Besitzer einer Arbeitskraft, die keinen Wert mehr hat, da sie keinen Mehrwert für das Kapital mehr schafft.)

Sie werden von der offiziellen Gesellschaft geachtet, gerade weil sie keinen Finger mehr rühren müssen. Das gilt als Beweis ihrer Leistungsfähigkeit. Und sie scheinen ja etwas zu leisten, weil ihr Geld auf rätselhafte Weise immer wieder neue Geldeier legt.

Die ganze Gesellschaft wird angetrieben, produktiver zu arbeiten, damit nicht zuletzt die arbeitslosen KapitalrentnerInnen ein schönes Leben haben.

2.2297 | Geld ist genug da, aber nicht für Arbeitslose

Das Geldvermögen der privaten Haushalte stieg von 1970 bis 2000 um das 14-fache. (von 520 Mrd. DM auf 7.124 Mrd. DM) Die Arbeitslosigkeit stieg im selben Zeitraum um das 29-fache.

Der gesellschaftlich erarbeitete Reichtum stieg, noch schneller aber stieg die Arbeitslosigkeit. Wahre Gebirge an aufgehäuften Vermögen erheben sich wie die Alpen am Horizont. Und in ihrem immer länger werdenden Schatten leben die Arbeitslosen in ihren Hängematten. Für sie fällt nichts ab, weil die Berge an Geld Privateigentum ist, dessen Betreten verboten ist. Vor allem aber fällt nichts ab, weil es in Kapital verwandeltes Geld ist. Und als Kapital sieht Geld nicht seine Aufgabe darin, sich zu verschenken, sondern sich durch Anlage, d. h. durch die direkte oder indirekte Verbindung mit Arbeitskraft zu vermehren.

Geld allein kann also, obwohl wirklich genug davon da ist, das Problem der Arbeitslosigkeit nicht lösen.

Die Vermehrung von Geld ist nur das allgemeinste Endergebnis des Prozes-

ses der Kapitalverwertung. Alle Methoden Geld zu vermehren, sind mit einer Tendenz erkauft, die Nachfrage nach Arbeitskraft zu senken und damit die Arbeitslosigkeit zu erhöhen.

Geld setzt Waren voraus, die gegen Geld gekauft und verkauft werden. Zu diesen Waren gehört auch die Ware Arbeitskraft. Die Arbeitskraft als Ware setzt wiederum voraus, dass die Käufer dieser Ware über Produktionsmittel und über Kapital verfügen. Der Kauf der Ware Arbeitskraft ist das wichtigste Mittel, um mehr Werte, d. h. mehr Geld zu erzeugen, als in den Produktionsprozess von Waren hineingesteckt worden ist.

Genau dieser Prozess, in dem sich das Geld vermehrt und im Überfluss immer größerer Vermögensbestände und arbeitslosen Kapitals auftürmt, ist gleichzeitig der Prozess, der Arbeitslosigkeit und damit den Mangel der Arbeitslosen an Geld produziert. Mangel an Geld bei Arbeitslosen und Überfluss an Geld bei den Besitzern des Kapitals sind nur zwei Seiten einer Medaille, der Medaille der Kapitalverwertung. Geld ist ein Teil des Problems.

Natürlich es notwendig, dass Arbeitslose und LohnarbeiterInnen insgesamt sich mehr Geld erkämpfen. Es erleichtert ihre Lage. Aber es setzt nicht den Mechanismus außer Kraft, der ständig aufs Neue gleichzeitig Arbeitslosigkeit von Arbeitskräften und Arbeitslosigkeit des Kapitals erzeugt.

2.23 | Globalisierung – Kapitalexport

266

»Deutsche Autobauer wandern ab (...). eine Folge hoher deutscher Löhne.« So titelte die Financial Times Deutschland rechtzeitig zur Metalltarifrunde. (07. 05. 2002) Wenn das Kapital abwandert, verringern sich auch die Beschäftigungsmöglichkeiten der LohnarbeiterInnen. Kapitalexport (ein anderes Wort für Abwanderung des Kapitals) ist eine Ursache der Arbeitslosigkeit.
In den 90er Jahren muss es wahre Orgien an Lohnsteigerungen in der Metallindustrie gegeben haben. Die Autobauer, die 1991 erst 23 Mrd. DM an sogenannten Direktinvestition im Ausland besessen hatten, waren im Jahr 2000 schon mit 193 Mrd. DM im Ausland vertreten. 1998 ergriff sogar Kapital der Autokonzerne in Höhe von 24 Mrd. DM die Flucht vor zu hohen Löhnen. Im Jahr 2000 zwangen sie 40 Mrd. DM, den bitteren Weg in die Emigration anzutreten.[1] Deutschland wird von den LohnarbeiterInnen zugrundegerichtet. Die sägen den Ast des Kapitals ab, auf dem sie selbst sitzen. *»Die Arbeitskosten sind für die geplanten Investitionen im Ausland insgesamt das dominierende Motiv«,* so die Aussage von zwei Dritteln der vom Deutschen Industrie- und Handelstag 1996 befragten Unternehmen. (Die Woche, 24. 01. 1997, 9)
Das Märchen vom bösen Lohnwolf, der die Großmutter Kapital frißt, soll ein weiteres Mal die Bereitschaft zum Verzicht und zur Unterwerfung unter die Ansprüche des Kapitals erzeugen.

2.231 | Worin bestehen die Direktinvestitionen?

Nehmen wir als Beispiel die Verarbeitende Industrie.
Im Jahr 2000 entfielen ein Viertel ihrer Direktinvestitionen auf Anteile am Nominalkapital ausländischer Gesellschaften.
Das Nominalkapital ist der auf Aktien aufgedruckte Nennwert. Er stimmt nicht mit dem Börsenkurswert der Aktien überein. Die Höhe des Nominalwerts drückt den Anteil am Grundkapital einer Gesellschaft aus und regelt die Höhe des Anteils an den Ausschüttungen, die Stimmrechte usw.
Etwa die Hälfte der Direktinvestitionen entfiel auf Gewinnrücklagen bzw. Anteile an Gewinnen, die der Besitz an Auslandskapital abwirft. Hier fließen auch die Gewinne ein, die durch aktienkursbedingte Bilanzgewinne entstehen.
Das letzte Viertel der Direktinvestitionen besteht aus Krediten, die die Industrie an ihre ausländischen Unternehmen vergibt.

Direktinvestitionen haben also meist nichts mit dem Neuaufbau von Produktionskapazitäten im Ausland zu tun. Schon der Begriff »Investition« ist irreführend, weil die Hälfte der sogenannten Investitionen nur im Besitz von zurückgelegten Gewinnen besteht, die aufgrund einer schon erfolgten Beteiligung an ausländischen Firmen eingesackt werden können.

Direktinvestitionen sind im Wesentlichen zunächst einmal Einkaufstouren bzw. die Aneignung von Gewinnen nach erfolgten Einkaufstouren. Die Explosion der Zahlen in der Automobilindustrie von 1998 ist u. a. auf die Übernahme von Chrysler durch Daimler zurückzuführen, die der Zahlen von 2000 u. a. auf die Übernahme von 34% des Aktienkapitals von Mitsubishi Motors und 9% der koreanischen Hyundai durch Daimler.

Gestützt auf ihre Firmeneinkäufe hat die deutsche Autoindustrie von 1991 bis 2000 ihre Produktion im Ausland verdoppelt.

Die »Direktinvestitionen« der Automobilindustrie in den USA z. B. stiegen von 25 Mrd. DM im Jahre 1997 auf 140 Mrd. DM im Jahre 2000. Das ist den Einkaufstouren zu verdanken, der verstärkten Aneignung von Gewinnen in Folge von Einkaufstouren und nicht zuletzt den Höhenflügen der Börse, die die Gewinne hochpuschte. Wenn der Luftballon wieder zusammenschrumpft, gehen auch die Gewinne der Auslandsgesellschaften und damit die »Direktinvestitionen« zurück. Auch die Automobilindustrie hat aufgrund der Aktienspekulation in den USA ein Problem. Nicht nur die Telekommunikationsindustrie. (→ 2.32)

Kapitalexport »wegen zu hoher Löhne« löst sich also meist in die Behauptungen auf: Wir vergeben Kredite ins Ausland, weil hier die Löhne zu hoch sind. Wir verfügen über Gewinne im Ausland, weil hier die Löhne zu hoch sind. Wir kaufen Firmen im Ausland, weil hier die Löhne zu hoch sind.

2.232 | Was für eine rührselige Geschichte

Daimler hätte also Chrysler und Mitsubishi nicht gekauft, wenn Autowerker beim Daimler z. B. 1.000 oder 2.000 DM weniger verdient hätten? Daimler-Chef Schrempp, der mindestens 100 bis 200 so viel verdient wie ein Autowerker, wäre eigentlich lieber in Deutschland geblieben.

In den Jahren von 1991 bis 2000 sank der Anteil der Löhne und Gehälter in der Autoindustrie von 18,6% des Umsatzes auf 14,3%. (IG Metall Report 2001, 70). Das bedeutet: die Lohnstückkosten, der Anteil der im Preis der Autos enthaltenen Lohnbestandteile, sind erheblich gesunken. Trotz sinkender Lohnstükkkosten explodierten die Direktinvestitionen | 1 Deutsche Bundesbank Mai 2002, 29 und Juni 1993,30

der Autoindustrie in einem einzigen Jahr, dem Jahr 2000, mehr, als sie in den über 40 Jahren von 1950 bis 1996 zugenommen hatten.

Die Krone setzt dem Ganzen aber die Lohnrunde 2000 auf.

In diesem Jahr setzten IG Metall und Metallarbeitgeber mitten im Aufschwung einen so niedrigen Lohnabschluss durch, dass der Reallohn der MetallarbeiterInnen um 1 % sank. (IG Metall Report 2001, 74) Als Reallohn wird hier der Bruttolohn abzüglich der Inflationsrate verstanden. Der Nettolohn abzüglich der Inflationsrate sank noch mehr.

Die Vertreter des Kapitals waren voll des Lobes über so viel Mäßigung. Und ausgerechnet in dem Jahr, in dem die Lohnmäßigung am höchsten war, explodierte das Auslandskapital der Autoindustrie wie in keinem Jahr zuvor.

Zusammengefasst: In den 70er Jahren, als die Reallohnsteigerungen der ArbeiterInnen noch relativ hoch waren, gab es wenig Kapitalexport. In den 90er Jahren, in denen sie kaum stiegen, wenn überhaupt, war der Kapitalexport am höchsten. Der Kapitalexport wird also nicht durch die Höhe der Löhne diktiert.

2.233 | USA und Großbritannien: niedrigere Löhne – höherer Kapitalexport

Vorwurfsvoll rechnen die Funktionäre des Kapitals ferner vor, dass die Arbeitskosten pro Stunde in Westdeutschland 25,17 Euro betragen, in Großbritannien aber nur 16,75 Euro und in den USA 18,03 Euro. (IdW 2001, 129) Kein Wunder, dass man vertrieben wird. Bloß: Wieso eigentlich haben die Briten trotz erheblich niedrigerer Löhne doppelt so viel Kapital ins Ausland exportiert wie die Deutschen? Obwohl ihr Bruttoinlandsprodukt erheblich geringer ist als das Deutschlands?

War das Lohnniveau dort auch »zu hoch«? Aber warum flieht dann das meiste britische Kapital in die USA, obwohl dort die Arbeitskosten pro Stunde höher sind als im eigenen Land?

Wenn Kapitalexport eine Folge eines Standortnachteils gegenüber anderen Standorten ist, wieso sind dann die Auslandsinvestitionen aller entwickelten Länder, die von 1987 bis 1993 um die 200 Mrd. Dollar pro Jahr dümpelten, danach auf über 800 Mrd. Dollar im Jahr 1999 hochgeschnellt? Hatten alle entwickelten Länder Standortnachteile? Besonders die, die als hervorragende Standorte gerühmt werden, wie die USA und Großbritannien? Sie waren nämlich vor Deutschland die größten Kapitalexporteure. (FTD 04. 01. 2000)

Warum strömt das westdeutsche Automobil-Kapital nicht in Massen nach Ostdeutschland, wo die Arbeitskosten pro Stunde genauso hoch sind (15,95 Euro) wie z. B. in Niedriglohnparadies Großbritannien und niedriger als in den

USA? Warum fließt es lieber in Massen in die USA mit ihren 18,03 Euro pro Stunde statt nach Tschechien, Ungarn oder Polen mit ihren »Arbeitskosten« zwischen 2,59 und 2,97 Euro pro Stunde?

Von 1991 bis 2000 kletterten die Direktinvestitionen der Autoindustrie in den USA von rund 2 Milliarden DM auf sagenhafte 140 Milliarden DM. Rund Dreiviertel der Auslandsinvestitionen der Automobilindustrie entfallen auf die USA. (Deutsche Bundesbank Mai 2002, 34) Nicht in den Niedriglohnländern Osteuropas, Asiens oder Lateinamerikas, sondern in erster Linie in den USA, im Vergleich zu Tschechien einem »Hochlohnland«, ließen sich die Konzerne nieder.

Rätsel über Rätsel tun sich auf, wenn man die vergoldeten Scheuklappen des Kapitals trägt. Die LohnarbeiterInnen sind für die Lobbyisten des Kapitals bekanntlich immer an allem Schuld. Das ist so sicher, wie die Tatsache, dass die Sünde in die Welt kam, weil Eva einen Apfel gegessen hat.

Die Ursachen für die sprunghafte Ausdehnung des Auslandskapitals können nicht bei den LohnarbeiterInnen liegen. Sie können auch nicht in Wettbewerbsnachteilen einzelner kapitalistischer Länder liegen. Sie müssen in der Entwicklung des Kapitals selbst liegen, egal in welchem Land es sich verwertet.

2.234 | Kapitalexport: Überwiegend in Wertpapiere, nicht in die Produktion

Wenn wir die Automobilindustrie verlassen und uns dem Kapitalexport als Ganzem zuwenden, wird das Geschwätz über zu hohe Löhne als Hauptursache des Kapitalexports noch absurder.

Schon die Direktinvestitionen sind überwiegend Finanzanlagen, wenn auch in Form von Beteiligungen am Kapital und an den Gewinnen von Produktionsunternehmen.

Die Direktinvestitionen aller Unternehmen (einschließlich der Banken) sowie von Privatpersonen nahmen von 196 Mrd. DM im Jahr 1991 auf 895 Mrd. DM im Jahre 2000 zu.[2] Die Wertpapieranlagen der deutschen Unternehmen und Privatpersonen im Ausland aber waren wesentlich umfangreicher. 279 Mrd. DM waren es 1991 und 2000 waren es 1.609 Milliarden DM (!!).

Rechnet man die Wertpapieranlagen auch der Banken dazu, stieg die insgesamt angelegte Summe von 328 Mrd. DM auf 2.124 Milliarden DM.

Wertpapiere sind im Wesentlichen Aktien

2 Statistisches Jahrbuch 1997; Das deutsche Auslandsvermögen, Pressenotiz der Deutschen Bundesbank vom 14. 09. 2001; Ab Januar 1999 werden alle Beteiligungen über 10% als Direktinvestition gerechnet, von 1985 bis 1998 wurden Beteiligungen über 20% erfaßt, vor 1985 nur die über 25%.

und Staatsanleihen. Auch hier beruht die spektakuläre Zunahme zu einem gewissen Teil auf Aktienspekulation. Hunderte von Milliarden jagen mit hängender Zunge um den Erdball, um die Aktien mit dem größten »Kurspotential« ausfindig zu machen.

Was hier um den Erdball jagt, ist überschüssiges Kapital. Kapital, das in Deutschland »arbeitslos« geworden ist, weil seine Anlage sich nicht genug rechnet. Das ist die Ursache der Auslandsanlagen und nicht die zu hohen Löhne von Verkäuferinnen, Kfz-Mechanikern, Metallarbeitern und Bankangestellten. Und auch nicht die historisch verbürgte Tatsache, dass Eva unbedingt in einen Apfel beißen musste.

2.235 | Zusammenfassung

Der Auslandsbesitz des deutschen Kapitals schnellte innerhalb von nicht einmal zehn Jahren um rund 2.500 Milliarden DM hoch, überwiegend als Besitz von Finanzanlagen. (von 524 Mrd. DM im Jahre 1991 auf 3.019 Milliarden DM im Jahre 2000)

Selbst wenn wir die aufgeblähten Kurse abziehen, bleibt immer noch eine gewaltige Summe übrig.

Der hamburgische Innensenator Roland Schill wies die Flutopfer in Ostdeutschland darauf hin, dass sie deswegen nicht ausreichend entschädigt würden, weil der Bund Entwicklungshilfe nach Afrika oder sonstwohin zahlt. Im Vergleich zum privaten Kapital, das »Ausländern« gegeben wird, statt in seiner »Heimat« »den Deutschen« zu dienen, beläuft sich die Entwicklungshilfe auf Pfennigbeträge.

Allein die hamburgische Oberschicht, die sich von Schill vertreten lässt, hat mit Sicherheit weit mehr ins Ausland verschafft als jede Entwicklungshilfeministerin.

Das arbeitslose private Kapital strömt in Heerscharen in Finanzanlagen ins Ausland. Das öffentliche Kapital kann hier nicht mithalten.

Aber im eigenen Land ist für Schulen und Hochschulen zu wenig Geld da. Nicht einmal die Sanierung von Toiletten kann man sich leisten. Eine ausreichende Zahl von Ganztagskindergärten können wir uns nicht leisten, Arbeitslosenzentren usw. schon mal gar nicht. Während sich das deutsche Überschusskapital an den Börsen der Welt tummelt und Grundstücke und Gebäude an den schönsten Stränden kauft, ist eine ausreichende Grundrente für alte Menschen nicht bezahlbar. Preiswerte Wohnungen für junge Leute gibt es zu weing. Die Pflegebedürftigen bekommen zu wenig Zuwendung, weil sie ansonsten zu teuer würden.

Löhne, die zum Leben reichen, erregen Wutanfälle der Funktionäre des Kapitals und den Armen, deren Sozialhilfe nur für einen Teil des Monats reicht, geht es angeblich zu gut.
Zahlreiche Investitionen, die nützlich wären, aber nur ungenügende Profitraten abwerfen oder gar keine, könnten angepackt werden.
All das, was LohnarbeiterInnen und Arbeitslosen das Leben erleichtern würde, würde nur ein Bruchteil von dem kosten, was das Kapital irgendwohin ins Ausland schafft, um seine Besitzstände zu vermehren.
Aber halt: das Kapital muss ja gerade deshalb ins Ausland, weil es den LohnarbeiterInnen und Arbeitslosen hier zu gut geht und es ihm deswegen hier so schlecht geht.
Ausgehend von den Interessen derer, die beim Anblick von LohnarbeiterInnen die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und die Summen betrauern, die sie kosten, lässt sich die Welt weder begreifen noch im Sinne der überwiegenden Mehrheit der Menschen verändern.

2.2361 | Kapitalexport – Hauptmotiv Profitrate

Die Direktinvestitionen der Automobilindustrie verteilen sich wie folgt:

Direktinvestitionen Automobilindustrie im Jahr 2000
(in Mrd. Euro)

insgesamt	USA	EU	Polen/Ungarn/ Tschechien	Brasilien	Südafrika	China
98,7	71,2	13,4	3,3	2,2	1,1	1,5

(Deutsche Bundesbank Mai 2002, 32–35)

Wenn Kapital im Ausland angelegt wird, spielt die Hauptrolle wie immer die Profitrate. Diese hängt von der Gesamtheit der Bedingungen der Kapitalverwertung ab.
Die Produktivität der deutschen Automobilindustrie ist so hoch, dass sie die ganze Welt mit ihren Produkten überfluten muss. Sie leidet wie auch die Autoindustrie der USA und Japans unter enormen Überkapazitäten. Die einheimischen Märkte können den Strom der Autos längst nicht mehr aufnehmen. Das Kapital, das die Autoindustrie aufhäuft, kann sich deswegen im Inland nicht mehr ausreichend verwerten. Es muss exportiert werden. Die LohnarbeiterInnen haben zu viel Kapital produziert. Es gibt in Deutschland genug Autofabriken.
Statt die Autos zu exportieren, ist es oft günstiger, sie im Verhältnis zur Auf-

nahmefähigkeit der jeweiligen Märkte in den wichtigsten Regionen selbst zu produzieren. Lästige Kosten wie Transportkosten und Zölle entfallen. Die Produktion kann eher den jeweiligen landestypischen Bedürfnissen angepasst werden. Man kann niedrigere Grundstückspreise, niedrigere Steuern, umfangreiche staatliche Subventionen usw. mitnehmen. Natürlich werden die Profitraten auch durch die Höhe der Löhne bzw. die Arbeitsbedingungen beeinflusst, die selbst wiederum durch die Höhe der Arbeitslosigkeit und die Stärke der Arbeiterbewegung beeinflusst sind.

Das ausschlaggebende Motiv für Kapitalexport jedoch ist die Höhe der Profitrate insgesamt, nicht die Höhe der Löhne allein. Die Höhe der Profitrate hängt nicht nur von den Produktionsbedingungen ab, sondern auch davon, wie die produzierten Waren verkauft werden können. Die Produktion für die Belieferung des amerikanischen oder asiatischen Marktes könnte auch in Deutschland stattfinden. Aber die Profitrate wäre bei Warenexport niedriger als bei Kapitalexport.

2.2362 | Können LohnarbeiterInnen den Kapitalexport durch Verzicht aufhalten?

Täglich verweist das Kapital auf die internationale Konkurrenz, mit der man mithalten müsse, um Arbeitslosigkeit in Deutschland zu vermeiden. Wenn hier zu teuer produziert würde, würde davon nur das Ausland profitieren.

Die Möglichkeit des Kapitalexports, aber auch des Imports von Auslandskapital, wird vom Kapital als Drohkulisse genutzt, um die Profitraten in Deutschland zu erhöhen.

Die Entscheidung von BMW, in Leipzig eine Autofabrik zu bauen, wurde als Entscheidung für den Industriestandort Deutschland gepriesen. BMW hatte mehrere Eisen im Feuer, u. a. auch Kolin in Tschechien und Arras in Frankreich. In Tschechien wären die Lohnkosten um 210 Mio. DM niedriger gewesen.

»Das Rennen zwischen Leipzig/Halle und dem tschechischen Kolin war knapp. (...)Der Zuschlag für den ostdeutschen Standort wäre (...) ohne den Beitrag der Arbeitnehmer nicht möglich gewesen.« (FTD 19. 07. 2001) Der »Beitrag« der Arbeitnehmer bestand in einer erheblichen Ausdehnung flexibler Arbeitszeiten. *»Ohne diese Modell* (flexible Betriebszeiten zwischen 60 und 140 Stunden) *wäre die Fabrik nach Tschechien gegangen.«* (BMW-Betriebsrat Schoch SZ 23. 07. 2001) (→ 3.12)

Auch Daimler wollte die A-Klasse ursprünglich im Elsass produzieren, weil dies 200 Mio. DM billiger gewesen wäre als im deutschen Rastatt. Die Mercedes-Belegschaften in ganz Deutschland verzichteten zwei Jahre lang auf ein Prozent Lohnerhöhung, um die Produktion in Deutschland zu halten.

Zu hohe Löhne erscheinen in beiden Fällen als Ursache der Verlagerung von Produktionen ins Ausland und damit von Arbeitslosigkeit. Lohnsenkungen bzw. höhere Arbeitsproduktivität dagegen stärken den Profitstandort Deutschland. Die Konkurrenz anderer Standorte erscheint als Ursache für Arbeitslosigkeit in Deutschland.

Aber: auch ohne die Zugeständnisse der Belegschaften hätte in Deutschland produziert werden können. Es wäre nicht absolut unmöglich gewesen. Nur wäre die Profitrate eben niedriger gewesen als in diesen konkreten Fällen in Tschechien oder in Frankreich. VW und Daimler wollten wenigstens auf eine durchschnittliche Profitrate kommen. Der Lohnverzicht der Belegschaften ermöglichte Profitraten von angenommen 6% statt 4%.

Der VW-Aufsichtsrat fasste mit Zustimmung der IG Metall-Vertreter den Beschluss, den Geländewagen Colorado ab 2002 in Bratislava (Slowakei) zu fertigen, weil dort die Rendite 8,5%, in Wolfsburg aber nur 3,5% betrug.

Die Ursache von Lohnsenkungen zugunsten des Standorts Deutschland liegt also nur der Form nach in der tschechischen oder französischen Konkurrenz. Er liegt in dem Zwangsgesetz, dass Kapital sich verwerten muss. Eine andere Existenzberechtigung sieht es für sich nicht. *»Die Rentabilität* (= Rendite oder Profitrate) *des eingesetzten Kapitals bestimmt (...) maßgeblich die Investitionsneigung der Unternehmen und damit die Standortqualität eines Landes.«* (DB Monatsberichte 10/2000, 31) So vornehm kann man ausdrücken, dass sich das Kapital für die Menschen in Deutschland nur solange interessiert, solange die Profitrate stimmt. Ob LohnarbeiterInnen sich und ihre Familien durch den Verkauf ihrer Arbeitskraft ernähren können, ist unwichtig. Existenzsicherheit zählt nicht, da sie für das Kapital mit dem schmerzhaften Verlust von einigen Prozenten Rendite verbunden wäre. Und die Befriedigung von Bedürfnissen in Deutschland, an denen nur die Gesellschaft »verdient«, aber nicht das Kapital, ist für das überschüssige Kapital sowieso kein Thema.

Die Arbeitslosigkeit in Leipzig wird durch die Investitionen von BMW gelindert. Die Investitionen erscheinen als Mittel des Kampfes gegen die Arbeitslosigkeit. Aber die höhere Produktivität senkt insgesamt die Nachfrage nach Arbeitskraft. An anderer Stelle wird sich das früher oder später bemerkbar machen. Entweder bei BMW selbst oder in anderen Autowerken. Jubel in Leipzig, Trauer in Dingolfing oder anderswo? Das werden wir später sehen.

2.2363 | Internationale Konkurrenz – Ursache der Arbeitslosigkeit?

Die Konkurrenz der Unternehmen untereinander ist ein ständiger Wettbewerb, wer mit den wenigsten Leuten auskommt und wer die meisten Leute

rauswirft. Die Schlacht hat derjenige gewonnen, der die höchsten Renditen erzielt.

Auf dieser Basis findet tatsächlich eine Verlagerung von industriell angelegtem Kapital in großem Ausmaß statt.

Tabelle 6

Verlagerung des Kapitals ins Ausland

in Tausend	Beschäftigte in der							
	Automobil - Industrie		Textil - Industrie		Chemie - Industrie		Verarbeitende - Industrie	
	Inland	Ausland	Inland	Ausland	Inland	Ausland	Inland	Ausland
1980	938	222	633	53	622	331	8796	1312
1991	824	340	592	67	640	357	7428	1659
2000	768	712	188	97	470	422	6257	2681

(Quelle: Deutsche Bundesbank, Kapitalverflechtung mit dem Ausland, verschiedene Jahrgänge)

Wie wir gesehen haben, werden die meisten der im Ausland steigenden Arbeitsplätze nicht neu geschaffen, sondern einfach nur mit dem Kauf der entsprechenden Firmen übernommen. Arbeitsplätze werden also in diesem Sinne nicht »exportiert«. Aber: Produktion wird real verlagert, in welcher Form auch immer.

Die Textil- und Bekleidungsindustrie hat die Arbeitsplätze nicht exportiert. Sie hat sie nur vernichtet. Aber: während das Kapital sich in Deutschland wie in den anderen Industriestaaten aus der Produktion von Textilien und Bekleidung zurückzog, wurde anderes Kapital in Malaysia, Indonesien, Bangladesch, Sri Lanka, China usw. in großem Stil investiert. Deutschland importiert heute den größten Teil seines Bedarfs aus solchen Ländern, gestützt auf langfristige Lieferverträge des Handels mit den entsprechenden Firmen. Die Handelskonzerne, die die Waren abnehmen, kaufen international möglichst billig ein, um dem Fall ihrer Profitraten entgegenzuwirken. Dasgleiche gilt für die Reeder, die lieber die billigeren Schiffe des Fernen Ostens bestellen usw. Der Preis dafür ist Arbeitslosigkeit. Ähnlich ist es auch in anderen Wirtschaftszweigen.

Treibendes Motiv ist die Profitrate. In Bangladesch ist der Fabrikpreis von einem Dutzend Hemden etwa 40 Dollar. In den USA werden sie für 264 Dollar das Dutzend verkauft. Von der Differenz leben die Unternehmen des Einzelhandels, die Transportfirmen und der Staat, der Zölle und Steuern abschöpft.

(Chossudovsky, 2002, 100)

Vor allem der Handel fördert durch seine Bestellungen im Ausland die Auslandsproduktion von Textilien. Sie sind einfach billiger, wenn sie zum Nulltarif von chinesischen Häftlingen gefertigt werden oder in Sri Lanka von Mädchen, die in Bretterbuden eingepfercht sind. Man kann mit ihnen wesentlich mehr Profit machen, als mit heimischen Produkten.

Mindeststandards für Arbeits- und Umweltbedingungen in Asien würden zwar die Profitraten schmälern. Sie blieben aber immer noch so hoch, dass es sich nicht lohnen würde, die Produktion nach Deutschland zurückzuverlagern.

Die Bekleidungsindustrie wird schneller abgebaut als die Textilindustrie. Hier war die Ausstattung der Arbeitsplätze mit Sachanlagen mit etwa 30.000 DM pro Beschäftigtem im Jahre 1991 sehr gering. Etwa genausoviel machten die durchschnittlichen Lohnkosten aus. Die Löhne, obwohl sie niedrig sind, haben also einen stärkeren Anteil am Gesamtkapital als in anderen Branchen. Eine Verlagerung der Produktion in asiatische Billiglohnländer erhöht deswegen die Profitraten erheblich.

Fertigung ins Ausland zu verlagern, bedeutet, dass der Mehrwert im Ausland erzeugt, aber in Deutschland realisiert wird. Da er über den Verkauf der Waren realisiert wird, erscheint der Handel als Schöpfer des Werts. Hier liegt eine Quelle der »Dienstleistungsgesellschaft«, die nicht zuletzt eine parasitäre Arbeitsteilung voraussetzt. Eine Arbeitsteilung, die auf der Ausplünderung der Arbeitskraftwaren anderer Länder beruht, während sie gleichzeitig die Nachfrage nach Arbeitskraft im eigenen Land senkt und die Arbeitslosigkeit steigert.

Auch die Schuhindustrie ist in Deutschland abgestorben und dehnt sich in Asien aus. Zwei Drittel der weltweit produzierten Schuhe stammen inzwischen aus Asien.

Die Verlagerung von Teilen der Industrieproduktion in Länder mit höheren Profitraten kennzeichnet alle Industrieländer. Es ist deshalb unsinnig, den Kapitalexport aus Deutschland als »Schwäche« des Standorts Deutschland im Verhältnis zu anderen Standorten hinzustellen.

Die Explosion des Kapitalexports in den neunziger Jahren zeigt nicht eine Schwäche des deutschen Kapitals und seines Standorts, sondern eine »Schwäche« des Kapitals überhaupt. Es produziert in wachsendem Umfang zu viel Kapital. Es produziert neben überflüssigen ArbeiterInnen immer mehr überflüssiges Kapital, das sich im Inland als Kapital nicht mehr ausreichend verwerten kann. Es muss auswandern, weil es Kapital ist und sich verwerten muss. Hätten die erwirtschafteten Reichtümer nicht die Form des Kapitals,

dann könnten sie hierbleiben. Es ist kein Problem, zahllose Bedürfnisse zu nennen, an deren Befriedigung sie sich behilflich zeigen könnten. So aber locken die Prozente von Anleihen und Kursgewinnen in aller Welt. Das Kapital ist Selbstzweck. Es dient nur sich.

Kapital wird nicht ins Ausland exportiert, weil es sich in Deutschland überhaupt nicht mehr verwerten könnte, sondern weil es sich irgendwo auf der Welt besser verwerten kann.

Kapital ist nicht deutsch und dient in erster Linie den Deutschen, Kapital dient vor allem sich selbst. Es fragt nicht danach, was gesellschaftlich nützlich wäre oder wie die Fähigkeiten und Möglichkeiten der hier lebenden Menschen am besten entwickelt werden könnten. Es fragt nur danach, was ihm selbst am meisten einbringt. Und wenn es der Kapitalexport ist, dann ist es eben der Kapitalexport. Der Mensch ist Nebensache.

2.237 | Wachsender Kapitalüberschuss: Voraussetzung für wachsenden Kapitalexport

Wir haben gesehen, dass einerseits die Masse des Kapitals zunimmt, andererseits aber seine Profitraten tendenziell abnehmen. 1993 waren sie auf einem Tiefpunkt in der Nachkriegszeit angekommen.

Die Verwertungsbedingungen wurden schlechter, gerade weil die LohnarbeiterInnen produktiver geworden sind. Die Binnenmärkte verengen sich relativ zur Produktion weiter, so dass der Einzelhandel das Jahr 2002 *»als schwächstes Jahr in der Nachkriegszeit«* bezeichnet. (FTD 06. 09. 2002, 7)

Kapitalexport hat als Voraussetzung nicht nur unterschiedliche Profitraten. Wenn in Deutschland kein überschüssiges Kapital erzeugt würde, könnte auch kein Kapital exportiert werden. Überschüssiges Kapital aber entsteht gerade durch die Verwertung des Kapitals selbst.

Wir haben die eigenartige Entwicklung, dass dieses überschüssiges Kapital durch denselben Prozess zunimmt, in dem die Produktivität gigantisch gesteigert wird, in dem die Kapitalmassen wachsen und die Warenberge auf neue Höhen aufgestockt werden, in dem LohnarbeiterInnen immer überflüssiger werden und in dem nicht nur die Löhne der LohnarbeiterInnen tendenziell sinken, sondern auch die Profitraten des Kapitals. Je größer der Kapitalüberschuss wird, desto größer der Zwang, sich irgendwo auf der Welt ein Plätzchen zu suchen, wo es sich noch lohnt, Kapital zu sein.

Der Kapitalüberschuss zwingt zur Auslandsanlage, weil der heimische Boden zu eng geworden ist.

Nur wenn der hier erzeugte Reichtum sich nicht als Kapital zwanghaft ver-

werten müsste, könnte er sich auch hier zur Ruhe setzen.

Da die Profitraten langfristig gefallen sind, wird der Konkurrenzkampf um den besten Profitstandort härter. Der Fall der Profitraten, der durch die Bewegung des Kapitals selbst verursacht ist, verschärft den Konkurrenzkampf. Der Konkurrenzkampf selbst ist aber nicht die Ursache des Falls der Profitraten.

Der größte Teil des exportierten Kapitals hat mit der Produktion nur indirekt etwas zu tun. Es verkörpert Besitzansprüche auf jährliche Einnahmen. Kapitalexport ist ein Mittel, sich einen Teil des in anderen Ländern produzierten Mehrwerts anzueignen.

Insgesamt hatten Banken, Unternehmen und Privatpersonen Ende 2000 Kapital in Höhe von 2.553 Milliarden Euro (5.000 Mrd. DM) im Ausland angelegt. (Statistisches Jahrbuch 2001, 668) Neben Direktinvestitionen und Wertpapieranlagen schlagen auch noch Kredite und sonstige Anlagen zu Buche. Angenommen, dieses Kapital wirft 4% ab, dann fließt jährlich ein Strom von über hundert Milliarden Euro in die Taschen des deutschen Kapitals, der aus der Ausbeutung anderer Völker stammt. Wachsender Kapitalexport heißt, dass die reicheren Nationen in wachsendem Maße auf Kosten anderer Nationen leben.

2.24 | Ostdeutschland abgehängt – Profitraten zu niedrig

278

Die Ursache der Arbeitslosigkeit in Ostdeutschland liegt weder bei den Arbeitslosen und ihrer mangelnden Anpassungswilligkeit an das Kapital. Erst recht liegt sie nicht daran, dass zu viele Menschen arbeiten wollen. (→ 1.12) Sie liegt beim Kapital und seiner mangelnden Anpassungsfähigkeit an die Menschen. Eine ganze Region wird abgehängt, weil das Kapital aus ihren Menschen insgesamt zu wenig Profit herausholen kann.

2.2411 | Wiedervereinigung

Die Wiedervereinigung stellte die Weichen für die Massenarbeitslosigkeit des Ostens. Am 1.Juli 1990 wurde ein einheitlicher Wirtschafts- und Währungsraum geschaffen. Auf einen Schlag gab es für westdeutsches Kapital und westdeutsche Waren keinerlei Hindernisse mehr, nach Ostdeutschland vorzudringen.

»Die hereinbrechenden Kapital-, aber vor allem die Warenströme entfachten keinen Aufschwung; sie zerstörten vielmehr die eigenen ostdeutschen Produktionskapazitäten und stürzten die Region in eine tiefe Krise.« (Memorandum 2000, 160)

Unter der Sonne des westdeutschen Kapitals schmolzen die ehemals 3,4 Millionen Industriearbeitsplätze in Ostdeutschland dahin. Nur noch rund 600.000 blieben übrig. Woher kommt dieser beispiellose Niedergang eines hochindustrialisierten Landes?

2.2412 | Privatisierung – Großbetriebe in der Hand westdeutscher Konzerne

Ostdeutschland wurde nach den Bedürfnissen des westdeutschen Kapitals entwickelt. Die Staatsbetriebe der alten DDR wurden privatisiert. Kapitalkräftige westdeutsche Konzerne entschieden, ob sie Unternehmensteile oder Unternehmen kaufen wollten oder nicht. Ihr Interesse war begrenzt, da sie in erster Linie ihre schon bestehenden hochproduktiven Werke im Westen auslasten und ausbauen wollten. Ostdeutschland war ein zusätzlicher Markt.

»Die westlichen Kapitalanleger (...) entschieden (...) nicht nach den ökonomischen und sozialen Bedürfnissen der Region, sondern nach ihren jeweiligen Profit- und Expansions (Ausdehnungs) *interessen. Sie kaufen ›Filetstücke‹, die ihre Produktpalette erweiterten bzw. ergänzten und dies auch nur bei hohen öffentlichen Subventionen* (Zuschüssen) *(...) für die Modernisierung der*

übernommenen ostdeutschen Kapazitäten. Vielfach schafften sie sich gar durch billigen Aufkauf lästige Konkurrenten vom Hals, deren Kunden sie übernahmen.« (Memorandum 2000, 163)

Die ostdeutschen Unternehmen wurden als Konkurrenten betrachtet, die man unter Kontrolle bekommen musste.

Ostdeutschland wurde mit Konsumgütern aus dem Westen überschwemmt. In kürzester Zeit hatte der Mehrheit der Bevölkerung ihre DDR-Autos (Trabant, Wartburg usw.) gegen VWs, Opels, Fords usw. ausgetauscht. Überall entstanden auf der grünen Wiese neue Supermärkte der westdeutschen Handelskonzerne. Über sie wurden Westwaren nach Ostdeutschland gepumpt und ostdeutsche Produkte aus den Regalen verdrängt.

Mit den Ostprodukten wurden auch die Betriebe verdrängt, die sie herstellten. Die meisten Ostdeutschen wollten Westware kaufen. Was sie als Konsumenten gewannen, verloren sie als Produzenten.

Das Schicksal Ostdeutschlands hängt jetzt nicht mehr von den Privatinteressen der Führung einer Partei ab, sondern von Privatinteressen von Kapitaleigentümern aus dem Westen.

Diese übernahmen nur, was sie brauchten. Was sie nicht brauchten, warfen sie entweder mitsamt der darin Beschäftigten weg oder überließen es interessierten Ostdeutschen, wenn diese das nötige Kapital hatten. *»So blieben ihnen (den Ostdeutschen) bei der Privatisierung die Brosamen vom Tisch der reichen Westler: die kleinen Krümel, die faulen Reste und einiges, was man ihnen rechtlich nicht verweigern konnte.«* (Die Woche 6.Juni 1997, 14)

Nicht verweigern konnte, weil es sich z. B. um sogenannte Alteigentümer handelte, denen die Betriebe früher gehört hatten.

So entstand die für Ostdeutschland typische Struktur der Verarbeitenden Industrie: Einige wenige starke Großbetriebe, meist in der Hand westdeutscher Konzerne, und viele schwachbrüstige Klein- und Kleinstbetriebe in der Hand ostdeutscher Eigentümer. Die Großbetriebe vereinigen fast 60 % des Umsatzes und zwei Drittel der Investitionen auf sich. (Memorandum 2000, 167)

Weithin sichtbar sind die Vorzeigebetriebe wie Opel in Eisenach, VW in Zwickau und Dresden, Porsche und BMW in Leipzig, Siemens und AMD mit ihren Chipfabriken in Dresden usw. Von ihren Interessen hängt die Entwicklung ganzer Bundesländer und Ostdeutschlands insgesamt ab.

Aber diese Großbetriebe sind im wesentlichen nur verlängerte Werkbänke. Hier wird die Endmontage betrieben. *»Management, Marketing, Vertrieb, Forschung und Entwicklung – all die hochwertigen Tätigkeiten finden im Westen statt.«* (Lothar Späth, Spiegel 18/1996, 86)

Die »hochwertigen« Angestellten der Konzernzentralen sitzen im Westen und steuern von dort die »niederwertigen« ArbeiterInnen in den Montagebetrieben im Osten.

Die blühenden Landschaften, die Kohl versprach, existieren im wesentlichen in Form der Tochtergesellschaften von Westfirmen. Die überflüssig gewordenen ostdeutschen Arbeitskräfte haben wenig Chancen, hier Arbeit zu finden. Denn es sind Werke, die *»mit modernsten Anlagen arbeiten, von denen viele Westler nur träumen.«* (Michael Schneider, Oliver Santen, Die Bilanz der Einheit, WELT am SONNTAG 03. 10. 1999, 57) Opel Eisenach z. B. bezeichnete sich einst stolz als das modernste Autowerk in Europa. *»Die hohe Produktivität macht den massenhaften Aufbau von Arbeitsplätzen natürlich nicht einfacher«,* meinte Sachsen-Anhalts ehemaliger Ministerpräsident Höppner mit feinem englischen Humor. (FR 06. 03. 2001, 11) Als ob es überhaupt um den massenhaften Aufbau von Arbeitsplätzen gehen würde.

2.2413 | Privatisierung – Kleinstbetriebe in der Hand ostdeutscher Eigentümer

Drei Viertel der Betriebe der verarbeitenden Industrie haben ostdeutsche Eigentümer. Es sind Kleinstbetriebe mit durchschnittlich elf Beschäftigten. (Memorandum 2000, 165) Sie sind das Fußvolk des ostdeutschen Kapitalismus. Die *»meisten Unternehmen (wurden) erst nach Einführung der Marktwirtschaft gegründet (...), oft ohne westlichen Partner.«*[1] Sie entstanden in der Regel aus Betriebsteilen der ehemals riesigen DDR-Kombinate, die von Belegschaften oder Betriebsleitern gekauft wurden. *»Fast immer handelt es sich um marode (heruntergekommene), von Altschulden gewürgte Unternehmen, die von der Treuhand (...) als nicht sanierungsfähig aufgegeben wurden und liquidiert (stillgelegt) werden sollten.«* (Wem gehört der Osten? DIE WOCHE 06. 06. 1997, 15) Um ihre Arbeitsplätze zu retten, wurden sie von Notgemeinschaften der Beschäftigten übernommen.

Diese Kleinbetriebe verfügen oft über ein hohes technisches Potential, leiden aber meistens an einem Mangel an Kapital.

- Auf dieses Dreiviertel der Industriebetriebe mit ostdeutschen Eigentümern entfallen nicht einmal 30 % der Investitionen. (Memorandum 2000, 165) Investitionen müssen oft mit Krediten finanziert werden. Deswegen sind die Betriebe ostdeutscher Eigentümer vielfach hochverschuldet. Je geringer das Eigenkapital ist, desto schwieriger ist es wiederum, Kredite zu bekommen. Den Banken fehlen die nötigen Sicherheiten.
- Kleinbetriebe zahlen höhere Preise für Material, Vorprodukte und Energie, die sie geliefert bekommen und sie werden wegen ihrer Schwäche zu Preis-

senkungen bei ihren Produkten gezwungen. Insbesondere dann, wenn sie von Großbetrieben abhängen.

- Die neuen Kleinstbetriebe mussten von heute auf morgen Käufer für ihre hochwertigen Produkte suchen. Die Märkte aber waren »hochverriegelt«, so ostdeutsche Wirtschaftsforscher (FR 11.04.1997, 18) Sie waren schon von kapitalkräftigen Westbetrieben besetzt. Westdeutsche Handelskonzerne beherrschen den ostdeutschen Einzelhandel. Westdeutsche Märkte sind für Ostprodukte so gut wie verschlossen. Deshalb sind die kleinen ostdeutschen Industriebetriebe *»häufig gezwungen, ihre Marktpositionen mit Niedrigpreisen zu verteidigen bzw. damit überhaupt Markteinstiege zu erschließen.«* (Memorandum 2000, 166)
- Kleinbetriebe haben nicht die finanziellen Polster, um Durststrecken zu überwinden, wenn neue Produkte auf den Markt gebracht werden, wenn zeitweise Aufträge ausbleiben oder Zahlungsschwierigkeiten zu überbrücken sind.

2.242 | Aufschwung West – Abriss Ost

Die westdeutschen Konzerne benutzten den Osten, um ihre Kapazitäten im Westen hochzufahren. Die Vereinigung erzeugte 1990 bis 1992 einen Boom im Westen und einen Absturz im Osten. *»Dabei entstanden im Westen der Bundesrepublik Überkapazitäten, die für mehrere Jahre die weitere Investitionsneigung überhaupt erlahmen ließen.«* (Memorandum 2000, 167)

Kehrseite der Überkapazitäten im Westen war der Abriss der Industrie im Osten. Die ostdeutsche Industrie sollte nicht zur Konkurrentin der westdeutschen Industrie werden. Was man im Westen schon hat, braucht man im Osten nicht aufbauen.

2.2431 | Geringere Gewinne im Osten

Die Bundesbank untersuchte für 1998 die Bilanzen von 954 Betrieben der ostdeutschen verarbeitenden Industrie. Sie erzielten einen Gewinn von 580 Millionen DM, bevor sie Gewinnsteuern zahlten. Um diesen Gewinn zu erzielen, haben sie 26,4 Milliarden DM Kapital eingesetzt. 80% davon für Sachanlagen (Maschinen, Anlagen, Gebäuden) und Vorräte und 20% für Personal! Der Gewinn im Verhältnis zum eingesetzten Kapital (die Profitrate) betrug 2,2%.[2]

1 Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung Berlin, Institut für Weltwirtschaft Kiel und Institut für Wirtschaftsforschung Halle, *Gesamtwirtschaftliche und unternehmerische Anpassungsfortschritte in Ostdeutschland*, DIW-Wochenberichte 3/1997, 54; www.diw.de

2 Deutsche Bundesbank, *Verhältniszahlen aus Jahresabschlüssen west- und ostdeutscher Unternehmen für 1998*, Statistische Sonderveröffentlichung 6, September 2001, 6, 14 und 82 - eigene Berechnungen.

In den 12.851 untersuchten Unternehmen der westdeutschen Verarbeitenden Industrie dagegen war die Profitrate 7,2%.

Die Kapitalgesellschaften (Aktiengesellschaften z. B.) hatten dabei in Ost und West natürlich höhere Gewinne als die Nichtkapitalgesellschaften (z. B. Unternehmen mit einem Privateigentümer).

2.2432 | Geringere Renditen – geringere Investitionen

Unternehmen investieren letztlich nur dann, wenn die Gewinne bzw. die Profitraten stimmen. (→ 2.21) Als Investitionen bezeichnet man den Kauf von Maschinen oder Anlagen und den Bau von Produktionshallen oder Gebäuden (Sachinvestitionen).

Nach der Wiedervereinigung hat der Staat Investitionen von Unternehmen mit Milliarden an Zuschüssen gesponsort. Und er hat über Steuervergünstigungen auf Milliarden an Gewinnsteuern verzichtet. Das hat die Investitionen hochgetrieben. Als der Staat die Zuschüsse senkte, gingen prompt auch die privaten Investitionen zurück.

»Mittlerweile dramatisch ist der Rückgang der unternehmerischen Investitionen, der bereits Mitte 1995 einsetzte. (...) Die Investitionen in neue Ausrüstungen und Anlagen (...), die die Wachstums- und Beschäftigungsdynamik prägen, sind je Einwohner vom 1994 erreichten Spitzenwert mit 106,2% – gegen 100% in Westdeutschland – auf 87,2% zurückgegangen.«[3] Eben weil die Staatsknete ausblieb. Da die Profitraten (ohne Staatsknete) im Osten erheblich geringer sind als im Westen, wird im Osten weniger investiert.

Folge ist, dass die Zahl der Erwerbstätigen in Ostdeutschland (ohne Berlin) von 1995 bis 2001 von 6.048 Millionen auf 5.804 Millionen zurückgegangen ist. (IWH, Wirtschaft im Wandel, Nr. 3/2002, 79) Weil die »Standortqualität« des Ostens wegen der durchschnittlich niedrigeren Renditen zu schlecht ist, macht das westdeutsche Kapital im allgemein um Ostdeutschland einen großen Bogen. Wie soll da die Arbeitslosigkeit sinken?

1998 investierte die deutsche Industrie 39 Mrd. DM im Ausland, dreimal so viel wie in Ostdeutschland. Im Ausland war einfach mehr zu holen. Nationale Verantwortung oder Verantwortung gegenüber den Menschen im Osten zählt wenig. Die Verantwortung gegenüber dem Kapital ist entscheidend bzw. gegenüber den Menschen, die Kapital besitzen.

Da es nicht zu einer »Aufholjagd« kommt, werden sich auch die Lebensverhältnisse nicht angleichen. Denn eine »Aufholjagd« setzt Profitraten voraus, die überdurchschnittlich sind und dadurch Kapital anlocken. Ein »*überflügendes Wachstum* (d. h. ein Wachstum, das höher ist als in Westdeutschland) *scheint infolge der immer noch durchschnittlich zu geringen Renditehöhe (...) im Verar-*

beitenden Gewerbe wenig realistisch. Tatsächlich würde eine nachhaltig überdurchschnittliche Investitionsrate (...) voraussetzen, dass die (...) Renditehöhen der ostdeutschen Unternehmen (...) längerfristig ein überdurchschnittliches Niveau (im Vergleich zu Westdeutschland) *erreichen, was aber unter den gesamtdeutschen Marktbedingungen objektiv unmöglich erscheint.«*[4] Auf Deutsch: es bringt nach dem Auslaufen der Staatssubventionen zu wenig ein, im Osten mehr zu investieren als im Westen.

2.2441 | Überflüssige Bauten statt Stärkung der industriellen Basis

Statt in die Industrie wurden mit staatlicher Hilfe Milliarden über Milliarden in eine verrückte Bautätigkeit gesteckt. Die Bauindustrie wurde zum bedeutendsten Wirtschaftszweig des Ostens.

»Mit dem größten Steuergeschenk aller Zeiten wollte der Staat den Aufbau Ost fördern – und mehrte stattdessen das Vermögen cleverer Westler. Die fatale Folge: im Osten entstehen Wohnparks und Büropaläste, die keiner braucht – und in Bonn Milliardenlöcher, die keiner überblickt.« (»Fehl-Steuer Ost« Der Spiegel 46/1997, 30) An die hundert Milliarden wurden verpulvert.

Da das Kapital nichts von Planwirtschaft hält, wurden mit riesigen Steuerzuschüssen z. B. Dutzende Kläranlagen gebaut, die kein Mensch braucht. Von 159 Kläranlagen in Sachsen-Anhalt waren nach einer Studie des Innenministeriums allein 74 »wirtschaftlich unsinnig«. (Der Spiegel 7/1995, 56) Angelockt durch Steuergeschenke von einem Viertel bis zur Hälfte der Baukosten wurde ohne Sinn und Verstand, aber im privaten Profitinteresse, betoniert. Z. B. in Weimar-Legefeld. *»In Goldgräberstimmung (...) setzte* (Hotelier Fitz) *nicht nur eines seiner Treff-Hotels in ein überdimensioniertes und teuer erschlossenes, aber bis heute zum großen Teil leer stehendes Industriegebiet.«* (FR 03. 07. 1999) Dazu kamen noch 500 Eigentumswohnungen mit so schönen Namen wie z. B. Waldresidenz. Geschäfte gab es so gut wie keine. Unzählige Wohnungen standen leer.

Bürobauten wurden hochgezogen, ohne Rücksicht darauf, ob Büros vermietet werden konnten. Milliarden Steuerersparnisse für reiche Westler machten den planlosen Blödsinn möglich.

Die Bauwirtschaft wurde unwirtschaftlich aufgebläht, damit die verarbeitende Industrie abgewrackt werden konnte.

Der zeitweise Boom im Osten wurde mit politischen Mitteln außerhalb der verarbeitenden Industrie erzeugt.

3 Rudolf Hickel, Widersprüchlicher Prozess der ostdeutschen Transformation, Manuskript 10. 09. 2001, www.barkhof.uni-bremen. de/kua/memo

4 Karl Mai, Nach 10 Jahren Vereinigungsökonomie: Scheitern oder Vollendung der ostdeutschen Transformation? in Karl Mai, Edelbert Richter, Eine ehrliche Bilanz zwingt zur Entscheidung, September 2000, 21

Die Fülle überflüssiger Bauten wurde irgendwann sichtbar. Die Bauindustrie hatte ihre Schuldigkeit getan und ging auf Schrumpfkurs. Das erzeugt weitere Arbeitslosigkeit und wirkt auch auf die Industrie zurück.

2.2442 | Absatz von Westwaren statt Stärkung der industriellen Basis im Osten

Der schnelle Abriss der ostdeutschen Industrie durch das westdeutsche Kapital verwandelte Ostdeutschland in eine Region, die ihren Bedarf nicht aus eigener Wirtschaftskraft decken kann. Jährlich wird in Ostdeutschland für rund 200 Mrd. DM mehr gekauft als erzeugt. *»Jede dritte Mark, die in Ostdeutschland ausgegeben wird, kommt aus den alten Bundesländern.«* (Claus Noé, Von Aufholen keine Spur, FR 12.02.2001, 6) Bund, Länder und Gemeinden führen Steuereinnahmen an ostdeutsche Länder und Gemeinden ab, damit z. B. das Personal der öffentlichen Verwaltung bezahlt werden kann. Aus den Einnahmen der Rentenversicherung und der Arbeitslosenversicherung fließen viele Milliarden an RentnerInnen und Arbeitslose im Osten usw. Insgesamt fließen 140 Mrd. DM jährlich nach Ostdeutschland. Man nennt diese Zahlungen »Transfers«, also Übertragungen. Mit den Transfers werden auf dem Umweg über den Konsum der Empfänger Gelder bereitgestellt, mit denen Waren aus Westdeutschland gekauft werden. *»Das so ermöglichte Liefervolumen für westdeutsche Konzerne und Handelsketten beträgt inzwischen für zehn Jahre 2 Billionen DM. Es verschaffte den westdeutschen Lieferanten einen hohen Marktgewinn, der oft bei einer Umsatzrendite von 4–5 % lag.«*[5] Die gewaltigen Mittel fließen nicht in die Stärkung der industriellen Basis im Osten, sondern in den Konsum. Und das stärkt den Absatz der Westkonzerne. Das westdeutsche Kapital nutzt Ostdeutschland für seine eigenen Zwecke.

2.245 | Währungsunion ein Fehler?

1990 wurde mit der Vereinigung eine Wirtschafts- und Währungsunion eingeführt. Die Währung wurde eins zu eins umgestellt. Vorher war eine Westmark gegen drei–vier Ostmark getauscht worden. Ein Produkt mit einem Preis von 100 Ostmark war vor der Währungsunion 25 Westmark »wert«, nach der Währungsunion plötzlich 100 Westmark. Ostprodukte wurden um das drei–vierfache teurer. Die Produktivität der Ostbetriebe war aber wesentlich niedriger. Westdeutsche Produkte waren oft besser und billiger.

Da die ostdeutschen Unternehmen auf einen Schlag denselben Bedingungen ausgesetzt waren wie die im Westen, mussten sie massenhaft zusammenbre-

chen. Sie waren von heute auf morgen nicht mehr durch Wechselkurse, Zölle, Beschränkungen für Kapitalimport usw. gegen die stärkeren Konkurrenten aus dem Westen geschützt. Ein solcher Schutz wäre aber notwendig gewesen, um sie schrittweise zu modernisieren und den Ostdeutschen die explosionsartige steigende Arbeitslosigkeit zu ersparen.

War also die Währungsunion ein katastrophaler Fehler der Bundesregierung? Vom Standpunkt der westdeutschen Konzerne auf keinen Fall. Wäre es zu einer schrittweisen Modernisierung der ostdeutschen Wirtschaft mit westdeutschen Kapitalspritzen gekommen, dann hätte sich das westdeutsche Kapital die Konkurrenz selbst herangezüchtet. Maschinenbau, Chemie usw. waren aber für die westdeutschen Unternehmen nahezu völlig überflüssig. Die Währungsunion war das schwere Geschütz, mit der die ostdeutsche Industrie in Grund und Boden geschossen werden konnte. Und es sah auch noch so aus, als ob sie von selbst zu Staub zerfallen würde.

Die Währungsunion war somit für die herrschenden Kreise kein Fehler, sondern reine Berechnung. Sie war gegen die Interessen der LohnarbeiterInnen in Ostdeutschland gerichtet. Diese verloren als Produzenten, was sie als Konsumenten gewannen. Nur von ihrem Interesse aus war die Währungsunion falsch.

Die Währungsunion zeigt, dass die Ursache der Massenarbeitslosigkeit im Osten nicht im Fehlverhalten der ostdeutschen Arbeitslosen liegen kann.

2.2461 | Löhne schuld?

Eine ganze Region wird vom Kapital gewogen und für zu leicht gefunden. Das Kapital kann mit einem bedeutenden Teil der Menschen in Ostdeutschland mangels ausreichender Rendite nichts anfangen. Diejenigen, die das verursacht haben, wollen wie immer für Nichts verantwortlich sein. Sie machen die LohnarbeiterInnen haftbar. Sie sollen an der Misere selbst schuld sein.

Lothar Späth, Vorstandschef des größten Konzerns in ostdeutschem Eigentum, der Jenoptik: *»In den vergangenen Jahren haben wir fundamentale* (grundsätzliche) *Fehler begangen. Wir haben die Löhne an das Westniveau angepaßt, ohne darauf Rücksicht zunehmen, daß die Ostunternehmen zwangsläufig unproduktiver arbeiten.«* (SPIEGEL 18/1996, 80)

Unproduktiver bedeutet, dass ein Arbeiter in der verarbeitenden Industrie des Westens in derselben Zeit z. B. Werte im Umfang von 1.000 Euro erzeugt, ein Arbeiter im Osten aber nur 670 Euro.

5 Karl Mai, Zur kritisch-alternativen Sicht der Memorandum-Gruppe auf die ostdeutsche Entwicklung - Rückblick und Ausblick, Oktober 2001, Manuskript, S. 13

Die Produktivität der Verarbeitenden Industrie Ost liegt nach der jüngsten Befragung bei 67% des Westniveaus.[6] Die Produktivität wird als Bruttoinlandsprodukt (BIP) pro Beschäftigtem in Preisen von 1995 definiert. (1.4167) Da der größte Teil des BIP in Löhnen und Gehältern besteht, ist Westdeutschland immer produktiver. Hier sind die gutbezahlten Konzernzentralen beheimatet und die Löhne sind in Westdeutschland höher. Die Kleinbetriebe zwischen 20 und 49 Beschäftigten erwirtschafteten im Osten nur die Hälfte der Werte wie die Großbetriebe. (Institut für Wirtschaftforschung Halle (IWH), Sonderheft 3/2001, 208) Da die schwächlichen Kleinbetriebe das Bild in der Verarbeitenden Industrie prägen, drücken sie die Produktivität nach unten.

Das Kapital macht die LohnarbeiterInnen im Osten für ihre massenhafte Arbeitslosigkeit verantwortlich. Ihre Gier nach Wohlstand kostet sie ihren Arbeitsplatz. *»Vor allem sie (die viel zu rasche Lohnangleichung, die der Produktivitätsentwicklung bis heute weit voraus ist) hat dafür gesorgt, daß heute mehr als zwei Millionen Menschen im Osten offen oder verdeckt arbeitslos sind.«* (Werner Mussler, Die faule Ausrede, FAZ 21. 01. 2003)

Wie soll Ostdeutschland bei diesem Anspruchsdenken jemals auf die Beine kommen? *»Ein selbsttragender Aufbauprozeß wird so (aufgrund der hohen Löhne) in weite Ferne gerückt, die Belastung der sozialen Sicherungssysteme steigt«*, behauptet das DIW. (DIW - Wochenberichte 3/97, 55) Der Egoismus der LohnarbeiterInnen im Osten führt also dazu, dass die ostdeutsche Wirtschaft sich niemals selbst tragen kann, sondern auf Zuschüsse aus dem Westen angewiesen ist.

Die LohnarbeiterInnen haben mit ihrer Undankbarkeit gegenüber der Parteiführung der SED schon die alte DDR in den Ruin getrieben. Jetzt wollen sie auch noch Westdeutschland in den Abgrund ziehen?

So geht das nicht. Diesmal muss Ostdeutschland vor den LohnarbeiterInnen gerettet werden. Stoibers Wirtschaftsexperte Späth sieht die »Rettung« Ostdeutschlands darin, dass es Billiglohnland wird. *»Ohne eine große Zahl von Billigjobs können wir nicht überleben.«* (SPIEGEL 18/1996, 80) Späth und Leute seines Schlages werden immer überleben. Wie aber ArbeiterInnen mit Billigjobs überleben, das interessiert ihn nicht. Denn die Lebenshaltungskosten der ostdeutschen LohnarbeiterInnen sind annähernd so hoch wie im Westen (dank der Hauseigentümer und der westdeutschen Handelskonzerne, die die Mieten und Preise saftig angehoben haben).

Die durchschnittlich gezahlten Bruttolöhne lagen im Jahre 2000 im Osten (ohne Berlin) bei 76,7% des Westniveaus. Die Preise in Ostdeutschland betrugen aber laut Ifo-Institut 91,3% der Preise im Westen. (Karl Mai 2001, 10, 11 [→ Fußnote 5]) D. h. die ostdeutschen LohnarbeiterInnen sind schlechter dran, da ihre Kaufkraft

geringer ist. Außerdem arbeiten sie länger. Die Angleichung ist deshalb notwendig.
Selbst die Wirtschaftsinstitute halten den Wunsch nach Lohnangleichung an den Westen *»angesichts der raschen Anhebung der Mieten in Ostdeutschland (...)* (für) *verständlich«*. (DIW-Wochenberichte 3/1997, 55)

2.2462 | Höhere Produktivität – höhere Arbeitslosigkeit

Angenommen, die Produktivität im Osten wäre genauso hoch wie in Westdeutschland. Dann dürften also die Löhne dort auch genauso hoch sein wie in Westdeutschland? Das ist kaum ernst zu nehmen. Denn in Westdeutschland sollen doch die Löhne ebenfalls zu hoch sein, weil sie der Produktivität angeblich nicht entsprechen. (→ 1.41)
Außerdem führt höhere Produktivität dazu, dass die Nachfrage nach Arbeitskraft sinkt und nicht dazu, dass sie steigt. Ein Grund für die Massenarbeitslosigkeit in Ostdeutschland besteht doch gerade darin, dass schlagartig die Produktivität der Industrie (sofern von ihr noch etwas übrig blieb), um ein Vielfaches gesteigert wurde. Wenn die Produktivität noch einmal um 50 % auf 100 % des Westniveaus steigen würde, würde man noch weniger Arbeitskräfte benötigen. Wie kann man die sprunghafte Reduzierung der Nachfrage nach Arbeitskraft als Methode des Kampfs gegen die Arbeitslosigkeit hinstellen? Das ist nichts Anderes als eine Form der Bilanzfälschung.

2.2463 | Das Problem liegt beim Privatkapital, nicht bei den Löhnen

Löhne erscheinen aus ganz anderen Gründen als zu hoch.
Mit der Wiedervereinigung zerfielen die riesigen staatlichen Betriebe der alten DDR. Das Privateigentum wurde wiederbelebt.
Wirtschaftsinstitute bezeichneten als größtes Problem der ostdeutschen Wirtschaft: *»Es gibt sehr viele junge Unternehmen, die derzeit noch nicht aus eigener Kraft lebensfähig sind.«* (DIW-Wochenberichte 3/1997, 54) Die neugegründeten Klein- und Kleinstunternehmen sehen sich mächtigen Banken und Konzernen gegenüber, die die Märkte beherrschten. Sie haben deshalb nur geringe Entwicklungsmöglichkeiten. Die mächtigen Lieferanten der Kleinbetriebe fordern hohe Preise für ihre Produkte und die mächtigen Käufer der Produkte der Kleinbetriebe zahlen ihnen niedrige Preise. Das Kleineigentum wird zerquetscht. Das Kapital, das sie brauchen, bekommen sie nicht und die Märkte, die sie bräuchten, sind schon durch Stärkere besetzt. Entsprechend gering

6 Rudolf Hickel, Widersprüchlicher Prozess der ostdeutschen Transformation, Manuskript 10.09.2001, www.barkhof.uni-bremen. de/kua/memo

ist ihre Rendite, wenn sie überhaupt eine aufweisen. Entsprechend schnell brechen sie zusammen. Ein Drittel aller Unternehmenszusammenbrüche in Deutschland entfällt auf Ostdeutschland.

Hier gibt es tatsächlich ein Problem.

Wie sollen schwachbrüstige Kleinbetriebe Löhne zahlen, von denen man leben kann? Gerade solchen Unternehmen erscheint die Lohnhöhe als wichtigste Bremse für Gewinne, für Investitionen, für die Erhöhung des Eigenkapitals, mit anderen Worten, für den unendlichen Aufschwung, zu dem auch das winzigste Kapital eigentlich fähig wäre, wenn es keine egoistischen LohnarbeiterInnen beschäftigten müsste.

»Es ist nicht zuletzt die hohe Arbeitskostenbelastung, die es vielen Unternehmen so schwer macht, in die Gewinnzone vorzustoßen.« (DIW-Wochenberichte 3/1997, 55) Vom Standpunkt des Kapitals erscheinen Lohnsenkungen als eine der wichtigsten Möglichkeiten, in die »Gewinnzone vorzustoßen«. Sträuben sich die Beschäftigten dagegen, dass es ihnen schlechter geht, erscheint ihre Uneinsichtigkeit als Ursache der Probleme. Was aber können die LohnarbeiterInnen dafür, dass Betriebe in Folge der Privatisierung zu klein geraten sind und das westdeutsche Kapital an Ostdeutschland kein großes Interesse hat?

Für das Kapital ist es ein Unglück, wenn etwa 45% der ArbeiterInnen in Ostdeutschland ein monatliches Nettoeinkommen unter 1.800 DM netto hat und ein weiteres Viertel zwischen 1.800 und 2.200 DM netto (Stand Mai 2000). (Statistisches Jahrbuch 2001, 108) Die Löhne an die Ostproduktivität anzupassen, könnte bedeuten, sie um 20% zu senken.

Das würde bedeuten, dass die Hälfte der ArbeiterInnen unter 1.440 DM hätte und ein weiteres Viertel zwischen 1.440 DM und 1.780 DM. Das Kapital will in die Gewinnzone vorstoßen, in dem es ArbeiterInnen in die Verlustzone treibt.

Die ArbeiterInnen sollen Probleme bekommen, ihre Miete zu zahlen, damit der Standort für Klein- und Großbetriebe des Kapitals attraktiver wird. Hier kommt klar zum Ausdruck, welche Zukunft dem Kapital für die ostdeutschen LohnarbeiterInnen vorschwebt. Allerdings haben die ostdeutschen LohnarbeiterInnen da auch noch ein Wörtchen mitzureden.

Bei all den Vorwürfen wird übersehen, dass trotz angeblich zu hoher Löhne der Anteil der Lohnkosten am Umsatz im Verarbeitenden Gewerbe, Baugewerbe und Handel des Ostens insgesamt erheblich niedriger ist als in vergleichbaren Betrieben des Westens. (15,4% zu 18,4% im Westen.[7] Aber macht nichts: die Löhne sind zu hoch, weil die Gewinne eben zu niedrig sind.

Bei aller Jagd nach höheren Profiten wird auch übersehen, dass die sinkende Massenkaufkraft, die das Kapital für Ostdeutschland anstrebt ein Hindernis für die Steigerung der ostdeutschen Produktivität ist. Aber das Hemd des Profits ist dem Kapital näher als die Konsumkraft der LohnarbeiterInnen.

2.247 | Angleichung an Westniveau – ade.

Die *»Einheitlichkeit der Lebensverhältnisse«* muss gewahrt sein, heißt es im Grundgesetz. (Art. 106 Absatz 3, Satz 4 Nr. 2) An anderer Stelle ist von der *»Herstellung gleichwertiger Lebensverhältnisse im Bundesgebiet«* die Rede (Art. 72 Abs. 2 GG).
Wie soll es zu einer Einheitlichkeit der Lebensverhältnisse zwischen Ost und West kommen, wenn die Gesetze der Kapitalverwertung zu einem Auseinanderdriften von Ost und West führen? Die Verfassung steht auf einem anderen Boden als das Kapital.
Der Abstand zwischen Ost und West vergrößert sich seit 1996 wieder, nachdem er mit gewaltigen politischen Anstrengungen, Krediten und Subventionen drei Jahre lang verkleinert worden war. Die Dinge gehen damit wieder ihren normalen Gang. Und der ist dadurch vorgezeichnet, dass die Renditen in Ostdeutschland im Durchschnitt niedriger sind als im Westen. Entwickelt wird vom Kapital nur, was Cash bringt.
Daraus folgt, dass die Regionen oder Gebiete, in denen (nach wie vor mit Staatshilfe) Kohle gemacht werden kann, aufblühen und die, wo das nicht der Fall ist, veröden bzw. zurückbleiben.
Das ist die Ursache für die wachsende Kluft zwischen Regionen in Westdeutschland und in Ostdeutschland.
Von »gleichwertigen Lebensverhältnissen« kann angesichts der erheblichen Unterschiede des Lebensstandards und des Umfangs der Arbeitslosigkeit auch kaum die Rede sein. Die Ungleichwertigkeit wird durch die Eigeninteressen des Kapitals erzeugt.
Der Staat kann diesen Prozess nicht umkehren, weil seine Finanzen durch den Fall der Profitraten ebenfalls in den Ruin getrieben werden. (→ 3.31, 3.32)

2.248 | In Ostdeutschland verbreitet sich Ratlosigkeit.

Die DDR erzeugte bei vielen Menschen ein Gefühl der Ohnmacht, weil sie nichts zu sagen hatten und weil sie bei weitgehender so-

7 Deutsche Bundesbank, *Verhältniszahlen aus Jahresabschlüssen west- und ostdeutscher Unternehmen für 1998*, Statistische Sonderveröffentlichung 6, September 2001, 6, 14 und 82 - eigene Berechnungen.

zialer Sicherheit politisch unterdrückt waren. Die BRD erzeugt bei vielen Ostdeutschen ebenfalls ein Gefühl der Ohnmacht, weil sie zum Spielball undurchschaubarer Märkte geworden sind. Ihre Existenzunsicherheit nimmt zu, während sie politische Freiheiten genießen können, die sie vorher nicht hatten. Zu sagen haben sie aber immer noch nichts.

Die Hoffnungen, mit der Wiedervereinigung den Anschluss an den westlichen Lebensstandard zu gewinnen, weichen mehr und mehr dem Gefühl, abgehängt zu werden und zu kurz zu kommen. Nach jüngsten Umfragen erwägt mehr als die Hälfte der jungen Ostdeutschen nach Westdeutschland zu ziehen. Hier sind die Profitraten und damit die Beschäftigungsmöglichkeiten höher.

Wenn man die Ursachen für die Massenarbeitslosigkeit in Ostdeutschland nicht beim Kapital sieht, auf das man große Hoffnungen setzt, kann sich die entstehende Enttäuschung gegen Ausländer richten. Und zwar auch dann, wenn es kaum welche gibt. Es geht eben darum, Menschen über Bord zu kippen, die schwächer sind als man selbst und sich daran aufzurichten. Das macht man, wenn einem die eigene Lage noch überhaupt nicht klar ist.

Auch wenn man Ausländer angreift: Ohnmacht und soziale Unsicherheit bleiben, die die ungezielte Aggressivität erzeugt hat. Auch wenn man sich noch so sehr als Deutscher fühlt. Wäre es nicht sinnvoller, sich dadurch aufzurichten, dass man versucht, seine Interessen gegen die durchzusetzen, die die Misere verursacht haben?

Die Aufgabe besteht letztlich darin, die Verhältnisse so einzurichten, dass der Mensch nicht Spielball von Märkten und Profitinteressen ist oder dem Ehrgeiz anderer Menschen, die es schon für einen richten. Die Menschen müssen die Verhältnisse so einrichten, dass sie das, was sie wollen, in die eigenen Hände nehmen können und dazu auch die notwendigen politischen und ökonomischen Mittel haben.

2.31 | Krisen – Turbo der Arbeitslosigkeit

Alle bisher aufgezeigten Widersprüche entladen sich von Zeit zu Zeit in heftigen Wirtschaftskrisen.
Die steigende Produktivität führt unter den Bedingungen der Kapitalverwertung zur wachsenden Arbeitslosigkeit der Arbeitskräfte, sinkenden Profitraten, Kapitalüberschüssen und Investitionsmüdigkeit. Dieser Rahmen hemmt die Produktivkräfte. Der sichtbarste Ausdruck dieser Hemmung sind die Krisen. Krisen sind der Turbo (Beschleuniger) der Arbeitslosigkeit.
Von 1960 bis 1973 herrschte in Deutschland nahezu Vollbeschäftigung (mit Ausnahme der leichten Krise 1967). Es gab nur etwa 100.000 bis 300.000 Arbeitslose. Die Logik der Kapitalverwertung baute in dieser »ruhigen« Zeit die Widersprüche auf, die in der Weltwirtschaftskrise 1974/75 explodierten.
Diese Krise eröffnete mit einem Paukenschlag die Periode der Massenarbeitslosigkeit. Sie vervierfachte in Westdeutschland die Arbeitslosigkeit gegenüber den Vorjahren. Die Arbeitslosigkeit verdoppelte sich in der Krise 1981/82, explodierte in der Krise 1992/93 und steigt auch in der Krise 2002/2003 wieder deutlich an. Zwischen den Krisen dagegen nahm und nimmt die Arbeitslosigkeit tendenziell ab. Die Arbeitslosigkeit entwickelt sich in Wellenbewegungen nach oben.

2.311 | Krisen bestehen im Rückgang der Industrieproduktion

Krisen bezeichnet man auch als Rezession (Rückgang).
Was geht in Krisen zurück? Es ist vor allem die Industrieproduktion. Man kann vom Beginn einer Krise sprechen, wenn die Industrieproduktion gegenüber dem Vorjahr sinkt. So war es 1974/75, 1981/82 und 1992/93. So war es auch ab Mitte 2001. Man kann von der Beendigung einer Krise sprechen, wenn die Industrieproduktion gegenüber dem Vorjahr steigt.
Die Industrieproduktion wird gemessen über die Verkaufspreise einer repräsentativen Auswahl von Industrieprodukten (ohne Mehrwertsteuer). (Statistisches Jahrbuch 2001, 192) Das führt zu dem verrückten Umstand, dass die Produktion zwar gleichbleiben, aber wegen sinkender Preise (durch ein Überangebot von Waren) dennoch offiziell sinken kann.

Trotz dieser Verzerrung zeigt die Entwicklung der so gemessenen Industrieproduktion am Zuverlässigsten an, wann eine Krise beginnt und wann sie endet. Und nicht die nebulösen Stimmungsbilder des »Verbrauchervertrauens« oder des »Geschäftsklimas«, die aus Umfragen gewonnen werden.

Meistens wird jedoch das Sinken des Bruttoinlandsprodukts (BIP) als Maßstab für eine Krise genommen. Die Krise beginnt nach dieser Definition erst dann, wenn das BIP gegenüber dem Vorjahr ein halbes Jahr gefallen ist. Das BIP kann aber noch steigen, wenn die Industrieproduktion schon lange fällt. Z. B. weil die Staatsausgaben für Arbeitslose oder die Ausgaben der Sozialversicherung noch steigen, weil die Konsumausgaben der Reichen noch steigen oder weil Exporte steigen und Importe fallen. Letzteres war der Hauptgrund, weshalb das BIP 2002 noch gestiegen ist. (berechnet nach DB Monatsbericht 1/2003, 60*)

Da das BIP 2001 nicht gesunken war, hatten wir auch offiziell auch keine Krise. Kanzler Schröder sagte Ende Oktober 2001: *»Bei uns droht keine Rezession und wir sollten sie auch nicht herbeireden.«* (FTD 24. 10. 2001) Dabei war die Rezession seit Juli schon in vollem Gange. Bis heute (März 2003) hält die Krise an. Aber wegen eines BIP, das noch nicht gesunken ist, hat die Krise offiziell noch nicht begonnen. Die Bundesbank rief sogar im Mai 2002 das »Ende der Rezession« aus, obwohl diese offiziell ja noch gar nicht angefangen haben konnte. (DB Monatsbericht 5/2002, 47)

Es wird versucht, Krisen wegzuretuschieren.

2.3121 | Krisen sind Teil eines Wirtschaftszyklus

Krisen brechen in einem bestimmten Rhythmus aus. Diesen Rhythmus nennt man Zyklus. Zyklus ist ein periodisch wiederkehrender Kreislauf, ähnlich wie der Zyklus der Jahreszeiten. Die Krise ist der »Winter« des Wirtschaftszyklus. Der Aufschwung ist der »Sommer«.

Der Winter der Krisen dauert seit den 70er Jahren bisher etwa zwei Jahre. Krisen werden abgelöst von einer Phase der Belebung (dem Frühling), in der die Industrieproduktion wieder über den Tiefpunkt der Krise hinaus steigt. Diese Phase dauert seit den 70er Jahren zwischen ein und fünf Jahren.

Die Belebung geht in einen Aufschwung über, wenn die Industrieproduktion den Höhepunkt der Industrieproduktion des vorherigen Zyklus überschreitet. Dann herrscht Sommer. Diese Phase dauerte bisher zwischen drei und sieben Jahren. Wenn der Hochsommer überschritten ist, gibt es einen Abschwung (den Herbst), der in die nächste Krise übergeht.

Man spricht auch von Konjunkturzyklus. Konjunktur heißt einfach nur Wirtschaftslage. Wenn die Konjunktur gut ist, ist die Wirtschaftslage gut. Wenn

es eine Hochkonjunktur gibt, steht die Wirtschaft in voller Blüte (Aufschwung). Und wenn die Blätter fallen, die Konjunktur also schlecht ist, herrscht eine Krise.
Der Wirtschaftszyklus dauert erheblich länger als der einjährige Zyklus der Jahreszeiten und auch länger als der vierjährige politische »Zyklus« der Wahlperioden. Wirtschaftszyklen durchliefen in Deutschland bisher einen Zeitraum zwischen sieben und elf Jahren.
Der Wiedervereinigungsboom verlängerte den Aufschwung der 80er Jahre, so dass der Wirtschaftszyklus vom Höhepunkt 1980 bis zum nächsten Höhepunkt 1991 elf Jahre dauerte statt wie sonst etwa 7–8 Jahre.

2.3122 | Auf jeden Aufschwung folgt eine Krise

Viele Vertreter des Kapitals sind in Hochstimmung, wenn ein Aufschwung länger dauert als normal. Wie Verliebte träumen sie davon, dass das Glück ewig anhält. Auch Schröder dachte sich 1998 die Krisen einfach weg, als er versprach, dass die Arbeitslosigkeit bis Ende 2002 unter 3,5 Millionen gesenkt würde.
Schon im Aufschwung der 50er und 60er Jahre dachten die Experten des Kapitals, die Zeit der Krisen sei vorbei. Die Krise 1967 holte sie (vorübergehend) auf den Boden der Tatsachen zurück.
Auch im nächsten Aufschwung von 1968 bis 1973 hielten sie Krisen für unwahrscheinlich, bis die Weltwirtschaftskrise 1974/75 ausbrach. Dann kam der lange Aufschwung in den 80er Jahren, in dem der Traum vom ewigen Glück neue Nahrung erhielt. Die Gurus der schlanken Produktion in der Automobilindustrie glaubten z. B., dass diese Krisen verhindern könne.[1]
Die Träume zerplatzten in der tiefsten Krise der Nachkriegszeit 1992/1993 (in den USA schon zwei Jahre früher).
Luftblasen von ewigen Aufschwüngen entstanden in den 90er Jahren vor allem in den USA, die von 1992 bis 2000 einen langanhaltenden Boom der Informationstechnologie erlebten. Angesteckt davon schwärmte der Chefvolkswirt der Dredsner Bank, Klaus Friedrich: *»Wir stehen am Beginn eines lang anhaltenden und weitgehend inflationsfreien Aufschwungs.«* (FR 05. 04. 2000)
Die Illusionen Schröders gaben nur die Illusionen des Finanzkapitals wieder. Ein Jahr später war der »lang anhaltende« Aufschwung schon in eine Krise übergegangen.
»Lang anhaltend« sind nur die illusionären Vorstellungen, die das Kapital über sich sel6st hat. Jede Krise wird von einer Belebung und einem Aufschwung der Wirtschaft abgelöst und jeder Aufschwung von einer Krise. Mit dem Zyklus

1 J.P. Womack, D.T. Jones, D. Roos, *Die zweite Revolution in der Autoindustrie*, Frankfurt 1991, 292

von Aufschwung und Krise schwankt die Gefühlslage des Kapitals zwischen Euphorie und Depression.

So wenig wie der Winter ausbleiben und durch den ewigen Sommer ersetzt werden kann, so wenig wie das Alter ausbleiben und durch die ewige Jugend ersetzt werden kann, so wenig können auf dem Boden der Kapitalverwertung Krisen durch den ewigen Aufschwung abgelöst werden. Im Gegenteil: Jeder Aufschwung bereitet die nächste Krise vor. Alles, was den Aufschwung fördert, fördert zugleich den Ausbruch der nächsten Krise.

Krisen sind keine vorübergehenden Grippewellen, die von Regierungsdoktoren besiegt werden können, sondern Zeichen einer chronischen Krankheit, die von Zeit zu Zeit zum Ausbruch kommt. Krisen können daher mit einiger Wahrscheinlichkeit vorausgesagt werden. Und nach jeder Krise muss es auch wieder zu einem Aufschwung kommen.

2.313 | Arbeitslosigkeit hängt von Wirtschaftszyklen ab

Die Arbeitslosigkeit, aber auch Löhne, Gewinne und Profitraten sind eingebunden in die Wirtschaftszyklen. Ihre Höhe spiegelt im Allgemeinen die verschiedenen Phasen eines Zyklus wieder.

Steigende Investitionen, steigende Profite und Profitraten, sowie tendenziell steigende Löhne und tendenziell sinkende Arbeitslosigkeit drücken aus, dass die Wirtschaft sich im Aufschwung befindet.

Sinkende Investitionen, sinkende Profitraten, tendenziell sinkende Löhne (bzw. Lohnkosten) und steigende Arbeitslosigkeit drücken aus, dass die Wirtschaft sich im Abschwung bzw. einer Krise befindet.

Jeder Aufschwung trägt in sich schon den Keim der Krise. Denn jede Investition ist ein Baustein dazu, die Produktion über die zahlungsfähige Nachfrage hinauszutreiben. Irgendwann merken die Produzenten an der zurückbleibenden Nachfrage: Hoppla, wir haben zu viel investiert und produziert. Die Produktion wird zurückgefahren.

Jede Krise wiederum kommt an irgendeinem Punkt zum Stillstand. Der Produktionsapparat wird modernisiert. Neue Investitionen machen Einstellungen von Arbeitskräften notwendig, die Gewinne steigen wieder und das ganze Spiel beginnt von Vorne.

Der letzte Konjunkturzyklus in Deutschland verlief von 1991 bis 2000. Beide Jahre markierten den Höhepunkt des jeweiligen Aufschwungs. Um Aussagen über Tendenzen wirtschaftlicher Entwicklungen zu machen, muss man vor allen Dingen die jeweiligen Jahre des Aufschwungs vergleichen bzw. die Durchschnittszahlen von Konjunkturzyklen insgesamt.

Der Konjunkturzyklus, die Bewegung der Produktion und der Kapitalverwertung, ist die Grundlage dafür, dass tendenziell im Aufschwung sinkende Arbeitslosigkeit mit steigenden Löhnen und in der Krise steigende Arbeitslosigkeit mit sinkenden Löhnen zusammengehen.

Das Kapital dagegen betet den Rosenkranz herunter, dass die Arbeitslosigkeit nur zurückgehen kann, wenn die Löhne (und Sozialleistungen für Arbeitslose) sinken. Gesamtwirtschaftlich herrscht aber die Tendenz, dass in der Phase des Aufschwungs die Arbeitslosigkeit zurückgeht, während gleichzeitig die Löhne steigen.

Die Unternehmen sehen nur ihren betrieblichen Kirchturm. Mit sinkenden Löhnen steigen ihre Profite und Profitraten. Damit wächst die Möglichkeit, dass sie ihre Geschäfte ausdehnen und Leute einstellen. Steigende Gewinne führen aber, wie wir gesehen haben, überhaupt nicht zwingend zu einer Steigerung der Investitionen. (→ 2.21) Und steigende Investitionen bedeuten auch nicht zwingend, dass die Arbeitslosigkeit sinkt. Da Investitionen in der Regel die notwendige Arbeitszeit verkürzen, senken sie zunächst einmal die Nachfrage nach Arbeitskraft. Es gibt deswegen überhaupt keinen unmittelbaren Zusammenhang zwischen steigenden Gewinnen und sinkender Arbeitslosigkeit.

Ab einer gewisse Höhe der Investitionen kann aber auch die Nachfrage nach Arbeitskraft steigen. Das wiederum kann dazu führen, dass die Arbeitslosigkeit sinkt und die Löhne (dank steigender Nachfrage nach Arbeitskraft) ansteigen.

Die Triebfedern des Konjunkturzyklus und damit des Umfangs der Arbeitslosigkeit sind also nicht bei den Löhnen zu suchen.

2.3141 | Krisen bedeuten: Es ist zu viel produziert worden

Krisen sind der Turbo (Beschleuniger) der Arbeitslosigkeit. Wie aber kommt es zu Krisen? Haben Hunderttausende von LohnarbeiterInnen, gepackt vom Faulheitvirus, plötzlich gekündigt, um mit ihrer Stütze in der Tasche im Freizeitpark spazieren zu gehen?

Werfen wir am Beispiel der Automobilindustrie einen Blick auf die wirklichen Zusammenhänge. Die Automobilindustrie ist die führende Industrie Deutschlands. Jeder siebte Arbeitsplatz hängt von ihr ab.

Einige wenige Konzerne wie VW, Daimler-Chrysler, Opel, Ford und BMW bestimmen das Bild. Mit immer moderneren Anlagen und einer bis ins Letzte durchdachten Organisation der Arbeitsprozesse stellen die Autowerker immer mehr Autos her. Jeden Tag lassen sie im Inland 14.000 Autos von den

Bändern rollen. Täglich werden Autokolonnen von 60 km Länge für den Markt produziert. Der Markt scheint bekannt zu sein, denn es wird meist auf Bestellung produziert. Die aktuellen und die voraussichtlichen Bestellungen sind Grundlage dafür, welche Produktionskapazitäten aufgebaut und wieviele LohnarbeiterInnen beschäftigt werden. Aber wer weiß, wieviele Bestellungen es morgen gibt? 2000 z. B. wurden 420.000 weniger Neuwagen neu zugelassen als 1999. Wenn die Inlandsnachfrage und damit die Bestellungen sprunghaft zurückgehen, gibt es plötzlich zu viele Kapazitäten und zu viele LohnarbeiterInnen.

Was der Markt will, also eine Ansammlung unbekannter potentieller Käufer, weiß niemand. Jeder baut aufgrund gegenwärtiger Nachfrage Kapazitäten auf, um letztlich ins Blaue zu produzieren. Ab irgendeinem Punkt stellt das Kapital fest, dass seine Produktion die zahlungsfähige Nachfrage überschritten hat.

Mit der Wiedervereinigung tat sich für die Autoindustrie ein neuer Markt auf. 1991 explodierte die Zahl der neuzugelassenen Fahrzeuge in Deutschland von 3,04 Millionen auf 4,16 Millionen. Nach der Wiedervereinigung konnten Ostdeutsche ihre lang aufgestauten Wünsche nach westdeutschen Volkswagen, Opels, Fords oder Mercedes befriedigen. Das war die Grundlage des Wiedervereinigungsbooms. Neben dem Bauboom (→ 2.441) war er ein Autoboom.

1993 aber sackten die Neuzulassungen um 700.000 ab. Es stellte sich heraus, dass zu hohe Kapazitäten aufgebaut worden waren. Die Produktion musste schlagartig zurückgefahren werden.

Wenn die Automobilindustrie heute einen neuen Absatzrekord aufstellt und die Sektkorken knallen lässt, ist der Zeitpunkt nähergerückt, dass sie kleinlaut die nächste Absatzkrise bekanntgeben muss.

Ob es die Produzenten der jeweils neuesten Handys, der modernsten Rechner und Bildschirme, der am weitesten entwickelten Werkzeugmaschinen oder der effizientesten Waschmaschinen sind: unabhängig davon, wie innovativ eine Firma ist, wieviele Mittel sie für Forschung ausgegeben hat, wie hoch die Löhne waren und wie motiviert und qualifiziert ihre MitarbeiterInnen sind: Die Überproduktionskrise erfasst früher oder später alle Unternehmen. Ob es sich im Wirtschaftskauderwelsch um Unternehmen der »New Economy« (z. B. Elektronikindustrie) oder der »Old Economy« (z. B. Autoindustrie) handelt, hat letztlich keine Bedeutung.

Die Konzerne treten mit ihren gut ausgebildeten und organisierten Armeen von Zehntausenden von Produktionssoldaten gegeneinander an. Alle kämpfen gegen alle. Jeder will sich selbst einen möglichst hohen Anteil vom Kuchen des unbekannten Marktes abschneiden.

Um in der Konkurrenz zu überleben, muss jeder versuchen, mit immer besseren Techniken, mit immer neuen Investitionen und Produkten die Produktion zu steigern. Tut er es nicht, bleibt er zurück. Wie im Tierreich, in dem die stärkeren Tiere die Schwächeren fressen, fressen auch in der kapitalistischen Wirtschaft die stärksten Konzerne die Schwächeren. Und wer will schon gefressen werden?

Jeder rüstet sich mit Produktionswaffen in einem Umfang aus, als ob er die Schlacht gewinnen würde. Der Zwang der Konkurrenz muss unweigerlich zu einem Punkt führen, an dem die Produktion und die Produktionskapazitäten weit über die im Verhältnis dazu begrenzten Absatzmärkte hinausgetrieben sind. In der Automobilindustrie z. B. sollen Überkapazitäten von 25% existieren. D.h. die Konzerne könnten mit ihren Kapazitäten 25% mehr Autos erzeugen, wenn die Nachfrage danach bestehen würde.

Zu den Voraussetzungen von Überproduktion und Krisen gehört also auf einer ersten Stufe, dass Unternehmen Privateigentümern gehören, diese Privateigentümer in Konkurrenz zueinander stehen und für unbekannte Märkte produzieren.

Letztlich ist aber nicht die Konkurrenz entscheidend, sondern der Zwang zur Kapitalverwertung, der die Konkurenz erst hervorbringt. (→ weiter unten)

2.3142 | Zahlungsfähige Nachfrage bleibt zurück

Das Kapital ist aber so weise eingerichtet, dass es nicht nur die Produktion in der Tendenz zu stark ausdehnt, sondern gleichzeitig auch noch die zahlungsfähige Nachfrage beschränkt, die die Voraussetzung für den Verkauf seiner Produkte ist.

Der Umsatz der Autoindustrie stieg von 261 Mrd. DM im Jahre 1991 auf 431 Mrd. DM im Jahre 2000, also um 170 Mrd. DM. (IG Metall Report 2001, 70) Die Bruttolöhne und Gehälter in der Automobilindustrie dagegen stiegen nur um 19 Mrd. DM auf rund 62 Mrd. DM. Es ist klar, dass die Opelaner ihre Opels nicht alle selber kaufen können.

Die Schere zwischen Produktion und Kaufkraft wächst aber in der gesamten Wirtschaft. Das Bruttoinlandsprodukt in Deutschland stieg von 1991 bis 2000 um 900 Mrd. DM, die Bruttolöhne- und gehälter aber nur um 360 Mrd. DM. Natürlich kann man sich vom Bruttolohn noch nichts kaufen. Nach Abzug von Steuern und Sozialversicherungsbeiträgen stiegen die so ermittelten Nettolöhne nur noch um 160 Mrd. DM. (DB Monatsberichte) Die 34 Millionen lohnabhängig Beschäftigten in Deutschland hätten mit dem Zuwachs ihrer Nettolöhne noch nicht einmal alle in dieser Zeit zusätzlich produzierten Autos kaufen können.

Und außer den Autokonzernen gibt es ja noch andere Betriebe, die mehr Produkte hergestellt haben und sie verkaufen wollen.

Der Binnenmarkt verengt sich also relativ zur Produktion von Waren. Der Umsatz steigt und relativ dazu bleiben Löhne und Gehälter zurück. Wie aber kann der Umsatz von Autos steigen, wenn die höhere Nettolohn- und gehaltssumme dafür nicht ausreicht? Der sogenannte private Verbrauch enthält auch die Profite der Besitzer von Kapital. Sie sind ebenfalls eine Quelle der Nachfrage. So brummte denn vor allem die Nachfrage nach den Edelmobilen von Porsche, BMW und Mercedes. Und was im Inland nicht abzusetzen ist, muss eben auf Auslandsmärkte gedrückt werden.

Die Massenkaufkraft wird gerade auf der Grundlage der höheren Produktivität beschnitten, die die Warenberge auftürmt. Denn höhere Produktivität heißt sinkende Nachfrage nach Arbeitskraft.

2000 waren aufgrund des massiven Personalabbaus vor allem in der Industrie fast 1,3 Millionen mehr Menschen arbeitslos als in 1991. Arbeitslose haben ein erheblich geringeres Einkommen als beschäftigte LohnarbeiterInnen. Höhere Produktivität führt aber auch zu tendenziell fallenden Profitraten. (→ 2.12) Sie waren in der Krise 1993 auf einen bis dahin in der Nachkriegszeit nicht gekannten Tiefpunkt gefallen. Jedes Kapital will einen möglichst hohen Profit auf das investierte Kapital erzielen. Das erzeugt den Zwang, die Löhne möglichst stark nach unten zu drücken, damit auf der anderen Seite der Profit steigen kann. Vorausgesetzt, das Kapital kann das gegen den Widerstand der LohnarbeiterInnen durchsetzen. Aber der Zwang zu Lohnsenkungen steigt, je jämmerlicher der Zustand der Profitraten ist.

In der Automobilindustrie fiel der Anteil der Lohn- und Gehaltssumme am Umsatz wegen Personalabbau und anderer Methoden von Lohnsenkungen von 18,6% im Aufschwungjahr 1991 auf 14,3% im Aufschwungjahr 2000 und 13,3% im Autoaufschwungjahr 2001. Mit steigender Produktivität und steigendem Zwang, fallenden Profitraten wieder auf die Beine zu helfen, sinken die Löhne relativ zum Wert der insgesamt produzierten Waren.

Mäßiger Anstieg der Lohn- und Gehaltssumme und höhere Arbeitslosigkeit sind beides Folgen gestiegener Produktivität.

Die höhere Produktivität führt also nicht nur dazu, dass der Strom der Waren immer breiter wird, der aus den Fabriken rollt, sondern auch dazu, dass sich die LohnarbeiterInnen das, was sie herstellen, immer weniger kaufen können.

Nicht, weil sie kein Bedürfnis danach hätten, sondern weil sie es sich nicht leisten können. Überkapazitäten bestehen nur relativ zur zahlungsfähigen Nachfrage, nicht absolut zu den Bedürfnissen der LohnarbeiterInnen. Da an

Mietwohnungen, die LohnarbeiterInnen bezahlen können, zu wenig verdient werden kann, wird dort kaum gebaut. Bauarbeiter werden arbeitslos, weil zwischen dem Bedürfnis nach Wohnungen und dem Bau von Wohnungen das lästige private Interesse an Kapitalverwertung steht.

Die Logik der Kapitalverwertung muss also in jedem kapitalistischen Land von Zeit zu Zeit dazu führen, dass über die zahlungsfähige Nachfrage hinaus produziert wird. Sie ist die Ursache der Krisen, die von Zeit zu Zeit ausbrechen.

Die kapitalistische Wirtschaft hat einen schwerwiegenden Konstruktionsfehler.

2.315 | Kann das Kapital Krisen durch Lohnerhöhungen vermeiden?

Man könnte aus dem vorher Gesagten schlussfolgern, dass es doch im Interesse des Kapitals sein müsste, die Löhne zu erhöhen, um den Verkauf seiner Produkte zu fördern. Natürlich liegt es im Interesse der LohnarbeiterInnen, möglichst hohe Löhne zu erkämpfen. Und es ist sicher richtig, dass dadurch auch die Überproduktion abgemildert werden kann.

Ausgerechnet vor Beginn von Krisen sind aber die Lohnsteigerungen innerhalb eines Wirtschaftszyklus in aller Regel am höchsten. Kein Wunder, geht doch allen Krisen ein Aufschwung voraus, in dem die Nachfrage nach Arbeitskraft steigt. Hätten Krisen durch zwei oder drei Prozent mehr Lohn vermieden werden können? Nein. Der Beginn einer Krise kann dadurch höchstens hinausgezögert werden. Unabhängig von der Höhe der Löhne tritt immer irgendwann ein Punkt ein, an dem zu viel produziert worden ist. Karl-Georg Zinn stellt deshalb fest, dass *»Überproduktion (…) kein Problem unzureichender Nachfrage darstellt, sondern auch bei hoher (Massen-)kaufkraft eintritt«*.[2]

Die Ursachen für Krisen liegen nicht in zu niedrigen Löhnen, sondern im Prozess der Kapitalverwertung. Die Ursachen von Krisen liegen nicht darin, dass das Kapital ein Eigeninteresse an Lohnsteigerungen hat und es nur noch nicht begreift. Lohnsteigerungen senken die Profite. Profite zu senken ist nicht der Zweck des Kapitals.

Im übrigen ist es ein offener Widerspruch, wenn die Gewerkschaftsvorstände im Interesse der Bekämpfung von Krisen angeblich für höhere Löhne eintreten, tatsächlich aber für Lohnmäßigung kämpfen.

2 Karl-Georg Zinn, *Die Wirtschaftskrise*, Mannheim 1994, 114

2.316 | Kann das Kapital Krisen durch besseres Management vermeiden?

300 Überkapazitäten werden u. a. mit Pleiten von Unternehmen verringert. Holzmann, einer der größten Baukonzerne Deutschlands, wurde im März 2002 zahlungsunfähig, mitten in der Krise. Um Überkapazitäten auszulasten, hatte das Unternehmen Immobilien auf Teufel komm raus gebaut, u. a. mit Gewinngarantien, die nicht einzuhalten waren. Überkapazitäten erzeugen Verluste. Das stellt die Gläubigerbanken irgendwann vor die Frage, ob sie mit weiteren Krediten ein Unternehmen am Leben halten sollten, das zu wenig Gewinn abwirft. Kapital muss sich verwerten, damit die Banken Kredite aufrechterhalten.

Pleiten großer Unternehmen wie die von Holzmann erscheinen als Folge von Mismanagement, d. h. falschen Entscheidungen von Managern bzw. von fehlender Kontrolle der Manager durch den Aufsichtsrat. Diese Auffassung nährt sich auch daraus, dass nicht jedes Unternehmen Pleite macht. In der Tat entstehen Überkapazitäten nicht von selbst, sondern aufgrund von Entscheidungen, die Manager oder Banker gefällt haben.

Es ist aber zunächst der Umfang des Kapitals selbst, der zur Anlage zwingt. Soundsoviel Kapital ist vorhanden. Es muss investiert werden, um sich als Kapital zu verwerten. Auf dieser Grundlage werden Pläne geschmiedet für neue Produktionen, für Anlagen von Krediten, Firmenübernahmen usw.

Die Entscheidungen stützen sich auf Signale, die der Markt gibt. Irgendwo winken Profite. Irgendeine Ware lässt sich gut verkaufen (Handys, Computer, Büroraum usw.). Unabhängig voneinander entscheiden sich Privatunternehmen deswegen, in diesen Bereich zu investieren. Am Ende stellen sie fest, dass es zu viele Handys, Computer, Büroraum usw. gibt und dass sie zu viele Kapazitäten aufgebaut haben. Manager haben sich »richtig« entschieden und im Nachhinein hat sich herausgestellt, dass sie sich doch »falsch« entschieden haben.

Kapazitäten, die heute aufgebaut worden sind, werden aufgrund verringerter Nachfrage morgen zu Überkapazitäten.

Auf dem Boden der Kapitalverwertung muss es zu Pleiten und Krisen kommen. Das auf fehlende Kontrolle durch Aufsichtsräte zurückzuführen, die sich zweimal im Jahr treffen, ist lächerlich. Die Produktion von Privateigentümern für Märkte ist ihrer Natur nach nicht kontrollierbar.

Kanzler Schröder begründete die Übernahme von Bankbürgschaften für den untergehenden Maschinenbauer Babcock-Borsig damit, dass *»wir Misma-*

nagement mit Hilfe des Staates außer Kraft setzen wollen.« (FR 08.07.2002) Das war schon im Fall Holzmann vergeblich. Überkapazitäten und niedrige Renditen lassen sich eben durch den Staat nicht »außer Kraft setzen«. Den Ausbau von Überkapazitäten »außer Kraft zu setzen«, wäre nur möglich, wenn die Bedingungen, die sie erzeugen, außer Kraft gesetzt würden.

2.317 | Herrschende Meinung: Krisen haben mit dem Kapital nichts zu tun

Krisen entstehen nicht in erster Linie durch äußere Einflüsse, sondern durch die innere Entwicklung des Kapitals eines jeden Landes. Wie wir uns denken können, weist das Kapital es weit von sich, in irgendeinen Zusammenhang mit Krisen gestellt zu werden. Zeigen diese doch deutlich, das irgendetwas mit dem Kapital nicht stimmt.

2.3171 | Die Ölscheichs sind schuld

Die Krisen 1974/75 und 1980/82 werden meist als Ölkrisen bezeichnet. Laut Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung lösten der erste und der zweite »Ölpreisschock« diese beiden Krisen aus. (Armutsbericht 2001, 106) Die Ölscheichs sollen die Urheber der Massenarbeitslosigkeit in Deutschland gewesen sein.

Aber: Krisen gibt es, wenn die Ölpreise steigen und es gibt sie, wenn die Ölpreise fallen. Die Krise 1992/93, die bisher tiefste in Deutschland, hatte mit Ölpreisen überhaupt nichts zu tun, ebenso wenig die von 1966/67 und auch nicht die heutige Krise. Krisen sind Teil eines Wirtschaftszyklus, der nicht vom Ausland ferngesteuert wird, sondern der inneren Bewegung des Kapitals folgt. Sie treten deswegen auch in den ölexportierenden Ländern auf, nicht nur in den ölimportierenden.

Welche Wirkung haben Ölpreise auf die Konjunktur? Nehmen wir als Beispiel die Krise 1974/75. Der Preis von Rohöl auf dem Rotterdamer Markt betrug 1973 1,75 US-Cent oder 6,9 Pfg. pro Liter Öl. (2,81 Dollar für 1 Barrel Öl; 1 Barrel=Fass mit 160 Litern). 1974 betrug der Listenpreis 6,3 US-Cent bzw. wegen des erheblich gefallenen Dollarkurses 16,3 Pfg. pro Liter (10,98 Dollar pro Barrel). Pro Liter Öl erhielten die Ölförderländer 5 Cent mehr. Sie hatten viele Jahre ihr Öl billig an die westlichen Industrieländer verschleudert. Eine Änderung war überfällig.

In Westdeutschland wurde deswegen 1974 für den Import von Rohölproduk-

ten 17,2 Mrd. DM mehr ausgegeben als 1973. 1975 waren es, weil die Importe sanken, rund 14 Mrd. DM mehr als 1973. Wegen dieser paar Milliarden sollen eine Million Menschen in Deutschland arbeitslos geworden sein?

Zweifellos drücken steigende Rohstoffpreise auf die Gewinne. Wenn die chronische Krankheit Überproduktion wieder einmal ausgebrochen ist, schmälern sie die Gewinne noch zusätzlich. Sie wirken also bestenfalls »krisenverstärkend«[3] Aber so groß kann der »Ölpreisschock« nicht gewesen sein, denn die Bruttogewinne aus Unternehmertätigkeit und Vermögen sanken 1974 auf 201 Mrd. DM. Das waren nur 4 Mrd. DM weniger als 1973. 1975 lagen die Gewinne trotz Krise schon wieder um 1 Mrd. DM über dem Niveau von 1973. (Sachverständigenrat 1997, 330) Sie sind nur nicht mehr um 10–15 Mrd. DM gestiegen wie in den Jahren zuvor. Warum müssen eine Million Menschen zum Arbeitsamt, wenn die Gewinne um 2 % fallen?

Die Arbeitslosigkeit explodierte, weil die gestiegene Produktivität auf der Grundlage der Kapitalverwertung Widersprüche erzeugt, die sich in Krisen entladen müssen. Gestiegene Produktivität erzeugt auf dieser Grundlage eine Tendenz zum Fall der Profitraten, zu sinkender Nachfrage nach Arbeitskraft und Überproduktion.

Die billige Rechtfertigung mit den Ölkrisen bedeutet im Grunde, dass die unangenehmen Folgen der Logik der Kapitalverwertung abgestritten werden und damit auch die Notwendigkeit von Krisen im Zyklus. Alles wäre gut, wenn nur nicht die arabischen Ölscheichs wären (und die russischen, norwegischen, britischen und libyschen Ölscheichs). Ausländer sind schuld. »Die Deutschen« dagegen können nichts dafür, weil hier alles in Ordnung ist.

2.3172 | Die Weltwirtschaft ist schuld

Im Juli 2002 war die wirtschaftliche Flaute in Deutschland nicht zu übersehen. Gefragt nach »hausgemachten Gründen« (also in Deutschland selbst erzeugten Gründen) erklärte Kanzler Schröder: *»Ich glaube nicht, dass man davon reden kann.«* Verantwortlich sei vielmehr der Einbruch der Weltwirtschaft im vergangenen Jahr. (FR 10. 07. 2002) Der Regierungschef eines hochentwickelten Landes glaubt also tatsächlich, dass sich das Kapital in Deutschland ohne Krisen entwickeln würde, wenn es bloß nicht von den USA und den anderen dabei gestört würde. Und wie entstehen die Krisen in den USA? Wenn Bush so argumentieren würde wie Schröder, würde er ebenfalls die Weltwirtschaft verantwortlich machen. Wenn alle Regierungschefs so nett plaudern, hätten wir die kuriose Lage, dass kein Land der Welt die Weltwirtschaftskrise verursacht, diese aber trotzdem existiert.

Auch der Verweis auf die Weltwirtschaft als Hauptquelle der Krise bedeutet

im Grunde genommen, dass Wirtschaftskrisen in Deutschland selbst keine Wurzeln hätten. Alles wäre gut, wenn nur nicht das Ausland wäre.

2.3173 | Die Politik ist schuld

Stoiber erklärte mit Recht, dass der Verweis auf die Weltwirtschaft eine billige Ausflucht sei. Er macht stattdessen die Unfähigkeit der Bundesregierung für die Krise verantwortlich. Aber auch das ist eine billige Ausflucht. Auch die CDU/CSU ist der Meinung, dass es keine in der Ökonomie Deutschlands liegenden Gründe für Krisen gibt. Krisen sind politisch verursacht. Das zutiefst von seinen Fähigkeiten überzeugte Kapital erleidet die Krisen nicht nur wegen des Auslands, das Deutschland schädigt, sondern auch wegen der unfähigen Politiker.

Keine bisherige Regierung aber, egal mit welcher Partei sie besetzt war, hat durch eine »richtige Politik« Krisen verhindern können. Beweist das nicht, dass Krisen außerhalb der Politik entstehen? Unabhängig vom Willen aller Stoibers und Schröders muss sich der Konstruktionsfehler der Kapitalverwertung in Krisen entladen.

2.3174 | Die Löhne der LohnarbeiterInnen sind zu hoch

Die Ölscheichs müssen als Prügelknaben herhalten, damit die LohnarbeiterInnen was zum Abreagieren haben. Letztlich sind aber natürlich vor allem sie die Schuldigen. Denn sie zertreten mit ihren maßlosen Lohnansprüchen jedes Aufschwungpflänzchen. Und sie nehmen lieber Krisen in Kauf, als sich beim Verkauf ihrer Ware Arbeitskraft in Zurückhaltung zu üben.

Während die Unternehmen 1974 für Öl 17,2 Mrd. DM mehr hinblättern mussten als 1973, mussten sie für Einkommen aus unselbständiger Arbeit 44 Mrd. DM mehr ausgeben. War es also nicht eher ein »Lohnschock«, der den Unternehmen die Krise aufzwang, als ein »Ölpreisschock«?

Tatsächlich: Die Bundesbank spricht von einem »Lohnschock« und führt darauf besonders die Krisen 1974/75 und 1992/93 zurück. *»So kommt es (…) nach einem starken Lohnanstieg in aller Regel zu einer Verknappung des Kapitalangebots (d. h. der Investitionen). Dadurch wird der durch den ursprünglichen Lohnschock ausgelöste Beschäftigungsrückgang verstärkt.«*[4] Weiter heißt es: *»Zugleich kam es zu Einbußen in der Rentabilität des Realkapitals, die durch den Ölpreisschock noch verstärkt wurden.«* (ebda.) Immerhin wird der Ölpreis nicht als Hauptursache der Krisen angesehen. Die Löhne spie-

3 Huffschmid, Schui, Gesellschaft im Konkurs (Hg.), *Handbuch zur Wirtschaftskrise 1973–1976*, Köln 1976, S. 274 f.

4 Deutsche Bundesbank, *Faktorpreise, Beschäftigung und Kapitalstock in Deutschland: Ergebnisse einer Simulationsstudie*, Monatsbericht Juli 2001, 58

len als »Kosten« tatsächlich eine größere Rolle. Aber sind sie die Ursache der Krisen?

Tatsächlich stiegen die Bruttostundenverdienste von ArbeiterInnen im Aufschwung 1970–1972 und im Aufschwung 1988–1991 relativ stark an. Einen »Lohnschock« hat das allerdings nicht ausgelöst. Die Problem sind eher bei einem »Investitionsschock« zu suchen.

Der »Lohnschock« bestand darin, dass die Bruttolohn- und Gehaltssumme von 1971 bis 1973 um 29 Mrd. DM anstieg und von 1989 bis 1991 um 58 Mrd. DM. Das Nettosachanlagevermögen stieg aber wesentlich schneller, nämlich um 52 Mrd. DM bzw. um 99 Mrd. DM. Wenn das eine ein Schock war, warum nicht noch mehr die Investitionen?

Die Krise äußerte sich darin, dass zu viel investiert wurde, nicht darin, dass aufgrund der Lohnsteigerungen zu wenig investiert wurde. Die Investitionen sind der Auslöser für die Krise. Es ist eben eine Überproduktionskrise und nicht eine »Überkonsumtionskrise«.

Das aufgebaute Anlagevermögen wuchs schneller als die Bruttolohn- und gehaltssumme. Wäre die Bruttolohn und -gehaltssumme niedriger gewesen und die entsprechende Summe investiert worden, wäre die Überproduktion noch massiver gewesen. Die Krise, in der die Überproduktion abgebaut wird, wäre noch früher zum Ausbruch gekommen.

Es ist für die Industrie nicht einmal richtig, dass auf steigende Löhne sinkende Investitionen gefolgt sind. Das Sachanlagevermögen als Summe der Investitionen stieg von 1973 bis 1975 genauso stark an wie von 1971 bis 1973. Die Investitionen sanken trotz der Lohnsteigerungen nicht. Dasselbe gilt auch für die Krise 1992/1993. Und zwar noch stärker. Denn die Investitionen nahmen von 1991 bis 1993 um 100 Mrd. DM zu, während die Löhne gleich blieben.

Die Steigerung der Löhne und Investitionen ist vor Ausbruch der Krise in der Regel am höchsten. Die Steigerungsraten von beiden sinken in der Regel in der Krise. Die in der Krise relativ sinkenden Investitionen mit den zu hohen Löhnen vorher zu »erklären«, ist genauso unsinnig, wie die sinkenden Löhne in der Krise mit den zu hohen Investitionen vorher zu »erklären«. Oder die nach der Krise steigenden Investitionen mit den in der Krise gesunkenen Löhnen.

Investitionen und Löhne sind beide abhängig von der Verwertung des Kapitals. Die Notwendigkeit der Kapitalverwertung ist es, die die Investitionen im Aufschwung immer wieder über die zahlungskräftige Nachfrage hinaustreibt und in der Krise dann entsprechend zurückgehen lässt.

Der Lohn unverschämter LohnarbeiterInnen mag das Kapital »schocken«.

Tabelle 7

Bruttoprofitraten im Verarbeitenden Gewerbe
(Westdeutschland – in jeweiligen Preisen)

	Gewinne	Anlagevermögen	Löhne/ Gehälter	Industrie-produktion	Profitrate A: (B+C)	
	A	**B**	**C**	**D**	**E**	
in	Mrd. DM	Mrd. DM	Mrd. DM	1985=100	%	
1971	56	278	147	81,3	13,1	Aufschwung
1971	56	278	147	81,3	13,1	Aufschwung
1972	55	308	157	84,4	11,8	Aufschwung
1973 **H**	60	330	176	89,9	11,9	Aufschwung
1974	59	356	190	88,2	10,9	Krise
1975 **T**	54	385	190	82,7	9,4	Krise
1971–73		*+ 52*	*+ 29*			
1973–75		*+ 55*	*+ 14*			
1971–75		*+ 107*	*+ 43*		*– 38,2 %*	
1989	100	659	377	111,7	9,7	Aufschwung
1990	111	700	407	117,6	9,9	Aufschwung
1991 **H**	111	758	435	121,0	9,3	Aufschwung
1992	86	819	451	118,7	6,8	Krise
1993 **T**	49	858	435	109,3	3,8	Krise
1989–91		*+ 99*	*+ 58*			
1991–93		*+ 100*	*+ 0*			
1989–93		*+ 199*	*+ 58*		*– 60,8 %*	

H = Höhepunkt; **T** = Tiefpunkt
A Bruttoeinkommen aus Unternehmertätigkeit und Vermögen
B Nettosachanlagevermögen zu Wiederbeschaffungspreisen
C Bruttolohn- und Gehaltssumme
E Profitrate, brutto

Quelle: Rainer Roth, Das Kartenhaus, Frankfurt 1999, 26, 208

Wen aber schockt die verrückte Tatsache, dass Investitionen zu Überproduktionskrisen führen und deswegen wieder auf den Müll geworfen werden müssen? Wen schockt die verrückte Tatsache, dass LohnarbeiterInnen entlassen werden, weil sie vom Standpunkt des Kapitals aus zu produktiv waren? LohnarbeiterInnen müssten eigentlich über das Kapital geschockt sein, das ihnen Arbeitslosigkeit zumutet, um ihre Energien in sein Profitgefängnis einzusperren.

Nach der Lohnschock-»theorie« werden die Krisen von den LohnarbeiterInnen verursacht. Das in sich selbst verliebte Kapital sucht nie die Ursachen für Krisen bei sich selbst.

Die LohnarbeiterInnen haben es also angeblich in der Hand, Krisen zu verhindern. Sie brauchen nur auf Lohn zu verzichten und alles wird gut. Wie kommt es dann aber, dass Krisen auch in Ländern wie z. B. den USA oder Großbritannien ausbrechen, in denen das Lohnniveau aus der Sicht des Kapitals doch so vorbildlich niedrig ist?

Überproduktionskrisen haben mit der Höhe der Löhne nichts zu tun, wohl aber mit der verrückten Logik der Kapitalverwertung.

2.3175 | Die LohnarbeiterInnen sind schuld, weil sie zu wenig kaufen

Die LohnarbeiterInnen sind immer schuld. Entweder als Produzenten, weil sie zu hohe Löhne nach Hause tragen oder als Konsumenten, weil sie zu wenig ausgeben. Die Krise könnte also behoben werden, wenn die LohnarbeiterInnen auf Lohn verzichten und gleichzeitig mehr Geld ausgeben. Sie müssten sich einfach von dem Lohn, den sie nicht haben, die Waren kaufen, die sie sich nicht leisten können.

Da sie aber uneinsichtig sind und das nicht tun, sind sie selbst dafür verantwortlich, dass es zu Krisen kommt, in denen ein Teil von ihnen entlassen werden muss.

Die Krise 2001/2003 wird z. B. vom Hauptverband des Deutschen Einzelhandels – HDE auf einen »Konsumentenstreik« zurückgeführt.

»*Die mangelnde Kaufbereitschaft der Deutschen hat vergangenes Jahr* (also 2001) *mehr als 3.800 Betrieben die Existenz gekostet.*« (FTD 28. 08. 2002) Frau Müller, nicht Aldi und Lidl, hat den kleinen Händlern den Saft abgedreht. Frau Müller war es und nicht der idiotische Konkurrenzkampf von Profitmachern, der zum Aufbau von 30–40 % Überkapazitäten geführt hat. Sollen die LohnarbeiterInnen 30–40 % mehr Waren kaufen, um mit dem zwanghaften Ausdehnungstrieb des Kapitals Schritt zu halten?

Anscheinend. Wenn der Einbruch im Einzelhandel auf einen Konsumenten-

streik zurückzuführen ist, stellt sich natürlich die Frage, ob Konsumenten einfach so streiken dürfen. Als Produzenten dürfen sie es doch auch nicht. Da der Streik begonnen wurde, ohne dass es eine Urabstimmung gab, dürfte er illegal sein. Eigentlich wären dann Bußgelder fällig, um der Wirtschaft den ihr zugefügten Schaden zu ersetzen oder?

Diejenigen, die sich heute über den »Käuferstreik« beklagen, denken natürlich nicht im Traum daran, selbst höhere Löhne zu zahlen.

2.3181 | Krisen und Arbeitslosigkeit

In Krisen wird ein Teil dessen vernichtet, was LohnarbeiterInnen vorher mühsam aufgebaut haben. Waren, die in Hektik und Stress produziert worden sind, können nicht verkauft werden. Sie werden irgendwann verschleudert, um Platz zu schaffen. Teure Anlagen, die gerade angeschafft worden sind, stehen still oder sind nur stundenweise in Betrieb. Ganze Fabriken, eben erst eingeweiht, stehen plötzlich wieder vor dem Aus.

Die erste Antwort auf die Krise ist, dass die Produktion um Gottes willen eingeschränkt werden muss. Auch die Autoindustrie wollte 1993 nicht immer mehr Parkplätze mit unverkäuflichen Autos füllen. Die Autoproduktion in Deutschland, die auf 4,86 Millionen PKWs hochgezogen worden war, wurde 1993 auf 3,8 Millionen Fahrzeuge heruntergefahren. (– 22%).

Die ersten Opfer der Krise sind die Produzenten des in Waren verkörperten Reichtums, die LohnarbeiterInnen. Eben haben sie noch geschuftet. Jetzt sind Zehntausende von ihnen überflüssig. Eben noch schoben sie Überstunden, traten samstags in Sonderschichten an und stöhnten unter dem Termindruck einer explodierenden Nachfrage. Jetzt stören sie. Eben noch war ihre Leistungsbereitschaft gefragt, jetzt ist ihre Leistungsbereitschaft bedrohlich. Eben noch waren sie fleißig, jetzt werden sie zur Faulheit verurteilt und des Vergehens der Faulheit angeklagt.

Die produktiven Energien der LohnarbeiterInnen mussten von der Automobilindustrie in ihre Schranken verwiesen werden. Man musste 120.000 von ihnen loswerden. Von den 824.000 Beschäftigten der Autoindustrie im Jahre 1991 blieben 1993 nur noch 706.000 übrig. 1993 hatte jeder siebte Beschäftigte seinen Arbeitsplatz geräumt.

Nicht nur Maschinen und Anlagen, mit denen Autos produziert werden, wurden stillgelegt, sondern auch die Arbeitskräfte, die sie bedient hatten.

Allgemein sinkt in der Krise die Zahl der Beschäftigten in der Industrie. Das ist die Grundlage für die insgesamt steigende Arbeitslosigkeit.

Tabelle 8

Beschäftigte in der Verarbeitenden Industrie
(Westdeutschland) in 1000

1970	8.576	*1988*	6.844	*1997*	5.753	
1971	8.519	*1989*	7.030	*1998*	5.813	
1972	8.354	*1990*	7.238	*1999*	5.775	
1973	8.402	*1991*	7.350	*2000*	5.761	
1974	8.181	*1992*	7.177	*2001*	5.769	
1975	7.633	*1993*	6.661	*2002*	5.590	(s)

(Sachverständigenrat 1997, 372; Monatsberichte der Deutschen Bundesbank, 64*)

2.3182 | Ausweg aus der Krise 1993: Steigende Produktivität und steigende Arbeitslosigkeit

Der Ausweg aus Krisen besteht nicht nur in der Stilllegung vorhandener Anlagen, sondern auch in neuen Investitionen, mit denen sie modernisiert werden. Der Ausweg besteht nicht nur in der Vernichtung von Kapital, sondern auch im Neuaufbau von Kapital. Der Ausweg besteht darin, mit noch moderneren Waffen in die Schlacht zu ziehen.

Alle Anstrengungen, aus der Krise herauszukommen, laufen darauf hinaus, die Produktivität zu steigern. In der Automobilindustrie ist diese Produktivität meßbar in der Zahl der produzierten Autos, die pro Jahr auf jeden Beschäftigten entfallen. Die Antwort auf jede Krise ist, Personal möglichst stark abzubauen und mit der verbleibenden Belegschaft mehr Autos zu produzieren als zuvor.

Die Autoindustrie z. B. produzierte 1997 mit 125.000 Autowerkern weniger genauso viel wie im Aufschwungjahr 1991.

1998 warf die Automobilindustrie mit 40.000 zusätzlichen Beschäftigten 700.000 zusätzliche Autos mehr auf den Markt als 1997. 1991 entfielen auf jeden Beschäftigten pro Jahr 5,65 Autos. Im Jahre 1998 waren es 7,23 Autos.

Die Produktivitätssteigerung war der Ausweg aus der Krise. Aber sie war zugleich der Grund, dass die Zahl der Beschäftigten in der Automobilindustrie auch im Autoaufschwung 2000/2001 noch deutlich unter dem Niveau des Aufschwungs von 1991 lag.[5]

Insgesamt stieg die Produktivität der ArbeiterInnen in Bergbau, Gewinnung von Steine und Erden und Verarbeitendem Gewerbe (der Industrie) in Deutschland von 1991 bis 2000 um 73,1 %! (Statistisches Taschenbuch 2001, Tab. 3.1) D.h. jeder Arbeiter stellte 2000 73% mehr Werte her als neun Jahre zuvor. Es hatte noch nie zuvor einen Wirtschaftszyklus gegeben, in dem die Produktivität so

stark gestiegen wäre. Im Zyklus von 1980 bis 1991 z. B., der zwei Jahre länger war, stieg die Produktivität der ArbeiterInnen »nur« um 34%.

Es ist völlig klar, dass solche gigantischen Produktivitätssteigerungen die Nachfrage nach Arbeitskraft erheblich verringern, hauptsächlich die Nachfrage nach ArbeiterInnen. Die Produktivitätssteigerungen waren so stark, dass die Zahl der Beschäftigten der Industrie auch im Aufschwung ab 1998 nicht stieg. (siehe Tabelle 8)

Das ist der Hauptgrund dafür, dass die Arbeitslosenzahlen in Deutschland auf dem Höhepunkt des Aufschwungs im Jahr 2000 mit 3.889 Millionen Arbeitslosen um rund 14% über den Arbeitslosenzahlen der Krisenjahres 1993 lagen (3.419 Millionen). Das passierte zum ersten Mal in einem Wirtschaftszyklus der Nachkriegszeit! Auch die »Bündnisse für Arbeit« haben das nicht ändern können. Im Gegenteil. Sie haben es tatkräftig gefördert.

Seit den 60er Jahren erzeugte jeder Wirtschaftszyklus in Deutschland mehr Arbeitslose als der vorherige.

Jeder Aufschwung schleppte mehr Arbeitslose mit sich als der vorherige. Und jede Krise machte mehr Menschen arbeitslos als die vorherige. Nach jeder Krise blieb auch im folgenden Aufschwung ein höherer »Sockel« an Arbeitslosen übrig als im Wirtschaftszyklus zuvor. Das wird als »Sockelarbeitslosigkeit« bezeichnet.

Ursache für den steigenden »Sockel« der Arbeitslosigkeit ist die Steigerung der Produktivität durch neue Investitionen und die intensivere Nutzung der Arbeitskräfte. Damit wirkt das Kapital dem Fall der Profitraten entgegen, die in Krisen auf Tiefpunkten ankommen.

Jede Krise verschärft somit die Widersprüche, die zum Ausbruch der nächsten Krise führen.

Die Mittel aus der Krise herauszukommen, Steigerung der Produktion pro Kopf, Reduzierung der Beschäftigtenzahlen und Senkung der Personalkosten, sind auch die Mittel, um todsicher in die nächste Krise hineinzukommen.

2.319 | Krisen: Keiner will sie, und sie kommen doch.

Die steigende Produktivität führt unter den Bedingungen der Kapitalverwertung nicht nur zu tendenziell fallenden Profitraten, sondern auch zu Krisen. Beides durchkreuzt hinterhältig alle politischen Pläne, zur Vollbeschäftigung zurückzukehren.

Krisen zeigen, dass es hilflos ist, die Ursachen der Arbeitslosigkeit beim falschen Ver-

5 IGM Automobilindustrie, *Branchenanalyse 2001*, September 2001, 10

halten der LohnarbeiterInnen, der falschen Politik der Politiker oder Fehlern der Manager zu suchen. Krisen sind eine chronische Krankheit des Wirtschaftssystems, die unabhängig vom Willen aller Beteiligten ausbrechen.

Krisen zeigen, dass das Kapital lieber Hunderttausende von Menschen, die arbeiten wollen, auf die Straße setzt, als wegen Unwirtschaftlichkeit abzudanken. Krisen sind eine gewaltige Verschwendung von Arbeitskraft und zugleich eine gewaltige Vergeudung der Arbeitszeit, die aufgebracht worden ist, um die jetzt ausrangierten Maschinen und Anlagen herzustellen.

Krisen brechen aus wie Naturkatastrophen. Kein Konzern, der sie mit seinen Einzelinteressen vorbereitet, will sie. Jeder für sich versucht, ihr zu entgehen. Doch indem jeder Konzern seine Einzelinteressen verfolgt, erzeugt er genau die Kräfte, die als Überproduktionskrise auf ihn zurückschlagen. Die Produzenten werden beherrscht von den Produkten, die sie herstellen. Sie sind nicht in der Lage, die Verhältnisse so einzurichten, wie sie es wollen. Niemand will Erdbeben und trotzdem gibt es sie. Niemand will Krisen und trotzdem brechen sie aus. Doch im Unterschied zu Erdbeben, sind Krisen das Produkt von Verhältnissen, die von Menschen eingerichtet wurden. Sie wirken wie Naturgesetze, doch die Bedingungen, die sie erzeugen, die Kapitalverwerfung, die Eigentumsverhältnisse des Privateigentums und die Produktion von Waren für unbekannte Märkte sind geschichtlich entstanden.

Krisen zeigen, dass die Verhältnisse eben noch nicht dem Willen der Menschen unterworfen sind.

2.32 | Telekommunikation: Boom und Krise

Die technologische Revolution war der Ausgangspunkt des Aufschwungs der 90er Jahre. Die Kommunikationssysteme wurden auf digitale Technik umgestellt. Diese erlaubt es, wesentlich größere Datenmengen in wesentlich kürzerer Zeit zu transportieren. Die Telefonverbindungen wurden digitalisiert. Damit haben sie dieselbe technische Grundlage wie die Datenverbindung zwischen Computern. Telefon (Sprachkommunikation) sowie Computer und Internet (Datenkommunikation) konnten sich verschmelzen.

Die elektronische Datenverarbeitung gehört zu den größten technischen Fortschritten der Menschheitsgeschichte. Sie ist auf dem Boden des Kapitalismus entstanden. Aber wie kaum etwas Anderes zeigt gerade sie die Grenzen des Kapitalismus als System auf.

Die technologische Revolution löste einen Rausch aus, gegen den der Goldgräberrausch des 19. Jahrhunderts verblasst. Es lockten traumhafte Renditen für die Firmen, die als erste die ertragreichen Claims besetzten, in denen sie das Gold schürfen konnten. Irgendwann würde man mit dem Verkauf von Informationen und Daten viel Geld verdienen können, wenn erst immer mehr Waren und Dienstleistungen über Internet verkauft oder Nachrichten, Musik und Filme über Mobiltelefone verkauft würden usw. Und man würde auch phantastisch daran verdienen können, dass Menschen, die miteinander kommunizieren wollen, Gebühren zahlen. Kommunikation zwischen Menschen – eine neue Quelle von Extraprofiten.

Vor dem Paradies der erwarteten Traumrenditen aber stand der Schweiß der Investitionen. Bevor der Datenverkehr rollen kann, müssen die Straßen gebaut werden. Und dafür brauchte man viele, viele Milliarden. Die Straßen bestehen in Kabeln und Drähten für den Ausbau des Festnetzes bzw. in Frequenzen und der entsprechenden Infrastruktur (Antennen usw.) für den Mobilfunk.

Der Siegeszug des Internet führte dazu, dass die zu übertragenden Datenmengen in gigantischem Umfang anwuchsen. Um die wachsenden Datenmengen schneller übertragen zu können, wurden neue Übertragungstechnologien entwickelt, z. B. die Übertragung über optische Signale in einem Netz von Glasfaserkabeln. Da bis dahin Kupferkabel vorherrschend waren, mussten neue Netze aufgebaut werden. Gleichzeitig wurde die Datenübertragung über Kupferkabel beschleunigt.

Wieviel sollte hier investiert werden? Wieviele Straßen sollten gebaut werden. Keiner wußte es. Stellen wir uns vor, dass 30-spurige Autobahnen gebaut werden, ohne dass man weiß, wieviele Autos später auf ihnen fahren werden. Die Menschen, die Autos produzieren bzw. fahren, hat man jedenfalls nicht gefragt. So ähnlich war die Lage in der Telekommmunikationsindustrie.

2.321 | Mobilfunkrausch

Der Mobilfunk ersetzt mehr und mehr die bisher üblichen Übertragungswege der Sprachkommunikation. Mit dem Mobilfunk wird das Telefon beweglich (mobil). Es verliert seinen festen Standort. Ende 2001 gab es in Deutschland zum ersten Mal mehr Mobilfunkanschlüsse als Festnetzanschlüsse. Die Kabel, über die die Daten geschickt werden, waren bisher meist fest installiert, deswegen »Fest«netz. Die Endabnehmer sitzen ebenfalls an fest installierten Geräten, Telefonen und Computern.

Die technische Entwicklung geht in die Richtung des mobilen Internet, der Verschmelzung von Mobilfunk und Internet. Dabei ist das (mobile) Handy ständig mit dem Internet verbunden. Das Handy ersetzt den Computer, über den üblicherweise Daten aus dem Internet abgerufen werden. Statt Kabeln, die das Festnetz verbinden, müssen Funkverbindungen aufgebaut werden, die ebenfalls den Transport großer Datenmengen erlauben. Die Funkverbindungen wiederum stehen in Konkurrenz zum Festnetz und entwerten es.

Die erste Generation der Mobiltelefone wurde in Europa seit Anfang der 90er Jahren mit dem digitalen GSM Standard betrieben. Der GSM Standard ermöglichte den Handyboom der 90er Jahre, von dem vor allem europäische Konzerne profitierten. Der Handyboom war ein Motor des Aufschwungs der 90er Jahre. Doch wie bei allem wurden ab irgendeinem Zeitpunkt mehr Handys produziert, als abgesetzt werden konnten. Handys wurden unter Wert verschleudert. Mit Dumpingpreisen lockten die Gesellschaften Kunden an. Die Profitraten waren im Tiefflug.

Das Mobiltelefon, so die rettende Idee, sollte der Ausgangspunkt für das mobile Internet werden. Auf diese Karte wurde alles gesetzt. Die europäischen Telekomkonzerne hatten einen neuen technischen Standard entwickelt, UMTS (Universal Mobile Telecommunications System). Mit UMTS soll es möglich sein, Internet und Handy zu verbinden. UMTS soll 30 mal schneller sein als ISDN und 200 mal schneller als heutige Mobiltelefone. UMTS ist die Funkautobahn, auf der die Daten rollen sollten. Über Handys könnten Mails abgerufen oder gesendet werden. Über Handys könnten Informationen aus dem Internet abgerufen werden, so wie heute vom PC. Sogar Videofilme und Mu-

sik sollten auf das Handy geladen werden können. Wenn Handys zum Ausgangspunkt des Internetzugangs würden, würden sie die (stationären) Computer bis zu einem gewissen Grad ersetzen. Das mobile Internet ist die Kampfansage an das stationäre Internet.

Die europäischen Telekom-Konzerne (TK-Konzerne), völlig high durch das Kokain ihrer Profithoffnungen, spannten alle Kräfte an, um das mobile Internet aufzubauen. Wie wahnwitzig die Hoffnungen auf zukünftige Profite gewesen sein müssen, kann man daran sehen, dass sich die europäischen Telekoms die Zuteilung der UMTS-Lizenzen im Jahre 2000 satte 130 Mrd. Euro kosten ließen. Niemand gibt so viel Geld aus, wenn er nicht die Hoffnung auf zukünftige Riesenprofite hat. Auch die europäischen Staaten, die Lizenzgebühren verlangten (Deutschland z. B. 50 Mrd. Euro), sind davon ausgegangen, dass die Konzerne solche Summen in absehbarer Zeit wieder hereinholen können. Ebenso die Banken, die den Telekomfirmen Europas sorglos 100 Mrd. Euro zur Verfügung stellten, um die Lizenzen zu erwerben.

In welchem Rauschzustand müssen sich TK-Konzerne, Banken und Regierungen befunden haben, dass sie die Fata Morgana zukünftiger Profite so nahe vor Augen sahen.

Funkfrequenzen haben an sich überhaupt keinen Wert. 1992 wurde für die Nutzung der GSM-Frequenzen noch nichts bezahlt. Mit den 130 Mrd. Euro für die UMTS-Lizenzen bezahlten die Konzerne nur das Recht, bestimmte Frequenzen zu nutzen, nicht aber die Infrastruktur selbst, die notwendig ist, um die Frequenzen zu erzeugen und weiterzuleiten. Allein die Infrastruktur aber hätte einen Wert, nicht die Frequenz selbst.

Vor der Inbetriebnahme des mobilen Internets steht noch die Hürde der Investitionen in die Infrastruktur. Die Kosten sind enorm. Sie sollen sich auf weitere 130 Mrd. Euro belaufen.[1] Wieder Summen, die die TK-Konzerne kaum aufbringen können. Sie setzen deswegen die Ausrüster wie Nortel, Alcatel, Nokia, Ericsson oder Siemens unter Druck, dass sich diese an den Kosten der UMTS- Infrastruktur beteiligen, z. B. mit Krediten. Und die Banken sind auch wieder am Zug.

Vorausgesetzt, die Telekoms hätten auch diese Summen zusammengekratzt: Wer will überhaupt das mobile Internet? Wieviel wird es kosten? Wird es überhaupt Gewinne einspielen?

In Japan gibt es 18 Millionen Personen, die über den i-mode-Service von NTT Docomo heute schon ständig online im Internet sind. Die 18 Millionen Nutzer nutzen ihren Internetzugang in erster Linie um Horoskope, Klingeltöne, Spiele und Bild-

1 Wolfgang Müller, Nach dem Goldrausch, isw report Nr. 47, Juni 2001, 5

schirmmotive für Handys herunterzuladen. (Müller ebda., 5) Damit kann man nicht das Geld machen, mit dem astronomische Investitionen wieder eingespielt werden. Die zahlungskräftige Nachfrage für teure UMTS-Dienste wie Bank- und Börsengeschäfte, Wirtschaftsinformationen, Reisebuchungen und Reisenavigation ist begrenzt.

Damit sich das mobile Internet lohnt, müssten die Konsumenten bereit sein, erheblich mehr Geld im Monat für Mobilfunk auszugeben. Niemand hat sie gefragt, was sie wollen. Und wenn jemand gefragt hat, dann war es nur ein Bruchteil der Befragten, der Interesse am mobilen Internet äußerte. Noch niemand kennt die Preise pro Minute. Die zukünftige Nachfrage kennt niemand. Aber in sehnsuchtsvoller Erwartung neuer Märkte und Gewinne wurden Hunderte von Milliarden ausgegeben. Die Gewinnschwelle soll frühestens 2006 bis 2008 erreicht sein oder auch nicht. Der Kauf der Lizenzen ist hochspekulativ.

Der Mobilfunk ist das Spielfeld der europäischen Telekommunikations-Monopolisten. Ausgehend davon versuchen sie nach Art des Herkules ihre Standards weltweit gegen die US-Konzerne durchzusetzen. Wenn sich das mobile Internet durchsetzen würde, wäre die US-Computerindustrie, wären die Netzwerkbetreiber und Ausrüster aus den USA schwer getroffen. Gelingt das, könnten die europäischen TK-Konzerne als Marktführer traumhafte Renditen abschöpfen. So wie z. B. Microsoft für sein Software-Monopol traumhaft kassieren kann.

2.322 | Internetrausch

Auch das Internet löste einen Investitionsrausch aus. Für die LKWs mit Daten, die täglich in Bewegung sind, mussten Straßen gebaut werden. Die Netze von Kabeln und Drähten wurden ausgebaut, mit denen die Computer untereinander und mit Datenanbietern in der ganzen Welt verbunden sind. Die Bandbreiten dieser Kabel entsprechen den Spuren auf Autobahnen, auf denen Automobile parallel fahren können.

In der Hoffnung auf explosionsartig ansteigende Internetnutzung wurden, häufig von US-Konzernen, Netze aufgebaut, die nur zu einem winzigen Teil genutzt werden.

Beispiel:

KPN Qwest (ein niederländisch/amerikanischer Konzern) hat mit 2,1 Mrd. Euro Kredit die am besten ausgebauten und längsten Datenautobahnen in Europa aufgebaut, ein Netzwerk von 25.000 km Länge. Das Datennetz verbindet 50 europäische Städte.

KPN QWest ist unter der Last seiner Schulden zusammengebrochen, ebenso wie Global Crossing und Carrier One.

Die mögliche Stilllegung von 25.000 km Datenautobahnen kommentierte die Financial Times so: *»Und so werden wohl nur wenige Internetnutzer die Abschaltung des Netzes von KPN QWest überhaupt bemerken.«* Denn es sind *»Leitungen, die niemand braucht.«* (FTD 10.06.2002)

Das größte Datennetz in Europa, aufgebaut mit Milliarden, braucht niemand! Tatsächlich, die bisherigen Datennetze werden nur zu einem Bruchteil genutzt. Es sind zu 98% Überkapazitäten. Die Netze sind so ausgelegt, dass die Datenmengen, die anfallen, wenn die gesamte Erdbevölkerung ein Jahr lang 24 Stunden am Tag telefonieren würde, in wenigen Stunden übertragen werden könnten. (FTD 06.09.2001)

Wie würde man staunen, wenn mit Bankkrediten ein 400 Meter hohes Hochhaus mit 1.000 Räumen errichtet wird, von denen 10 oder 20 Räume vermietet werden. Jeder würde die Überproduktion sehen und sich an den Kopf fassen.

Aber Glasfaserkabel wurden so verlegt, als ob 50 mal mehr Datenmengen übertragen werden müssten. Bei den Tiefseekabeln, die verlegt wurden, ist es ähnlich. Zu den Überkapazitäten hat auch beigetragen, dass die Übertragungstechniken Riesenfortschritte gemacht haben, so dass heute für dieselbe Datenmenge wesentlich geringere Kapazitäten nötig sind. Aber das wussten private Firmen wie KPN QWest nicht, als sie ihre Glasfaserstrippen verlegten. Schließlich sind für Übertragungstechnik andere private Firmen zuständig. Oder: sie wussten es, haben aber mitgenommen, was mitzunehmen war. Der Augenblick des Hochgenusses zählt und nicht der Morgen, an dem man aufwacht.

2.323 | Eigentumsverhältnisse stehen im Weg

Die technologische Revolution von Internet und Mobilfunk erfordert riesige Investitionen. Die riesigen Investitionen wiederum erfordern riesige Umsätze und größere Märkte, um sie wieder hereinzuholen. Das übersteigt auch die Kräfte großer Konzerne bei weitem. Angesichts der Aufgaben erscheinen sie als Zwerge.

Die alten Telefongesellschaften in Europa waren Staatsunternehmen, die aus ihrem flächendeckenden Telefonnetz hohe Monopolprofite zogen. Der staatliche Rahmen war jedoch zu eng, um das Kapital anziehen zu können, das die Umsetzung der neuen Technologien erforderte. Die alten Telefonmonopole wurden privatisiert, d. h. in Aktiengesellschaften verwandelt. Über den Gang an die Börse konnte zusätzliches Kapital aufgenommen werden, um die anstehenden Investitionen zu finanzieren.

»Die weltweite Deregulierung und Privatisierung von vormals staatlich organisierten Telekom-Diensten ist die Konsequenz dieser technologischen Umwälzungen.« (Müller ebda., 3) Die Telekom z. B. ging 1996 an die Börse und löste den Aktienboom in Deutschland aus.

Erst über die Verwandlung der Staatsunternehmen in Aktiengesellschaften konnte die Aktie als Währung für die Finanzierung von Übernahmen eingesetzt werden. Die technologische Revolution erzeugte eine Euphorie, in der die Nachfrage nach den Aktien der Telekoms wuchs. Die Kurse und damit der Börsenwert der Unternehmen stieg.

Mit den Investitionen wuchs der Druck, die Absatzmärkte auszudehnen, um die Investitionen durch höhere Umsätze zu finanzieren. Gestützt auf ihre hohen Börsenwerte gingen die neuen Aktiengesellschaften auf Einkaufstour. Die Deutsche Telekom schluckte den US-Anbieter Voicestream. France Telecom schluckte Orange. Die britische Vodafone schluckte Mannesmann. Insgesamt 270 Mrd. Euro wurden allein für diese drei Fusionen aufgebracht, zum großen Teil über Kredit. (FTD 24. 11. 2000) Die Kredite schienen durch den Börsenwert der Konzerne gedeckt zu sein. So entstanden private Monopole, noch größer als die vorherigen Staatsmonopole.

Um ihre Übernahmen und technischen Investitionen zu finanzieren, nahmen die TK-Konzerne auch Anleihen auf. Anleihen sind Schuldverschreibungen zu festen Zinsen, die überwiegend vom Staat, aber auch von Unternehmen ausgestellt werden.

Von 1996 bis 2001 flossen weltweit etwa 2000 Mrd. Dollar Kapital über Kredite, Anleihen und Aktienausgabe in die TK-Konzerne. Ein bedeutender Teil des Kapitalüberschusses stürzte sich auf die New Economy. Noch einmal dieselbe Summe wurde von den TK-Unternehmen selbst investiert. (FTD 06. 09. 2001)

Einerseits verliehen Kredite und Aktien der Telekom-Industrie Flügel. Andererseits aber erzeugten sie Ansprüche von Gläubigern und Aktionären, die befriedigt werden mussten, bevor die Konzerne selbst über Überschüsse verfügen konnten. Die Notwendigkeit, die Profite zu steigern, wuchs.

Das aber wurde immer schwieriger. Die Privatisierung hatte auch zur Folge, dass der Telefonmarkt für Konkurrenten geöffnet wurde, in Deutschland seit 1998. Neue Firmen gründeten sich, die der Telekom den Telefonmarkt streitig machen. Die Konkurrenz wird über Preissenkungen geführt, so dass die Profitraten im Festnetzgeschäft fallen. Die Kapitalverwertung und die darauf beruhende Konkurrenz von Einzelunternehmen erzeugt auch hier Überkapazitäten, die sich in einem ruinösen Preiskampf zu behaupten versuchen. Die »alten« Geschäftszweige wie Telefon bringen immer weniger Geld, die neuen aber erzeugen noch Verluste.

Die Überproduktionskrise von 2000 in den USA bzw. 2001 in Europa führte zu einem weiteren Verfall der Gewinne.

Die Kredite, die vorher den Aufschwung beflügelt hatten, erweisen sich jetzt als Betonklotz am Bein der Telekom-Firmen, der sie unter Wasser zieht.

Auf dem Höhepunkt des Börsenbooms im März 2000 hatten alle Telekommunikationsbetreiber und -hersteller einen Gesamtbörsenwert von 6.300 Mrd. Dollar, Mitte 2001 waren davon noch 3.800 Mrd. Dollar übriggeblieben, heute noch weniger. Auch wenn das meiste davon Verluste sind, die nur auf dem Papier stehen, sind doch nach Schätzungen von Dan Roberts rund 1.000 Mrd. Dollar real in den Sand gesetzt worden. (FTD 06. 09. 2001)

Kursstürze führen zu Zurückstufungen bei den Gläubigern und zu höheren Zinsen für Kredite und Anleihen. Kursstürze führen zu Abschreibungen in der Bilanz.

Die Mittel, mit denen die TK-Konzerne ihre sprunghafte Ausdehnung finanziert haben, drohen sie jetzt in den Abgrund des Konkurses zu reißen oder haben sie schon in den Bankrott getrieben.

Die technologische Revolution war und ist Gegenstand einer selten gesehenen Spekulation auf zukünftige Gewinne, in der ein bedeutender Teil des von den LohnarbeiterInnen erarbeiteten Kapitalüberschusses ganz einfach verpulvert wird.

So schnell Kapazitäten hochgezogen wurden, so schnell gingen sie wieder unter. Eben schrie der Arbeitsmarkt nach Experten, jetzt spuckt er sie zu Zehntausenden aus und braucht sie nicht mehr.

Die sprunghafte Ausdehnung der Kapazitäten hinterläßt faule Kredite, enttäuschte Kleinaktionäre und ruinierte Kapitalanleger.

Die Ursachen der Krise der Telekommunikationsindustrie bestehen darin, dass Privateigentümer nicht in der Lage sind, zukünftige Entwicklungen im Interesse aller zu planen. Sie planen für die Zwecke der Kapitalverwertung.

Die Ursachen bestehen darin, dass sie gewaltige Reichtümer in den Sand setzen, weil sie in Konkurrenz zueinander stehen und sich gegenseitig übertrumpfen wollen. Die technologische Revolution wird aber am ehesten durch Zusammenarbeit gefördert.

Die Ursachen bestehen darin, dass riesige Kapitalien für die Produktion von Waren in Gang gesetzt werden, die auf einem unbekannten Markt abgesetzt werden müssen. Die Kunden aber haben bei keiner Entscheidung vorher etwas zu sagen, da sie nur Verbraucher, aber keine Eigentümer sind. Und sie sind auch als Belegschaftsaktionäre keine ernstzunehmenden Eigentümer.

Die Eigentumsverhältnisse und die kapitalistische Produktion ist nicht in der

Lage, die technologische Revolution maximal für alle nutzbar zu machen. Sie können die Möglichkeiten der Produktivkräfte nur zu einem Teil entwickeln, auch wenn sie sie fördern. Sie verwandelt technische Fortschritte in einen Motor von Krisen und eine Treibfeder ungeheuerer Verschwendung von Produktivkräften.

Die technologische Revolution ist eben Mittel zum Zweck der Kapitalverwertung, mehr nicht. Sie ist Mittel zum Zweck des Konkurrenzkampfs zwischen europäischen und amerikanischen Konzernen um die Vorherrschaft in der Welt. Das Internet bietet phantastische Möglichkeiten der Informationsbeschaffung und Kommunikation. Aber seine Nutzung muss als Ware verkauft werden, damit es Mittel der Kapitalverwertung ist. Der freie Fluss an Informationen, ebenso wie die freie Kommunikation über Mobilfunk wird durch die moderne Technik stark gefördert, aber durch den beschränkten Zweck, der Verwertung von Kapital zu dienen, gleichzeitig stark erschwert.

Die Planlosigkeit und Blindheit der privaten Investoren aller Sorten verträgt sich nicht mit dem Nutzen, die die modernen Technologien für alle haben können.

Die Telekommunikationsindustrie wurde als Jobmaschine gepriesen. Sie hat die Jobs, die sie geschaffen hat, schneller vernichtet, als jede sogenannte Altindustrie vor ihr.

Ausgerechnet der modernste Industriezweig, der die Profitraten aus der letzten Krise herausführte, hat sich mit den unendlichen Überkapazitäten, die er geschaffen hat, zu einer langfristigen Bedrohung der Profitraten entwickelt. Er kann die Quelle einer Finanzkrise sein, an der Konzerne, Banken und Finanzanleger noch lange schwer zu knabbern haben. *»Bis diese Abenteuer finanziell verkraftet sind, dürften noch Jahre vergehen, in denen – wenn überhaupt höchstens spärliche Gewinne fließen.«* (FR 04. 09. 2002, 3) Der muntere spekulative Aufbau von Überkapazitäten mit Hilfe des Kapitalüberschusses ist aber nicht nur eine Spezialität der Telekommunikationsindustrie. Wir hätten da noch die Biotechnologie und und und.

Teil 3

Die Lösungswege des Kapitals scheitern

320

Steigende Produktivität führt unter kapitalistischen Bedingungen zu höherer Arbeitslosigkeit, zur Tendenz des Falls der Profitraten und zu Krisen. Da die Verwertung des Kapitals mit wachsender Produktivität schwieriger wird, nimmt auch die Bereitschaft ab zu investieren bzw. Arbeitskräfte einzustellen.

Das Kapital ergibt sich aber nicht willenlos in sein Schicksal. Es kämpft mit aller Macht gegen den Strudel der fallenden Profitraten, der es in die Tiefe hinabzuziehen droht. Seine gesamte wirtschaftliche und politische Tätigkeit ist dem Ziel untergeordnet, dem Fall der Profitraten entgegenzuwirken.

Arbeitslosigkeit zu vermeiden bzw. zu reduzieren, ist nicht sein drängendstes Problem. Das ist nur das drängendste Problem der LohnarbeiterInnen.

Die Steigerung der Gewinne, um dem Fall der Profitraten entgegenzuwirken: das ist das drängendste Problem des Kapitals.

Alle Methoden, die Profitraten zu steigern, laufen darauf hinaus, die Gewinne möglichst stark zu steigern und das in Sachanlagen und Arbeitskräfte investierte Kapital möglichst gering zu halten.

Das kann man an einer stark vereinfachten Formel sehen.

Profitratenformel

$$\text{Profitrate} = \frac{\text{Gewinn (A)}}{\text{Kapital für (Sachanlagen B+ Lohnkosten C)}}$$

Die Profitrate steigt,

- wenn der Gewinn gleich hoch bleibt und der Kapitalaufwand für Sachanlagen und Löhne sinkt,
- wenn der Gewinn steigt und der Kapitalaufwand für Sachanlagen und Löhne gleich hoch bleibt oder
- wenn der Gewinn schneller steigt als das in Sachanlagen und LohnarbeiterInnen investierte Kapital.

Zum Sachkapital gehören Produktionsanlagen, Maschinen, Geräte oder zusammengefasst: die Produktionsmittel (Sachanlagevermögen).

Es gehören ferner dazu die Rohstoffe und Vorprodukte, die mit den Produktionsmitteln verarbeitet werden. Und schließlich die Gebäude, in denen produziert und verwaltet wird.

Im Teil III des Buchs wollen wir zeigen, dass alle Vorschläge des Kapitals, die Arbeitslosigkeit zu »bekämpfen« darauf hinaus laufen, seine Profitraten zu

erhöhen. Kai-Uwe Ricke, der Chef von T-Mobile hat das flapsig so formuliert: *»Am Ende steht: Wat hat ne Company an Cash inne Täsch.«* (Was hat die Firma an Geld in der Tasche.) (BRIGITTE 9/2002, 188) Cash steht am Ende — und auch am Anfang. Es ist nicht nur der Cash, es ist die Rendite, der Prozentsatz, zu dem sich das Kapital verwertet. Alle Konzerne planen, in bestimmten Zeiträumen Renditen (oder Profitraten) in dieser oder jener Höhe zu erreichen.

Zu den Methoden, dem Fall der Profitraten entgegenzuwirken, gehören z. B. die Verlängerung der Arbeitszeit, flexiblere Arbeitszeiten, längere Maschinenlaufzeiten, Leiharbeit, Teilzeitarbeit, Gruppenarbeit, Intensivierung der Arbeit usw.

Zu den Methoden, dem Fall der Profitraten entgegenzuwirken, gehören auch, die Löhne möglichst weitgehend zu beschneiden. Möglichst viele Bestandteile des Lohns sollen in Gewinne und damit in Kapital verwandelt werden. Die angestrebte »Senkung der Lohnnebenkosten« steht in diesem Zusammenhang.

Die Senkung der Gewinnsteuern kann dem Fall der Profitraten nicht entgegenwirken. Sie dient nur dem Ziel, die im Betrieb verbleibenden Nettoprofite damit die betrieblichen Nettoprofitraten zu erhöhen. Gleichzeitig versucht das Kapital, sich einen möglichst großen Teil der Finanzen des Staates anzueignen, um sich seine Profite subventionieren zu lassen. Es geht um die Abmilderung des Falls der Profitraten und (auf dem Umweg über den Staat) auch um Verlagerung ihrer Folgen auf die LohnarbeiterInnen.

Weniger Lohn und mehr Leistung: Das ist die Botschaft. Höhere Profitraten ist das Ziel. Wie immer wird das als Kampf gegen die Arbeitslosigkeit vermarktet.

Medien, Behörden, Unternehmensleitungen, Regierungen: alle arbeiten sie mit verschiedenen Mitteln daran, den versteckten und offenen Widerstand der Arbeitslosen und der LohnarbeiterInnen gegen die Profitansprüche des Kapitals zu brechen. Alle Anstrengungen, die »Arbeitslosigkeit zu bekämpfen«, setzen dabei an, die LohnarbeiterInnen und Arbeitslosen den Profitbedürfnissen des Kapitals zu unterwerfen.

Wenn diese ihre Ansprüche zurückschrauben, die Ärmel aufkrempeln, die Selbstsucht ablehnen und den Anweisungen des Kapitals folgen, für weniger Lohn mehr zu arbeiten, dann bräuchte keiner arbeitslos zu sein.

Ob man vom Verkauf seiner Ware Arbeitskraft leben kann, wenn man alle Bedingungen des Kapitals erfüllt hat, oder ob man den wachsenden Arbeitsstress durchhält, ist in den Augen der Herrschenden dabei unerheblich.

Im Teil 3 wollen wir nachweisen, dass die wichtigsten Mittel, die das Kapital

anwendet, sein Profitratenproblem zu lösen, letztlich die Arbeitslosigkeit weiter erhöhen.

Das Kapital ist rücksichtslos gegen Gesundheit, produktive Kräfte und Le-
322 bensbedürfnisse der LohnarbeiterInnen und ihrer Familien, wenn es nicht zur Rücksichtsnahme gezwungen wird. Arbeitszeitverkürzung, Senkung des Rentenalters, Mindestlöhne, Steuerfreiheit des Existenzminimums, einheitliche Sozialversicherung und eine Schule für alle gehören zu den Mitteln, mit denen die LohnarbeiterInnen der Rücksichtslosigkeit des Kapitals Schranken setzen können.

3.11 | Verlängerung der Arbeitszeit

3.111 | Allgemeine Arbeitszeitverlängerung

»Wir müssen länger arbeiten, wenn wir mehr Arbeitsplätze schaffen wollen. Die 40-Stunden-Woche ist der richtige Weg«. (FR 06. 12. 1999) Das forderte 1999 der damalige Präsident des Bundesverbandes der Deutschen Industrie, Olaf Henkel (IBM).

Auch in der Forderung,das Rentenalter z. B. auf 69 Jahre zu erhöhen, kommt das Interesse an Arbeitszeitverlängerung zum Ausdruck (hier in Form der Lebensarbeitszeit). (→ 3.2431)

Die Funktionäre des Kapitals wollen also zurück zu den Wochenarbeitszeiten der 70er Jahre. Und das bei einer um das vierfache gestiegenen Arbeitsproduktivität pro Arbeiterstunde. Naive Gemüter, die die höhere Mathematik des Kapitals nicht beherrschen, schütteln den Kopf. Wenn die beschäftigten Arbeitskräfte länger arbeiten, braucht man doch weniger Arbeitsplätze und nicht mehr, oder?

Beispiel:

1.000 Beschäftigte einer Heizkesselfirma arbeiten 35 Stunden in der Woche. Sie kommen im Durchschnitt bei 220 Arbeitstagen auf eine jährliche tarifliche Arbeitszeit von 1.545 Stunden pro Beschäftigtem bzw. 1,545 Millionen betriebliche Arbeitsstunden. Bei einer Verlängerung auf 40 Stunden in der Woche würde sich die jährliche Arbeitszeit auf 1.765 Stunden pro Beschäftigtem erhöhen. Wenn die Gesamtarbeitszeit von 1,545 Mio. Stunden gleich bleibt, braucht die Firma nur noch 875 Beschäftigte. Sie kann 125 LohnarbeiterInnen mitsamt ihrer Arbeitsplätze abbauen. Wie kommt da die wunderbare Arbeitsplatzvermehrung zustande?

Die Logik des Kapitals ist ganz anders. Nehmen wir an, die Arbeitskräfte der Heizkesselfirma haben nach drei Stunden Arbeit so viele Werte neu geschaffen, dass ihre Löhne daraus gedeckt werden können. Wenn der Arbeitstag von sieben auf acht Stunden verlängert wird, verlängert sich die Zeit, in der die Arbeitskräfte »unbezahlte Arbeit« leisten, also die Profite des Kapitals erzeugen. In unserer Profitratenformel (→ 3.0) steigt A im Zähler des Bruchs, während B und C im Nenner des Bruchs gleichbleiben. Die Profitraten steigen.

Steigende Profitraten steigern die »Wettbewerbsfähigkeit« der Heizkesselfirma. Hier setzt ein vollautomatisierter Reflex ein. Das Kapital verspricht den LohnarbeiterInnen, dass gestiegene Profitraten zu einer steigenden Zahl von Arbeitsplätzen führen.

Der Konkurrenzvorteil kann dazu führen, dass die Heizkesselfirma ihren Umsatz auf Kosten der Konkurrenz ausdehnt und dadurch möglicherweise Neueinstellungen notwendig sind.
Wenn die Heizkesselfirma an Arbeitsplätzen gewinnt, was die Konkurrenz verliert, gibt es insgesamt in Deutschland keine zusätzlichen Arbeitsplätze. Das wäre nur möglich, wenn alle Heizkesselfirmen in Deutschland gewinnen, was die ausländische Konkurrenz verliert. Für dieses nationalistische Ziel, die LohnarbeiterInnen der Konkurrenz arbeitslos zu machen, wollen die Henkels die LohnarbeiterInnen in Deutschland begeistern. (→ 3.41)

3.1121 | Flexible Arbeitszeitverlängerung

»Wir brauchen in Deutschland längere und gleichzeitig flexiblere Wochenarbeitszeiten.« So Ludwig Braun, Präsident des Deutschen Industrie- und Handelskammertags (DIHK), der Dachorganisation aller Unternehmen, gegenüber der WELT (17.01.2003).
Die LohnarbeiterInnen sollen fünf Jahre lang jährlich 100 Stunden länger arbeiten, und zwar umsonst. Das ist im Ergebnis die Rückkehr zur 40-Stundenwoche bei vollem Lohnverzicht.
Die »Wettbewerbsfähigkeit« würde bei einer Rückkehr zur 45-Stundenwoche und bei 500 unbezahlten Arbeitsstunden zweifellos noch mehr steigen. Jede Arbeitskraft-Spende erhöht die Profite und wirkt damit dem Fall der Profitraten entgegen.
Braun tritt für flexible Arbeitszeitverlängerung ein.
Flexibel bedeutet, dass die tatsächlichen Arbeitszeiten um einen Fixpunkt, sagen wir 37,5 Stunden oder eben wieder 40 Stunden pendeln. Dabei gibt es wöchentliche Höchst- und Mindestarbeitszeiten. Die wöchentliche Arbeitszeit muss nur im Durchschnitt erreicht werden, z. B. innerhalb eines Jahres. Die Arbeitszeiten, die die Durchschnittsarbeitszeit überschreiten, werden auf Arbeitszeitkonten gesammelt. Sie werden »abgehoben«, wenn die Auftragslage es erlaubt.
Inzwischen haben 63 % aller Unternehmen Arbeitszeitkonten. (direkt 22/2002, 5)
VW steigerte den Anteil der Belegschaft mit Arbeitszeitkonten von 30 % im Jahe 1996 auf 90 % im Jahr 2000.
In der Metallindustrie erlauben Tarifverträge, dass zwischen 13 % und 18 % der Beschäftigten ständig 40 Stunden arbeiten können. (direkt 11/1998) Dieser Prozentsatz wird oft überschritten.
Das Kapital ist daran interessiert, sowohl die wöchentliche Höchstarbeitszeit als auch den Fixpunkt, um den die Arbeitszeiten schwanken, so hoch wie möglich anzusetzen.

BEISPIEL:
VW Wolfsburg wollte bei der Errichtung einer neuen Produktionslinie eine Spannbreite bis zu 48 Stunden in der Woche durchsetzen. Der damalige DGB-Chef Schulte blies als Sozialpartner ins gleiche Horn: *»Es muss möglich sein, dass die Beschäftigten auch mal für einen begrenzten Zeitraum 48 Stunden in der Woche arbeiten, um anschließend nur 25 Stunden zu arbeiten.«* (DIE WELT, März 2001) Es war bei VW nicht möglich. VW konnte nur maximal 42 Stunden durchsetzen, bei einem Fixpunkt von 35 Stunden und einer Höchstgrenze von 200 angesparten Stunden.

Arbeitszeitkonten sind nach Meinung von Arbeitgeberverbänden und ihren DGB-Partnern eine »beschäftigungsfördernde Arbeitsverteilung«, so das »Bündnis für Arbeit« in seiner Erklärung im Dezember 1998. (FR 09. 12. 1998)
Jeder Erwerbstätige erzeugt rein rechnerisch Werte in Höhe von 34,4 Euro pro Stunde. Mit Hilfe von Arbeitszeitkonten können Arbeitsstunden wegfallen, in denen z. B. nur ein Wert von zehn Euro erzeugt wird. Sie werden durch Arbeitsstunden ersetzt, in denen die Wertschöpfung z. B. 50 Euro pro Stunde beträgt.
Wenn die Anlagen wegen Auftragsmangel heruntergefahren werden müssen, wird auch die Arbeitszeit der LohnarbeiterInnen heruntergefahren. Das verringert Stillstandszeiten.
Mit flexiblen Arbeitszeiten kann das Kapital die Auslastung des kostspieligen Maschinenparks optimal regeln.
Wenn die Arbeitsproduktivität bei gleicher Arbeitszeit und gleichem Lohn zunimmt, steigen die Profite. Gleichzeitig sinkt die Nachfrage nach Arbeitskraft. Flexible Arbeitszeiten fördern den Stellenabbau und damit die Arbeitslosigkeit.
Dennoch können sie auch als Beitrag zur Vermeidung von Arbeitslosigkeit erscheinen. In der Krise seit 2001 wurden in vielen Betrieben Arbeitszeitkonten abgefeiert und ins Minus gefahren. Wäre die Mehrarbeit nicht »angespart«, sondern als Überstunden bezahlt worden, wäre es früher zu Entlassungen gekommen. Die »Auflösung« von Arbeitszeitkonten bzw. die Ansammlung von Minusstunden ersetzt damit teilweise die vom Arbeitsamt bezahlte Kurzarbeit bzw. das andernfalls zu zahlende Arbeitslosengeld. Arbeitszeitkonten sind gewissermaßen eine Form der privaten Arbeitslosenversicherung der LohnarbeiterInnen.

3.1122 | Arbeitszeitkonten – Mittel zur Lohnsenkung

Arbeitgeberverbände, DGB und Regierung streben »eine beschäftigungsfördernde Arbeitsverteilung und flexible Arbeitszeiten (an), wodurch Überstunden abgebaut werden können (Arbeitszeitkonten).« So hieß es in der Erklärung des »Bündnisses für Arbeit« von 1998. (FR 09. 12. 1998)

Überstundenabbau mit Arbeitszeitkonten heißt aber im Wesentlichen nur, dass Überstunden, die früher mit Zuschlägen bezahlt wurden, heute zuschlagsfrei mit »Unterstunden« an anderen Tagen verrechnet werden. Insoweit werden sie abgebaut. Als zuschlagspflichtige Überstunden gelten nur noch die Stunden, die die festgelegte wöchentliche Höchstarbeitszeit überschreiten. Von 19.000 befragten Unternehmen nutzten 60% Arbeitszeitkonten zur *»Vermeidung von Überstunden«*. (FTD 27. 04. 2000) Genauer gesagt, zur Vermeidung der Bezahlung von Überstunden.

1999 machten weit über die Hälfte der LohnarbeiterInnen regelmäßig Überstunden. (63% der Männer, 47% der Frauen) Im Durchschnitt waren es in Deutschland 2,8 Überstunden pro Woche. 0,8 Überstunden wöchentlich waren unbezahlt. 0,9 Überstunden wöchentlich waren bezahlt. 1,1 Überstunden wöchentlich wurden in Freizeit ausgeglichen. (Groß 2000a, 3)

1999 machten die in Freizeit ausgeglichenen Überstunden zum ersten Mal den größten Teil der Überstunden aus. (ebda.) Bezahlte Überstunden haben gegenüber 1995 abgenommen.

Beispiel:

Brauereiarbeiter Franz Bauer macht ohne Arbeitszeitkonto im Monat Juli acht Überstunden. Der Bierdurst ist im Sommer größer. Die Überstunden bekommt er einschließlich des Zuschlags mit dem August-Lohn ausgezahlt. Im Oktober verbringt er seine normale Arbeitszeit im Betrieb, auch wenn es weniger zu tun gibt.

Wenn ein Arbeitszeitkonto eingerichtet ist, »zahlt« Franz die acht Stunden Mehrarbeit im Juli auf dieses Konto »ein«, ohne Zuschläge versteht sich. Da die Nachfrage nach Bier im Oktober zurückgeht, kann er die acht Stunden abfeiern. Franz macht keine Überstunden mehr. Franz Bauer arbeitet mehr für einen geringeren Lohn.

Abbau von Überstunden mit Hilfe von Arbeitszeitkonten ist faktisch eine Lohnkürzung. Während 1998 erst 0,5 Mehrarbeitsstunden pro LohnarbeiterIn auf einem Arbeitszeitkonto geparkt waren, waren es im Jahr 2000 schon 3,4 Stunden. Es fielen also Überstundenzuschläge für 3 Mehrarbeitsstunden pro ArbeitnehmerIn und Jahr weg. Bei rd. 30 Millionen ArbeitnehmerInnen und einem angenommen Überstundenzuschlag von 5 DM pro Stunde (25% von 20 DM Bruttolohn) kommen wir auf einen um 450 Millionen DM höheren Gewinn für das Kapital.

Die Versuche werden stärker, auch die Samstagsarbeit in die Arbeitszeitkonten einzubeziehen. Bei BMW-Leipzig z. B. wird ab 2005 der Samstag Regelarbeitstag sein. Dann fallen auch die Wochenendzuschläge weg. Ein Werksleiter brachte das auf den Punkt: *»Es geht denen, die das (nämlich höhere Arbeitszeitflexibilität) fordern doch eigentlich nur darum, am Samstag zu Normaltarif zu produzieren.«* (nach Gerhard Bosch, WSI-Mitteilungen 7/1996, 426)

Arbeitszeitkonten wären nur dann keine Form der Lohnkürzung, wenn Mehrarbeitsstunden z. B. mit einem Zeitzuschlag abgefeiert würden, der dem früheren Mehrarbeitszuschlag entspricht. Also z. B. mit 1 Stunde plus 15 oder 30 Minuten.

- **Arbeitszeitkonten – Lohnkredit**

Die auf die Arbeitszeitkonten »eingezahlten« Arbeitsstunden werden nicht mit dem Monatslohn ausbezahlt. Es handelt sich um eine Art Lohnkredit der LohnarbeiterInnen an das Unternehmen, der erst Monate, Jahre oder auch Jahrzehnte später zurückgezahlt wird. Die erzeugten Produkte aber, die die Lohnbestandteile enthalten, werden vorher verkauft. Während LohnarbeiterInnen geleistete Arbeitszeit »ansparen«, kassieren Unternehmen die erarbeiteten Gewinne und den zinslosen Lohnkredit sofort.

Wie jeder Kredit kann auch der Lohnkredit verfallen. In vielen Betriebsvereinbarungen ist der Verfall von »Zeitguthaben« vorgesehen, die nach einer bestimmten Zeit eine bestimmte Höchstgrenze überschreiten. (Steffen Lehndorff, Institut für Arbeit und Technik, Gelsenkirchen in FR 12. 08. 1997) Das ist besonders dann der Fall, wenn es dem Betrieb gar nicht möglich ist, die angesparten Zeiten aufzulösen. Arbeitszeitkonten verfallen meist auch bei Konkursen. In Arbeitszeitkonten stecken also erhebliche Möglichkeiten der Profitsteigerung durch unbezahlte Mehrarbeit.

Sie sind eine Form der Arbeitszeitverdichtung, die die Nachfrage nach Arbeitskraft senkt und eine Form der Lohnsenkung. Damit sind sie ein Mittel, die Profitraten zu erhöhen.

Abbau von Überstunden über Arbeitszeitkonten hat mit der Schaffung von Arbeitsplätzen überhaupt nichts zu tun. Im Gegenteil: aufgrund der höheren Produktivität sinkt die Nachfrage nach Arbeitskräften.

3.1131 | Überstunden und Arbeitslosigkeit

Im Jahr 2000 wurden insgesamt 1,85 Milliarden bezahlte Überstunden geschoben. Umgerechnet in Vollzeitarbeitsplätze könnten rechnerisch über eine Million mehr Vollzeitstellen mit rd. 1.650 Jahresarbeitsstunden eingerichtet werden. (IG Metall Report 2001, 36) Selbst wenn nur die Hälfte davon realisiert werden könnte, wären das immer noch 500.000 Arbeitsplätze.

Zwei Drittel der Beschäftigten wollen Überstunden reduzieren oder ganz aufgeben. Überstunden werden abgeleistet, weil Betriebe sie verlangen bzw. unvermeidbar machen, indem sie die Personaldecke so kurz wie möglich halten. (Groß 2000a, 5) Nicht weil LohnarbeiterInnen sie wünschen. In der IG Metall-Um-

frage war der stärkere Einsatz für den konsequenten Abbau von Überstunden die häufigste Forderung der Befragten. (IG Metall-Zukunftsreport 2001, 27)

Nur 6% derjenigen, die Überstunden machen, machen es aus finanziellen Gründen. Auch das ist meist nicht freiwillig, sondern hängt mit schlechter Bezahlung zusammen.

Bei einer telefonischen Umfrage unter 1.500 Erwerbspersonen befürworteten fast 70% derjenigen, die Überstunden machten, einen Freizeitausgleich, nur etwa ein Viertel eine Bezahlung. Das trifft auch auf gering Qualifizierte zu. (Groß 2000b, 23)

Das Interesse am Abbau von Überstunden spiegelt das starke Interesse an Arbeitszeitverkürzung wieder.

Das Kapital hat ein Interesse an flexibler Arbeitszeitverlängerung, nicht am Abbau von Überstunden. Rd. 2 Mrd. Überstunden (rd. 4% der Arbeitszeit der LohnarbeiterInnen) werden nicht bezahlt. (SZ 27.01.2000). Bei angenommenen Arbeitskosten von 40 DM die Stunde wären das 80 Milliarden DM, um die die LohnarbeiterInnen betrogen werden. Das Kapital hat ein heißes Interesse am Ausbau unbezahlter Überstunden. (siehe Ludwig Braun → 3.1121)

Auch ansonsten hat es kein Interesse am Abbau von Überstunden. Mit Überstunden kann es Neueinstellungen und damit Investitionen in neue Arbeitsplätze vermeiden. Überstunden lasten Maschinen, Anlagen und Gebäude besser aus. Überstunden haben alle Vorteile, die die Arbeitszeitverlängerung auch hat.

Interesse hat das Kapital nur daran, die Bezahlung von Überstunden zu verringern. Z.B. über Arbeitszeitkonten. Diese bauen Überstunden nur als bezahlte Überstunden ab. Auch eine Verlängerung der Arbeitszeit auf 40 Stunden würde in diesem Sinne »Überstunden abbauen«.

Nur die LohnarbeiterInnen haben ein Interesse am Abbau der Mehrarbeit und der mit ihr verbundenen Arbeitsbelastung.

Beispiel:

Die A-Schicht bei Opel Bochum forderte am 7. 10. 1998 mit einer Aktion 300 Neueinstellungen. Die Belegschaftszeitung Standorte der Gruppe »Gegenwehr ohne Grenzen« (GoG) sprach damals von einem »körperlich spürbaren Personalmangel in fast allen Abteilungen«. (Dezember 1998) Die A-Schicht erreichte mit ihrer Aktion immerhin 50 Neueinstellungen.

3.1132 | Überstunden sinken – Arbeitslosigkeit steigt

Die Zahl der Überstunden pro Vollzeitarbeitnehmer ist auf längere Sicht betrachtet zurückgegangen. Mit 157 Stunden im Jahr erreichten sie ihren Höhepunkt ausgerechnet in dem Jahr, in dem es die geringste Zahl von Arbeitslosen gab, nämlich 1970. Die durchschnittliche Zahl der Überstunden ist

in den 80er und 90er Jahren erheblich geringer als in den 60er und 70er Jahren. (IdW 1990 und 2001)
Die Zahl der Überstunden schwankt mit dem Konjunkturverlauf. In den Jahren des Tiefpunkts einer Krise, wenn die Nachfrage nach Arbeitskraft sinkt, sind sie in der Regel geringer als in den Jahren des Höhepunkt eines Aufschwungs, wenn die Nachfrage nach Arbeitskraft steigt. Die höchsten Überstunden gab es in den 90er Jahren folglich 1991 und 2000. Eine höhere Zahl von Überstunden geht also in der Regel mit sinkender Arbeitslosigkeit einher und eine sinkende Zahl von Überstunden mit höherer Arbeitslosigkeit.
Der Umfang der Arbeitslosigkeit kann durch den Kampf für den Abbau von Überstunden beeinflußt werden, nicht aber die Richtung der Entwicklung der Arbeitslosigkeit.

3.114 | Senkung der Abwesenheits- bzw. Erholzeiten

Zur Verlängerung der Arbeitszeit gehört auch die Verlängerung der tatsächlichen Arbeitszeit. Das geschieht hauptsächlich durch die Vielzahl von Methoden, mit denen der Krankenstand verringert wird.
Auch mit der Reduzierung von Abwesenheitszeiten werden »Stillstandszeiten« der Ware Arbeitskraft vermieden. In den 90er Jahren fiel der Krankenstand um 20%. (→ 1.2572) Die Ausfallstunden durch Krankheit von DurchschnittsarbeitnehmerInnen sanken von 80,3 Stunden im Jahre 1991 auf 59,8 Stunden im Jahre 2000. (IG Metall – Report 2001, 34) Wenn die tatsächlich abgeleisteten Arbeitstage zunehmen, steigt die Profitmasse bei gleichen Lohnkosten und die Profitraten freuen sich.

3.115 | Schlussfolgerung

Die durchschnittliche tarifliche Arbeitszeit von Arbeitern und Angestellten blieb zwischen 1991 und 2000 mit rund 38 Stunden in etwa gleich. Die tatsächliche Arbeitszeit aller vollzeitbeschäftigten LohnarbeiterInnen nahm dagegen von 1.604 Arbeitsstunden auf 1.640 Arbeitsstunden zu, hauptsächlich wegen der Senkung der Krankheitszeiten. (IG Metall – Report 2001, 34)
Was die »beschäftigungsfördernde« Wirkung der Arbeitszeitverlängerung angeht: Die Zahl der vollzeitbeschäftigten LohnarbeiterInnen sank in diesem Zeitraum um 3,7 Millionen Personen auf 25,7 Millionen. (Statistisches Taschenbuch 2002, Tab. 2.5A) Die Arbeitslosigkeit nahm von 2,6 Millionen auf 3,9 Millionen zu.

Dass Arbeitszeitverlängerungen bzw. Profite nicht die versprochene Heilwirkung haben, kann die Dogmatiker des Kapitals ebenso wenig beirren, wie es den Papst beirrt, dass es keine unbefleckte Empfängnis gibt. Lehrbuchsätze können nicht dadurch widerlegt werden, dass sie mit der Realität nichts zu tun haben.

Dem Arbeitgeber-Präsidenten Hundt fällt zum Thema Arbeitslosigkeit immer nur das eine ein, dass nämlich mehr Flexibilität auf dem Arbeitsmarkt nötig sei, *»wenn wir aus der Job-Misere herauskommen wollen«*. (FR 26. 06. 2002) Flexibilisierung erhöht die Produktivität. Die Steigerung der Produktivität aber, die als Mittel des Kampfs gegen die Arbeitslosigkeit gepriesen wird, ist gerade das wichtigste Mittel, Arbeitslosigkeit zu erzeugen.

Flexible Arbeitszeiten verwandeln Arbeitskräfte immer mehr in Anhängsel des Kapitals. Ihr Lebensrhythmus soll sich dem Lebensrhythmus des Kapitals völlig unterordnen. *»Das atmende Unternehmen, das dem Pulsschlag des Marktes folgt und über Nacht auf vier bis sechs oder sieben Tage Fertigung umsteuern kann, nutzt Marktchancen und -risiken optimal zum Wertschöpfen.«* (Hartz 2001, 87)

Mit dem Wachstum des investierten Kapitals werden Menschen noch mehr zur Nebensache. Sie sind Diener der Produktionsmittel, statt ihre Herren zu sein. Sie sind unfreie Anhängsel von Märkten, statt Herren ihrer Arbeitsbedingungen zu sein. Wichtiger als Menschen sind Sachen und Geld. Die Verwertung des Kapitals ist die Hauptsache, jedenfalls solange, solange Menschen sich noch mit ihrer Rolle abfinden, nebensächlich zu sein.

3.12 | Verlängerung der Betriebszeiten (Maschinenlaufzeiten)

Je mehr Kapital in Produktionsmittel investiert worden ist, desto stärker wird das Motiv, sie möglichst lange in Betrieb zu halten. Die Gesamtzeit, in der die Anlagen in Betrieb sind, nennt man Betriebszeit oder Maschinenlaufzeit.

Beispiel:

Ab 2005 will BMW in Leipzig die 3er-Reihe vom Band laufen lassen. BMW vereinbarte mit dem Betriebsrat, dass auf den neuen Anlagen zwischen 60 und 140 Stunden produziert werden kann, im Notfall sogar 168 Stunden. Bekanntlich hat die Woche 168 Stunden. »Wir sind in eine neue Dimension vorgestoßen, was die Flexibilität der Arbeitsstrukturen betrifft«, sagte Betriebs- und Aufsichtsrat Schoch. (FTD 19. 07. 2001) In der Tat. In BMW-Werk Regensburg, dem Paradebeispiel der Flexibilisierung aus den 80er Jahren, konnte nur maximal 99 Wochenstunden gearbeitet werden.

Geplant sind bis 2005 Investitionen in Höhe von 1 Mrd. Euro und (mittelfristig) 5.000 Arbeitsplätze. (Süddeutsche Zeitung 19. 07. 2001) Pro Arbeitsplatz wären dann etwa 200.000 Euro investiert (Anschaffungspreise). 1994 betrug der Kapitaleinsatz pro Arbeitsplatz im Durchschnitt der Autoindustrie 122.000 Euro (zu Wiederbeschaffungspreisen). (IdW 2000 Tab. 37) Anschaffungspreise sind in der Regel niedriger als Wiederbeschaffungspreise. Die Investitionen pro Arbeitsplatz haben sich also in zehn Jahren etwa verdoppelt.

Wenn sich in unserer vereinfachten Profitratenformel (→ 3.0) das Sachkapital (B) vergrößert, Gewinne (A) und Löhne (C) aber gleichbleiben, fällt die Profitrate. Mit steigendem Einsatz von Sachkapital steigt also der Druck auf die Profitraten.

Dieser Druck kann durch längere Betriebszeiten / Maschinenlaufzeiten abgemildert werden.

Beispiel:

Nehmen wir an, eine Produktionsanlage hat einen Wert von einer Milliarde Euro und ihre Nutzungsdauer ist auf vier Jahre veranschlagt.

Nehmen wir an, dass bei einer Maschinenlaufzeit von durchschnittlich 80 Stunden in der Woche 200.000 Fahrzeuge im Jahr hergestellt werden können.

Wenn die durchschnittliche Maschinenlaufzeit auf 100 Stunden in der Woche ausgedehnt wird, können in in einem Jahr 250.000 statt 200.000 Fahrzeuge hergestellt werden, in vier Jahren statt 800.000 Fahrzeuge eine Million.

Wird der Wert der Anlage in Höhe von einer Milliarde Euro auf 800.000 Autos umgelegt, stecken 1.250 Euro an Sachkapitalkosten in jedem Auto. Bei einer Million Autos sind es nur noch 1.000 Euro. Der Kapitalaufwand pro Auto hätte sich um 20% vermindert. Bei gleichem Preis beträgt der Extraprofit pro Auto 250 Euro und pro Jahr 62,5 Millionen Euro.

Längere Maschinenlaufzeiten steigern also die Profitraten.

Die Betriebszeiten stiegen in den Produktionsbereichen der westdeutschen Industrie von 72,8 Stunden im Jahre 1990 auf 86,6 Stunden im Jahr 2001.[1]
Im Produktionsbereich der Großbetriebe des Produzierenden Gewerbes waren die Betriebszeiten im Jahr 2001 auf 107,7 Stunden gestiegen (Ostdeutschland 122,6 Stunden), während es in Betrieben bis zu 19 Beschäftigten nur 51 Stunden waren.[2] In Großbetrieben ist in Sachanlagen relativ zu Arbeitskräften mehr Kapital investiert als in Kleinbetrieben.

3.121 | Gruppenarbeit im Dienste der Maschinenlaufzeiten

Jede Stillstandszeit senkt die Profite. Nehmen wir an, mit den neuen Anlagen wären aufgrund von Stillstandszeiten statt einer Million Autos nur 950.000 Autos produziert worden. Dann steigt der Kapitalaufwand pro Auto auf 1.052,60 Euro. Die Profite vermindern sich. Wenn die Anlage teurer wäre, wären die Verluste noch größer.
Mit steigenden Investitionen nimmt deshalb das Interesse zu, »Stillstandszeiten« bei Sachanlagen zu vermeiden oder möglichst schnell zu beenden. Das ist ein Motiv, LohnarbeiterInnen teilweise mehr Entscheidungsfreiheit zu übertragen. Die teuren Anlagen sollen mit möglichst geringen Unterbrechungen in Gang gehalten werden.
Nacharbeit zu vermeiden ist ein weiteres Ziel. Die Qualität muss schon während der Produktion ständig überprüft werden, um zusätzlichen Kapitaleinsatz und Arbeitsaufwand zu reduzieren.
Das gelingt nur, wenn die LohnarbeiterInnen sofort Störungen melden und an ihrer Behebung arbeiten können. Bei VW-Wolfsburg ist deshalb bei bestimmten Produktlinien jeder schon mit einem tragbaren Hand-PC vernetzt.
Mit der modernen Technologie geht die Tendenz der Arbeitsorganisation in Richtung Gruppenarbeit. Das haben Sozialwissenschaftler in einer Untersuchung von zwölf Groß- und Mittelbetrieben der Metall- und Elektroindustrie festgestellt.[3]

Beispiel:
In der Wandlerfertigung des Mercedes-Werks in Gaggenau wurde mit einer neuen Anlage auch Gruppenarbeit eingeführt.
Die ca. 60 Arbeiter in einer Schicht sind auf vier Produktionsstufen in Gruppen eingeteilt.
- Die Maschinen werden jetzt nicht mehr nur bedient und mit Material beschickt, sondern auch überwacht, gewartet und gereinigt. Werkzeuge werden selbst gewechselt und die Maschinen werden bei Bedarf umgerüstet.
- Die Gruppe kümmert sich auch um die Bereitstellung von Material und Werkzeugen.
- Kleinere Störungen werden vom Maschinenpersonal selbst behoben. Die Arbeiter haben die Verantwor-

tung, bei größeren Störungen die Facharbeiter zu rufen, die die Maschinen instandhalten können und ihnen zu helfen.

- Um möglichst fehlerfrei zu produzieren, wird das Arbeitsergebnis von den Gruppen eigenverantwortlich überprüft. Zwei Drittel der KollegInnen, die bisher die Endkontrolle (Qualitätssicherung) durchführten, wurden überflüssig.
- Die Maschinen sollen pausenlos laufen. LohnarbeiterInnen laufen aber nicht pausenlos. Sie müssen pinkeln (leider auch während der Arbeitszeit), sie müssen essen und trinken, sie sind ab und zu krank, sie brauchen Urlaub oder nehmen Freischichten. Damit die Arbeit unterunterbrochen weitergeht, sind die Kollegen so qualifiziert worden, dass sie im gesamten Arbeitsbereich der Gruppe einsetzbar sind. Die Gruppe teilt deshalb die Belegung der Maschinen sowie Urlaubszeiten und Freischichten selbst ein und organisiert die Schichtübergabe.
- Gruppengespräche wurden eingeführt (alle zwei Wochen), dazu gedacht, um anfallende Probleme lösen zu können.
- Jede Gruppe wählt einen Gruppensprecher. (Funke, Hamburg 1996, 98 ff.)

Wie auch immer die Gruppenarbeit ausgestaltet ist, auch in der Gruppenarbeit sind LohnarbeiterInnen dem Unternehmensziel untergeordnet, die Produktionsanlagen besser auszulasten und mit höheren Stückzahlen und höherer Leistung das Kapital zu vermehren.
Menschliche Bedürfnisse nach mehr Verantwortung, Selbstbestimmung und Einfluss, nach besseren Beziehungen zu Kollegen usw. werden nur solange berücksichtigt (wenn überhaupt), solange sie die zweckmäßigsten Mittel sind, Profite zu steigern.

3.122 | Ausdehnung der Schichtarbeit

Die längere bzw. flexiblere Nutzung des Sachkapitals ist undenkbar ohne die längere bzw. flexiblere Nutzung der Ware Arbeitskraft, die die Produktionsmittel in Gang hält.
Betriebszeiten werden vor allem ausgedehnt, indem die Schichtarbeit ausgedehnt wird.
In der Automobilindustrie wird die Produktion in den 90er Jahren überwiegend in drei Schichten gefahren statt in zwei wie noch in den 80er Jahren.[4]
Deutschland hat in Europa nach Luxemburg den höchsten Anteil an Nachtschichtarbeitern. Nachtschichten nehmen zu, nicht weil sie aus objektiven Gründen notwendig sind (wie z. B. im Gesundheitswesen), sondern weil die Kapitalverwertung sie fordert.
VW-Vorstand Hartz träumt v o n Schichten

1 Frank Bauer, Hermann Groß, Eva Munz, Suna Sayin, Arbeits- und Betriebszeiten 2001, Ergebnisse einer repräsentativen Betriebsbefragung, 2002, 40
2 ebda. 37
3 Martin Baethge, Volker Baethge-Kinsky, Peter Kupa, *Facharbeit – Auslaufmodell oder neue Perspektive?,* Manuskript http://www.sofi-goettingen.de/frames/publik/mitt26/kupka-u_a.htm vom 01. 02. 2002
4 Steffen Lehndorff, *Fabriken mit langem Atem – Der Wandel der betrieblichen Arbeitszeitorganisation in der europäischen Automobilindustrie*, WSI-Mitteilungen 6/2001

rund um die Uhr. *»8760 Stunden hat das Jahr – 1200 bis 1800 verbraucht ein Arbeitsplatz. Die Reserven sind enorm. Jeder Arbeitsplatz könnte bei diesem Stand vier- bis sechsmal genutzt werden. (...) Flexibilität ermöglicht so eine mehrfach höhere Beschäftigungswirkung als etwa die nochmals verkürzte individuelle Arbeitszeit.«* (Hartz 2001, 20) Das ist der Traum des Kapitals. Keine Stunde im Jahr darf für die Mehrwertproduktion verloren gehen. Wenn bei VW 365 Tage 24 Stunden am Tag in Schichtarbeit gearbeitet werden könnte, müsste tatsächlich bei einer Vervierfachung der Produktion, erheblich mehr Personal eingestellt werden. VW will die ganze Welt mit seinen Fahrzeugen überschwemmen. Die anderen Autokonzerne wollen es auch. Fragt sich nur, wer überlebt.

Die Schichtarbeit steht quer zum biologischen Rhythmus des Menschen, quer zum Rhythmus des Familienlebens und des sozialen Lebens überhaupt und auch quer zum Rhythmus der Natur. Die Belastung der Arbeitskräfte und ihrer Familien steigt mit der Schichtarbeit, die soziale Isolation ebenfalls. Hauptsache ist der Rhythmus der Kapitalverwertung, nicht der Rhythmus von Menschen.

3.123 | Geringerer Bedarf an Kapital für Bauten

Das fixe (unbewegliche) Sachkapital im Verarbeitenden Gewerbe bestand im Jahr 2000 etwa zu zwei Dritteln aus Ausrüstungen (Maschinen, Produktionsanlagen usw.) und zu einem Drittel aus Gebäuden. (Statistisches Bundesamt 2001, 147 und 149) Je länger die bestehenden Anlagen laufen und je höher ihr Produktionsausstoß, desto geringer wird auch der Raumbedarf. Damit sinkt tendenziell der Bedarf an Kapital für Bauten. Es ist ein Unterschied, ob an einem Arbeitsplatz z. B. drei Beschäftigte arbeiten (bei einem Dreischichtbetrieb) oder nur einer (bei einem Normalarbeitstag). Der Bedarf an »umbauter Fläche« nimmt ab, je mehr Arbeitskräfte zeitversetzt auf derselben Fläche arbeiten.

Ähnliche Motive führen dazu, dass auch die Nutzung von Büroräumen flexibilisiert wird. Es gibt eine wachsende Zahl von Angestellten mit mobilen Arbeitsplätzen. Da nie an jedem Tag alle Beschäftigten da sind (Urlaub, Krankheit usw.), braucht nicht jeder Angestellte einen festen Arbeitsplatz. Auch die Verlagerung von Arbeitsplätzen nach Hause senkt den Kapitalbedarf für betriebliche Räume. Die Kosten werden auf die Arbeitskräfte verlagert, die die Miete für ihren Arbeitsplatz in der Wohnung selbst zahlen. Computer und ihre Vernetzung untereinander machen es möglich.

Die Investitionen in neue Bauten nehmen tendenziell ab.

3.124 | Leasing von Maschinen und Gebäuden

Ein wachsender Teil von Maschinen, Produktionsanlagen, EDV-Anlagen, Flugzeugen, LKWs, Geschäftsautos usw. wird nicht mehr gekauft, sondern geleast. 2002 lag der Anteil des Leasing an allen Investitionen der Gesamtwirtschaft bei rd. 18 %, während er 1994 noch 10,9 % betrug. (Mannheimer Morgen 29. 11. 2002 und FTD 18. 11. 2002) Über 20 % der Maschinen, Anlagen und anderer Ausrüstungen wurden 2001 geleast. (FTD 18. 11. 2002) *»Nutzen statt kaufen«* ist die Devise.

Beim Leasing bleiben die Sachanlagen Eigentum der Leasinggesellschaft. Diese überlassen gegen eine monatliche Gebühr anderen Unternehmen Ausrüstungen und Anlagen zur Nutzung.

Die Leasingfirmen produzieren selbst nichts. Deshalb gelten sie als *»unternehmensbezogene Dienstleistungsunternehmen«*. Sie leben wie alle Dienstleister davon, dass sie sich einen Teil des in der Warenproduktion erzeugten Mehrwerts aneignen.

»Viele Unternehmen sind nicht mehr bereit, kostspielige Ausrüstungen zu kaufen.« (Rifkin 2002, 59) Die Nutzer sind in der Regel (im Gegensatz zu einem Mieter) in vollem Maß für Instandhaltung und Wartung verantwortlich. Der Umfang des investierten Kapitals jedoch vermindert sich durch Leasing.

Die betrieblichen Profitraten steigen, weil die um die Leasinggebühren verminderten Profite auf ein geringeres Gesamtkapital bezogen werden müssen. In unserer Profitratenformel wächst A schneller als B und C. (→ 3.0)

Andererseits können immer die modernsten Anlagen genutzt werden, so dass die Produktivität schneller steigt. Leasingkosten sind ferner steuerlich voll absetzbar, während Investitionen nur mit den jeweiligen Abschreibungssätzen steuerlich absetzbar sind.

Auch Bürogebäude oder Produktionshallen werden in wachsendem Maße verkauft und zurückgeleast. Auch das vermindert den Umfang des investierten Kapitals, auf den die Profite bezogen werden müssen. Dafür wird ein Teil des Mehrwerts dem neuen Immobilienbesitzer abgetreten. Die Profitraten steigen.

3.125 | Verringerung der Lagerbestände

Sachkapital steckt nicht nur in unbeweglichen Sachen wie Ausrüstungen und Gebäuden, sondern auch in beweglichen, z. B. in Vorräten. Im Jahr 2000 entfiel etwa die Hälfte des Sachkapitals im Verarbeitenden Gewerbe auf Sachanlagen, die andere Hälfte auf Vorräte.[5]

5 Deutsche Bundesbank, Ertragslage und Finanzierungsverhältnisse deutscher Unternehmen im Jahr 2000, Monatsbericht April 2002, 43

Je länger eine Produktionsanlage läuft, desto mehr Vorprodukte werden auf ihr verarbeitet. Die Anschaffungskosten einer Produktionsanlage für Automobile, die 20 statt 14 Stunden am Tag läuft, bleiben dieselben. Aber die Lieferungen von Motoren, Karosserien, Reifen, Achsen, Armaturen usw., der tausenden Einzelteile, die zu einem Auto montiert werden, nimmt naturgemäß zu. Ebenso wie die Energie, die der Betrieb der Anlage kostet usw. Wenn alle Teile gelagert werden müssten, würde das einen riesigen Kapitalbedarf für Gebäude, Personal, Transportmittel usw. erzeugen, der die Profitraten mindert.

Mit steigender Produktivität wächst das Bestreben, möglichst wenig Kapital in Lagervorräten zu binden. In der Automobilindustrie hat sich die just-in-time Produktion eingebürgert. Vor allem größere Teile werden mit LKWs *»genau in der Zeit«* (just in time) direkt ans Band angeliefert, in der sie montiert werden können. Sie werden nicht mehr vorher geliefert und gelagert. Im Idealfall werden Sitze, Bleche, Armaturen usw. nur in LKWs »gelagert«, die vom Zuliefererbetrieb bis zur Endmontage oder zur Bearbeitung in die Werkshallen fahren. LKWs sind zu rollenden Lagern geworden. Über den Verschleiß von Straßen wird ein Teil der früheren Lagerkosten der Gesellschaft aufgebürdet.

Das in Lagerkapazitäten und Personal investierte Kapital (B und C in unserer Profitratenformel → 3.0) vermindert sich, die betrieblichen Profitraten steigen.

Aber die Arbeitslosigkeit von Lagerverwaltern sowie Lager- und Transportarbeitern wächst. Sie pendelte von 1996 bis 2001 um satte 20 %. (Strukturanalyse 2001,32)

Lager haben eine ähnliche Funktion wie Bandscheiben. Sie federn plötzlichen Druck ab. Wenn ein Großauftrag die Nachfrage erhöht, wird der Druck kaum noch durch die Lagerbestände abgefangen. Die Beschäftigten der Zuliefererbetriebe müssen schlagartig länger arbeiten, um die Produktion zu erhöhen. Wenn bei sinkender Nachfrage nicht mehr wenigstens zeitweise auf Lager produziert wird, müssen die Beschäftigten schlagartig weniger arbeiten.

Die Arbeitskräfte selbst werden zu flexiblen Puffern. Weil es weniger Sachkapital aufwendet, muss das Kapital sich mehr als vorher die Lebenszeit der LohnarbeiterInnen einverleiben.

Alle plötzlichen Schwankungen des chaotischen Marktes schlagen jetzt auf die LohnarbeiterInnen durch. Jede Störung der Produktion, jeder überraschende Ausfall von Arbeitskräften, jeder zusätzliche Auftrag, jedes plötzliche Anziehen der Nachfrage muss direkt von den LohnarbeiterInnen mit ihrer Arbeitszeit abgefangen werden. Der stärkere Zugriff der Unternehmen auf die menschliche Arbeitskraft äußert sich in Überforderung, Stress, Leis-

tungsdruck und wachsender Existenzunsicherheit einerseits und in erzwungenen Ruhezeiten andererseits. Die Hektik des Arbeitslebens nimmt zu. Kapitalverwertung ist die Hauptsache, Menschen bloßes Anhängsel. Immer mehr Menschen halten diesem Druck nicht stand und werden als »Minderleister« in die Arbeitslosigkeit entlassen. (→ 3.13)

3.126 | Höhere Umschlaggeschwindigkeit des Kapitals

Das Kapital durchläuft einen ständigen Kreislauf. Es wird vorgeschossen, um Produktionsmittel, Vorprodukte und Arbeitskräfte zu kaufen. Wenn die erzeugten Waren verkauft sind, hat es sich in mehr Geld verwandelt, als zu Beginn vorgeschossen wurde. Dieses Geld fließt wieder in den Kreislauf der Kapitalverwertung zurück. Das Kapital hat sich in einer bestimmten Zeit »umgeschlagen«. Das Tempo dieses Kreislaufs nennt man die Umschlaggeschwindigkeit.

Wenn sich ein- und dasselbe Kapital z. B. von einer Milliarde Euro innerhalb eines Jahres zweimal umschlägt, ist die Profitmasse bei gleicher Höhe der Sachanlagen unter sonst gleichen Umständen doppelt so hoch, als wenn es sich nur einmal umschlägt. Profitraten werden in der Regel für den Zeitraum eines Jahres berechnet. Die Profitrate wächst also mit der Umschlaggeschwindigkeit des Kapitals. Je schneller bei gleichem Aufwand für Sachkapital produziert und verkauft wird, desto mehr steigen die Profitraten.

Die Umschlaggeschwindigkeit steigt, wenn die Produktionszeit kürzer wird. Der Druck, die Produktionszeit zu verkürzen, nimmt mit dem Fall der Profitraten zu. Das betrifft alle Elemente dieser Produktionszeit. Die Entwicklungszeit für Forschungsarbeiten und ihre Auswertung für neue Produkte, die Lieferzeiten von neuen Anlagen und die Bauzeit der Fertigstellung von Gebäuden, die Lieferzeiten der Zulieferer von der Bestellung bis zur Anlieferung, die Transportzeiten aller zur Produktion notwendigen Güter und die Produktionszeit selbst. Die Produktionszeit wird umso kürzer, je länger die Anlagen täglich laufen. Die Produktionszeit nimmt ebenfalls ab mit der Produktivität der Arbeit. Die Notwendigkeit, die Umschlaggeschwindigkeit des Kapitals zu erhöhen erzeugt einen ständigen Druck auf die LohnarbeiterInnen, schneller und länger zu arbeiten, damit alle Aufträge in möglichst kurzer Zeit abgewickelt werden können.

Auch mit Innovationen (Erneuerungen von Produkten) nimmt die Umschlaggeschwindigkeit des Kapitals zu. Neue, technisch bessere Produkte können einen neuen Schub der Nachfrage erzeugen. Um die Umschlaggeschwindig-

keit des Kapitals zu erhöhen, sind immer neue Modelle notwendig, auch wenn eigentlich gar nichts neu ist. Innovationszyklus nennt sich der Rhythmus, in dem Innovationen auf den Markt geworfen werden. Je schneller die Innovationszyklen, desto hektischer werden die Schwankungen der Nachfrage und die Schwankungen der Produktion. Umso mehr wächst der Arbeitsstress.

Der Umschlag des Kapitals ist erst dann vollendet, wenn die erzeugten Produkte verkauft sind und das Geld gezahlt ist.

Alle Mittel, die den Verkauf beschleunigen, erhöhen die Profitraten. Dazu gehört die Werbung. Deshalb ergeht schon beim Frühstück über das Radio die dringende Aufforderung, unbedingt Autos, Möbel, Joghurt usw. zu kaufen. Bevor sich zwei Liebende finden oder kurz bevor der Mörder enttarnt wird, müssen uns Punica, Bitburger, Fiat, Kia mitteilen, dass sie auf Käufer warten. Den Firmen muss es schlecht gehen, wenn sie so aufdringlich sind wie Schmeißfliegen.

Der hektische Puls der Kapitalverwertung erzeugt den wachsenden Stress, unter dem Millionen LohnarbeiterInnen leiden. Ihre Arbeitszeit und ihre Freizeit, ihr ganzer Lebensrhythmus wird immer mehr vom verrückten Rhythmus der Kapitalverwertung eingesaugt.

Alle Methoden, die Umschlaggeschwindigkeit des Kapitals zu erhöhen, führen auch zu einer Erhöhung der »Umschlaggeschwindigkeit« der Arbeitskräfte. Sie sind schneller überarbeitet, brennen früher aus und werden eher ausgesiebt. So wie die Nutzungsdauer von Maschinen mit längeren Maschinenlaufzeiten, gemessen in Jahren, relativ abnimmt, nimmt auch die Nutzungsdauer der Ware Arbeitskraft, gemessen in Arbeitsjahren, mit wachsendem Arbeitsstress ab. Die Lebensarbeitszeit sinkt tendenziell. Das ist ein wichtiger Grund dafür, dass die Nachfrage nach Arbeitskräften ab 45 oder 50 Jahren erheblich abnimmt. Die IG Metall lobte das VW-Modell 5.000 × 5.000, mit dem 5.000 Arbeitslose eingestellt werden, um den Minivan Touran zu produzieren. Dabei bekämem auch *»nicht mehr ganz junge Arbeitssuchende eine Chance«*. Denn ein Drittel der eingestellten Arbeitslosen ist — über 35 Jahre alt! (FR 07.03.2002, 20) Das stressende Kapital weiß mit immer mehr Älteren nichts mehr anzufangen. (→ 1.21)

3.127 | Rückgang der Investitionen dank besserer Auslastung

Der Fall der Profitraten erzeugt die Tendenz, das in Sachanlagen investierte Kapital netto (d. h. nach Abzug der Abschreibungen) zu reduzieren. Das ist in Deutschland seit der Krise 1993 der Fall. Im Verarbeitenden Gewerbe nahm

das Nettosachanlagevermögen zu Wiederbeschaffungspreisen von 956 Mrd. DM im Jahre 1994 auf 926 Mrd. DM im Jahr 2000 ab. (Statistisches Bundesamt 2001, 133) Vor allem wegen des Rückgangs des in Bauten investierten Kapitals.

Die Investitionen des Verarbeitenden Gewerbes in Ausrüstungen und Anlagen fielen von 1991 bis 2000 preisbereinigt um 8 %, aber die Investitionen in Bauten um über 25 %. (Sachverständigenrat 2002, 436 f.)

Die auf die Tendenz zum Fall der Profitraten zurückgehende Investitionszurückhaltung erscheint dem Kapital als »Investitionsschwäche«, die auf zu hohe Löhne zurückzuführen sei.

Bestehendes Sachanlagevermögen besser auszunutzen, ist zweifellos ein Fortschritt. Unter den Bedingungen der Kapitalverwertung aber produziert dieser Fortschritt einerseits arbeitsloses Kapital, das nicht mehr weiß wohin und andererseits arbeitslose LohnarbeiterInnen. Das ganze Leben wird hektischer und unsicherer, statt ruhiger und sicherer. Das arbeitslose Kapital kann mit den arbeitslosen LohnarbeiterInnen immer weniger anfangen, weil es immer weniger Möglichkeiten findet, sich als Kapital zu verwerten.

Gesellschaftliche Bedürfnisse zu befriedigen, bringt nichts ein.

3.13 | **Minderleister aussortieren**

340 Um dem Fall der Profitraten entgegenzuwirken, erhöht das Kapital die Leistungsanforderungen. Die Schwierigkeiten der Kapitalverwertung verwandeln sich in Leistungsdruck für die LohnarbeiterInnen. Auf Wirtschaftsdeutsch: Ihr »Wertschöpfungsbeitrag« muss gesteigert werden. Sogar die Zeiten, die auf der Toilette verbracht werden, sind für das Kapital verlorene Zeit. Wertschöpfung ist wichtiger als pinkeln.

Beispiel:
Ein Bandarbeiter bei Opel Bochum muss pinkeln. Die Pause ist noch weit. Die Personaldecke ist aber so eng, dass der Meister keine Ablösung hat. Nach zehn Minuten zieht der Kollege die Leine und hält das Band an, weil er weder ins Band noch in die Hose pinkeln will. Der Meister meldet das auf Weisung des Fertigungsleiters an die Personalabteilung: Unerlaubtes Bandabschalten.
(Standorte Nr. 33, Dezember 1998; Im Land der Menschenrechte, den USA, gab es bis zum April 1998 kein durch ein Bundesgesetz abgesichertes Recht auf den Gang zur Toilette. Nach einer Untersuchung waren ArbeiterInnen »erstaunt über den naiven Glauben von Außenstehenden, daß ihre Arbeitgeber ihnen gestatten würden, diesem elementaren körperlichen Bedürfnis nachzukommen, wenn es nötig wird« – nach Ehrenreich 2002, 239)

Die Zeit, in der LohnarbeiterInnen ihre Ware Arbeitskraft verkauft haben, muss für die Kapitalvermehrung genutzt werden. Da kommt es auf jede Minute an. Ja auf jede Sekunde. Bei Opel Bochum wurden Taktzeiten von 74 Sekunden auf 71 Sekunden gesenkt. Damit wird eine zusätzliche Arbeitsleistung von rd. 18 Minuten innerhalb desselben Arbeitstags von sieben Stunden abgefordert.
Je enger die Zeitvorgaben der Geschäftsleitung sind, desto mehr steigt der Leistungsdruck. Wie soll eine Gruppe, ein Team, eine Abteilung ihre Arbeit bewältigen, wenn die Personaldecke kurz gehalten wird und die Stückzahlen erhöht werden? Mehr Verantwortung, aber keine Zeit. Unvorhergesehene Störungen, aber keine Zeit dafür vorgesehen. Sich gegenseitig aushelfen, aber keine Zeit. Gruppengespräche führen, aber immer weniger Zeit dafür zur Verfügung stellen. Leistungsschwächere einbinden, aber keine zusätzliche Zeit dafür. Nacharbeiten, aber keine Zeit dafür. Gruppensprecher mit Verantwortung betrauen, aber keine Zeit dafür vorgesehen usw.

Beispiel:
1993 wurde im Werk Rastatt von Mercedes-Benz die geforderte Stückzahl von 100 Fahrzeugen pro Schicht auf 200 Fahrzeuge gesteigert. Ohne entsprechende Erhöhung des Personals. Das war die Antwort der Manager auf die Krise 1993.
In einer Befragung von 40 Kollegen an dem Wandlerbereich von Mercedes Gaggenau wurde die Aussage: »Der momentane Leistungsdruck belastet meine Teamkollegen sehr« durchgängig mit Ja beantwortet.
Als Ursache wurde die Forderung nach immer neuen Rekordstückzahlen genannt und die Ausdehnung der Maschinenlaufzeiten durch Überstunden und Samstagsarbeit. (Funke 1996, 103)

Je härter die Leistungsanforderungen werden, desto eher werden Arbeitskräfte ins Abseits abgedrängt, die das Tempo physisch und psychisch nicht mehr durchhalten und die geforderte Leistung nicht mehr bringen können.

3.131 | Leistungsdruck verdrängt »Leistungsschwächere«

»Jetzt klappt das noch mit dem Arbeitswechsel. Wenn ich aber die Leistung irgendwann nicht mehr schaffe, kann das innerhalb der Gruppe problematisch werden.« So ein Kollege von Opel. (Info der GoG Nr. 7 vom März 2001) Vor allem ältere Kollegen befürchten, dass sie das Arbeitstempo und den Wechsel von Arbeiten innerhalb der Gruppe nicht mehr schaffen.

Wenn z. B. Schwerbehinderte in die Gruppe kommen, weil Schwerbehindertenarbeitsplätze beseitigt worden sind, gibt es Probleme. KollegInnen müssen dann teilweise für sie mitarbeiten. Wenn jemand krank ist, muss die Gruppe einen Ersatz integrieren. Und der Kranke kann Druck bekommen. All das gibt mehr Stress.

Ein anderer: *»Früher hat einen gar nicht interessiert, ob einer mal eine geraucht hat, seit der Gruppenarbeit achtet fast jeder auf den anderen, wieviel Leistung der so bringt. Die Kontrolle durch die Gruppenarbeit ist schlimmer als vorher durch den Meister.«* (ebda.)

Leistungsschwächere bekommen die ganze Härte der Gruppenarbeit zu spüren. Bei Mercedes in Gaggenau heißen LohnarbeiterInnen, deren Arbeitsfähigkeit in irgendeiner Weise eingeschränkt ist, »Leistungsgewandelte«. Sie können z. B. nicht mehr dauernd im Stehen arbeiten oder nicht schwer heben oder sind schwerbehindert. Wenn sie in Gruppen integriert werden sollen, müssen auch Arbeiten nach dem Grad ihrer Leistungsfähigkeit vorhanden sein. Wenn nicht, müssten Zeitgutschriften die anerkannte Minderleistung ausgleichen. Das ist aber häufig nicht der Fall.

Die Gruppenarbeiter, die sowieso schon vom Kapital mit Stückzahlen und einer ausgedünnten Personaldecke gehetzt werden, können nicht auch noch langfristig zusätzliche Leistungen für andere erbringen. Dass das zur Ausgrenzung von »Leistungsgewandelten« führen muss, ist klar.

Der ehemalige Präsident des DIHT Stihl: *»Was bei uns aber auch hilft, die Fehlzeiten zu reduzieren, ist die Gruppenarbeit. (...) weil Gruppenmitglieder aufeinander angewiesen sind und sich selbst ganz scharf überwachen.«* (Managermagazin, Oktober 1995)

Es ist das Kapital, das Leistungsschwächere auf schäbige Art aus den Betrieben verdrängt. Es sind vor allem die älteren, angeschlagenen KollegInnen.

Aber wehe, sie haben keinen Bock mehr auf Ausbeutung und Arbeitshetze, sondern nur noch auf Rente. Dann geht das Gekreische von wegen Faulenzer und Schmarotzer los.

Früher wurden »leistungsgeminderte« LohnarbeiterInnen noch eher auf ruhigeren Arbeitsplätzen weiterbeschäftigt. Unter dem Druck fallender Profitraten werden solche Arbeitsplätze immer mehr abgeschafft.

Beispiel:
Die Profitraten der Hoechst AG fielen schon seit 1989. 1993 war der Tiefpunkt erreicht. Ab 1991 wurden Pläne entwickelt, z. B. chemieuntypische Leistungen wie Badehäuser oder Parkplatzwächter an Dritte zu vergeben oder wegfallen zu lassen. »Hier handelte es sich … häufig gerade um Arbeitsplätze, auf denen bisher noch leistungsgeminderte Werksangehörige beschäftigt werden konnten.« (Menz u. a. 1999, 97 und 148)

3.132 | Fünf Prozent Leistungsschwächste jährlich raus

Aus München verlautete *»mit einer für deutsche Verhältnisse ungewohnten Unverblümtheit: Der Infineonchef will jährlich die leistungsschwächsten fünf Prozent seiner Beschäftigten aussortieren.«* (FTD 26. 11. 2002) Infineon ist ein Siemens-Ableger, der Halbleiter herstellt.

Das Risiko, zu den Minderleistern einer Risikogruppe zu gehören, steigt. Wenn freigesetzt wird, dann zuerst die, deren Fähigkeit, Mehrwert zu produzieren, eingeschränkt ist. Dadurch werden die besonderen Eigenschaften von Jugendlichen, Älteren, Frauen, Behinderten, Ungelernten, Ausländern usw. zur Quelle ihrer überdurchschnittlichen Arbeitslosigkeit.

Ihr Risiko, arbeitslos zu werden, ist ein Risiko nur in Bezug auf die Bedürfnisse des Kapitals, sie als Arbeitskraft rentabel zu verwerten. Unabhängig von den egoistischen Interessen des Kapitals wäre es kein Risiko, alt zu werden oder jung zu sein, eine Frau zu sein oder einfach nur zu den fünf Prozent »Leistungsschwächsten« zu gehören.

Da LohnarbeiterInnen nicht im selben Verhältnis ersetzt werden, wie sie aus den Betrieben ausscheiden, bleibt die aus Jugendlichen bestehende Ersatzmannschaft teilweise auf der Straße. Sie gleicht Getreide, das nicht geerntet wird, sondern auf dem Feld verrottet.

Die sinkende Nachfrage nach Arbeitskraft äußert sich vor allem in einer sinkenden Nachfrage nach Älteren. Denn diese können, da sie mehr verbraucht sind als Jugendliche, am Wenigsten mithalten. Sie werden verstärkt in vorzeitige Rente oder in die Arbeitslosigkeit entlassen. Ihre Arbeitsaufgaben werden Jüngeren übertragen oder ganz einfach denen, die übrig geblieben sind, zusätzlich aufgeschultert.

3.133 | Langzeitarbeitslosigkeit und Faulheit

Auf dieser objektiven Grundlage entwickelt sich die Langzeitarbeitslosigkeit. Sie erscheint als Zunahme der Faulheit. In Wirklichkeit drückt sie aber die Steigerung der Arbeitsproduktivität aus, die immer mehr Menschen überflüssig macht und mit der immer mehr Menschen nicht mithalten können.

Die Dauer der Arbeitslosigkeit derjenigen Arbeitskräfte, deren Leistungsfähigkeit als zu gering eingeschätzt wird, steigt mit wachsender Produktivität. Für freigesetzte Arbeitskräfte wird es mit steigender Arbeitslosigkeit schwieriger, ihre Arbeitskraft zu verkaufen.

Als die Arbeitslosigkeit am Niedrigsten war (1971) hatten 60,7% der Arbeitslosen nach drei Monaten wieder eine Stelle. 1991 waren es 38,3% und 2000 nur noch 32%. Die Zahl der Langzeitarbeitslosen wuchs von 5,3% im Jahre 1971 auf 37,1% im Jahr 2000. (Datenreport 2002, 109)

Auf diesem Boden wächst notwendigerweise auch die Zahl derer, die es aufgeben, ihre Arbeitskraft überhaupt noch verkaufen zu wollen.

Weder die Arbeitslosigkeit noch ihre zunehmende Dauer ist auf mangelnde Arbeitssuche der Arbeitslosen zurückzuführen.

Man kann die »Vermittlungsgeschwindigkeit« erhöhen und die Arbeitssuche erleichtern. Dennoch ist die langfristig zunehmende Dauer der Arbeitslosigkeit in erster Linie eine Folge der sinkenden Nachfrage nach Arbeitskraft.

Indem sie mit Hilfe der modernen Technik immer produktiver arbeiten, entwickeln die LohnarbeiterInnen selbst die Werkzeuge, mit deren Hilfe sie vom Kapital überflüssig gemacht werden. Sie sind zu produktiv geworden, als dass das Kapital sie noch alle brauchen könnte, um seine beschränkten Zwecke zu befriedigen.

Nicht Faulheit ist die Ursache der Arbeitslosigkeit, sondern das wachsende Desinteresse des Kapitals an der Verwertung von Arbeitskräften, die nicht die gewünschten Profitraten bringen.

Die Eigeninteressen des Kapitals wirken auf die Bereitschaft der LohnarbeiterInnen zurück, sich einzusetzen und motiviert für seine Zwecke zu arbeiten. Die Zurückhaltung der Arbeitskraft, die im Wesentlichen dem Selbstschutz dient, wird mit weiteren Faulheitskanonaden beschossen. Die herabsetzende Propaganda wiederum wird eine weitere Ursache, die Arbeitskraft soweit es geht zurückzuhalten und mehr an sich zu denken als an die Befriedigung der maßlosen Bedürfnisse des Kapitals.

3.134 | Aufschwung der Produktivität durch Entlassung der »Minderleister«

344 Die Produktivität der IndustriearbeiterInnen in Deutschland nahm von 1991 bis 2000 um fast 75 % zu. (Statistisches Taschenbuch 2002, Tabelle 3.1) Möglich wurde das u. a. gerade dadurch, dass viele »Minderleister« abgebaut wurden. Durch die Arbeitslosigkeit der einen stieg die Produktivität der Übriggebliebenen. Nicht zuletzt das wiederum machte es möglich, die Profitraten ab 1997 bis 2000 leicht über den Stand von 1991 anzuheben.

Das Aussortieren von »Minderleistern« war eine Bedingung des Aufschwungs und der Erholung der Profitraten im letzten Wirtschaftszyklus. Das stört die Vertreter des Kapitals aber nicht dabei, den »Minderleistern« ständig vorzuwerfen, sich nicht genug anzustrengen, Arbeit zu finden.

Leasing von Maschinen vermindert das in Sachanlagen investierte Kapital. Leasing von Arbeitskräften vermindert das in Menschen investierte Kapital. Die Leiharbeitsfirmen entsprechen den Leasinggesellschaften. Sie stellen einen »Fuhrpark« voll gewarteter Einsatzkräfte zu jedem gewünschten Zeitpunkt gegen eine Gebühr zur Verfügung und nehmen sie zurück, wenn kein Bedarf mehr besteht.

Das Kapital erzeugt gewaltige Hoffnungen in die Leiharbeit.

Die Bundesregierung setzte Anfang 2002 eine Kommission unter dem Vorsitz des VW-Vorstandes Peter Hartz ein, die »Hartz-Kommission«, die Vorschläge zur Reform der Arbeitsvermittlung machen sollte.

Ihre 15 Mitglieder bestanden aus Managern aus Wirtschaft und Politik, zwei Gewerkschaftsvertretern und keinem Arbeitslosen.

»Herzstück des Abbaus der Arbeitslosigkeit ist eine neue Form der integrationsorientierten Zeitarbeitsgesellschaft, die PersonalServiceAgentur (PSA).« (Hartz-Kommission 2002, 148) PersonalServiceAgentur ist der hochgestylte Name für Leiharbeitsfirma. Vom Aufbau solcher Leiharbeitsfirmen in jedem Arbeitsamtsbezirk erwartete die Kommission ohne Gegenstimme einen Rückgang der Arbeitslosigkeit um etwa 800.000 Personen.

Der Ausbau der Leiharbeit wurde vor den Bundestagswahlen im Herbst 2002 als *»Mittel im Kampf gegen die Arbeitslosigkeit«* vermarktet. (FTD 15.07. 2002) Und zwar als das bedeutendste Mittel.

Solche Zahlen stehen auf einer Stufe mit den Renditeversprechen, die Anlagebetrüger, Bankanalysten und Versicherungsvertreter ausstreuen, um einem das Geld aus der Tasche zu ziehen.

Forscher des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) rechneten im März 2003 für 2003 allenfalls mit 20.000 Arbeitslosen, die über die PSA eine Stelle finden könnten. *»Allerdings wären mögliche Verdrängungseffekte gegenzurechnen. Der Nettoeffekt wäre erheblich geringer.«* (FR 03.03. 2003)

Die Propheten der Hartz-Kommission hatten bei ihren Zahlenblasen nicht einmal die gegenwärtige Wirtschaftskrise einbezogen. In Krisen nimmt das Interesse an Neueinstellungen naturgemäß ab.

3.141 | Mehr Leiharbeit – mehr Arbeitslosigkeit

346 Die Zahl der LeiharbeiterInnen ist im Konjunkturzyklus 1991–2000 von 100.000 auf 340.000 Personen angewachsen. Ihre Zahl hat sich also mehr als verdreifacht. (ANBA 2001, 102) Das ist ein erheblicher Ausbau. Die Zeitarbeitsbranche wird als *»Jobmotor Nummer eins«* hochgejubelt. (FTD 16.08.2001) Und die Branche schätzt sich auch selbst so ein. *»Die gewerbsmäßig tätige, auf Gewinn orientierte Zeitarbeit leistet in hohem Maße einen Beitrag zur Verringerung der Arbeitslosenzahl und zur Vermittlung in herkömmliche Beschäftigung.«*[1]

Was für ein geschwollener Unsinn. In derselben Zeit, in der der »Jobmotor Nummer eins« hochtourig brummte, stieg die Arbeitslosigkeit von 2,6 auf 3,9 Millionen.

LeiharbeiterInnen sind zu über 90% vollzeitbeschäftigt. Von 1991 bis 2000 wurden 3,7 Millionen Stellen von Vollzeitbeschäftigten abgebaut.[2]

Überdurchschnittlich viele LeiharbeiterInnen sind in der Industrie tätig. Über 80% der Unternehmen der Metall- und Elektroindustrie nutzen Leiharbeit, so das Münchener Ifo-Institut in einer repräsentativen Umfrage. (Handelsblatt 04. 11. 2002) Von 1991 bis 2000 ist aber die Zahl der Beschäftigten in der Industrie in Westdeutschland von 7,35 Mio. auf 5,66 Millionen zurückgegangen.

Leiharbeit hat mit Bekämpfung der Arbeitslosigkeit überhaupt nichts zu tun. Sie ist nicht »integrationsorientiert«.

3.142 | Mehr Leiharbeit – weniger Stammpersonal

Die Ausdehnung der Leiharbeit drückt letztlich sinkende Nachfrage nach Arbeitskraft aus. Die Profitraten steigen, wenn ein möglichst geringes Sachkapital mit möglichst wenig Arbeitskräften möglichst lange in Bewegung gehalten wird. Deshalb besteht die Tendenz, die Stammbelegschaften zu verkleinern. Je weniger Stammkräfte es gibt, desto mehr sind sie im Stress, desto geringer werden ihre »Stillstandszeiten«. Personalreserven, mit denen Engpässe abgedeckt werden können, werden immer weniger im Betrieb vorgehalten. Reserven werden von außen angefordert. Ähnlich wie bei Vorprodukten, die nicht mehr als Vorräte im Lager bereitgestellt werden, sondern just in time von außen angeliefert werden.

Die Kehrseite des Ausbaus der Leiharbeit ist daher die Verringerung der Stammbelegschaften und umgekehrt. »Flexible« Nutzung der zugekauften Arbeitskraftwaren statt »unflexible« Neueinstellungen ist eine Erscheinungsform des Personalabbaus.

Ausdehnung der Leiharbeit ist also kein Kampf gegen Arbeitslosigkeit, sondern bedeutet nur, dass ein wachsender Teil der Beschäftigten durch LeiharbeiterInnen verdrängt wird.

BEISPIELE:

Der Reifenhersteller Continental strebt an, den Anteil der LeiharbeiterInnen bei Bedarf auf bis zu 25% auszudehnen. Frei werdende Stellen sollen nur noch durch LeiharbeiterInnen besetzt werden.
Opel Bochum strebt erstmals den Einsatz von LeiharbeiterInnen an. Gleichzeitig soll die Belegschaft von 10.800 auf 6–7 tausend reduziert werden.

3.143 | Mehr Leiharbeit – mehr Profit

Leiharbeit ist ebenso wie der Ausbau von Arbeitszeitkonten ein Mittel, Sachanlagen und Arbeitskräfte besser auszunutzen, um Profite und damit die Profitraten zu steigern.

- Mit LeiharbeiterInnen ist eine flexible Ausdehnung von Betriebszeiten und Maschinenlaufzeiten eher möglich. Das vermindert relativ den Einsatz von Sachkapital. (→ 3.12) 1999 dauerten zwei Drittel der Leiharbeitsverhältnisse weniger als drei Monate (FR 26.01.2001). Die Überlassungsdauer an die Entleihfirma muss also noch geringer gewesen sein. Leiharbeit ist im Wesentlichen befristete Beschäftigung. LeiharbeiterInnen sind menschliche Spielbälle.
- LeiharbeiterInnen haben geringere Stillstandszeiten. Alle »unproduktiven« Ausfallzeiten wie Krankheitstage, Erziehungsurlaub, Urlaub usw. gehen zu Lasten der Leihfirma. Die Leihfirma ist verpflichtet, umgehend Ersatz zu beschaffen.
- LeiharbeiterInnen, die nicht mehr gebraucht werden, können von einem Tag auf den anderen »entlassen« werden. Der entleihende Betrieb muss weder Kündigungsfristen einhalten, noch Abfindungen zahlen oder Arbeitsgerichtsprozesse führen. Das verringert Stillstandszeiten und Lohnkosten.

Der DGB-Vorstand versicherte in Bezug auf die Hartz-Gesetze: *»Insbesondere eine Aushöhlung des Kündigungsschutzes ist für die Gewerkschaften nicht akzeptabel.«*[3] Das ist das Papier nicht wert, auf dem es geschrieben steht. Denn der DGB »begrüßt« das »Gesamtkonzept« der Hartz-Kommission, also auch die Ausdehnung der Leiharbeit, die ja das »Herzstück« des Gesamtkonzepts ist.[4]

Im Hartz-Bericht steht dazu: *»De facto* (tatsächlich) *führt die verstärkte Einschaltung von PSA und anderen Zeitarbeitsfirmen zur Neutralisierung* (Ausschaltung) *des Kündigungsschutzes.«* (Hartz-Kommission 2002, 149) Die ent-

1 Stellungnahme des Bundesverbandes Zeitarbeit Personal-Dienstleistungen – BZA – zu den Vorschlägen der Hartz-Kommission
2 Statistisches Taschenbuch 2002, Tab. 2.5A
3 Stellungnahme des DGB-Bundesvorstandes vom 15. August 2002 zu den Ergebnissen der Hartz-Kommission – www.dgb.de
4 siehe Fußnote 3

leihenden Betriebe können nämlich die LeiharbeiterInnen jederzeit an die Leiharbeitsfirma zurückschicken, ihnen also »kündigen«. Der Kündigungsschutz der LeiharbeiterInnen gilt nur gegenüber der Leiharbeitsfirma. Der DGB ist also gegen die »Aushöhlung des Kündigungsschutzes«, aber für die »Neutralisierung des Kündigungsschutzes«. Das kritische Gerede dient als Nebelkerze, damit der DGB den Ausbau der Leiharbeit fördern kann.

- LeiharbeitnehmerInnen verdienen bisher im Schnitt zwischen 30% (Facharbeiter) und 40% (Ungelernte) weniger als ihre KollegInnen aus der Stammbelegschaft. Leiharbeit ist für die LohnarbeiterInnen Lohndumping. *»Leiharbeit ist (...) bisher ein gängiges Instrument des Lohndumpings* (Lohndrückerei). *Mehr und mehr wird dieses sich verschärfende Lohn- und Gehaltsgefälle zum zentralen Motiv der Verleihbranche.«*[5]

Am Lohndumping ändert sich auch mit den Hartzgesetzen nicht viel.

Ab 1. 1. 2004 gilt zwar, dass automatisch der Tarif des entleihenden Betriebs bezahlt werden müsste, wenn kein Tarifvertrag abgeschlossen würde. Der Tarifvertrag zwischen DGB bzw. IG Metall und ver.di sowie dem Bundesverband Zeitarbeit sieht aber besonders bei Arbeitslosen Löhne vor, die deutlich unter den normalen Tariflöhnen liegen. Arbeitslose werden unter dem Dek-kmantel der Wiedereingliederung in den Arbeitsmarkt als Lohndrücker benutzt. Zum Lohndumping gehört auch, dass Arbeitslose bei Eintritt in die PSA sechs Wochen lang nur einen Nettolohn in Höhe des Arbeitslosengeldes erhalten sollen.

Die Lohnkosten pro Leihkraft bestehen für den Entleihbetrieb nicht nur in den an die Leihkraft ausgezahlten Löhnen. Die Leihfirmen erhalten für den Verleih eine Provision, aus der sie ihren gesamten Apparat, ihren Profit sowie die restlichen Kosten der LeiharbeiterInnen decken müssen (Lohnfortzahlung im Krankheitsfall usw.). Deswegen: *»Insgesamt summieren sich hierzulande die Kosten für die flexiblen Kräfte in etwa auf dem Niveau der Stammbelegschaft.«* (Annette Jensen, Leiharbeit hat viele Gesichter, Mitbestimmung 9/2002, 48)

Dennoch sind LeiharbeiterInnen für die Entleihbetriebe im Durchschnitt rentabler.

- Aufgrund geringer Ausfallzeiten ist die produktiv nutzbare Zeit eines Leiharbeiters im Schnitt jährlich zehn Tage länger.
- Ausfälle durch Urlaub entfallen ebenfalls.
- Die Ausdehnung der Leiharbeit reduziert die Kosten für die eigene Personalsuche. Leiharbeit ist eine billige Form des Tests von Stellenbewerbern, vor allem von Fachkräften, *»eine Art ausgedehnte Probezeit vor einer eventuellen Festeinstellung.«* (FTD 16. 08. 2001)
- Leiharbeit reduziert die Kosten für Entlassungen.

Die wichtigsten Einsparungen liegen aber weniger bei den individuellen Lohnkosten eines Leiharbeiters als bei den gesamten Lohnkosten. Die Lohnkosten für LeiharbeiterInnen sind im Verhältnis zu ihrer höheren Produktivität geringer, weil keine Leerzeiten anfallen. Das erklärt auch das Rätsel, dass die Gleichstellung von LeiharbeiterInnen in immerhin elf EU-Ländern kein Hindernis dafür ist, dass Leiharbeit z. B. in den Niederlanden, Frankreich usw. erheblich weiter verbreitet ist als in Deutschland.

3.1441 | Und was ist mit der Übernahme von Arbeitslosen?

Oberstes Ziel der PersonalServiceAgenturen sei es, *»die Zeitarbeiter in Dauerbeschäftigung«* zu führen, so der Chef der Bundesanstalt für Arbeit, Florian Gerster. (Handelsblatt 04. 11. 2002) Die Hartz-Kommission pries die Leiharbeit als »vermittlungsorientiert«.

Der DGB-Bundesvorstand bläst in dasselbe Horn: *»Die PersonalServiceAgentur als ›vermittlungsorientierte Integrationsfirma‹ kann eine tragfähige Brücke in den ersten Arbeitsmarkt sein.«* (DGB-Stellungnahme 15. 08. 2002; www.dgb.de) Die Belegschaften sollen also die Ausdehnung der Leiharbeit befürworten, wenn sie nicht als Gegner der Arbeitslosen dastehen wollen.

Der DGB befürwortet die Ausdehnung der Leiharbeit, weil Arbeitslose darüber wieder in Arbeit kommen können.

Aus früheren Untersuchungen der Bundesanstalt für Arbeit geht hervor, dass 1995 etwa 60% der LeiharbeiterInnen arbeitslos waren und 40% aus anderen Beschäftigungsverhältnissen kamen. 1980 war es noch umgekehrt. Aber nur eine Hälfte der vormals arbeitslosen LeiharbeiterInnen hat vorher Arbeitslosenunterstützung oder Sozialhilfe bezogen bzw. war als arbeitslos registriert. Die andere Hälfte der Arbeitslosen stammte aus der Stillen Reserve. (Wilhelm Adamy, FR 22. 10. 2002) Nur 30% der LeiharbeiterInnen waren also vor Arbeitsaufnahme als arbeitslos registriert.

1991 waren also im Schnitt 35.000 registrierte Arbeitslose in Leiharbeit übergewechselt und im Jahr 2000 115.000.

Die Leiharbeitsbranche verbreitet, dass 30% ihrer Beschäftigten von den Entleihfirmen übernommen werden. Die Makler der Arbeitskraft nennen das den »Klebeeffekt«. So redet man in der Sprache des Kapitals über menschliche Wesen.

Die SPD-Grünen-Bundesregierung übernimmt die 30% unbesehen. Nach Aussage der Bundesanstalt für Arbeit gibt es dafür aber keine Beweise, da keine Erhebungen

5 Wilhelm Adamy, Karin Schule Buschoff, Das Rosinenpicken bei den Arbeitslosen muss unterbleiben, FR 22. 10. 2002

vorliegen.[6] Das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung schätzte 1997, dass etwa 18% der LeiharbeiterInnen eine feste Stelle bekommen.[7]

Hanno Hoff, der Betriebsratsvorsitzende von Randstad, der größten Verleihfirma in Deutschland, schätzt, dass heute vielleicht ein Prozent der Ungelernten übernommen wird und 6–7% der im kaufmännischen Bereich Tätigen. Nur Fachkräfte, vor allem junge, würden häufiger übernommen. (Anette Jensen, a. a. O., 48)

Die Festeinstellung ist offensichtlich nicht der wichtigste Zweck der Leiharbeit. Das Interesse des Kapitals an Leiharbeit besteht ja gerade darin, dass nicht fest eingestellt werden soll. LeiharbeiterInnen sind Puffer. Wenn die Aufträge steigen, werden zuerst LeiharbeiterInnen eingestellt, wenn sie sinken, werden sie zuerst entlassen.

3.1442 | Übernahme von Langzeitarbeitslosen

Die Hartz-Kommission malte aus, dass die PSAs 500.000 Langzeitarbeitslose aufnehmen und 150.000 bis 250.000 von ihnen von den Entleihfirmen übernommen würden. (Hartz-Kommission 2002, 274)

Und IGM-Chef Zwickel schwärmte: *»Die vermittlungsorientierte Leiharbeit über PersonalServiceAgenturen eröffnet für Langzeit-Arbeitslose und für Arbeitslose mit Vermittlungsproblemen (...) neue Chancen, in den ersten Arbeitsmarkt zu gelangen.«* (Metall-Pressedienst Nr. 121/2002 vom 10. 09.) Die Langzeitarbeitslosen, an denen das Kapital kaum noch Interesse hat, sind der Köder, der ausgelegt wird, um die Leiharbeit auszudehnen.

Natürlich ist es Ziel der Arbeits- und Sozialämter, möglichst viele ihrer »Klienten« aus dem Bezug zu entlassen, insbesondere die, die ihnen länger auf der Tasche liegen, die Langzeitarbeitslosen.

Die gewerbliche Zeitarbeitsfirmen, die die PSAs vorrangig übernehmen sollen, können aber mit der Vermittlung von Langzeitarbeitslosen nicht genug Geld verdienen. Und deswegen war es bisher auch nicht ihr Ding.

Nach Untersuchungen der Bundesanstalt für Arbeit waren 1995 12,1% der LeiharbeiterInnen oder 21.000 Personen vor Aufnahme der Leiharbeit ein Jahr und länger arbeitslos. Nach Angaben des Bundesverband Zeitarbeit sind es heute 9%. Das wären rund 30.000 Langzeitarbeitslose.

Nehmen wir an, von diesen 30.000 Langzeitarbeitslosen wären tatsächlich die angegebenen 30% übernommen worden, dann wären das gerade mal 9.000. Wahrhaft bedeutende Dimensionen im heroischen Kampf gegen die Arbeitslosigkeit.

Mit besonderen Zuschüssen wurden zwischen 1995 und 1999 11.800 »Schwervermittelbare« gefördert, die von Leiharbeitsfirmen beschäftigt wurden. Nur

1.500 oder 12,7% von ihnen wurden von den Entleihfirmen übernommen. (Herzberg 2002, 88)

Nimmt man diese Quote, dann wären nicht einmal 4.000 Langzeitarbeitslose im Jahr 2000 übernommen worden.

Und das soll sich jetzt auf bis zu 250.000 steigern?

Es gibt einzelne Leiharbeitsfirmen wie die START NRW GmbH in Duisburg, über die relativ viele Arbeitslose in Betrieben festangestellt werden. Aber die START NRW GmbH ist ein weißer Rabe unter den Verleihfirmen.

Das Sozialwissenschaftliche Forschungsinstitut Göttingen (SOFI) hat 150 LeiharbeiterInnen befragt, die in Zwickau und Stuttgart in der Automobilwirtschaft arbeiten, sowie ehemalige Leiharbeiter. Im Mittelpunkt stand die Frage: Ist Leiharbeit tatsächlich eine Chance für einen Wiedereinstieg ins Erwerbsleben?

Die Forscher stellten fest, dass nur etwa ein Viertel den Sprung in reguläre Beschäftigung schafften. Das waren in der Regel gut qualifizierte und relativ junge Arbeitskräfte.

»Entscheidend ist aber, dass gerade jene, die am Arbeitsmarkt ohnehin schwach sind, durch Leiharbeit und befristete Beschäftigung nicht gestärkt werden. Für Langzeitarbeitslose und gering Qualifizierte bietet Leiharbeit keine Verbesserung der Chancen, wie es die politische Debatte suggeriert. Der überwiegende Teil der Befragten verharrte in diesen Beschäftigungsverhältnissen und wird allmählich aus dem Erwerbsleben herausgefiltert. Es reiht sich eine befristete Beschäftigung an die nächste, unterbrochen von Phasen der Arbeitslosigkeit. Die soziale Ungleichheit wird also verfestigt: das ist die zentrale Erkenntnis der Studie.« So Berthold Vogel, Wissenschaftler am SOFI. (junge welt, 20. 11. 2002)

Warum sollten auch Unternehmen, die eben erst ihre Minderleister entsorgt haben, dieselben Personen auf dem Umweg über Leiharbeit wieder fest einstellen? Und das auch noch, nachdem sie länger arbeitslos waren. Das macht für das Kapital überhaupt keinen Sinn.

Leiharbeit ist hauptsächlich Teil eines Abstiegs. Deswegen wird sie auch meist nicht freiwillig gewählt.

3.145 | Schlussfolgerung

Den Arbeits- und Sozialämtern muss die Leiharbeit als Mittel des Kampfs gegen die Arbeitslosigkeit erscheinen, da sie die Zahl der bei ihnen registrierten Arbeitslosen redu-

6 nach Wolf Herzberg, Ist Erwerbslosen Leiharbeit zumutbar, Köln 2002, 153

7 Helmut Rudolph, Esther Schröder, Arbeitnehmerüberlassung: Trends und Einsatzlogik, MittAB 1/1997, 102

ziert. Betriebe, die LeiharbeiterInnen zusätzlich einstellen, sehen das ebenfalls als Schaffung von Arbeitsplätzen für Arbeitslose an. Die Leiharbeitsfirmen selbst sehen sich als Kämpfer gegen Arbeitslosigkeit, da sie ja Arbeitslose einstellen. Und auch für Arbeitslose selbst ist Leiharbeit ein Mittel, ihre Arbeitslosigkeit zu beenden.

Wieviele Arbeitslose auch immer, zu welchen Löhnen auch immer, über Leihfirmen eine feste Stelle finden: Leiharbeit ist gesamtwirtschaftlich keine Veranstaltung zur Festeinstellung von Arbeitslosen. Sie ist im Wesentlichen eine Veranstaltung, mit Hilfe von Arbeitslosen Stammbelegschaften abzubauen und die Profitraten aufzubessern.

Arbeitslosigkeit ist die wichtigste Voraussetzung für Leiharbeit. Sie ist das Reservoir der Leiharbeit. Die Leiharbeit dehnt sich mit dem Wachstum der Arbeitslosigkeit aus. Leiharbeit ist aber kein Mittel, die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen. »Leiharbeit ist nicht die Lösung arbeitsmarktpolitischer Probleme, sondern deren Bestandteil«, sagt Berthold Vogel. (ebda.) Leiharbeit drückt sinkende Nachfrage nach Arbeitskraft aus, da das Kapital bei einem wachsenden Teil der LohnarbeiterInnen nur noch an befristeter Nutzung interessiert ist.

In der Zukunftsdebatte der IG Metall haben nicht umsonst 81% von 120.000 Befragten geäußert, dass sie eine Zunahme der Leiharbeit nicht begrüßen würden. (IG-Metall-Zukunftsreport 2001, 18) Die IG Metall-Spitze setzt sich trotzdem für die Ausdehnung ein.

3.146 | Befristete Arbeitsverhältnisse

Die Wirtschaftsminister der Bundesländer forderten auf ihrer Konferenz im Mai 2002, die befristete Beschäftigung zu erleichtern, *»um den Erwerbsarbeitsmarkt nachhaltig zu stärken«*. (Rundschreiben des Deutschen Städte- und Gemeindebundes DStGB Aktuell 2102)

Der Anteil der befristeten Beschäftigten an allen LohnarbeiterInnen hat in den 80er und 90er Jahren in fast allen europäischen Ländern stark zugenommen.

Sie haben sich insbesondere nach der Krise 1980–82 ausgedehnt. Seit 1985 können nach dem »Beschäftigungsförderungsgesetz« befristete Verträge ohne Angabe von sachlichen Gründen geschlossen werden, inzwischen bis zu zwei Jahren.

In Westdeutschland stieg der Anteil von 5,1% im Jahre 1991 auf 7,0% im Jahr 2000. Das berechnete das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung an-

hand des Mikrozensus des Statistischen Bundesamtes. Das Statistische Bundesamt sah in Deutschland einen Anstieg von 9,6% auf 13,3% im selben Zeitraum. (einblick 6/02)

Für Arbeitgeberpräsident Dieter Hundt ist die Befristung von Jobs *»das erfolgreichste Arbeitsbeschaffungsprogramm der letzten zwei Jahrzehnte.«* (SZ 04.09.2000) In der Tat: immer neue befristete Stellen wurden eingerichtet. 1999 soll es nach seinen Angaben die Hälfte der zusätzlichen Arbeitsplätze gewesen sein.

Das *»erfolgreichste Arbeitsbeschaffungsprogramm«* war so erfolgreich, dass die Zahl der abhängig Beschäftigten im Konjunkturzyklus 1991–2000 gleich blieb. Die Arbeitslosigkeit stieg erheblich an.

Wachstum der befristeten Stellen und Wachstum der Arbeitslosigkeit drükken ebenfalls beide sinkende Nachfrage nach Arbeitskraft aus. Besonders deutlich ist das in Ostdeutschland zu sehen. Die Zahl der befristeten Stellen ist erheblich höher als in Westdeutschland und die Arbeitslosigkeit ist es auch.

Der Ausbau der Befristungen fördert nicht die Beschäftigung oder den »Erwerbsarbeitsmarkt«, sondern die Profitraten. Befristete Stellen ersetzen unbefristete Stellen. Mit steigender Produktivität wird das Wirtschaftssystem instabiler und die Existenz unsicherer.

Die Arbeitslosigkeit ist ein großes Potential für den Ausbau befristeter Stellen. Im Jahr 2000 wurden 30,3% der Arbeitslosen in Deutschland auf befristete Stellen vermittelt. (Arbeitsmarkt 2001, 92) Der Anteil der befristeten Stellen insgesamt betrug aber in Deutschland »nur« 8%.

Befristete Stellen erscheinen als Mittel, die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen. 20% der befristet Beschäftigten sind unter 25 Jahre alt. Auszubildende, die nicht übernommen werden und Berufsanfänger, aber auch Langzeitarbeitslose usw. sind häufig froh, wenigstens zeitweise eine Stelle zu bekommen. Würden sie nicht befristet übernommen oder eingestellt, wären sie arbeitslos.

Hundt verkauft das als Erfolg im Kampf gegen die Jugendarbeitslosigkeit.

Befristete Stellen werden nicht ausgebaut, um Arbeitskräfte einzustellen, weil die Nachfrage nach Arbeitskraft steigt. Sie werden ausgebaut, um unbefristete Stellen abzubauen, weil die Nachfrage nach Arbeitskraft sinkt.

Das Interesse der LohnarbeiterInnen besteht nicht darin, befristete Arbeitsverhältnisse auszubauen, die die Arbeitslosigkeit zum ständigen Begleiter machen. Die Belegschaften haben ein Interesse an der Übernahme von be-

fristet Beschäftigten (ebenso wie von LeiharbeiterInnen), d. h. an der möglichst starken Besetzung von Stammbelegschaften.

Beispiel:
20.000 VW-Arbeiter demonstrierten im Februar 2000 vor der Konzernverwaltung für die Übernahme der 1.800 befristet Beschäftigten. Sie setzen durch, dass 922 auf Dauer eingestellt wurden. Die übrigen wurden von der Zeitarbeitsfirma von VW unbefristet eingestellt. (metall 3/2000,12)

3.147 | Abbau Kündigungsschutz – weniger Arbeitslose?

Der Kündigungsschutz wird vom Kapital als Hindernis dabei betrachtet, Arbeitslose oder Arbeitskräfte überhaupt einzustellen. Kündigungsschutz bedeutet, dass Arbeitskräfte nicht von einem Tag auf den Anderen entlassen werden können, sondern erst nach bestimmten Fristen. Diese können bis zu sechs Monaten gehen. Bei Älteren über 55 Jahren sind nicht selten betriebsbedingte Kündigungen sogar durch Tarifverträge ausgeschlossen. *»Viele betrachten (...) den Kündigungsschutz als Hauptursache für die Probleme* (des Arbeitsmarkts).« (FTD 10. 07. 2002)

Tatsächlich stellen Unternehmen bei steigender Nachfrage schneller ein. Umgekehrt entlassen sie aber bei sinkender Nachfrage auch schneller. Die Arbeitslosigkeit wird im Aufschwung kurzfristig stärker vermindert, um in der Krise stärker zu steigen. Die Gesamtentwicklung der Arbeitslosigkeit wird dadurch nicht beeinflusst.

Die Schönredner des Kapitals verkaufen wie immer ihren eigenen Vorteil als Vorteil für alle. Der Abbau des Kündigungsschutzes dient vor allem der Vermeidung von Stillstandszeiten der Arbeitskräfte. Sie sollen nur solange beschäftigt werden, als sie tatsächlich Profit produzieren. Wenn die Kündigungsfrist eines Metallarbeiters statt z. B. drei Monate 14 Tage betragen würde, kann man ihn, wenn er nicht mehr gebraucht wird, 2 ½ Monate eher loswerden. Das senkt die Kosten und wirkt dem Fall der Profitraten entgegen. Der Abbau des Kündigungsschutzes bezweckt auch, LohnarbeiterInnen schneller loszuwerden, wenn sie »Minderleister« werden z. B. älter werden oder als Schwerbehinderte anerkannt werden.

Je unsicherer die Aussichten für die Verwertung des Kapitals sind, desto mehr stört sich das Kapital an den Kündigungsfristen, die die Entlassung verzögern.

Das eigentliche Hindernis für die Einstellung von Arbeitskräften ist nicht das überzogene Sicherheitsbedürfnis von LohnarbeiterInnen, die sich im Verlangen nach Kündigungsfristen äußert. Es ist das Kapital selbst, das sich mit wachsender Produktivität schlechter verwertet. Das Kapital ist die entschei-

dende Bremse für »Beschäftigung«, nicht die LohnarbeiterInnen selbst. Das zeigt sich deutlich an den USA, wo die Arbeitslosigkeit trotz eines kaum vorhandenen Kündigungsschutzes auch nicht niedriger ist als in Deutschland. (→ 1.43)

Die Zahl der Arbeitslosen steigt mit steigender Produktivität, unabhängig vom Umfang des Kündigungsschutzes.

Die Angriffe auf den Kündigungsschutz zeigen, dass das Kapital am liebsten alle LohnarbeiterInnen wie LeiharbeiterInnen behandeln möchte. Ex und Hopp. Die Existenzunsicherheit der LohnarbeiterInnen soll zunehmen, damit die Sicherheit des Kapitals wächst, sich zu verwerten.

3.15 | Teilzeit

3.151 | Teilzeitarbeit – Mittel zum Abbau der Arbeitslosigkeit?

Als Teilzeitarbeit gilt jede vertraglich vereinbarte Wochenarbeitszeit von 1 bis 34 Stunden. *»Ausbau und Förderung der Teilzeitarbeit«* dient laut Arbeitgeberverbänden, DGB und Bundesregierung dazu, auf den *»Abbau von Arbeitslosigkeit hinzuarbeiten und die Wettbewerbsfähigkeit der Wirtschaft nachhaltig zu stärken.«* (FR 09. 12. 1998) So das damalige »Bündnis für Arbeit«. Die Profitraten werden tatsächlich gestärkt, die Arbeitslosigkeit aber wird nicht abgebaut.

3.1511 | Mehr Teilzeitarbeit – mehr Arbeitslose

Der Anteil der Teilzeitbeschäftigten an allen LohnarbeiterInnen explodierte in Deutschland von 15,6% im Jahre 1991 auf 26% im Jahre 2000. In den Jahren vorher war er erheblich langsamer gestiegen. Die Teilzeitbeschäftigung weitete sich um 3,7 Millionen Stellen aus. Gleichzeitig fiel die Zahl der Vollzeitbeschäftigten ebenfalls um 3,7 Millionen. (Statistisches Taschenbuch 2002, Tab. 2.5A) Im Großen und Ganzen sind Vollzeitstellen einfach nur durch Teilzeitstellen ersetzt worden.

Wie kann man von Abbau der Arbeitslosigkeit durch Teilzeitarbeit reden, wenn Arbeitgeber in wachsendem Maße statt »ganzer« nur noch »halbe« Arbeitskräfte einstellen? Das Wachstum der Teilzeitarbeit zeigt die allgemein gesunkene Nachfrage nach Arbeitskraft an.

Beispiel:

Der öffentliche Dienst ist Vorreiter der Teilzeitarbeit. Er stellt rd. 30% aller Teilzeitbeschäftigten. Die Zahl der Teilzeitbeschäftigten stieg dort von 1991 bis 2000 um fast 300.000 Personen. Gleichzeitig reduzierte der öffentliche Dienst die Zahl seiner Vollzeitbeschäftigten um 1,4 Millionen. (Statistisches Jahrbuch 2002, 526)

Dieselbe Bundesregierung bringt es fertig, den Ausbau der Teilzeit als Mittel des Abbaus der Arbeitslosigkeit zu verkaufen. Einer Arbeitslosigkeit, zu der sie selbst so erfolgreich beiträgt.

1988 schrieb Klaus Zwickel noch: *»Die IG Metall bekräftigt, daß Teilzeitarbeit kein geeignetes Instrument zur Lösung der Beschäftigungskrise (...) ist.«* (IGM Positionspapier Teilzeitarbeit, Schriftenreihe der IG Metall 114, Frankfurt 1988, 5) Zehn Jahre später unterschrieb er im »Bündnis für Arbeit« das Gegenteil.

Das Arbeitsvolumen der Vollzeitbeschäftigen (d. h. die Gesamtheit ihrer Ar-

beitsstunden) nahm von 1991 bis 2000 um 5 Mrd. Stunden ab, das der Teilzeitkräfte nahm um 1,8 Mrd. Stunden zu. Wie kann bei sinkendem Arbeitsvolumen die Arbeitslosigkeit durch die Ausweitung der Teilzeitarbeit »bekämpft« werden? Die Zunahme der Teilzeitarbeit drückt aus, dass die Nachfrage nach Arbeitskraft mit steigender Produktivität sinkt.

3.1512 | Mehr Teilzeit – mehr Erwerbstätige

In Westdeutschland gab es im Jahr 2000 rd. 20 Millionen vollzeitbeschäftigte LohnarbeiterInnen. Genauso viel wie im Jahre 1970. (Statistisches Taschenbuch 2001, Tab. 2.5A; Statistisches Jahrbuch 2001, 108) Die Zahl der Teilzeitbeschäftigten dagegen nahm von zwei auf nahezu sechs Millionen zu. (IdW 2001, 13) *»Beschäftigungsgewinne wurden in der Vergangenheit (...) vor allem durch das Angebot an Teilzeitarbeitsplätzen erzielt.«* (Datenreport 2002, Bonn 2002, 498) Trotz vier Millionen neuer Stellen stieg aber die registrierte Arbeitslosigkeit um das siebzehnfache bzw. um 2,4 Millionen Personen! Mehr Teilzeitstellen waren gesamtwirtschaftlich nicht mit weniger, sondern mit mehr Arbeitslosigkeit verbunden.

Andererseits reduziert die steigende Zahl von Teilzeitstellen auch wiederum die Arbeitslosigkeit. Denn Teilzeitstellen werden überwiegend von Frauen eingenommen, die neu ins Erwerbsleben eintreten, die also aus der Arbeitslosigkeit der Stillen Reserve heraustreten. Es sind vor allem verheiratete Frauen. 1970 betrug die Erwerbsquote verheirateter Frauen nur 35,6%, 2000 aber schon 50,3%. (Datenreport 2002, 89)

Der Zuwachs von Arbeitsplätzen für LohnarbeiterInnen fand aber nur in den Jahren vor 1991 statt. 2000 war die Zahl der Arbeitsplätze nämlich genauso hoch wie 1991. Bis 1991 war Teilzeitarbeit noch eine Form, mit der neue Stellen geschaffen wurden. Ab 1991 treten Teilzeitstellen an die Stelle von Vollzeitstellen.

Die Zahl der LohnarbeiterInnen wäre sogar erheblich gesunken, wenn nicht die Bundesregierung seit 1999 geringfügig Beschäftigte (die heutigen 325 Euro-Jobs) als Erwerbstätige mitzählt. Dadurch wurden 1999 zwei Millionen Erwerbstätige mehr aus dem Hut gezaubert.

Für 1991 aber gab es in einer rückwirkenden Berechnung nur 700.000 Erwerbstätige mehr, weil es eben damals weniger geringfügig Beschäftigte gab. So werden Arbeitsplätze »geschaffen«.

Das Arbeitsvolumen der Teilzeitkräfte fällt. Die durchschnittliche Jahresarbeitszeit von Teilzeitbeschäftigten fiel von 773 auf 680 Stunden. (Arbeitszeit und Arbeitsvolumen Teil I, IAB-Kurzbericht 3/2001, 5) Von Teilzeitarbeit können Frauen immer weniger leben.

3.1513 | Teilzeitbeschäftigung erhöht Profite

DGB-Chef Sommer schlug eine Teilzeitinitiative als Teil eines *»Paktes für Beschäftigung«* vor, natürlich im Interesse der Arbeitslosen.
Die Triebfedern des Ausbaus der Teilzeitarbeit bestehen jedoch ausschließlich darin, dass Teilzeitarbeit die Produktivität der Arbeitskräfte steigert und darüber die Profitraten.

Beispiel Einzelhandel
Ende der 80er Jahre gab es im Einzelhandel etwas mehr als ein Drittel Teilzeitkräfte. Heute sind über 50% der 2,5 Millionen Beschäftigten Teilzeitkräfte, bei Supermärkten inzwischen über 70% und in einzelnen Unternehmen sogar über 90%. (Bosch 2002, 42 f.) Die Zahl der Vollzeitbeschäftigten nimmt entsprechend ab.

Der Publikumsverkehr schwankt im Tagesverlauf (Höhepunkt früher Abend), im Verlauf der Woche (Höhepunkt freitags/samstags) und saisonal (Höhepunkt Weihnachtsgeschäft). Teilzeitarbeit ermöglicht es eher als Vollzeitarbeit, VerkäuferInnen, KassiererInnen und Aushilfskräfte nur dann zu beschäftigen, wenn Arbeit anfällt und sie ausgelastet sind. (Datenreport 2002, 305) Teilzeitarbeit vermeidet Stillstandszeiten (Leerzeiten) der Arbeitskräfte und senkt im Verhältnis zur Produktivität die Personalkosten.
Die Zahl der (Teilzeit)Arbeitsplätze vermehrt sich, nicht weil damit die Arbeitslosigkeit bekämpft werden soll, sondern weil damit die Rentabilität erhöht werden soll.
Teilzeitarbeit dient auch dazu, die Ladenöffnungszeiten auszudehnen. Je länger Läden offen haben, desto höher sind die Betriebszeiten. Die Motive sind dieselben wie in der Industrie.
Da bei längeren Öffnungszeiten mehr verkauft werden kann, steigt der Umsatz und damit der Profit im Verhältnis zum investierten Sachkapital. Die Umschlaggeschwindigkeit der Waren und damit des Kapitals soll steigen. Auch das erhöht die Profitraten.
Längere Öffnungszeiten werden mit mehr Teilzeitkräften bewältigt.
»Die Fragmentierung (Zerstückelung) in Arbeitsverhältnisse mit nur wenigen Stunden ist das wichtigste Instrument zur Umsetzung veränderter Öffnungszeiten in den Betrieben.« (Heike Jacobsen, Ellen Hilf, Offen für das Shoppen, FR 16. 01. 2003, 14)
Längere Öffnungszeiten sind ein Mittel der Konzentration des Kapital. In Schweden, wo die längsten Erfahrungen mit der Freigabe mit der Verlängerung von Öffnungszeiten existieren, entfällt inzwischen auf drei Konzerne des Lebensmitteleinzelhandels 90% des Umsatzes. Das ist die höchste Konzentration in der Welt. (ebda.)
Konzentration aber fördert den Arbeitsplatzabbau.

- Teilzeitbeschäftigte haben einen durchschnittlich niedrigeren Krankenstand. Ihre Abwesenheitszeiten sind also geringer. (Hans Kohler, Eugen Spitznagel, Teilzeitarbeit in der Gesamtwirtschaft, MittArbB 3/1995, 346)

BEISPIEL:
Die Firma Gerhard Rösch in Tübingen hatte einen Krankenstand von 3%. Bei ihren Teilzeitbeschäftigten betrug er nur 1,9%. (Pressemitteilung Bundesministerium für Arbeit- und Sozialordnung 26. 09. 2001, www.teilzeit-info.de/presse/pm26092001.asp)

- Teilzeitbeschäftigte können Druck wegen der kürzeren Arbeitszeit eher aushalten. Sie sind leistungsfähiger. Ein teilzeitarbeitender Elektroniker: *»Man bekommt den Kopf frei und ist dann bei der Arbeit wieder frischer und motivierter.«* (FTD 15. 02. 2002) Das Bundesarbeitsministerium wirbt mit der Aussage eines Personalchefs, dass *»Teilzeit-Mitarbeiter eindeutig motivierter, produktiver und belastbarer«* sind. (BMA 26. 09. 2001 ebda.)
- Teilzeitbeschäftigte machen oft unbezahlte »graue Arbeitsstunden«. Z. B. wenn sie in ihrer geringeren Arbeitszeit mit der Arbeit nicht fertig werden.
- Die Fluktuation von Teilzeitkräften ist geringer. Das erspart Kosten für Suche und Einarbeitung neuer Kräfte.
- Teilzeitkräfte haben bei Mehrarbeit keinen Anspruch auf Überstundenzuschläge.
- Bei bestimmten Formen der Teilzeitarbeit wie den geringfügigen Beschäftigungen bzw. den neu eingerichteten Minijobs sind die Sozialversicherungsbeiträge geringer als bei Vollzeitbeschäftigten. Zwei oder drei Teilzeitkräfte können bei gleicher Stundenzahl billiger sein als eine Vollzeitkraft.
- Aber auch wenn Teilzeitkräfte denselben Bruttostundenlohn wie Vollzeitkräfte haben sollten, bringen sie aufgrund höherer Produktivität höheren Profit.
- Das Einkommen von Teilzeitbeschäftigten reicht in den meisten Fällen nicht zum Leben aus. Rd. 90% der Teilzeitbeschäftigten sind Frauen. Sie können meist nur deshalb teilzeit arbeiten, weil sie noch auf das Einkommen ihrer Partner zurückgreifen können.

»Teilzeitbeschäftigung ist in Westdeutschland in der Regel eine Tätigkeit von in Ehe oder eheähnlichen Beziehungen lebenden Frauen mit Kind(ern), die mit ihrer Teilzeitbeschäftigung einen »Zuverdienst« zum Haushaltsnettoeinkommen erbringen.« (Groß 2000a, 8)

Auf die Familie bezogen, ist Teilzeitarbeit ein Mittel der Arbeitszeitverlängerung. Früher reichte z. B. eine Arbeitszeit des Mannes von 48 Stunden für die durchschnittlichen Lebenshaltungskosten einer vierköpfigen Arbeiterfamilie aus. Heute sind dafür z. B. 40 Stunden des Mannes und 20 Stunden der Frau

notwendig, also 60 Stunden. Das Gesamteinkommen einer Familie hat sich zwar erhöht, ist aber relativ zur aufgewandten Arbeitszeit gefallen.

- Teilzeitarbeit wird von Einzelhandel und Gastronomie nicht deshalb ausgebaut, um den Wunsch der Frauen zu befriedigen, Familie und Beruf zu vereinbaren, sondern um Sachkapital und Arbeitskräfte möglichst rationell zu nutzen und ihr Kapital besser zu verwerten. Sie finden solche Kräfte allerdings in erster Linie bei Frauen, die arbeiten wollen und die nicht darauf angewiesen sind, allein von diesem Einkommen zu leben.

Der Ausbau der Teilzeitarbeit ist nicht dadurch bedingt, dass Vollzeitkräfte ihre Arbeitszeit »solidarisch« reduzieren, um den Arbeitgebern zu ermöglichen, die freiwerdenden Mittel *»eins zu eins für die Schaffung neuer Arbeitsplätze«* einzusetzen. (FR 15.01.2003, 9) So die leere Hoffnung von DGB-Chef Sommer.

Teilzeitarbeit ist in ihren Einsatzbereichen profitabler als Vollzeitarbeit. Die Produktivität im Verhältnis zum Lohn ist höher. Die steigende Produktivität aber senkt die Nachfrage nach Arbeitskraft. Der Ausbau der Teilzeitarbeit fördert in diesem Sinne insgesamt die Arbeitslosigkeit.

3.1514 | Altersteilzeit

Das »Bündnis für Arbeit« rechnet die Altersteilzeit, d.h. *»das vorzeitige Ausscheiden (aus dem Betrieb) im Rahmen der bestehenden gesetzlichen Altersgrenzen durch gesetzliche, tarifvertragliche und betriebliche Regelungen« zur ›beschäftigungsfördernden Arbeitsverteilung‹.«* (FR 09.12.1998)

Die meisten LohnarbeiterInnen gehen in Altersteilzeit, ohne dass Arbeitslose an ihrer Stelle eingestellt werden.

Mitte 1999 gab es Tarifverträge für 12,5 Millionen Beschäftigte, durch die das Altersteilzeiteinkommen durch die Unternehmen meist auf 85% des Vollzeitnettoeinkommens aufgestockt wird.

Altersteilzeit ist die *»Möglichkeit eines sozialverträglichen Personalabbaus anstelle von Entlassungen in die Altersarbeitslosigkeit.«* (Bäcker u.a. 2000, 387) Personalabbau als Alternative zu Entlassungen, ein wirklich erfinderischer Weg bei der »Bekämpfung der Arbeitslosigkeit«.

Beispiel:

IBM schließt seine Festplatten-Fertigung in Mainz. 1.500 Beschäftigte müssen gehen. Etwa $^1/_3$ von ihnen haben Aufhebungsverträge unterschrieben oder gingen in Altersteilzeit. (FR 17.01.2003)

Ältere LohnarbeiterInnen haben relativ zu ihrer Arbeitszeit bis zum Alter von 60 Jahren ein höheres Einkommen. Es ist also Arbeitszeitverkürzung mit einem gewissen Lohnausgleich.

Ältere können ihre Arbeitsbelastungen bei halber Arbeitszeit eher aushalten,

werden also produktiver. Die Arbeitszeit verdichtet sich bei Altersteilzeit so wie sie sich allgemein bei Teilzeit verdichtet. Die restliche Arbeitsmenge kann von den übrigen KollegInnen ohne Lohnerhöhung miterledigt werden.
Statt der Älteren können auch Jüngere eingestellt werden, die belastbarer sind und geringere Löhne haben.
Altersteilzeit ist insgesamt ein Mittel, die Produktivität von Belegschaften bei gleichem oder sinkendem Lohn zu steigern und damit ein Mittel der Profitvermehrung. Die Nachfrage der Unternehmen nach Arbeitskraft sinkt.
Die gesetzliche Möglichkeit der Altersteilzeit gibt es seit 1996. Ab dem 55. Lebensjahr kann die Arbeitszeit auf die Hälfte der tariflichen Arbeitszeit verringert werden.
Wenn der Betrieb 70% des Nettoeinkommens zahlt und gleichzeitig einen Azubi übernimmt bzw. einen Arbeitslosen beschäftigt, zahlt das Arbeitsamt 20% des Altersteilzeiteinkommens dazu. Insgesamt wird dann bei 50% Arbeitszeit 90% des Nettolohns gezahlt. 1999 befanden sich in Deutschland 19.100 LohnarbeiterInnen in geförderter Altersteilzeit, im Jahr 2001 waren es schon 50.000. (Arbeitsmarkt 2000, 120 und 129; Arbeitsmarkt 2001, 115 und 125)
Die Steigerung der betrieblichen Produktivität wird aus Mitteln der Arbeitslosenversicherung finanziert.
Die Altersteilzeit steht im Zusammenhang mit der Ausgliederung von minder produktiven Arbeitskräften aus dem Berufsleben. Auch sie drückt sinkende Nachfrage nach Arbeitskraft aus und ist ein Mittel der Produktivitätssteigerung.

3.152 | Teilzeitweltmeister Niederlande

In Deutschland hat der Ausbau der Teilzeitarbeit nicht zum Abbau der Arbeitslosigkeit geführt. Haben aber nicht die Niederlande gezeigt, dass man mit Ausbau von Teilzeitstellen die Arbeitslosigkeit erheblich senken kann?
Nach Angaben der OECD arbeiteten im Jahr 2000 41,2% der niederländischen Beschäftigten in Teilzeit. (OECD Employment outlook 2000) Das ist weltweit die höchste Teilzeitquote. 1982 war die Teilzeitquote erst knapp unter 20%. Die Teilzeitquote verdoppelte sich und die offizielle Arbeitslosenquote fiel von fast 12% im Jahre 1982 auf 2,6% im Jahre 2000. Wenn das kein Beweis ist!

3.1521 | Niederlande: Arbeitslosenquote so hoch wie in Deutschland

Aber mit den 2,6% ist es nicht so weit her.

- Nach Angaben der Europäischen Kommission bezogen im Jahre 1998 604.000 Personen Arbeitslosenunterstützung, aber nur 287.000 waren als ar-

beitslos registriert. Die Hälfte der offiziell Arbeitslosen wurde nicht als arbeitslos gezählt. Dazu rechnen z. B. Arbeitslose ab 57,5 Jahren, die bis zur Rente ein Arbeitslosengeld in Höhe von etwa 80 bis 100 % des vorherigen Lohnniveaus bekommen, ohne weiter Arbeit suchen zu müssen. Rechnen wir alle Personen, die Arbeitslosenunterstützung beziehen, als arbeitslos (wie in Deutschland), dann sind schon 8,6 % der Erwerbsbevölkerung von 7 Millionen arbeitslos.

- Auch 100.000 SozialhilfebezieherInnen, die arbeitslos sind, aber keine Arbeit suchen müssen, gelten nicht als arbeitslos. Dazu gehören z. B. SozialhilfebezieherInnen, die älter als 57,5 Jahre sind, oder Alleinerziehende mit einem Kind unter fünf Jahren. Rechnen wir die arbeitslosen SozialhilfebezieherInnen in die Arbeitslosenquote ein, kommen wir auf eine Arbeitslosenquote von 10,1 %. In Westdeutschland war die offizielle Arbeitslosenquote im selben Jahr 9,3 %.

- Ein bedeutender Teil der Arbeitslosen ist als arbeitsunfähig oder berufsunfähig in die Rente verdrängt worden. *»Wer in den Niederlanden arbeitslos und über 50 ist, bekommt in der Regel ohne große Probleme eine Erwerbsunfähigkeits-Rente«*, sagte der Arbeitsmarktforscher Schrader vom Institut für Weltwirtschaft Kiel im ZDF. (Heute 07. 02. 2002) Arbeitsunfähige erhalten bis zum Alter von 65 Jahren eine Rente, die fast immer mindestens 70 % des letzten Jahreseinkommens beträgt. (DIW Wochenbericht 16/1997, 262) Deutlich über 10 % der Erwerbsbevölkerung erhalten eine Arbeitsunfähigkeitsrente. Solche Zahlen werden in keinem vergleichbaren Land erreicht. Schrader schätzt, dass bis zur Hälfte der Arbeitsunfähigen eigentlich arbeitslos ist. *»Wer einmal in der Erwerbsunfähigkeit gelandet sei und eine Rente beziehe, sei kaum wieder in den Arbeitsmarkt zu integrieren, gestehen niederländische Arbeitsmarktexperten.«* (Hubert Beyerle, Forscher bezeichnen Hollands Jobwunder als Illusion, FTD 23. 05. 2000)

- Die Niederlande sind weltweit Spitzenreiter in der Ausgliederung älterer ArbeitnehmerInnen aus dem Arbeitsmarkt. 1994 war der Anteil der Erwerbstätigen unter den Frauen zwischen 55 und 64 Jahren nur 18,6 %, in Deutschland 28,4 % und in den USA 49,2 %. (Bosch, WSI-Mitteilungen 6/1998, 355). Bei den Männern waren es 42,3 % (Deutschland 53,3 %). Das ist neben der Ausgliederung von Erwerbsunfähigen eine Folge öffentlich finanzierter Frühpensionierungen.

- Die Niederlande geben nach Angaben von Schrader ferner 6 % des Bruttoinlandsprodukts für verschiedene Formen von Beschäftigungsprogrammen aus, mehr als die meisten anderen Staaten der Welt.

Die OECD errechneten aus all dem eine erweiterte Arbeitslosenquote, die 1999 etwa 25 % betragen hat. In Deutschland war die erweiterte Arbeitslo-

senquote dagegen nur 20 %. (FTD 23. 05. 2000; OECD, Labour Force Survey Netherlands) *»Wenn man das berücksichtigt, zeigt sich, dass trotz Beschäftigungswachstum das Ausmaß der faktischen Arbeitslosigkeit seit 1983/84 kaum verringert worden ist.«* (Prof. Michael R. Krätke, Universität Amsterdam, Die Wahrheit über das Poldermodell, www.wkstmk.at/archiv/archiv_mut/mut_43-99/polder.htm)

Die erhebliche Zunahme der Teilzeitarbeit hatte also keine Bedeutung für die Reduzierung der Arbeitslosigkeit.

Das Jobwunder der Niederlande ist eher ein Statistikwunder. Ein bedeutender Teil der Arbeitslosen wurde in Rentner verwandelt oder wird nicht als arbeitslos gerechnet. Das Jobwunder der Niederlande ist die europäische Variante des Jobwunders der USA. (→ 1.43)

Beide Wunder beruhen darauf, dass ein bedeutender Teil der Arbeitslosigkeit nicht offiziell registriert wird.

Kanzler Schröder hat in Holland eine »Erfolgsstory« festgestellt. Es ist die sozialdemokratische Variante der amerikanischen Erfolgsstory.

3.1522 | Steigende Zahl von ArbeitnehmerInnen aufgrund von Teilzeit

Die gestiegene Teilzeitbeschäftigung beruht überwiegend nicht auf einer »Umverteilung von Arbeit«, durch die Vollzeitbeschäftigte auf ihre Vollzeitjobs zugunsten von Teilzeitjobs verzichtet hätten. Sie ist vor allem die Form, in der Frauen aus der Stillen Reserve in die Arbeitswelt neu eintraten.

Dadurch nahm die Zahl der LohnarbeiterInnen zu. *»Die starke Zunahme der Zahl der Arbeitnehmer beruht nicht zuletzt auf der Förderung von Teilzeitbeschäftigung (...)«* (Die Niederlande: Beschäftigungspolitisches Vorbild? DIW Wochenbericht 16/1997, 259)

Die Erwerbsbeteiligung von Frauen war noch in den 70er Jahren extrem niedrig. 1975 arbeiteten von 100 Frauen im erwerbsfähigen Alter nur rd. 30 (in Deutschland etwa 50). Nur die irischen Frauen waren in noch stärkerem Maße Hausfrauen als die Holländerinnen. Das änderte sich sprunghaft vor allem in den 80er Jahren. Heute arbeiten von 100 Frauen im erwerbsfähigen Alter 60, nicht mehr 30.

Vor allem explodierte die Erwerbsquote der verheirateten Frauen. In den 70er Jahren arbeiteten von zehn verheirateten Frauen nur zwei, heute sind es acht von zehn. Die öffentliche Kinderversorgung in den Niederlanden ist mindestens genauso dünn wie in Deutschland. Das lässt nicht viel mehr als Teilzeitarbeit zu.

Die Erwerbsbeteiligung der Männer dagegen ist rückläufig. In Holland wie auch in Deutschland sind Vollzeitarbeitsplätze männlicher Beschäftigter vor allem in der Industrie abgebaut und Teilzeitarbeitsplätze von weiblichen Beschäftigten vor allem in Dienstleistungsbereichen aufgebaut worden.

3.1523 | **Mindestlohn und Grundsicherung – Voraussetzung für Teilzeitarbeit**

68% der Frauen und 17,9% der Männer arbeiten Teilzeit. Bei beidem ist Holland Weltmeister. Es muss in Holland einfacher sein, teilzeit zu arbeiten als in Deutschland. In der Tat.

- Seit 1993 haben alle Teilzeitbeschäftigten Anspruch auf einen Mindestlohn, anteilig zu ihrer Arbeitszeit, als Mindeststundenlohn. Der Mindestlohn für Vollzeitkräfte lag im Jahr 2000 bei 2.324 Gulden. Unterschreiten Teilzeitlöhne den anteiligen Mindestlohn, werden sie aufgestockt.
- Alleinstehende Teilzeitbeschäftigte, deren Lohn unter dem Sozialhilfeniveau liegt, *»erhalten relativ unkompliziert eine ergänzende Sozialhilfe.«* (direkt 3/98, IV)
- Alle Holländer sind in der Krankenversicherung volksversichert, also auch Teilzeitkräfte.
- Da es in Holland eine Grundsicherung für alte Menschen gibt, führt Teilzeitarbeit bei Frauen nicht zu Minirenten. Bei Alleinstehenden beträgt die Grundrente unabhängig von Arbeitsjahren und Umfang der Arbeitszeit 70% des Mindestlohns, also 1.630 Gulden. In Paaren zusammenlebende RentnerInnen bekommen mindestens 50% des gesetzlichen Mindestlohns.

Die relativ hohe Absicherung der holländischen Teilzeitbeschäftigten durch Mindestlöhne und Volksversicherung macht es leichter, solche Jobs anzunehmen.

Die holländischen Erfolge dabei, zusätzliche Arbeitsplätze zu schaffen, widersprechen der vom Kapital verbreiteten Theorie, dass Mindestlöhne und ein relativ hohes Niveau von Sozialleistungen Arbeitslosigkeit erzeugen. (vor allem Schettkat, WSI-Mitteilungen 11/2001)

32% der Frauen arbeiten unter zehn Stunden die Woche. *»Da in den Niederlanden die Frauenstundenlöhne in der Regel nur etwa 70% der Männerlöhne betragen, ein Wert, der nur noch in Griechenland unterboten wird«*, fragte sich Michael R. Krätke, Professor an der Universität Amsterdam, *»wie man mit einem Teilzeitjob eigentlich leben kann.«* Und er gibt die Antwort: *»Indem man mit einem männlichen Partner mit gutbezahltem Vollzeitjob zusammenlebt.«* (Die Wahrheit über das Poldermodell, www.wkstmk.at/archiv/archiv_mut/mut_43-99/polder.htm) Teilzeitlohn ist Zuverdienst und hält die Abhängigkeit vom Mann unter veränderten Bedingungen ebenso aufrecht wie die Abhängigkeit von staatlichen Zuwendungen. Andererseits liegt in der »Lohnmäßigung« ihrer Männer im Rahmen des holländischen »Bündnisses für Arbeit« wiederum auch ein Grund für die erheblich gestiegene Bereitschaft verheirateter Frauen, durch Teilzeitarbeit dazuzuverdienen. Die Einverdiener-Ehe verwandelte sich in den 80er Jahren in die Eineinhalbverdiener-Ehe.

3.16 | Drastische Arbeitszeitverkürzung: 30-Stunden bei vollem Lohnausgleich

Der Kampf für Arbeitszeitverkürzung ist die wichtigste Antwort der LohnarbeiterInnen auf die Versuche des Kapitals, das Letzte aus ihnen herauszuholen und möglichst viele LohnarbeiterInnen überflüssig zu machen.
Nach einer Untersuchung des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung will jeder abhängig Beschäftigte in Westdeutschland durchschnittlich 1,8 Stunden weniger arbeiten. Und das selbst unter der Voraussetzung, dass der Lohn entsprechend sinkt. (DIW-Wochenbericht 23/2002)
Die abhängig Beschäftigten von 16 europäischen Ländern sind laut einer repräsentativen Befragung für eine Arbeitszeitverkürzung um 3,7 Stunden auf 34 Stunden. (Gerhard Bosch, Alexandra Wagner, IAT Report 2002/01)
Die Funktionäre des Kapitals sind dagegen. Sie kämpfen für Arbeitszeitverlängerung (→ 3.11) und gleichzeitig für die möglichst intensive und flexible Nutzung der Ware Arbeitskraft. (→ 3.12, → 3.14, 3.15)
Wenn sie Arbeitszeitverlängerung nicht durchsetzen können, stemmen sie sich wenigstens mit aller Macht gegen allgemeine Arbeitszeitverkürzungen. *»Statt weiterer kollektiver Arbeitszeitverkürzung brauchen wir mehr Arbeitszeitflexibilisierung«*, forderte die Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände. (FR 01. 08. 2001)
Die Interessen des Kapitals und der LohnarbeiterInnen sind entgegengesetzt.

3.161 | Arbeitszeitverkürzung bedroht die »Basis der Wertschöpfung«

VW-Vorstand Peter Hartz stellte fest, dass unsere Vorfahren um 1900 noch 30% ihres Lebens der »Arbeit gegen Lohn« widmen mussten, während es heute nur noch 10% der Lebenszeit sind. Ein beispielloser historischer Fortschritt, könnte man sagen. Der Kommentar von Hartz ist anders: *»Die Basis unserer Wertschöpfung ist immer weiter geschrumpft.«* (Hartz 2001, 44) Das Kapital erleidet die bisherige Arbeitszeitverkürzung. Denn viele, viele Stunden, in denen Mehrwert hätte erzeugt werden können, sind verloren gegangen. Es will »Werte schöpfen«, besser: abschöpfen. Das ist sein Lebenszweck. Und diesem Lebenszweck muss ein möglichst großer Teil der Lebenszeit unterworfen werden. An der Spitze der Wettbewerbsfähigkeit stehen in den Au-

gen des Kapitals die Länder, in denen die Jahresarbeitszeit am längsten ist. »Faul wie ein Deutscher«, titelte Wolfram Engels in der Wirtschaftswoche, weil in Deutschland weniger »als im Rest der entwickelten Welt mit Ausnahme Norwegens« gearbeitet wird. (18. 08. 1989, 126) Sehnsüchtig schaut das Kapital im Land der »Freizeitweltmeister« auf die USA und Japan, wo 300–400 Stunden im Jahr mehr gearbeitet wird. Das Kapital will nicht, dass die Basis seiner »Wertschöpfung« schrumpft.

Die Lebenszeit beträgt jährlich 8760 Stunden. Bedauerlicherweise müssen Menschen schlafen und sich erholen, so dass diese Zeiten für die Nutzung der menschlichen Arbeitskraft durch das Kapital ausfallen. Dieser Nachteil der biologischen Verfassung des Menschen kann aber dadurch ausgeglichen werden, dass der menschliche »Gesamtarbeiter« möglichst rund um die Uhr und möglichst ohne Unterbrechung »gegen Lohn« arbeitet.

Aber wenn die »faulen« LohnarbeiterInnen schon kürzere Arbeitszeiten durchgesetzt haben: vom Standpunkt des Kapitals gibt es auch dafür eine Lösung. *»Bei 1100 bis 1800 Leistungsstunden, die im Jahr abgefordert werden, bleiben rund 7000 Stunden frei. (...) Wir benötigen ein neues Selbstverständnis – überspitzt könnte man sagen: Diese verkürzte Zeit kann gerannt, geackert und auf Biegen und Brechen geleistet werden.«* (Hartz 2001, 51) Und da man so viel »freie Zeit« hat, kann es auch samstags, sonntags, nachts sein bzw. immer dann, wenn es der Wertschöpfung dient. *»Damit wäre die Brücke zur wirtschaftlichen Nutzung von Betriebsmitteln und Anlagen geschlagen, denn mit der entsprechenden Einstellung und flexiblen Einsatzmodellen ließe sich eine Jahresnutzung von 6000 bis 7000 Stunden erreichen.«* (Hartz 2001, 51)

Der Umstand, dass Produktionsmittel und menschliche Arbeitskraft als Kapital wirken, erzeugt den unstillbaren Appetit auf schrankenlose »Arbeit gegen Lohn« für die Vermehrung von Kapital, gemessen in Geld.

Eine allgemeine Arbeitszeitverkürzung, vor allem die mit vollem Lohnausgleich, senkt die Profitraten. Deshalb steht für die »Arbeitgeber« fest, dass sie die Wettbewerbsfähigkeit schwächt, Arbeitsplätze vernichtet und die Arbeitslosigkeit erhöht. Arbeitszeitverlängerung dagegen bekämpft die Arbeitslosigkeit, weil sie die Profitraten erhöht.

3.162 | Kampf für Arbeitszeitverkürzung

Allein diese Klagen zeigen, dass die allgemeine Arbeitszeitverkürzung gegen den Widerstand des Kapitals durchgesetzt worden ist. Die Arbeiterbewegung hat von Anfang an für die Verkürzung des Arbeitstags gekämpft. Der

Internationale Arbeiterkongreß in Genf forderte schon 1866 den Achtstundentag bei sechs Arbeitstagen in der Woche, also die 48-Stundenwoche. *»Wir erklären die Beschränkung des Arbeitstags als vorläufige Bedingung, ohne welche alle andren Bestrebungen nach Emanzipation scheitern müssen«.* (nach Karl Marx, Kapital Bd. I, Berlin 1977, 319) Als diese kühne Forderung aufgestellt wurde, war noch nicht einmal der Zwölfstundentag verwirklicht.

Mit der Novemberrevolution 1918 wurde in Deutschland für Arbeiter der Achtstundentag bzw. die 48-Stundenwoche tariflich eingeführt. Die tatsächliche Arbeitszeit jedoch war erheblich länger. Erst Mitte der 50er Jahre, etwa hundert Jahre später, nachdem die Forderung zum ersten Mal erhoben worden war, wurde die 48 Stundenwoche in Westdeutschland für 90% der abhängig Beschäftigten zur Realität.

»Mit der Weltwirtschaftskrise verbreitete sich Ende der 20er Jahre die Forderung nach der 40-Stundenwoche.« (Hartz 2001, 18) Erst 50 Jahre später, Mitte der 70er Jahre, war die 40-Stundenwoche für 90% der abhängig Beschäftigten als tarifliche Arbeitszeit durchgesetzt. Die tatsächliche Arbeitszeit der vollzeitbeschäftigten LohnarbeiterInnen in der Gesamtwirtschaft beläuft sich aber erst seit den 90er Jahren auf 40 Stunden. Daran hat sich bis heute nichts geändert. (direkt 18/2002, 3)

Die 35-Stundenwoche wird seit den 70er Jahren gefordert, von der IG Metall seit 1977. Nach längeren Streiks in den 80er Jahren wurde vereinbart, dass sie in der Metall- und Druckindustrie Westdeutschlands ab 1995 als Tarif gilt. Die tarifliche Arbeitszeit für die überwiegende Mehrheit der Beschäftigten in Westdeutschland beträgt aber auch im Jahr 2001 immer noch keine 35 Stunden, sondern 37,4 Stunden. (Statistisches Taschenbuch 2002, Tab. 4.1) Und die reale Arbeitszeit beläuft sich auf 40 Stunden.

Welches langfristige Ziel steht heute an?

3.163 | Drastische allgemeine Arbeitszeitverkürzung ist notwendig

Hartz beklagt sich darüber, dass allzu viele behaupten: *»Noch nie war Arbeit so anstrengend wie heute.«* (Hartz 2001, 44) Er hält das für einen Ausfluss der bekannten Anspruchsmentalität, der mit der »Faktenlage« nicht übereinstimmt.

Die »Faktenlage« aber ist eindeutig.

Tabelle 9
Arbeitszeit und Produktivität

	Produktivität pro Arbeitsstunde *Industrie*	Tarifliche Arbeitszeit je Vollzeitarbeitnehmer *Gesamtwirtschaft West*	Arbeitszeitverkürzung je 1 % Produktivität pro Jahrzehnt	Reallohn • ArbeiterInnen produzierendes Gewerbe
	A pro Jahrzehnt	**B** in Std	**C** in Std	**D** pro Jahrzehnt
1960	./.	2.102	./.	./.
1970	+ 86,6 %	1.900	- 2,33	+ 70,8 %
1980	+ 61,9 %	1.788	- 1,81	+ 24,4 %
1990	+ 38,0 %	1.671	- 3,08	+ 9,7 %
2000	+ 72,8 %	1.647	- 0,33	+ 7,9 %

• Reallohn = Bruttolohn pro Woche, bereinigt mit der Steigerung der Lebenshaltungskosten; der um die Steigerung der Lebenshaltungskosten bereinigte Nettolohn ist in den 90er Jahren gefallen.
Etwa 70% der tariflichen Arbeitszeitverkürzung im Zeitraum zwischen 1960 und 2000 entfielen auf die Verkürzung der Wochenarbeitszeit und 30% auf die Verlängerung des Urlaubs. (Bäcker u. a. 2000, 266)

(Statistisches Taschenbuch 2002, Tab. 3.1, IdW Zahlen 2001, 16; Statistisches Taschenbuch 1997, Tab. 5.4)

Die 90er Jahre brachten Produktivitätssteigerungen, wie man sie schon 30 Jahre nicht mehr gesehen hatte. Die LohnarbeiterInnen haben davon nichts gehabt, weder über Arbeitszeitverkürzung noch über die Steigerung der Reallöhne. Eine drastische Arbeitszeitverkürzung ist notwendig und zwar bei vollem Lohnausgleich. Das Kapital dagegen strebt Arbeitszeitverlängerung bei vollem Lohnverzicht an.

Die tatsächliche Jahresarbeitszeit unterscheidet sich von der tariflichen Jahresarbeitszeit. Sie ergibt sich, wenn man die Überstunden hinzuzählt und die Fehlzeiten (Krankenstand, Erziehungsurlaub usw.) abzieht.

Nach Angaben des Bundesverbandes der Deutschen Industrie war die tatsächliche Arbeitszeit je Vollzeitarbeitnehmer im Jahre 1990 1.639,6 Stunden und im Jahr 2000 1640,1 Stunden. (berechnet nach IdW 2001, 16) Letzteres ist zu gering, weil seit 1992 nur noch die bezahlten Überstunden gerechnet werden, nicht aber z. B. die Stunden, die auf Arbeitszeitkonten entfallen. Es gab also in den 90er Jahren eine reale Verlängerung der Arbeitszeit, vor allem hervorgerufen durch die Senkung des Krankenstandes. Und das bei sprunghaft gestiegener Produktivität.

Wenn also laut Hartz viele behaupten, dass die Arbeit noch nie so anstrengend war wie heute, trifft das den Nagel auf den Kopf. Die Arbeitszeit ist im Dienst an den Profitraten verlängert und ungeheuer verdichtet worden.

Darin liegt die Ursache begründet, dass immer mehr Arbeitskräfte das Gefühl haben, überfordert zu sein und nicht mehr mithalten zu können. (→ 1.25)
Dazu hat auch beigetragen, dass Unternehmen mehr und mehr versuchen, die Arbeitsvollzüge anzureichern. Sie regen LohnarbeiterInnen dazu an, ihre Qualifikation zu erhöhen und Arbeitsabläufe und Betriebsergebnis ständig zu verbessern. Das kostet Zeit, die aber nicht oder kaum zusätzlich zur Verfügung gestellt wird.
Die gegenwärtige Situation macht es notwendig, den Kampf um eine massive Arbeitszeitverkürzung erneut aufzunehmen.

3.164 | Die 30-Stundenwoche bei vollem Lohnausgleich steht auf der Tagesordnung

Die Kämpfe für Arbeitszeitverkürzung in den 80er Jahren haben sich in einer überdurchschnittlichen Senkung der tariflichen und der realen Arbeitszeit bemerkbar gemacht.
In den 90er Jahren haben die DGB-Gewerkschaften den Kampf für allgemeine Arbeitszeitverkürzung nahezu eingestellt. Die reale Arbeitszeit wurde bei massiv steigender Produktivität verlängert. Ergebnis ist mehr Arbeitsstress. Der wachsende Stress wurde nicht einmal mit steigenden Reallöhnen abgegolten. Die Reallöhne sanken. Auf den Kampf für allgemeine Arbeitszeitverkürzung zu verzichten, bedeutet, sich vollständig den Interessen des Kapitals zu unterwerfen.
Stellen wir uns nur einen Moment vor, dass die Arbeitszeit in den 90er Jahren mit steigender Produktivität genauso verkürzt worden wäre wie in den 80er Jahren. Pro 1% Steigerung der Produktivität hätte dann die Jahresarbeitszeit um 3,08 Arbeitsstunden vermindert werden müssen. Sie wäre um 224 Stunden gefallen, von 1.671 Stunden im Jahr 1990 auf 1.447 Jahresarbeitsstunden im Jahr 2000.
Statt 7,6 Stunden täglich hätten die Vollzeitbeschäftigten nur 6,6 Stunden täglich oder 33 Stunden wöchentlich arbeiten müssen.
»Wünschenswert wäre, wenn die ›Normalarbeitszeit‹ nicht mehr 35 bis 40 Stunden dauern würde, sondern 30 Stunden, (...) weil das nach verschiedenen Untersuchungen den meisten Vollzeit und Teilzeit beschäftigten Männern und Frauen am liebsten wäre.« Das sagten Wissenschaftler wie Helmut Spitzley (Universität Bremen) auf einer Konferenz der IG Metall mit Betriebsräten aus der Metallindustrie und hauptamtlichen MetallerInnen. (direkt 18/2002, 3)

Der Wunsch nach der 30-Stundenwoche drückt sich heute teilweise im Wunsch nach Teilzeitarbeit aus. Elke Holst und Jürgen Schupp hatten für 1999 ermittelt, dass 27% der Männer ihre Arbeitszeit gerne auf 30 Stunden reduzieren würden. (DIW-Wochenbericht 49/00) Laut Gabi Schilling, einer Arbeitszeitforscherin am Institut für Arbeit und Technik in Gelsenkirchen, werden von Vollzeitbeschäftigten, die »Teilzeit« wünschen, meistens um die 30 Stunden gewünscht. (FTD 15. 02. 2002)

Frauen wünschten sich schon 1993 im Durchschnitt eine Arbeitszeit von 28,7 Stunden die Woche. (Berliner Memorandum zur Arbeitszeitpolitik, Berlin 1998, 10) Frauen sind VorreiterInnen beim Kampf für Arbeitszeitverkürzung. Das erste gewerkschaftliche Gremium, das die 30-Stundenwoche bei vollem Lohnausgleich forderte, war die Bundesfrauenkonferenz der IG Metall im Jahr 1995. Der Bundeskongreß der IG Medien hat sich dem angeschlossen. Der Kampf für die 30-Stundenwoche bei vollem Lohnausgleich steht auf der Tagesordnung.

Der Überlastung von Männern während der Arbeitszeit entspricht die Überlastung von Frauen durch die Vereinbarung von Beruf, Kindererziehung und Haushalt. Eine Reduzierung der Arbeitszeit auf 30 Stunden würde vor allem die Lage von Männern verändern. Sie hätten zumindest objektiv mehr Zeit, das Familienleben gemeinschaftlich zu bestreiten. Die Möglichkeiten von partnerschaftlichen Beziehungen würden sich verbessern.

Die 30-Stundenwoche könnte positive Auswirkungen auf das Verhältnis zwischen Mann und Frau haben und auf das Verhältnis der Eltern zu ihren Kindern.

Die allgemeine Arbeitszeitverkürzung kann letztlich nur durch gemeinsame Anstrengungen realisiert werden, nicht dadurch, dass jeder für sich die Arbeitszeit verkürzt. Eine allgemeine Arbeitszeitverkürzung auf 30 Stunden wöchentlich würde nicht wenige heutige »Teilzeit«arbeitsplätze in Vollzeitarbeitsplätze verwandeln. Die heutigen Vollzeit-Arbeitszeiten sind im Verhältnis zu den Arbeitszeiten der 60er Jahre Teilzeitarbeit.

Die Teilzeit von heute wird die Vollzeit von morgen sein.

3.165 | Arbeitszeitverkürzung im Rahmen flexibler Arbeitszeiten: Alternative zur kollektiven Arbeitszeitverkürzung ?

Das Kapital ist aufgrund des Falls der Profitraten heute weniger denn je bereit, eine allgemeine Arbeitszeitverkürzung zuzulassen. Es setzt auf Arbeitszeitverlängerung und auf Flexibilisierung. Flexibilisierung bedeutet eine Mischung von Arbeitszeitverlängerung und Arbeitszeitverkürzung, die von den Notwendigkeiten der betrieblichen Abläufe abhängt.

Mit Flexibilisierung wird die Arbeitszeitverkürzung allerdings meist nur auf die Zeit beschränkt, in der die Arbeitskraft der LohnarbeiterInnen sowieso nicht profitabel genutzt werden kann.

Arbeitszeitverkürzung bedeutet dann letztlich, dass Stillstandszeiten auf die Arbeitskräfte abgewälzt werden. Mit der Arbeitszeitverkürzung wird ferner, wenn überhaupt, nur die Überbeanspruchung durch Arbeitszeitverlängerung zu anderen Zeiten ausgeglichen.

Das Kapital nimmt die Verkürzung der Arbeitszeit nahezu ausschließlich nach seinen Interessen vor. (vgl. auch Brigitte Stolz-Willig, Franziska Wiethold, Auf konfliktreichen Wegen zu neuer Arbeit in: Arlt/Nehls (Hg.) Bündnis für Arbeit, Opladen 1999, 173) Flexibilisierung bedeutet im Wesentlichen nicht, dass die LohnarbeiterInnen mehr Souveränität über ihre Zeit gewinnen. Wesentlich ist vielmehr, dass das Kapital eine größere Souveränität über die Lebenszeit der LohnarbeiterInnen gewinnt.

In einer repräsentativen Umfrage unter Berliner LohnarbeiterInnen wurde das Anfang der 90er Jahre auch von 40% der Befragten so eingeschätzt. Nur 14% meinten, dass die Wünsche der Beschäftigten dominieren. Trotzdem wurde das Konzept der Arbeitszeitflexibilisierung von 85% der Befragten befürwortet.

Einerseits, weil 43% meinten, beide Seiten in etwa gleichgewichtig zum Zug kämen und andererseits wohl, weil trotz des Vorrangs der Kapitalinteressen dennoch etwas für die Beschäftigten abfällt.[1]

Bei Flexibilisierung sind die Zeitinteressen der Beschäftigten, wenn sie überhaupt zum Tragen kommen, nur Abfallprodukt der betrieblichen Interessen. Der Verdichtung der Arbeitszeit kann durch sie nicht entgegengewirkt werden, sie wird vielmehr gefördert.

Bei einer deutlichen kollektiven Arbeitszeitverkürzung dagegen würden die LohnarbeiterInnen tatsächlich ein Stück Souveränität über ihre Lebenszeit gewinnen. Und das Kapital würde an Souveränität über die Zeit der LohnarbeiterInnen verlieren.

3.1661 | Hindernisse im Kampf für eine allgemeine Arbeitszeitverkürzung

Die Hindernisse, die dem Kampf für Arbeitszeitverkürzung entgegenstehen, sind massiv.

Die Bereitschaft, für allgemeine Arbeitszeitverkürzungen zu kämpfen, ist derzeit bei LohnarbeiterInnen relativ gering.

Nur 26% der in der Zukunftsdebatte Befragten traten dafür ein, dass die IG Metall mehr

1 Ingrid Kurz-Scherf, Weniger arbeiten? Oder: Die Phantasie vom besseren Leben in: Büssing, Seifert (Hg.) Sozialverträgliche Arbeitszeitgestaltung, München 1995, 180

in Richtung allgemeine Arbeitszeitverkürzung tun sollte. 30% waren dafür, weniger zu tun und 37% waren zufrieden mit dem, was getan wird.

Die IG Metall schließt daraus: *»Forderungen nach weiterer genereller Arbeitszeitverkürzung über die 35-Stundenwoche hinaus sind zur Zeit nicht tragfähig.«* (IG-Metall Zukunftsreport 2001, 84)

Die Gewerkschaftsführungen machen es sich zu einfach. Sie selbst tragen für die gegenwärtige Lage die Verantwortung. Sie wirken dieser Stimmung nicht entgegen, sondern erzeugen und verstärken sie, weil sie sich selbst nicht für allgemeine Arbeitszeitverkürzung einsetzen.

- **Bündnis für Arbeit**

Arbeitszeitverkürzung ist das wichtigste Mittel der LohnarbeiterInnen zur Verringerung der Arbeitslosigkeit. *»Die Widerstände der Arbeitgeber, insbesondere der Metallarbeitgeber gegen weitere Arbeitszeitverkürzung, haben massiv zugenommen.«* (IGM, Positionspapier FR 07. 05. 1998) Die DGB-Führung strebt aber die Verringerung der Arbeitslosigkeit ausgerechnet über ein Bündnis mit dem Kapital an. Unabhängig davon, ob das Bündnis gerade formell besteht oder nicht.

Wenn man den Konsens mit dem Kapital sucht, das die kollektive Arbeitszeitverkürzung bekämpft, dann muss man den Kampf für allgemeine Arbeitszeitverkürzung von der Tagesordnung nehmen, solange es möglich ist. Genau das passiert.

Im »Bündnis für Arbeit, Ausbildung und Wettbewerbsfähigkeit«, das Kapital und DGB-Führung geschlossen hatten, war kein Platz für eine allgemeine Arbeitszeitverkürzung. Sie dient ja auch »nur« der Stärkung der Lebensqualität der LohnarbeiterInnen und nicht der »Wettbewerbsfähigkeit« der Profitraten.

- **Flexibilisierung als Folge der Arbeitszeitverkürzung?**

Das weitverbreitete Interesse an Arbeitsverkürzung konzentriert sich zur Zeit darauf, dass Mehrarbeit abgebaut und die tarifliche Arbeitszeit eingehalten wird. So das Ergebnis der Meinungsumfrage der IG Metall. (IG Metall – Zukunftsreport 2001, 27)

Die Arbeitszeitverkürzungen der 80er Jahre waren mit einem massiven Ausbau flexibler Arbeitszeiten verbunden. Über die Ausdehnung der Flexibilisierung versucht das Kapital die Senkung der Profitmasse wieder wettzumachen, die die Folge jeder Arbeitszeitverkürzung ist. Die Flexibilisierung ist deshalb im Zusammenhang mit tariflichen Verkürzungen der Arbeitszeit mit Zustimmung z. B. der IG Metall ausgedehnt worden. Wenn die Arbeitszeitverkürzung nur langsam umgesetzt wird, können die Belastungen durch zusätzliche Flexibilisierung höher sein als die Erleichterungen durch Arbeitszeitverkürzung. Und das war der Fall.

Es stimmt, dass die Arbeitszeitverkürzung Voraussetzung für die Verdichtung der Arbeitszeit ist. Jeder weiß, dass die heutige Arbeitsintensität von ArbeiterInnen mit einer durchschnittlichen Arbeitszeit von 50 Stunden in der Woche nicht durchzuhalten wäre. Arbeitszeitverkürzung fördert von daher die Steigerung der Produktivität.

Aber: Flexibilisierung und Verdichtung der Arbeitszeit werden vom Kapital auch unabhängig von der Länge der Arbeitszeit vorangetrieben. Sie sind für das Kapital unverzichtbare Mittel, die Profite zu erhöhen. Das Kapital verzichtet nicht auf die Verdichtung der Arbeitszeit, wenn die LohnarbeiterInnen den Kampf für Arbeitszeitverkürzung einstellen.

Die Ausdehnung der Flexibilisierung hängt in erster Linie vom Umfang des investierten Sachkapitals, vom Fall der Profitraten und vom Umfang der Marktschwankungen ab, nicht von Fortschritten der Arbeitszeitverkürzung. In den 90er Jahren kam die Arbeitszeitverkürzung zum Erliegen. Die Flexibilisierung dagegen dehnte sich sprunghaft aus, vor allem gegen Ende der 90er Jahre.

Es ist eine leere Hoffnung, die Flexibilisierung aufhalten zu können, wenn man sich mit Kämpfen für Arbeitszeitverkürzung zurückhält. Die 90er Jahre haben diese Hoffnung widerlegt.

Alle Erfolge der LohnarbeiterInnen, ob bei der Verringerung der Arbeitszeit, ob bei Lohnerhöhungen oder Gesundheitsschutz schmälern die Profitmasse des Kapitals. Solange das Kapital existiert, wird es deshalb seinerseits versuchen, die Profitmasse durch die Steigerung der Produktivität wieder aufzustocken. Das tut es aber auch, wenn die LohnarbeiterInnen keine Erfolge erkämpfen. Ganz einfach, weil die Logik der Kapitalverwertung und die darauf beruhende Konkurrenz der Einzelkapitalien untereinander das erzwingt.

Für LohnarbeiterInnen ist es notwendig, sowohl für allgemeine Arbeitszeitverkürzung einzutreten als auch für die maximale Beschränkung flexibler Arbeitszeiten, die nur im Interesse der Kapitalverwertung liegen.

Allgemeine Arbeitszeitverkürzung ist zwar einerseits Voraussetzung für die Bestrebungen des Kapitals, sich mit Flexibilisierung schadlos zu halten. Andererseits ist sie aber wiederum das wichtigste Mittel, die Folgen der wachsenden Flexibilisierung und Arbeitszeitverdichtung abzumildern.

Mit der Steigerung der Produktivität kann auch die Arbeitszeit verkürzt werden. Trotzdem kämpft das Kapital im Interesse seiner Profitraten dafür, die Arbeitszeit zu verlängern und setzt das zur Zeit auch durch. Wenn die LohnarbeiterInnen sich nicht selbst aufgeben wollen, müssen sie sich für kollektive Arbeitszeitverkürzung stark machen.

3.1662 | Arbeitszeitverkürzung bei vollem Lohnausgleich - Bereitschaft dazu sinkt bei Reallohnsenkungen

Zwickel und Riester ließen verlauten, dass ein Grund für die *»Skepsis von Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern gegenüber weiterer Arbeitszeitverkürzung (...) wahrscheinlich in der Furcht vor Einkommensverlusten bei Arbeitszeitverkürzung liegt.«* (FR 07. 05. 2002) Wahrscheinlich? Mit Sicherheit!

In den 90er Jahren sanken die durchschnittlichen Nettoreallöhne (=Nettolohn, bereinigt mit der Steigerung der Lebenshaltungskosten) der abhängig Beschäftigten. Da Arbeitskräfte ihre Arbeitskraft als Ware verkaufen, erzeugen Lohnsenkungen eine Tendenz, das Angebot an Arbeitskraft zu erhöhen, damit die Lohnsenkungen aufgefangen werden. Je niedriger der Lohn ist, desto geringer ist die Bereitschaft, für weniger Lohn zu arbeiten.

Es sinkt selbst die Bereitschaft, für den gleichen Lohn weniger zu arbeiten. Das Interesse an höheren Löhnen ist ab einem bestimmten Punkt stärker als das Interesse an der Verringerung der Arbeitszeit bei gleichem Lohn. (vgl. dazu auch Gerhard Bosch, Arbeitszeitverkürzungen, Gewerkschaftliche Monatshefte 9/1998, 574) Arbeitszeitverkürzung bei vollem Lohnausgleich heißt ja, dass die Arbeitszeit verkürzt wird, ohne den Monatslohn zu senken.

Die IG Metall hat als erste Gewerkschaft in den 80er Jahren den Kampf um Arbeitszeitverkürzung begonnen. In den 90er Jahren aber hat sie im Rahmen des »Bündnisses für Arbeit« Lohnerhöhungen vereinbart, die weit unter den Produktivitätssteigerungen der Metallindustrie lagen. Angeblich, um die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen. (→ 3.211) Die Bruttolöhne, bereinigt um die Preissteigerungsrate, stiegen von 1991 bis 2000 um 3%. (IG Metall Report 2001, 74) Berücksichtigt man die höheren Steuern und Sozialversicherungsabgaben, ergibt sich ein Minus.

Gleichzeitig stieg die Produktivität pro Beschäftigtem in der Metallindustrie um über 60%. Pro Beschäftigtem, nicht pro ArbeiterIn! In der Elektrotechnischen Industrie stieg die Produktivität sogar um 85%. (eigene Berechnung nach IG Metall Report 2001, 46) In Bezug auf diese Produktivitätssteigerungen war die Lohnentwicklung lächerlich. Dass der Lohnverzicht Arbeitsplätze geschaffen hätte, behaupten nicht einmal Vollidioten. Die Zahl der Beschäftigten nahm erheblich ab. Die Wut der MetallerInnen staute sich langsam auf und entlud sich z. T. erst in der Tarifrunde 2002, nachdem viele Jahre Verzicht überhaupt nichts gebracht hatten.

Der Lohnverzicht des »Bündnisses für Arbeit« hat den gewerkschaftlichen Kampf für Arbeitszeitverkürzung stark geschwächt. Der Kampf um spürbare Arbeitszeitverkürzung muss mit dem Kampf für Reallohnerhöhungen verbunden werden. Die Produzenten des Reichtums dieser Gesellschaft sollen etwas

von den Früchten ihrer Produktivität haben, nicht nur das Kapital und die zahlreichen Schichten seiner Nutznießer.

Die tariflichen Arbeitszeitverkürzungen, die die IG Metall ab 1.4. 1992 von 37 auf 36 Stunden und ab 1. 10. 1995 mit 35 Stunden vereinbart hatte, wurden locker aus der gestiegenen Produktivität plus der Lohnmäßigung bezahlt. Die Einführung der 35-Stundenwoche löste deshalb keine Begeisterung aus. Sie wurde zu teuer bezahlt.

Die gewisse Müdigkeit der MetallarbeiterInnen, für die allgemeine Arbeitszeitverkürzung bei vollem Lohnausgleich zu kämpfen, ist zugleich eine zwar indirekte, aber dennoch deutliche Kritik an der Führung der IG Metall.

Dazu kam, dass die tarifliche Arbeitszeitverkürzung nicht von einer tatsächlichen Senkung der Arbeitszeit begleitet war.

Das alles macht einen neuen Anlauf für eine allgemeine Arbeitszeitverkürzung notwendig.

3.167 | Arbeitszeitverkürzung ohne Lohnausgleich

Eine drastische Arbeitszeitverkürzung ohne vollen Lohnausgleich wird teilweise als Methode eingesetzt, um in Krisenzeiten das Arbeitsvolumen der rückläufigen Produktion anzupassen.

Beispiel:

VW wies in der Krise 1993 einen Verlust von 1,9 Milliarden DM aus. Ende 1993 wurde die durchschnittliche Wochenarbeitszeit von damals 36 auf 28,8 Stunden verkürzt und die 4-Tage-Woche eingeführt. Die Höchstarbeitszeit wurde auf 38,8 Stunden festgesetzt. Entlassungen und die damit verbundenen Kosten wurden dadurch vermieden. Die Löhne sanken um 18%.

»*Durch die Neuorganisation (ist) die Produktivität in einem Maß gesteigert worden, daß der Konzern die entfallende Arbeitszeit voll einsparen und als Kostenentlastung verbuchen konnte.*« (Martin Kempe in Rifkin 1998, 231) Die Produktionszeit des VW Golf sank von 33 Stunden (1993) auf 15 Stunden im Jahr 1998. (Jochen Gester, Express 8/1999, 7 f.) Die Arbeitszeitverkürzung war also ein besseres Mittel, wieder Profite zu erwirtschaften, als es Entlassungen gewesen wären. Jörg Rosdücher und Hartmut Seifert schrieben in einem Gutachten für die Berliner Senatsverwaltung für Arbeit und Frauen: »(Bei der Anpassung des Arbeitsvolumens) *kann, wie auch bei Volkswagen, die temporale Variation* (d. h. zeitliche Veränderung durch Arbeitszeitverkürzung) *kostengünstiger sein als die numerische* (zahlenmäßige) *Anpassung sein* (d. h. Entlassungen).« (Die Einführung der »4-Tage-Woche« in der Volkswagen AG, Berlin 1994, 27) Die Arbeitszeitverkürzung hat zwar Entlassungen verhindert, war aber von massivem Personalabbau begleitet. 1993 hatte die VW AG 108.700 Beschäftigte, 1996 nur noch 95.200.

Sofort mit der Einführung der Viertagewoche im Januar 1994 schrieb VW wieder schwarze Zahlen. Z. B. sind die Betriebszeiten bei einzelnen Modellen von früher 3.700 Stunden auf bis zu 4.600 Stunden im Jahr gesteigert worden. Das wurde durch die Einführung von 4 Kurzschichten möglich. Nur in Krisensituationen und nur, wenn es den Profitraten dient, kann das Kapital ein Interesse daran haben, die Arbeitszeit ohne Lohnausgleich drastisch zu verkürzen.

Die Arbeitszeitverkürzung ohne Lohnausgleich war bei VW möglich, weil die Alternative die Entlassung von 30.000 VW-Beschäftigten gewesen wäre. Die Beschäftigten hätten damit noch größere Einkommensverluste erlitten. Und sie war möglich, weil die VW-Beschäftigten überdurchschnittlich verdienten. *»Die meisten Beschäftigten in der Bundesrepublik Deutschland können* (oder wollen) *sich einen Verzicht auf den Lohnausgleich (...) nicht leisten.«* (Kempe in Rifkin 1998, 230) Mehr als die Hälfte der KollegInnen der Werke Wolfsburg, Braunschweig und Emden waren laut einer Umfrage unter 2.800 Beschäftigten mit der Arbeitszeitverkürzung ohne Lohnausgleich zufrieden, vor allem Arbeiter und vor allem Frauen. (Markus Promberger u. a., Weniger Geld, kürzere Arbeitszeit, sichere Jobs?, Berlin 1997, 39 ff.)
Die Funktionäre des Kapitals haben das VW-Modell zur Steigerung der Profitraten überwiegend abgelehnt, weil ihr Interesse eben nicht flexible Arbeitszeitverkürzung bei vollem Lohnverzicht ist, sondern flexible Arbeitszeitverlängerung bei vollem Lohnverzicht. VW ist ein weißer Rabe unter den großen Konzernen geblieben.
Martin Kempe meinte im Juni 1995 im Überschwang, dass das VW-Modell der radikalen Beschleunigung der Arbeitszeitverkürzungen auf die ganze Wirtschaft übertragen werden könne. Aber nur dann, wenn ein *»sozialpartnerschaftlicher Grundkonsens«* (ebda. 228) zwischen Kapital und LohnarbeiterInnen gefunden würde.

Entlassungen werden in Krisenzeiten in der Regel allgemeinen Arbeitszeitverkürzungen vorgezogen. Einen partnerschaftlichen Grundkonsens gibt es nicht. Die Kapitalinteressen sind ja gerade der Grund, weshalb die gewaltigen Produktivitätsfortschritte sich nicht in Arbeitszeitverkürzung niedergeschlagen haben.
Das Kapital ist eher auf Arbeitszeitverlängerung aus, weil diese die Profitmasse erhöht. Das trifft auch auf VW zu. In einem neu errichteten Werk zur Produktion des Minivan Touran ist die Regelarbeitszeit 38 Stunden, wovon drei Stunden der Qualifizierung dienen. Der Samstag wird Regelarbeitstag. Da sich die Beschäftigten verpflichten müssen, so lange (unentgeltlich) zu arbeiten, bis täglich 1.000 Autos in geforderter Qualität produziert sind, sind weitere Arbeitszeitverlängerungen eingeplant.

3.168 | Arbeitszeitverkürzung – gerechte Umverteilung der Arbeit?

»Die Arbeit muss gerechter verteilt werden, weil sich anders das Arbeitslosenproblem nicht lösen läßt«, so der Informationsdienst der IG Metall. (direkt 20/2002, 2)
Die Verteilung der Arbeit ist »ungerecht«, weil die einen zu lange arbeiten und die anderen gar nicht. Wenn die einen also etwas abgeben und den anderen geben, könnten letztlich alle zufrieden sein. Die Umverteilung der Arbeit bzw. Arbeitszeit scheint die Lösung zu sein.
Tatsächlich ist es widersinnig, dass die einen in wachsendem Arbeitsstress er-

trinken, während die anderen nicht wissen, was sie mit ihrer Zeit anfangen sollen. Doch dieser Widersinn entspricht der Logik des Kapitals, das einerseits die »Menschenlaufzeiten« mit den Maschinenlaufzeiten ausdehnen muss und andererseits bei wachsender Produktivität immer weniger Arbeitskräfte braucht.

Das Interesse der LohnarbeiterInnen an Arbeitszeitverkürzung entspringt nicht in erster Linie dem Interesse, die Gerechtigkeit zu verwirklichen und ihre Vollzeitstellen mit den Arbeitslosen zu teilen. Das wichtigste Motiv für Arbeitszeitverkürzung ist nicht das des heiligen Martin, der seinen Mantel halbiert, um ihn dem Frierenden zu schenken.

Indem die beschäftigten LohnarbeiterInnen für Arbeitszeitverkürzung kämpfen, kämpfen sie vielmehr in erster Linie für sich, nicht für andere. Ihr Motiv ist nicht, Arbeit(szeit) im Interesse anderer abzugeben, sondern ihre eigenen Interessen zu verfolgen.

Statt 7–8 Stunden nur 6 Stunden am Tag zu arbeiten: das würde den Arbeitsstress reduzieren und die körperlichen Kräfte mehr schonen. Jeder hätte mehr Zeit für sich und die Entwicklung seiner Fähigkeiten, für seine Familie, für die Beziehungen zu anderen Menschen und für Aktivitäten jeder Art, seien sie kultureller, sportlicher, sozialer, gewerkschaftlicher oder politischer Natur. Jeder würde etwas mehr Kontrolle über sein Leben erringen.

Und: Arbeitszeitverkürzung beugt auch Entlassungen im eigenen Betrieb vor. Der Kampf für Arbeitszeitverkürzung ist in erster Linie eine Antwort auf die steigende Produktivität. *»Warum soll die enorm gestiegene Produktivität nicht uns zu gute kommen, sondern führt zur Vernichtung von Arbeitsplätzen? Mit dem Eintreten für die Forderung nach der 30-Stundenwoche bei vollem Lohnausgleich (...) meldet die Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung vor allem den Anspruch an, den Produktionsfortschritt zur Verbesserung ihrer Lage zu nutzen«*, schrieb Heinz Ziegler, Vertrauensmann der IG Metall bei einem Siemensbetrieb in München in einer Einladung zu einer Veranstaltung des Arbeiterbildungszentrums im Dezember 2002.

Genau darum geht es. Die LohnarbeiterInnen wollen etwas davon haben, dass sie immer produktiver arbeiten.

Indem die beschäftigten LohnarbeiterInnen für ihre eigenen Interessen kämpfen, kämpfen sie auch für ihre arbeitslosen KollegInnen. Im Kampf für die 30-Stundenwoche bei vollem Lohnausgleich fallen die Interessen der beschäftigten und der arbeitslosen LohnarbeiterInnen zusammen.

Die Arbeitszeiten sind nicht in erster Linie zu lang im Verhältnis zur fehlen-

den Arbeitszeit der Arbeitslosen. Sie sind zu lang im Verhältnis zu ihren eigenen Arbeitsbelastungen, also im Verhältnis zu den Anforderungen des Kapitals.

Die Aufforderung, Arbeit umzuverteilen, ist eine Forderung an das Kapital, aber vor allem ein Appell an die Beschäftigten, statt vollzeit teilzeit zu arbeiten. »Wenn rund eine Million Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer ihre Arbeitszeit um durchschnittlich 20 Prozent reduzieren, könnten wir 250.000 neue Arbeitsplätze schaffen«, so DGB-Chef Sommer. (direkt 1/03, 7)

Peter Grottian, Teilzeit-Professor in Berlin, nennt das »solidarische Arbeitsumverteilung«. (metall 6/1998, 15)

Es wäre unsolidarisch, wenn Vollzeitbeschäftigte keine Arbeitszeit an Arbeitslose »abgeben«. Der Kampf für Arbeitszeitverkürzung müsste sich dann gegen die richten, nicht bereit wären, ihre persönliche Arbeitszeit abzugeben. Das Kapital wäre aus der Schußlinie. Solche Formen des Kampfs für Arbeitszeitverkürzung spalten die LohnarbeiterInnen.

Sommer hält 250.000 zusätzliche Arbeitsplätze für möglich, wenn die frei werdende Zeit 1:1 in Arbeitsplätze umgesetzt würde.

Das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung hat 73.300 Fälle untersucht, in denen Vollzeitbeschäftigte ihre Arbeitszeit freiwillig reduziert haben. Sie haben das Recht auf Teilzeit in Anspruch genommen, das mit dem Teilzeitgesetz von Anfang 2001 eingeführt wurde. In der Hälfte der Fälle hätten entweder die verbliebenen Beschäftigten die Arbeit mitmachen müssen oder die Aufgaben wären wegrationalisiert worden. Nur in 15% der Fälle wären neue MitarbeiterInnen eingestellt worden. In weiteren 16% (West) und 23% der Fälle (Ost) wäre durch die individuelle Arbeitszeitverkürzung Personalabbau vermieden worden.

Auch individuelle Arbeitszeitverkürzung macht Neueinstellungen objektiv möglich. Ob es aber dazu kommt, entscheidet nicht die Gerechtigkeit, sondern das Interesse des Kapitals. Und es nutzt die Bereitschaft mit anderen zu teilen, in erster Linie für die eigene Bereicherung. (IAB Kurzbericht 23/04. 10. 2002; www.iab.de)

Die Arbeitskräfte können also gar nicht teilen, da sie gar nicht darüber entscheiden können, ob und wie geteilt wird. Sie sind nicht die Eigentümer.

3.169 | Kann die Arbeitslosigkeit mit Arbeitszeitverkürzung beseitigt werden?

Martin Kempe, inzwischen Chefredakteur von Ver.di publik, schrieb: *»Ohne eine beschleunigte, Erwerbsarbeit umverteilende allgemeine Arbeitszeitverkürzung und ohne einen Ausbau der ›aktiven Arbeitsmarktpolitik‹ nach dem*

Prinzip ›Arbeit statt Arbeitslosigkeit‹ wird die Massenarbeitslosigkeit in der Bundesrepublik nicht überwunden werden können.« (in Rifkin 1998, 229)

Fest steht auf jeden Fall, dass Arbeitszeitverkürzung ein wirkungsvolles Mittel ist, der Arbeitslosigkeit entgegenzuwirken.

Wenn die wachsende Produktivität in den 90er Jahren im selben Tempo in Arbeitszeitverkürzung umgewandelt worden wäre wie in den 80er Jahren, wären allein in Westdeutschland 4,73 Milliarden Arbeitsstunden für Neueinstellungen frei geworden. Rein rechnerisch hätten rd. 3,27 Millionen Vollzeitarbeitskräfte mehr beschäftigt werden können. Die Arbeitslosigkeit hätte erheblich geringer sein können.

Die Einstellung des Kampfs für allgemeine Arbeitszeitverkürzung hat dazu beigetragen, dass die Arbeitslosenzahlen in den 90er Jahren auch im Aufschwung 2000 noch weit über dem Niveau der Krise von 1993 lagen.

Stellen wir uns umgekehrt vor, die Jahresarbeitszeit wäre in den 80er Jahren nicht verkürzt worden, sondern wie in den 90er Jahren nahezu gleichgeblieben. Die bestehenden Vollzeitarbeitskräfte hätten 2,4 Milliarden Arbeitsstunden mehr arbeiten müssen. Rein rechnerisch hätte es 1,35 Millionen Arbeitslose mehr gegeben.

Den größten Schub an Arbeitszeitverkürzung gab es von 1985 bis 1990. Nach Berechnungen des DIW wurden dadurch allein in diesem Zeitraum 700.000 Arbeitsplätze gesichert und geschaffen. (IG Metall, Wer Arbeit hat, denkt zur Zeit nicht an eine Verkürzung, FR 07. 05. 1998, 12)

Arbeitszeitverkürzung mildert also die Arbeitslosigkeit ab. Aber kann sie ein Mittel sein, sie zu beseitigen?

Wir beobachten zunächst, dass die insgesamt von den LohnarbeiterInnen gearbeiteten Stunden sinken, während die Arbeitslosigkeit steigt.

Von 1970 bis 2000 fiel die tarifliche Arbeitszeit je Vollzeitarbeitnehmer von 1.900 auf 1.647 Stunden oder um 13,3%.

Obwohl weniger Arbeitszeit aufgewandt wurde, stieg trotzdem die Arbeitslosigkeit von 149.000 auf 2,53 Millionen.

Kürzere Arbeitszeiten haben weder als kollektive Arbeitszeitverkürzung noch als individuelle Arbeitszeitverkürzung die insgesamt wachsende Arbeitslosigkeit verhindert. Sie haben das Wachstum der Arbeitslosigkeit nur verzögert. Und das ist schon viel. Das Problem der Arbeitslosigkeit aber bleibt dadurch ungelöst. Ganz einfach deshalb, weil Arbeitslosigkeit nicht hauptsächlich das Ergebnis fehlender Arbeitszeitverkürzung ist.

Einerseits ist es die Kapitaleigenschaft der Produktionsmittel, die der kollek-

tiven Verkürzung der Arbeitszeit im Wege steht. Je mehr Kapital in Sachanlagen aufgehäuft ist, desto länger muss es in Bewegung gehalten werden, damit es sich verwertet. Das erzeugt mit steigender Produktivität ein wachsendes Interesse des Kapitals an Arbeitszeitverlängerung, obwohl mit steigender Produktivität objektiv die Möglichkeit wächst, die Arbeitszeit drastisch zu verringern. Diese Möglichkeit kann aber vom Kapital nicht genutzt werden. Denn die steigende Produktivität ruft gleichzeitig die Tendenz zum Fall der Profitraten hervor und verstärkt sie immer mehr (→ 2.12).

Andererseits aber steht auch die Kapitaleigenschaft der Arbeitskraft dem Abbau der Arbeitslosigkeit im Wege. Arbeitskräfte werden nur auf »Arbeitsplätzen« beschäftigt, wenn sie das Kapital vermehren. Wenn sie nicht die nötigen Renditen erzielen, werden sie für das Kapital überflüssig. Arbeitslosigkeit existiert nur im Verhältnis zum fehlenden Bedürfnis des Kapitals, Menschen zur Erzielung von Profit zu nutzen. Sie existiert nicht im Verhältnis zu den gesellschaftlichen Bedürfnissen nach nützlicher Arbeit.

Die Tendenz zum Fall der Profitraten ist auch eine immer stärkere Schranke für die Beschäftigung von Menschen.

Das Kapitalverhältnis selbst bzw. das Lohnarbeitsverhältnis selbst ist Bedingung der Arbeitslosigkeit.

Sinkendes Arbeitsvolumen, kürzere Jahresarbeitszeiten, sinkende Wochenarbeitszeiten und langfristig steigende Arbeitslosigkeit sind alle zusammen Ausdruck steigender Produktivität unter den Bedingungen der Kapitalverwertung.

Die Arbeitslosigkeit hat ihre hauptsächliche Ursache nicht in mangelnder Arbeitszeitverkürzung. Deswegen ist sie auch nicht allein mit Arbeitszeitverkürzung oder mit der »Umverteilung« der Arbeitszeit unter den Arbeitskräften zu beseitigen. Das Kapital steht dem Interesse an einer anderen »Verteilung der Arbeit« im Wege. Eine Verteilung der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit auf alle Schultern wäre letztlich nur möglich, wenn weder Produktionsmittel noch Arbeitskräfte Kapital repräsentieren würden.

Solange das Kapitalverhältnis existiert, wird der Kampf für allgemeine Arbeitszeitverkürzung »nur« dazu dienen können, die Folgen der Arbeitslosigkeit für die LohnarbeiterInnen abzumildern, nicht aber die Arbeitslosigkeit zu beseitigen.

3.21 | Senkung der Lohnkosten

Die Lohnhöhe wird von den Vertretern des Kapitals als entscheidende Ursache der Arbeitslosigkeit betrachtet. (→ 1.41) Ihrer Meinung nach müssen die Löhne solange gesenkt werden, bis der letzte Arbeitslose für seine Ware Arbeitskraft einen Käufer findet. (→ 1.414 ff.) Dasselbe auf Wissenschaftler-Chinesisch: *»Das untere Lohnniveau ist im Prinzip dadurch bestimmt, daß wieder ein Gleichgewicht auf dem Arbeitsmarkt herrscht, daß also Vollbeschäftigung einsetzt.«* (Horst Siebert, eh. Mitglied des Sachverständigenrats der Bundesregierung, FAZ 24. 04. 1994)
Umgekehrt: Solange es Arbeitslosigkeit gibt, ist damit immer eindeutig »nachgewiesen«, dass die Löhne noch zu hoch sind.
Lohnsenkungen sind aber nur der Versuch, dem Fall der Profitraten (→ 2.2) entgegenzusteuern. Mit »Bekämpfung der Arbeitslosigkeit« hat das nichts zu tun.
Erinnern wir uns an die vereinfachte Formel:

$$\text{Profitrate} = \frac{\text{Gewinn (A)}}{\text{Kapital für (Sachanlagen B+ Lohnkosten C)}}$$

Die Profitraten steigen, wenn die Lohnkosten fallen. Vorausgesetzt, Gewinn und das in Sachanlagen investierte Kapital bleiben gleich.
Die Lohnkosten fallen, wenn die Zahl der beschäftigten LohnarbeiterInnen sinkt. (Allerdings fällt dann auch der von ihnen erarbeitete Gewinn.)
Die Lohnkosten fallen, wenn die Bruttolöhne sinken.
Sie fallen ferner, wenn die sogenannten Lohnnebenkosten sinken, vor allem die Beiträge zur Sozialversicherung usw.
Wer meint, das Lohnsenkungen seien unsozial, versteht die Lage nicht. *»Die Unternehmen verdienen am (...) Standort Deutschland zu wenig. Hierfür die Rahmenbedingungen durch Zurückhaltung in der Lohnpolitik und durch niedrige Steuern und Abgaben (d. h. Beiträge zur Sozialversicherung) zu schaffen – das wäre soziale Politik.«* (Der damalige BDI-Präsident Olaf Henkel in BILD 30. 08. 1999) Sozial ist nur, was den Profiten nützt. Da es den Rahmenbedingungen der Unternehmen auch zu gute kommt, wenn Minderleister entsorgt werden, ist auch das ein Teil einer »sozialen Politik«. Je asozialer die Methoden zur Profitsteigerung sind, desto sozialer wird die soziale Marktwirtschaft.
Das Kapital betrachtet die Löhne vor allem als Kosten. Die menschlichen Be-

dürfnisse, die mit ihnen befriedigt werden, sind lästige Ansprüche und nebensächlich. Menschen sind Kostenfaktoren auf zwei Beinen. Von menschlichen Bedürfnissen abzusehen, ist das einzig Soziale. Die Senkung der Lohnkosten ist neben der besseren Ausnutzung der Arbeitszeiten der Ware Arbeitskraft das zweite wichtige Mittel des Kapitals zur Steigerung der Profitraten.

3.211 | »Bündnis für Arbeit«: Lohnverzicht schafft Arbeitsplätze

Die IG Metall hat 1995 das erste »Bündnis für Arbeit« angestoßen. Zwickel erklärte damals: *»Wir nehmen die Unternehmer beim Wort. Sie argumentieren immer, sie könnten mehr Arbeitsplätze schaffen, wenn die Löhne nicht so hoch wären. Jetzt wollen wir Beweise sehen: Sie können moderate (maßvolle) Lohnabschlüsse haben – wenn sie wirklich Arbeitsplätze schaffen. Und nicht nur immer davon reden.«* (IG Metall, Bündnis für Arbeit schafft und sichert Arbeitsplätze, Frankfurt 1995, 6)
1998 gab es die zweite Auflage des »Bündnisses für Arbeit«.
»Um Arbeitslosigkeit nachhaltig abzubauen, ist (...) eine mittel- und langfristig verläßliche Tarifpolitik erforderlich. Produktivitätssteigerungen sollen vorrangig der Beschäftigungsförderung dienen.« So die Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände (BDA) und der DGB in einer Gemeinsamen Erklärung. (Sozialpolitische Umschau Nr. 255, Bonn 19. Juli 1999, 15)
Deutsche Übersetzung des Wortnebels: Die Arbeitslosigkeit kann nur mit Lohnverzicht bekämpft werden. Die Tariflöhne sollen möglichst nur um die Preissteigerungen erhöht werden. (→ 1.4166 ff.)
Der Tarifabschluss zum 1. 3. 2000 war die Nagelprobe für das Bündnis. Es hat sie bestanden. Die 3,0% Bruttolohnsteigerung in der metallverarbeitenden Industrie ab dem 1. 5.2000 kam nur mit 1,7% brutto bei den ArbeiterInnen an. (IG Metall-Report 2001, 74) Sie wurde teilweise mit übertariflichen Verdiensten verrechnet. Die Steigerung deckte nicht einmal die Erhöhung der Lebenshaltungskosten. (ebda.) *»Wenn dem Bündnis für Arbeit heute überhaupt irgendeine Wirkung zugeschrieben wird, so ist die zweifellos der Ausgang der Lohnrunde 2000.«* So Prof. Dr. Wolfgang Streeck. Der Wissenschaftler, der für das Bündnis für Arbeit wirkte, bezeichnet den Abschluss als *»Lohnbescheidenheit«*. (FR 30. 10. 2000) Damit meinte er Lohnsenkung.
Die Produktivität der Metallverarbeitenden Industrie stieg im Jahr 2000 um 8,6%. Die mit Hilfe der IG Metall dem Kapital verbliebenen Gewinne dienten nicht »vorrangig der Beschäftigungsförderung«, sondern den Profitraten. Im Jahr 2000 gab es zwar 28.000 Beschäftigte mehr. Aber nicht wegen der »Lohnbescheidenheit«, sondern weil in diesem Jahr die Produktion der Metallin-

dustrie gegenüber 1999 um 9,6 % und der Umsatz um 10 % gestiegen waren, Werte die in den ganzen 90er Jahren nicht erreicht worden waren. (ebda. 46) Die zusätzliche Beschäftigung war angesichts dessen mickrig.

Die Konzerne sackten die Gewinne ein und dankten für die Kooperation. Und die IG Metall-Führer drohten, dass das Bündnis scheitern würde, wenn es zur lohnpolitischen Mäßigung mißbraucht werden sollte. Lustig.

Der Abschluss von 2000 ist das Muster für die *»mittel- und langfristig verläßliche Tarifpolitik«*, die BDA und DGB anstreben. Die IG Metall hatte im Interesse des Kapitals gar nicht das Ziel, die günstige Lage des Aufschwungs auszunutzen, um energisch für Lohnerhöhungen oder auch Arbeitszeitverkürzungen zu kämpfen.

Lohnverzicht in Form geringer Lohnsteigerungen wird über die Tarifautonomie organisiert – mit dem üblichen Theaterdonner auf beiden Seiten. Dass die Tarifparteien autonom sind, heißt nur, dass sie autonom gegenüber dem Staat sind, also sich keinen Lohnleitlinien des Staates unterordnen. Tarifautonomie bedeutet nicht, dass die Gewerkschaftsvorstände »autonom«, d. h. selbstständig gegenüber dem Kapital sind. Das wollen sie gar nicht sein. *»Es ist gemeinsames Verständnis* (BDA, DGB und Bundesregierung)*, dass eigenverantwortliches Handeln der Bündnispartner – zum Beispiel der Tarifparteien und der Politik – an den Zielen dieses Bündnisses ausgerichtet wird und die Bündnisvereinbarungen unterstützt. Die Tarifautonomie bleibt unangetastet.«* (Gemeinsame Erklärung nach FR 09. 12. 1998, 4) Die Tarifautonomie wird also am Lohnverzicht ausgerichtet.

3.212 | Bilanz des »Bündnisses für Arbeit«: Lohnverzicht – mehr Profit – mehr Arbeitslose

Die Bilanz der Bündnisse für Arbeit fällt vernichtend aus. Das hindert die DGB-Führer als Sozialpartner nicht daran, immer wieder die Zusammenarbeit mit dem Kapitalpartner zu suchen.

Die offiziell angegebenen Gewinne der Kapitalgesellschaften stiegen von 372 Mrd. DM im Jahre 1991 auf 586 Mrd. DM im Jahr 2000. (DB Monatsbericht 10/2000, 38; Statistisches Jahrbuch 2002, 646) Die offiziellen Gewinne der Selbständigen stiegen im selben Zeitraum von 355 Mrd. DM auf 480 Mrd. DM.

Kapitalgesellschaften sind *»in der Regel vergleichsweise große Unternehmenseinheiten«.* (DB Monatsbericht 12/2001, 52) Ihr Kern sind die Aktiengesellschaften. Kapitalgesellschaften gehören keinem Einzelnen, sondern einer Vielzahl von Inhabern, Aktionären oder Gesellschaftern. Kapitalgesellschaften werden in

nicht-finanzielle (wie z. B. Daimler-Chrysler) und finanzielle Kapitalgesellschaften unterschieden (wie z. B. Allianz/Dresdner Bank).

Selbständige dagegen sind vor allen Dingen Einzelunternehmer wie Handwerker, Händler und Freiberufler.

Dem Kapital flossen zusammengenommen im Jahr 2001 also 727 Mrd. DM und im Jahr 2000 1.066 Mrd. DM zu, immerhin fast 50 % mehr. Anerkennend lobte die Bundesbank die »insgesamt moderate Lohnpolitik« der Gewerkschaften, die dazu beigetragen habe, diesen Gewinnanstieg zu ermöglichen. (DB Monatsbericht 12/2001, 48) Tatsächlich: der Reallohn der ArbeitnehmerInnen (preisbereinigter Nettolohn) war 2000 um 3,6 % niedriger als 1991. (FR 08. 12. 2001, 9)

Und die Arbeitsplätze? Die Zahl der LohnarbeiterInnen im Produzierende Gewerbe nahm um ein Viertel auf 10,5 Millionen ab.

In der Gesamtwirtschaft gab es 2000 keinen einzigen Arbeitsplatz mehr als 1991. (Sachverständigenrat 2002, 416) Und das auch nur, weil geringfügig Beschäftigte jetzt als Erwerbstätige zählen und die Teilzeitarbeit stark zugenommen hat.

Die Arbeitslosigkeit dagegen hat um 50 % zugenommen. Die Bundesbank führte den Gewinnanstieg der Unternehmen im Produzierenden Gewerbe, Handel und Verkehr nicht zuletzt auf den *»erheblichen Personalabbau infolge von Rationalisierungsmaßnahmen der Unternehmen«* und auf die *»Ausgliederung von Betriebsteilen«* zurück. (DB Monatsbericht 12/2001, 48)

Lohnverzicht, Abbau des Weihnachtsgelds, unbezahlte Mehrarbeit usw.: mit dem Abbau der Arbeitslosigkeit hatte das überhaupt nichts zu tun, wohl aber mit der Pflege der Profitraten. Man fragt sich, um wieviel denn die Gewinne nach Meinung des Bündnisses für Arbeit hätten steigen müssen, damit die Arbeitslosigkeit wenigstens gleichgeblieben wäre? Um 100 % oder 150 %. Und um wieviel hätten die Reallöhne fallen müssen, um 20 % oder 30 %?

Die Methoden der Produktivitätssteigerung, mit denen die Gewinne gesteigert wurden, waren überwiegend Methoden, die Arbeitslosigkeit zu steigern. Die Jagd nach Gewinnen war also Ursache der Arbeitslosigkeit, nicht Mittel zu ihrer Bekämpfung

Die LohnarbeiterInnen sind dem Bündnis des DGB mit dem Kapital nicht willenlos ausgeliefert. Sie können beeinflussen, was mit ihnen geschieht. Sie können ihre Interessen allerdings nur dann wirkungsvoll vertreten, wenn sie kein Bündnis mit dem Kapital schließen wollen und wenn sie nicht anerkennen, dass sie und ihr Lebensstandard für die Arbeitslosigkeit verantwortlich sind. Das erst wäre der wirkliche Austritt aus dem »Bündnis für Arbeit«.

Das »Bündnis für Arbeit«, das LohnarbeiterInnen schließen müssten, kann nur ein Bündnis zwischen Beschäftigten und Arbeitslosen sein, nicht eins mit dem Kapital.

Die Spitzen der DGB-Gewerkschaften stehen immer bereit für ein Bündnis mit dem Kapital, auch wenn die Neuauflage eines offiziellen »Bündnisses für Arbeit« Anfang 2003 scheiterte. Die gemeinsame Grundhaltung, Partner des Kapitals zu sein, bleibt, der organisatorische Rahmen, in dem sich das verwirklichkeit, ist heute so und morgen so.

3.213 | Tarifverträge knacken

Um dem selbstproduzierten Fall der Profitraten entgegenzuwirken, übt das Kapital einen enormen Druck aus, den Preis der Ware Arbeitskraft zu senken. *»Jeder Arbeitslose sollte das Recht bekommen, unter Tarif in den Arbeitsmarkt einzusteigen.«* (FTD 25. 11. 2002) Lohnsenkungen werden vom Kapital als Mittel zur Integration von Arbeitslosen in den Arbeitsmarkt verkauft.

Arbeitslose werden bekanntlich durch Tariflöhne daran gehindert, zu einem »markträumenden« Gleichgewichtslohn zu arbeiten. Da Arbeitslose nicht das Recht haben, *»unter Tarif in den Arbeitsmarkt einzusteigen«*, erklärt das Sachverständige der Bundesregierung, Horst Siebert: *»Unser Regelwerk* (=Tarifverträge) *diskriminiert die Arbeitslosen.«* (FAZ 03. 12. 2002)

Ihr Menschenrecht auf Lohnsenkung wird verletzt und sie werden von ihren Feinden, den Arbeitsplatzbesitzern, diskriminiert. Im Namen der Arbeitslosen greift das Kapital die Tarifverträge an.

Das Kapital drängt darauf, die Flächentarifverträge aufzuknacken und sie langsam durch betrieblich abgeschlossene Tarife zu ersetzen. Es drängt darauf, dass auch heute schon auf Betriebsebene untertarifliche Vereinbarungen abgeschlossen werden können. Es verlangt sogenannte Einstiegslöhne für Arbeitslose usw. Die Formen, in denen sich das Interesse an Lohnsenkungen betätigt, sind vielfältig.

Sie haben alle nur ein Ziel: die Profitraten anzuheben.

Alles wird angeblich im Interesse der Arbeitslosen veranstaltet. Wenn man dieses Märchen glaubt, muss man als Malocher eine richtige Wut auf die Arbeitslosen bekommen. Denn angeblich wegen ihnen müssen die Reallöhne sinken.

Die Arbeitslosen wiederum müssen die LohnarbeiterInnen für die eigentliche Ursache ihrer Arbeitslosigkeit halten, wenn diese nicht bereit sind, angeblich für sie auf Lohn zu verzichten. Das Bündnis des DGB mit dem Kapital treibt einen tiefen Keil zwischen LohnarbeiterInnen und Arbeitslose. Es schwächt sie beide.

BDA und DGB machen die LohnarbeiterInnen direkt für die Arbeitslosigkeit

verantwortlich. Sie sollen auf Lohn verzichten, um den arbeitslosen KollegInne zu helfen. Der Appell an die Solidarität der arbeitenden Menschen untereinander wird schamlos ausgenutzt, damit sich das Kapital noch mehr bereichern kann.

3.214 | Müsste nicht das Kapital eigentlich an Lohnerhöhungen interessiert sein, um die Arbeitslosigkeit zu reduzieren?

Wenn die Unternehmen die Löhne deutlich erhöhen würden, könnten sie die Kaufkraft und die Binnennachfrage stärken. Sie könnten dann mehr Waren verkaufen und darüber auch zusätzliche Gewinne machen. Hätten sie nicht eigentlich ein eigenes Interesse, die Löhne deutlich zu erhöhen? Wenn die Löhne höher wären und mehr nachgefragt würde, würde auch mehr investiert und die Arbeitslosigkeit würde sinken.

Warum ist das Kapital nur so halsstarrig und handelt nicht nach seinen eigentlichen Interessen? Wo es doch als weiteren Vorteil auch noch zufriedene LohnarbeiterInnen hätte? Spinnen die Unternehmer?

Jede Lohnerhöhung verringert zunächst den betrieblichen Gewinn. Unternehmen, die freiwillig für die Verringerung ihrer Gewinne eintreten, sind schwer zu finden. Sie wollen jetzt Profit machen und nicht erst später und dann auch nur möglicherweise.

Alle Unternehmen haben im allgemeinen ein Interesse an möglichst hoher Kaufkraft, damit der Absatz brummt. Aber kein Unternehmen hat im konkreten das Interesse, selbst etwas dazu beizutragen.

Das Hemd des betrieblichen Profits ist allen näher als der Rock der Binnennachfrage.

Warum jammert das Kapital im Aufschwung und in Krisen, dass die Lohnforderungen der Gewerkschaften Katastrophen auslösen würden? Wenn Lohnerhöhungen in seinem Interesse wären, wieso hält es dann jeden Zeitpunkt dazu für falsch? Kennt das Kapital seine wirklichen Interessen nicht? Kennen nur die DGB-Vorstände die wirklichen Interessen der Unternehmer?

Das angebliche Interesse der Unternehmer an Lohnerhöhungen, das die Vorstände der DGB-Gewerkschaften predigen, ist genauso eine fixe Idee, wie das angebliche Interesse der LohnarbeiterInnen an Lohnsenkungen, das die Arbeitgeberverbände predigen. Lohnarbeit und Kapital haben einander entgegengesetzte Interessen. Die betrieblichen Profite steigen, wenn die Löhne sinken und umgekehrt. Es wäre zwar im gesamtwirtschaftlichen Interesse, die Kaufkraft im Gleichgewicht mit der Produktion zu halten. Doch das Kapital und das Privateigentum stehen dem im Wege.

»Was dieses Land braucht, ist Gewinnzurückhaltung. (...) Was dieses Land braucht, sind Unternehmen, die endlich wieder ihren Teil zu Gemeinwohl beitragen. Die sich ihrer sozialen Verpflichtung bewußt werden.« (IGM-Vorsitzender Zwickel, metall 3/2002, 10)

Er hätte auch sagen können: Was dieses Land braucht, sind Pferde, die auf Bäume klettern können, und endlich wieder Katzen werden.

Tatsächlich braucht dieses Land Unternehmen bzw. eine Wirtschaftsordnung, in denen das Allgemeinwohl im Mittelpunkt steht. Das Kapital jedoch steht dem im Weg.

Deswegen können sich LohnarbeiterInnen auch beim Kampf um höhere Löhne nur auf sich selbst verlassen, nicht auf ein »gemeinsames Interesse« mit dem angeblichen Sozialpartner.

3.22 | Senkung der Löhne mit Hilfe von Lohnsubventionen: Kombilohn, Negative Einkommenssteuer, Bürgergeld, Lohnsubventionen für »Risikogruppen«

Bei der Senkung der Löhne gibt es ein Problem, die Sozialhilfe. *»Der Arbeitsmarkt verlangt strukturelle Reformen (d. h. Lohnsenkungen) und die Reform der Sozialhilfe ist davon wahrscheinlich die Wichtigste.«* (Prof. Sinn, ifo Standpunkt Nr. 21, Reform der Sozialhilfe, 18. 01. 2001)

Warum die Sozialhilfe und nicht die Arbeitslosenunterstützung? Die Arbeitslosenunterstützung ist immer nur ein Prozentsatz des vorherigen Lohns. Sie kann ihn nie überschreiten. Die Sozialhilfe jedoch kann es, da sie am Bedarf von Menschen orientiert ist. Sie ist von daher ein Maßstab für den Grad an Bedürfnisbefriedigung, der mit einem Lohn möglich ist. *»Das Sozialhilfeniveau wirkt letztlich wie ein Mindestlohn«*, stellte die Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände fest. (nach Johannes Steffen, Wer die Sozialhilfe kürzt, hat die Löhne im Visier, FR 26. 01. 1995, 12)

Die Arbeitslosenversicherung jedoch nicht. Arbeitslosenunterstützungen liegen häufig unterhalb des Sozialhilfeniveaus, ebenso Nettolöhne.

Die Sozialhilfe blockiert deshalb wie ein riesiger Felsbrocken den Weg des Kapitals zu Lohnsenkungen. Im Dienst an der Kapitalverwertung muss er weggesprengt werden.

Dabei muss man geschickt vorgehen. Es muss immer wieder Stimmung gegen Arbeitslose gemacht werden, die von Sozialhilfe leben. Bei den LohnarbeiterInnen muss der Wunsch erzeugt werden, diesen Faulenzern und Sozialschmarotzern endlich die Sozialhilfe zu kürzen und sie zur Arbeit zu zwingen. Sie dürfen dabei aber nicht merken, dass die Angriffe auf die Sozialhilfe sich im Kern gegen sie selbst richten.

Also was tun, um auf dem Weg zur Senkung der Löhne den »Mindestlohn Sozialhilfe« zu knacken?

Man darf vor allem nicht darüber reden, dass man den LohnarbeiterInnen etwas wegnehmen will, nämlich die Teile des Lohns, die den Hungerlohn des »Gleichgewichts«lohns (→ 1.411) überschreiten. Man muss davon reden, dass man ihnen etwas geben will. SozialhilfebezieherInnen sollen mehr Geld bekommen, damit sie endlich arbeiten gehen.

Damit das Kapital für Löhne unterhalb des Existenzminimums überhaupt genügend Personal findet, muss es tatsächlich Anreize geben. Wer kann sich Teilzeitarbeit und Armutslöhne leisten, wenn er eine volle Miete und nicht eine Teilmiete zu tragen hat?

Christoph Kannengießer, Geschäftsführer der BDA erklärte den Weg: *»Die Beschäftigungsaufnahme im Niedriglohnsektor ist durch Schaffung eines Kombi-Einkommens zu fördern. In einem ersten Schritt sollten dazu die Anrechnungsregeln bei der Sozialhilfe modifiziert werden; das Erwerbseinkommen deutlich weniger stark auf die Transferleistung (Sozialleistung) angerechnet werden. In einem zweiten Schritt sollten Bezieher niedriger Erwerbseinkommen durch eine negative Einkommensteuer (→ 3.222) unterstützt werden.«* (05. 12. 2002 – www.gallilleus.info/gallileus/boards/Hartz-Konzept)

Eins nach dem Anderen.

3.221 | Kombilohn: Erster Schritt zu Armutslöhnen und Senkung der Sozialhilfe

Das unverfängliche Stichwort heißt Kombi-Einkommen oder Kombilohn. Kombilohn ist eine Kombination zwischen Lohn und Sozialhilfe.

1997 wurde er von der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände (BDA) ins Spiel gebracht. SozialhilfebezieherInnen, die eine Arbeit aufnehmen, sollen von ihrem Arbeitseinkommen wesentlich mehr behalten können. 2002 schlug die BDA vor, dass sie 100 Euro plus ein Viertel des Nettolohns behalten sollten. (5-Punkte-Programm für mehr Beschäftigung für gering qualifizierte Arbeitslose, BDA Presseinformation 09. 01. 2002 PI 02/02)

Beispiel:

Daniel Klein bekommt 620 Euro Sozialhilfe und nimmt eine Stelle als Kellner für 480 Euro im Monat an. Von diesen 480 Euro sollen 100 Euro plus 120 Euro nicht auf die Sozialhilfe angerechnet werden. Nur 260 Euro werden angerechnet. Die Sozialhilfe vermindert sich um diese 260 Euro auf 360 Euro.

Daniel hat also jetzt einen Kombilohn von insgesamt 840 Euro (480 Euro Lohn und 360 Euro Sozialhilfe). Nach den heute überwiegend geltenden Regelungen wären nur etwa 145 Euro anrechnungsfrei, nicht 220. Daniel hätte also 75 Euro mehr.

Wie sozial Arbeitgeber auf einmal doch sein können?!

Aber da gibt es Hintergedanken. Auch Schachspieler legen nicht alle Züge offen, mit denen sie ihren Gegner mattsetzen wollen. Sie legen nur den nächsten Zug offen.

Der damalige Präsident des Deutschen Industrie- und Handelstags, der Kettensägenfabrikant Stihl, ließ jedoch vor einigen Jahren schon die Katze aus dem

Sack, natürlich nicht in der BILD, sondern in der Wirtschaftswoche. Er sagte, der Kombilohn sei *»keine marktwirtschaftliche Lösung, sondern eine Krücke, um die Probleme schrittweise anzupacken, eine Art trojanisches Pferd, das wir bei den Gewerkschaften und den Sozialpolitikern aufstellen. (...) Wir können nicht auf einen Schlag das gesamte Sozialniveau absenken* (und das Lohnniveau), *ohne dass die Sozialpolitiker* (und Gewerkschaftler) *(...) aufschreien. Deshalb halte ich den Weg für sinnvoll, über den Kombilohn diesen tabuisierten Bereich aufzubrechen.«*

(Tabus aufbrechen, DIHT-Präsident Stihl in Wirtschaftswoche 02. 10. 1997, 30)

Mit dem trojanischen Pferd haben die Griechen einst ihre Feinde besiegt, die Trojaner. Sie bauten ein riesiges Holzpferd als angebliches Geschenk. Die Trojaner freuten sich und zogen es in die Mauern von Troja. Doch im Bauch des Pferdes waren bewaffnete Kämpfer verborgen. Sie überrumpelten die gutgläubigen Helden Trojas im Schlaf, töteten sie oder nahmen sie gefangen. Die Feinde, die Stihl mit dem Trojanischen Pferd »Kombilohn« besiegen will, sind die beschäftigten und die arbeitslosen LohnarbeiterInnen.

Haben diese erst einmal das trojanische Pferd Kombilohn in ihre Mauern eingelassen, wird es eher möglich, die unteren Lohngruppen um 30 % zu senken. Das hält die Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände nämlich für notwendig. (→ 1.4131)

Wenn LohnarbeiterInnen unbefristete Lohnzuschüsse bekommen, sind sie eher bereit, die angestrebten untertariflichen Armutslöhne zu akzeptieren. Wenn aber auf breiter Front bei unteren Lohngruppen unter Tarif gezahlt wird, setzt das alle Tarife unter Druck. Die Zuschüsse sind das trojanische Pferd für Lohnsenkungen.

Ein weiterer Vorteil: Eben noch wurde Sozialhilfe fürs »Nichtstun« bezahlt. Jetzt aber wird Sozialhilfe für die Lebenshaltungskosten von Arbeitskräften bezahlt, an denen man verdienen kann. Sozialhilfe wird für die Zwecke des Kapitals ausgegeben, nicht mehr nur für die Konsumbedürfnisse von Nichtstuern, die im Fernsehsessel sitzen.

Wie aber kommt man auf dem Umweg finanzieller Anreize zur Senkung der Sozialhilfe? Ganz einfach. Arbeiten erst einmal genug Kräfte im Armutslohnsektor, dann muss die Sozialhilfe gesenkt werden, weil es ein Lohnabstandsgebot zu den Löhnen unterer Lohngruppen gibt. (→ 1.4261) Sinken die Löhne, kann das Lohnabstandsgebot nur eingehalten werden, wenn die Sozialhilfe ebenfalls sinkt.

Man kann eben nicht *»auf einen Schlag das gesamte Sozialniveau absenken«*, sondern muss dabei langsam vorgehen. Der Kombilohn des Kapitals ist eine Falle für LohnarbeiterInnen und Arbeitslose.

Die Einführung eines derartigen Kombilohns scheiterte damals am massiven

Widerstand gegen die Absenkung der unteren Tariflöhne und der Regelsätze der Sozialhilfe.

3.222 | Negative Einkommenssteuer: Zweiter Schritt, Löhne und Sozialhilfe zu senken

Erinnern wir uns: Der Geschäftsführer der BDA machte klar, was nach dem Kombilohn kommen soll: *»In einem zweiten Schritt sollten Bezieher niedriger Erwerbseinkommen durch eine negative Einkommensteuer unterstützt werden.«* (ebda.)

Auch das wissenschaftliche Institut des Bundesverbands der deutschen Industrie blickt in die Zukunft: *»Mittelfristig führt (...) kein Weg an einer negativen Einkommenssteuer vorbei, bei der Geringverdiener einen Bonus (Gutschrift) vom Finanzamt erhalten.«* (Institut der deutschen Wirtschaft, Mainzer Kombilohn-Modell – kein großer Anreiz – www.verbaende.com/news/ges_text.php4/m=10948 vom 15. 07. 2002)

Schon wieder sollen LohnarbeiterInnen selbstlos »unterstützt« werden. Bei soviel Freundlichkeit sollte man vorsichtig sein. Ein weiteres Trojanisches Pferd rollt an.

Nicht nur SozialhilfebezieherInnen, alle LohnarbeiterInnen, deren Einkommen eine bestimmte Höhe unterschreitet, sollen in Zukunft einen »Kombilohn« bekommen. Nicht vom Sozialamt, sondern vom Finanzamt. Das Finanzamt soll ihnen – negativ – Steuern auszahlen, statt diese – positiv – einzunehmen. Deshalb »negative Einkommenssteuer«. Die negative Einkommensteuer ist die am weitesten entwickelte Form allgemeiner Lohnzuschüsse aus Steuermitteln. Sie ist nicht mehr mit dem abschreckenden Geruch des Sozialamts behaftet.

In den USA ist der Kombilohn für alle, die negative Einkommensteuer, am weitesten entwickelt. Sie trägt den Namen EITC (Earned Income Tax Credit = Steuergutschrift auf das verdiente Einkommen) und ist mit über 30 Mrd. $ die bedeutendste Sozialleistung der USA. (→ 1.4354) Sie nimmt stark zu. 1990 waren es nur 7,6 Mrd. Dollar.

In den USA sind die Löhne der meisten LohnarbeiterInnen in den letzten dreißig Jahren gefallen. Das war die Voraussetzung für die negative Einkommensteuer. Das Kapital erzeugt mit dem Fall der Löhne zugleich den Bedarf an Lohnzuschüssen. Aber auch mit EITC liegen die subventionierten LohnarbeiterInnen noch unter der offiziellen Armutsgrenze. Die Subvention darf nicht zu teuer werden.

»Will man das amerikanische Problem der ›working poor‹ vermeiden, so muss eine wesentlich großzügigere Ausgestaltung des Systems als in den USA ge-

wählt werden. Das hat zudem den Vorteil, dass die untersten Tariflöhne umso schneller ins Rutschen kommen.« (Prof. Sinn, ebda.) Und mit den untersten auch die anderen.

Wenn z. B. der Lohnkostenzuschuss bei 600 Euro Nettolohn von 200 Euro auf 300 Euro erhöht würde, könnte der vom Kapital gezahlte Bruttolohn so sinken, dass der Nettolohn auf 500 Euro fällt.

Das Kapital gibt den LohnarbeiterInnen nur etwas, weil ihnen etwas nehmen will, und zwar wesentlich mehr als das, was es gibt.

Zweck der negativen Einkommensteuer ist also, mit ihrer Hilfe die bestehenden Tarifverträge aufzubrechen, die den Fall der Löhne nach unten aufhalten. Voraussetzung der negativen Einkommenssteuer ist die möglichst weitgehende Senkung bzw. die Beseitigung der Sozialhilfe für Arbeitslose. Die USA machen es vor. Der Ausbau des EITC war kombiniert mit einer Sozialhilfereform, die den Rechtsanspruch auf Sozialhilfe abschaffte, den Sozialhilfebezug zeitlich begrenzte und die Gewährung von Sozialhilfe von der Aufnahme von Arbeit abhängig machte. Das Kapital droht den Arbeitslosen, die es selbst erzeugt, mit Hunger und Obdachlosigkeit, d. h. mit der Versagung jeglicher Unterstützung, wenn sie nicht für Löhne arbeiten, von denen sie nicht leben können.

Die Vordenker des Kapitals sind vorsichtig. *»Es ist nicht auszuschließen, dass der sofortige Übergang zu einem System des Earned Income Tax Credit Reibungsverluste mit sich bringt.«* So Prof. Dr. Sinn. Mit Reibungsverlusten meint er, dass LohnarbeiterInnen und Arbeitslose keine Hasen sind, die sich einfach das Fell über die Ohren ziehen lassen. Also fängt man lieber langsam an. Mit Kombilöhnen und wachsendem Druck auf die Sozialhilfe.

3.223 | Kombilohn = Senkung der Sozialhilfe

Anfang 2001, vor Ausbruch der Wirtschaftskrise, empfahl Prof. Sinn als Weg zum Ziel der negativen Einkommensteuer: *»Die Sozialhilfe sollte (...) allmählich abgesenkt werden, und gleichzeitig sollten die freiwerdenden Mittel für Lohnergänzungsleistungen genutzt werden.«* (ifo Standpunkt Nr. 21 vom 18. 01. 2001) Allmählich? Als die Krise ausgebrochen war, war das dem Handelsblatt, der größten Wirtschaftszeitung Deutschlands, zu langsam. Der Finanzwissenschaftler Raffelhüschen forderte im August 2001 im Handelsblatt die Halbierung der Sozialhilfe. (Handelsblatt 23. 08. 2001)

Fußball-Millionär Stefan Effenberg gab im April 2002 eine Steilvorlage: *»Ich würde die Stütze auf ein Minimum herabsetzen, so dass jeder arbeiten muss.«* (BILD 18. 04. 2002) Der arme Effenberg erntete massive Kritik. Stoiber kanzelte ihn

ab, dass er von Politik nichts verstehe und lieber Fußball spielen solle. Im März 2003 forderte Stoiber dann die Senkung der Sozialhilfe für Arbeitsfähige um 25%.

Im Juli 2002 schlugen die »Effenbergs« des Wissenschaftlichen Beirats beim Wirtschaftsministerium der SPD-Grünen-Regierung vor, den Sozialhilfebedarf für arbeitsfähige SozialhilfebezieherInnen von durchschnittlich 624 Euro auf 312 Euro zu halbieren, also auf das von Effenberg geforderte Minimum herabzusetzen.

Halbierung des Regelsatzes auf 147 Euro, Halbierung der Miete auf etwa 150 Euro und Halbierung der einmaligen Beihilfen für Kleidung usw. Da beschwerte sich Stoiber nicht.

Wenn arbeitslose SozialhilfebezieherInnen allerdings Billigjobs annehmen würden, sollten 348 Euro netto anrechnungsfrei bleiben. Also wieder Kombilohn. *»Das Ganze soll belastungsneutral für den Staat sein, das heißt, die beim Sozialamt eingesparten Mittel werden zu Gunsten der Jobber umgeschichtet.«* (FR 24. 07. 2002) Umschichtung heißt: Wenn einem Arbeitslosen die Sozialhilfe von 624 auf 312 Euro gekürzt wird, spart das Sozialamt 312 Euro. Der Arbeitslose kann seine Miete nicht mehr bezahlen und hat zu wenig zum Essen. Um zu überleben, muss er wie in den USA irgendeinen Job annehmen. Er kann die verlorenen 312 Euro voll wieder reinbekommen, wenn er für 312 Euro arbeitet. Wenn er Arbeit findet. Bis zu 348 Euro sollen anrechnungsfrei bleiben. Der Freibetrag würde gegenüber heute (maximal 147 Euro) mehr als verdoppelt. Je höher der Freibetrag, also der Kombiteil des Lohns, desto mehr kann die Sozialhilfe gesenkt werden.

Arbeit statt Sozialhilfe heißt letztlich: Lohn plus Sozialhilfe.

Die Sozialhilfe nimmt eine andere Form an. Die negative Einkommensteuer wird von Sinn, dem Leiter des Münchener Ifo-Instituts, nicht umsonst als »Form der Sozialhilfe« bezeichnet. (ifo-Standpunkt Nr. 21 vom 18. 01. 2001) Es ist Sozialhilfe für das Kapital. Es ist im wahrsten Sinne des Wortes seine Sozialhilfe. Denn die Sozialhilfe, die vorher nur dem Konsum diente, ermöglicht jetzt, weniger Kapital für den Ankauf der Ware Arbeitskraft auszugeben. Die Sozialhilfe wird »kapitalisiert«.

- **Zusammenlegung Arbeitslosen- und Sozialhilfe**

Um möglichst viele Arbeitslose in den Genuß einer (am Ende gekürzten) Sozialhilfe zu bringen, verlangt das Kapital zunächst eine Zusammenlegung von Arbeitslosen- und Sozialhilfe. Natürlich nur im Interesse der Arbeitslosen, die nicht mehr zwischen zwei Bürokratien hin- und hergeschoben werden sollen. *»Arbeitslosenhilfe und Sozialhilfe sollten in ein einheitliches, bedürftigkeits-*

orientiertes (...) System überführt werden. (...) Basis des Leistungsrechts sollte die Sozialhilfe sein.« So der BDA. Die Bundesregierung hat in ihrer Regierungserklärung im März 2003 die Absenkung der Arbeitslosenhilfe auf das Sozialhilfeniveau angekündigt. Danach wird irgendwann die Senkung der Sozialhilfe auf der Tagesordnung stehen. Denn das ist das eigentliche Ziel.

3.224 | Bürgergeld: Variante (Spielart) der negativen Einkommensteuer

Die Zusammenlegung von Arbeitslosen- und Sozialhilfe wird von der FDP in ihrem Bundestagswahlprogramm als »erster Schritt zum Bürgergeld« bezeichnet. Was ist das jetzt schon wieder?

Das Bürgergeld soll die meisten Sozialleistungen ersetzen (Sozialhilfe, Arbeitslosenhilfe, Kindergeld, Erziehungsgeld, Wohngeld, BaföG usw.). Verwaltungskosten sollen eingespart, Bürokratie soll abgebaut werden.

Jeder, der seinen Lebensunterhalt nicht aus eigenem Einkommen bzw. Vermögen bestreiten kann, soll Anspruch auf Bürgergeld haben. Es soll das Existenzminimum garantieren. Für 1997 wurde es für einen Alleinstehenden mit 1.100 DM veranschlagt. Das entsprach dem damaligen durchschnittlichen Sozialhilfebedarf. Wie die Sozialhilfe hängt auch das Bürgergeld von der Zahl der Haushaltsangehörigen ab.

Nimmt jemand, der Bürgergeld bezieht, Lohnarbeit auf, soll das Nettoerwerbseinkommen bis zum Doppelten des Bürgergelds (also 2.200 DM) nur zur Hälfte angerechnet werden. Also wieder ein »Kombilohn«. Das Bürgergeld soll *»der Erleichterung einer flexiblen Lohnpolitik insbesondere für Niedriglohngruppen«* dienen. Es ist ein *»Weg, nicht existenzsichernde Löhne aufzufüllen.«* So sein Erfinder, Prof. Dr. Joachim Mitschke. (Mitschke, Steuer- und Sozialpolitik für mehr reguläre Beschäftigung, Wirtschaftsdienst 1995/II, 78 und 83)

Beispiel:
Sebastian Groß hat als Aushilfskraft ein Nettoeinkommen von 1.400 DM. Das liegt unter seinem Sozialhilfebedarf. Die Hälfte seines Nettoeinkommens, also 700 DM, wird auf sein Bürgergeld von 1.100 DM angerechnet. Es bleiben 400 DM Bürgergeld, die zusätzlich zu seinem Nettolohn von 1.400 DM gezahlt werden. Die Lohnsubvention läuft bei 2.200 DM netto aus.

Die wohlmeinenden Verfechter des Bürgergelds wollen damit alle Löhne subventionieren, die unter 2.200 DM netto für eine Einzelperson liegen. Das macht die Aufnahme von Teilzeitarbeit attraktiv ebenso wie die Annahme von Stellen mit niedrigen Löhnen.

Mit dem Bürgergeld könnten sich *»Arbeitnehmer ohne Existenzgefährdung auf niedrige Löhne einlassen«*, so die Zukunftskommission der sozialdemo-

kratischen Friedrich-Ebert-Stiftung, in der sich neben Joachim Mitschke Wissenschaftler wie z. B. Martin Baethge, Friedhelm Hengsbach, Jürgen Kromphardt (gewerkschaftsnahes Mitglied des Sachverständigenrats der Bundesregierung), Stephan Leibfried, und Fitz Scharpf zusammengefunden hatten. (Zukunftskommission 1998, 252)

Das soll neue Arbeitsplätze im Dienstleistungsbereich schaffen. *»Im Ergebnis können (...) bisher nicht rentable Arbeitsplätze entstehen, auf denen einfache (...) Tätigkeiten angeboten werden können, die auf dem privaten Dienstleistungsmarkt zu günstigen Preisen angeboten werden können.«* (Zukunftskommission 1998, 252)

Auch das Bürgergeld federt die Lohnsenkungen ab, die vom Kapital zur »Bekämpfung der Arbeitslosigkeit«, d. h. zur Steigerung seiner Profitraten für notwendig gehalten werden.

Die FDP hat sich bisher als einzige Partei für das Bürgergeld ausgesprochen. Die CDU sympathisiert damit. Der Druck des Kapitals auf die Sozialhilfe spiegelt sich natürlich auch in den Vorstellungen zur Höhe des Bürgergelds wieder. Die FDP setzt sie erheblich unterhalb der heutigen Höhe der Sozialhilfe an.

3.225 | Negative Einkommensteuer in den USA – letztlich so etwas wie Kindergeld

»Beide Ansätze (die negative Einkommensteuer in den USA und die in Großbritannien gezahlte Steuergutschrift für arbeitende Familien) sind auf Alleinerziehende und auf Familien mit Kindern zugeschnitten und haben positive Beschäftigungswirkungen für Alleinerziehende, sie weisen aber insgesamt nur geringe Beschäftigungseffekte auf. Sie werden in Ländern verfolgt, in denen die soziale Absicherung der Kinder weniger stark ausgebaut ist.« (Sachverständigenrat 2001, 240) So der Sachverständigenrat der Bundesregierung. Die negative Einkommensteuer ist letztlich also so etwas wie ein Kindergeld. Sie dient im wesentlichen dazu, Löhne aufzustocken, die die Reproduktion (Wiederherstellung) einer Arbeitskraft nicht erlauben. Zur Reproduktion der Arbeitskraft gehört nicht nur, dass sich die Arbeitskraft selbst durchschlagen kann. Sie muss sich auch über den Nachwuchs für Arbeitskräfte »erneuern«, über Kinder. Wie schon ausgeführt, müssten deshalb im Lohn einer Arbeitskraft auch die Kosten für den Ersatz dieser Arbeitskraft durch ein Kind enthalten sein. (→ 1.4133)

In den USA aber werden Löhne gezahlt, von denen sich nicht einmal die Ar-

beitskraft selbst ernähren kann, geschweige denn ihr Nachwuchs. Das Kapital ist völlig gleichgültig gegenüber menschlichen Grundbedürfnissen. Hier setzt die negative Einkommensteuer an. Der Zuschuss macht es möglich, dass Alleinerziehende für Armutslöhne arbeiten, in denen kein Cent für Kinder vorgesehen ist. Ohne Zuschuss wüssten sie nicht, wie sie ihre Kinder durchbringen sollten. Das über EITC ausgezahlte »Kindergeld« betrug im Jahr 2000 bei Alleinerziehenden für ein Kind 200 Dollar mtl., bei zwei Kindern 162 Dollar mtl. pro Kind, bei drei Kindern 108 Dollar pro Kind usw. Bei Familien für ein Kind 365 Dollar mtl., zwei Kinder 273 Dollar mtl. pro Kind, bei drei Kindern 182 Dollar usw. EITC als Form von Kindergeld wird nur für Niedriglöhner gezahlt.

Erst 1993 wurde EITC auf Geringverdiener ohne Kinder ausgeweitet. Alleinstehende können höchstens 30 Dollar im Monat EITC bekommen. (→ 1.4354)

3.226 | Kindergeld als allgemeine Lohnsubvention

In Deutschland ist man erheblich weiter. Kindergeld für ein Kind wird für alle gezahlt, nicht nur für untere Schichten. Das ermöglicht es, in breitem Umfang die »auf dem Markt« gezahlten Löhne unter die Reproduktionskosten zu senken.

Weil in Deutschland die »soziale Absicherung der Kinder« über das Kindergeld existiert, hält der Sachverständigenrat die negative Einkommensteuer in Deutschland nicht für notwendig.

Das Kindergeld beträgt für das erste und zweite Kind 154 Euro, für alle Kinder ab dem dritten Kind 179 Euro. Die Lebenshaltungskosten eines Kindes werden aber durchschnittlich auf 300 bis 400 Euro geschätzt. In den Löhnen müsste also im Durchschnitt wenigstens die Differenz enthalten sein. Das erhöht auf unerfreuliche Weise den Umfang des Kapitals, der für den Ankauf der Ware Arbeitskraft aufgewendet werden muss.

Das Kapital strebt deshalb die volle Übernahme der Kosten von Kindern durch den Staat an. Der Präsident des BDA, Dieter Hundt, erklärte: *»Außerdem müssen die Kindergeldsätze an das Sozialhilfeniveau angepasst werden, damit Kinder faktisch aus der Sozialhilfe herausgenommen werden.«* (Presse-Informationen 19. 12. 2001 – PI 85/01) In Wirklichkeit will er, dass sie »faktisch« aus dem Lohnniveau herausgenommen werden.

Das Sozialhilfeniveau eines Kindes setzt sich zusammen aus Regelsatz plus einmaligen Beihilfen plus anteiligen Miet- und Heizungskosten. Das steuerliche Existenzminimum eines Kindes, das sich am Sozialhilfeniveau orientiert

liegt ab 1. 1. 2002 bei 304 Euro im Monat, einem sehr bescheidenen Betrag.
Das Kindergeld müsste also, wenn Kinder aus der Sozialhilfe herausgenommen werden sollen, auf mindestens 300 Euro erhöht werden. Genau das ist die Forderung der CDU/CSU, die ein »Familiengeld« von 300 Euro mtl. für jedes Kind von 3 bis 18 Jahren durchsetzen will. Da das Familiengeld Kindergeld und Erziehungsgeld einschließt, beträgt es für Kinder unter drei Jahren 600 Euro im Monat. Auch die Grünen streben ein bedarfsdeckendes Kindergeld an. Die SPD fällt mit ihren 200 Euro ab.
Das Kapital kämpft für die Ausdehnung der »Sozialleistung« Kindergeld, damit es die Löhne senken kann, nicht, wie Hundt uns weismachen will, um Kinder aus der Sozialhilfe zu holen.
Das Kindergeld dürfte zur Zeit die bedeutendste Lohnsubvention in Deutschland sein. Es erfüllt einen ähnlichen Zweck wie die negative Einkommensteuer in den USA. Im Jahr 2001 wurden für 14,9 Millionen Kinder 51,2 Milliarden DM ausgegeben. (Statistisches Taschenbuch 2002, Tab. 8.17)

3.227 | Besondere Lohnsubventionen für »Risikogruppen«

Allgemeine Lohnsubventionen sind unbefristete Zuschüsse an alle LohnarbeiterInnen, deren Nettolohn unterhalb einer bestimmter Höhe liegt.
Besondere Lohnsubventionen sind befristete Lohnsubventionen für besondere Gruppen von LohnarbeiterInnen, z. B. Langzeitarbeitslose, Jugendliche, Behinderte, Frauen, Ältere usw. Sie werden meist aus Mitteln der Arbeitslosenversicherung gezahlt.
Im Jahr 2001 wurden von den Arbeitsämtern dafür fünf Milliarden DM an rd. 220.000 Personen ausgegeben.
Lohnsubventionen für »Risikogruppen« werden von der Bundesanstalt für Arbeit auch als »Eingliederungszuschüsse« bezeichnet. *»Eingliederungszuschüsse sollen Arbeitgebern durch einen finanziellen Ausgleich von Minderleistungen über Einstellungshindernisse (...) hinweghelfen.«* (Arbeitsmarkt 2001, 110)
Damit wird offen eingestanden, dass das Kapital an Minderleistern eigentlich kein Interesse hätte. Die Profitmasse, die sie bringen, ist zu gering. Lohnzuschüsse stellen minder produktive Arbeitskräfte für den Unternehmer so, als ob sie voll produktiv wären. Durch die Subventionen steigt die »Wertschöpfung« pro subventionierter Arbeitskraft. Frauen, die in den Beruf zurückkehren, Ältere, Behinderte und Jugendliche werden als 30 bis 70 % weniger profitträchtig eingestuft. Deshalb können Unternehmen zwischen 30 und 70 %

des Tariflohns vom Arbeitsamt bekommen. (Leitfaden für Arbeitslose, Frankfurt 2002, 458) Wenn die Leistungsfähigkeit höher ist, als mit der Lohnsubvention vorausgesetzt wird, machen Unternehmen einen Extraprofit. Im Jahr 2001 wurden im Durchschnitt 100.000 LohnarbeiterInnen auf diese Weise bezuschusst. (Arbeitsmarkt 2001, 111)

Für Langzeitarbeitslose können Arbeitgeber 40–80 % des Tariflohns erstattet bekommen. 2001 wurden rd. 35.000 LohnarbeiterInnen damit »gefördert«. So groß ist das Interesse an der Nutzung der Arbeitskraft von offiziell 1,3 Millionen Langzeitarbeitslosen auch wieder nicht.

Im Rahmen des Sofortprogramms zum Abbau der Jugendarbeitslosigkeit können Arbeitgeber seit 1999 u. a. Lohnkostenzuschüsse bis zu 60 % des Tarifentgelts erhalten. Im Jahr 2000 wurden rd. 25.000 Jugendliche damit gefördert.

Die Zuschüsse sind je nach Art auf 6 bis 60 Monate (z. B. bei über 50-jährigen) befristet. Nach Ablauf der jeweiligen Frist sollen die Minderleister auf wundersame Weise zu »Vollleistern« geworden und in den Arbeitsmarkt integriert sein.

Besondere Lohnsubventionen werden als »aktive Arbeitsmarktpolitik« bezeichnet. Diese *»bietet (...) eine bessere Eingliederung in den Arbeitsmarkt und leistet einen wesentlichen Beitrag zur Beschäftigung.«* (Bundesministerium für Arbeit, Sozialbericht 2001, Bonn 2002, 19)

Wesentlich? Nach Ablauf der Förderungsfrist ist die »Vollwertigkeit« von Jugendlichen, Behinderten, Frauen und Älteren noch immer nicht hergestellt. Die Produktivität ihrer Arbeitskraft ist nachwievor unterdurchschnittlich. Das Interesse des Kapitals an Eingliederung besteht nur solange, solange die Minderleistung, d. h. die mangelnde Fähigkeit, Mehrwert zu produzieren, aus gesellschaftlichen Mitteln ausgeglichen wird. *»Er (der Arbeitgeber) will am liebsten die besten Beschäftigten behalten und sich von den Schwächeren trennen.«* (Wirtschaftswoche 25. 07. 2002, 75) Mit befristeten Lohnsubventionen wird die vorherrschende Tendenz zur Ausgliederung von Minderleistern nicht außer Kraft gesetzt. Sie nimmt vielmehr zu, je mehr die Produktivität steigt und die Profitraten unter Druck geraten.

Die Programme der Bundesregierung zur Eingliederung von Behinderten, Älteren, Jugendlichen usw. reagierten darauf, dass diese Gruppen in verstärktem Maße in die Arbeitslosigkeit ausgegliedert werden. Das Kapital hat die Kinder immer schon in den Brunnen geworfen, bevor einige von ihnen wieder herausgeholt werden.

Die Arbeitslosigkeit Schwerbehinderter erreichte 1997/98 einen neuen Höhepunkt. *»Das müssen und werden wir ändern«*, versprach Arbeitsminister

Riester. (BMA, 50.000 neue Jobs für Schwerbehinderte, Berlin 2000, 2) Im Oktober 2000 startete das Programm für die Schaffung 50.000 neuer Jobs für Schwerbehinderte bis Ende 2002. Bis Ende 2002 war die Zahl der schwerbehinderten Arbeitslosen nur um 22.000 gesunken. Die Zahl der Jobs für Schwerbehinderte überhaupt nicht gestiegen, sondern gefallen.

Auch die offizielle Jugendarbeitslosigkeit stieg von 429.300 im Jahre 1999 auf 500.000 im Jahre 2002, obwohl das Sofortprogramm gegen Jugendarbeitslosigkeit (JUMP) 1999 eingeführt wurde, um die Jugendarbeitslosigkeit zu senken.

Ohne besondere Zuschüsse würde der Umfang der Arbeitslosigkeit der »Risikogruppen« höher liegen. Teilweise kann ihre Arbeitslosigkeit bei guter Konjunktur reduziert werden. Ihre langfristige Zunahme der Zahl der arbeitslosen »Minderleister« können die Programme nicht stoppen.

Die »Benchmarking-Gruppe« beim Bündnis für Arbeit zog eine vernichtende Bilanz der besonderen Lohnsubventionen. *»Nicht wenige Studien weisen bis zu 90% Mitnahme-, (...) oder Verdrängungseffekte aus. Diese Ergebnisse stehen im Widerspruch zur Beliebtheit dieser Programme.«* (Aktivierung der Arbeitsmarktpolitik, Thesen der Benchmarking – Gruppe des Bündnisses für Arbeit vom 2. 6. 2000, 6 – www. buendnis.de)

Deutsche Übersetzung:

Lohnsubventionen führen überwiegend dazu, dass

- Arbeitskräfte, die keine Lohnzuschüsse bekommen, durch Arbeitskräfte verdrängt werden, die Lohnzuschüsse bekommen.
- bei Arbeitskräften, die auch ohne Lohnzuschüsse eingestellt worden wären, der Lohnzuschuss einfach nur »mitgenommen« wird.

3.23 | Mindestlohn statt Kombilohn

400

Margot Gudd (IG Bau) sagte auf dem DGB-Bundeskongress im Mai 2002: *»Jeder Mensch muss von seinem Erwerbseinkommen menschenwürdig leben können und auch noch Geld haben für die schönen Dinge im Leben. Das hat etwas mit Würde zu tun, mit Menschenwürde.«*

(www.dgb.de/dgb/dgb_kongress/protokoll/beitraege29053)

Das ist offensichtlich für Millionen Menschen nicht der Fall. Auch wenn sie arbeiten, leben sie in Armut.

3.231 | Weitverbreitete Armut von LohnarbeiterInnen

Der offizielle Maßstab für Armut, der auch vom Armutsbericht des DGB geteilt wird, wurde 1974 von den Regierungschefs in der Europäischen Kommission verfügt. Arm soll danach jeder sein, der weniger als 50% des auf ihn entfallenden durchschnittlichen Haushaltsnettoeinkommens hat. Dieses betrug 1998 für einen erwachsenen Haushaltsvorstand, ob alleinstehend oder nicht, 2.254 DM. (Hanesch 2000, 59) Ein alleinstehender Erwerbstätiger galt also 1998 als arm, wenn sein Nettoeinkommen unter 1.127 DM lag.

Unter dieser Voraussetzung waren 1998 in Deutschland 4,2% der Erwerbstätigen arm d. h. 1,6 Millionen Personen. Überproportional arm sind Arbeiterinnen und Arbeiter: 6,3% der ArbeiterInnen insgesamt, 11,5% der ungelernten ArbeiterInnen. (Hanesch 2000, 82)

Ab 1.150 DM d. h. ab 51% bis 75% des auf einen Alleinstehenden entfallenden Haushaltsnettoeinkommens oder bis 1.690 DM war schon der Wohlstand ausgebrochen. (Hanesch 2000, 205) Allerdings ein prekärer (ungesicherter) Wohlstand. Zwischen 1.150 und 1.690 DM war die Armut eines Arbeiters nur »potentiell«, also möglich, aber nicht wirklich. (ebenda, 208)

Die offizielle Armutsgrenze liegt weit unter dem Sozialhilfeniveau eines Erwerbstätigen. Im Jahr 2000 betrug das Sozialhilfe-Existenzminimum eines Alleinstehenden 1.705 DM. Nehmen wir an, dass es zwei Jahre vorher 95% davon betrug, dann kommen wir auf 1.620 DM. 1.620 DM waren 72% des damaligen durchschnittlichen Haushaltsnettoeinkommens eines Alleinstehenden. 6,5 Millionen Erwerbstätige hatten ein Nettoeinkommen zwischen 51% und 75% des Durchschnittseinkommens.

Auch die Erwerbstätigen, die offiziell im prekären Wohlstand leben, gehören also meist noch zur Armutsbevölkerung.

In der Europäischen Sozialcharta (Art.4, Abs. 1 Conclusions V) werden z. B. 68 % des nationalen Durchschnittslohns als *»angemessener Lebensstandard«* bezeichnet. (Claus Schäfer, Europa sucht einen gerechten Lohn, WSI-Mitteilungen 12/1991, 713)

Ingesamt haben also 21,6 % der Erwerbstätigen ein Nettoeinkommen unter 75 % des Durchschnitts. 43,8 % der ungelernten ArbeiterInnen fallen darunter, 31 % der Arbeiter insgesamt und 53,5 % der Azubis. (Hanesch 2000, 82) Auf all diese Haushalte entfiel ein Drittel aller Personen, die in Haushalten von Erwerbstätigen lebten. (ebenda, 176)

IG Bau, NGG (Gewerkschaft Nahrung, Gaststätten und Genuss) und ver.di erklärten: *»In Westdeutschland erhalten 35,5% aller Vollzeitbeschäftigten oder 6,76 Millionen Personen weniger als 75% des durchschnittlichen effektiven Vollzeitverdienstes, darunter 4,57 Millionen zwischen 75 und 50% des Durchschnittslohns (prekäre Löhne) und 2,19 Millionen sogar unter 50 v. h. In Ostdeutschland beziehen 0,43 Millionen Personen Armutslöhne und 1,21 Millionen prekäre Löhne, zusammen auch ein gutes Drittel aller Vollzeitbeschäftigten.«* (Begründung zum Antrag Nr. 25 an den 17. Ordentlichen Bundeskongress des DGB; www.dgb.de)

Offensichtlich sind trotz aller gewerkschaftlichen Anstrengungen bedeutende Teile der LohnarbeiterInnen arm. Diese nüchterne Feststellung bedeutet nicht, dass dieser Zustand hauptsächlich von den Gewerkschaften zu verantworten wäre. Er ist vom Kapital zu verantworten. Das Kapital gibt wenig auf ein »menschenwürdiges Leben« derer, die es produzieren.

Die Mitverantwortung der Gewerkschaften beginnt da, wo dieser Zustand nicht offengelegt, sondern vertuscht wird und wo nichts dagegen unternommen wird.

3.232 | Wachsender Druck in Richtung Armutslöhne

Die Tendenz, die Löhne unter das Existenzminimum der Sozialhilfe zu senken, wächst mit steigender Produktivität. Steigende Produktivität führt unter der Knechtschaft der Kapitalverwertung zu höherer Arbeitslosigkeit, tendenziell sinkenden Profitraten und Überproduktionskrisen.

Arbeitslosigkeit stärkt die Konkurrenz unter Arbeitskräften. Das IAB hat in einer Befragung von 20.000 Arbeitslosen herausgefunden, dass zwei von drei Arbeitslosen zumindest vorübergehend bereit wären, deutlich niedrigere Löhne zu akzeptieren. (FTD 10. 12. 2002)

Über den Hebel der Arbeitslosigkeit kann das Kapital die Löhne senken. Die Arbeitslosigkeit wirkt wie ein Rammbock, der das Tor der Tariflöhne aufsprengt. Das drückt sich auch in den untertariflichen »Einstiegslöhnen« für Arbeitslose aus, die der DGB-Vorstand akzeptiert.

Die Tendenz, die Löhne unter das Existenzminimum der Sozialhilfe zu senken, wächst mit dem Fall der Profitraten. Dadurch steigt der Druck, auf Kosten der Löhne die Prozentsätze der Geldvermehrung wieder zu erhöhen. Dieses Interesse versteckt sich hinter dem blühenden Unsinn, man bräuchte niedrigere Löhne, um überhaupt Geld für Investitionen zur Verfügung zu haben.

Die Tendenz, die Löhne unter das Existenzminimum der Sozialhilfe zu senken, wächst auch aufgrund der Europäische Union bzw. ihrer Ausdehnung. Die Löhne portugiesischer Bauarbeiter sind erheblich niedriger als die der deutschen, die Löhne französischer Busfahrer ebenso. Das internationale Lohngefälle, Folge verschieden hoher nationaler Existenzminima, wird vom Kapital dazu genutzt, die Löhne in Deutschland unter das Existenzminimum zu senken.

Die Tendenz, die Löhne unter das Existenzminimum zu senken, wächst mit der Krise der Staatsfinanzen auch für den öffentlichen Bereich. (→ 3.31)

3.233 | Ein gesetzlicher Mindestlohn ist notwendig

LohnarbeiterInnen und Arbeitslose in Deutschland haben das gemeinsame Interesse, dass das Lohnniveau nicht unter das hier geltende Existenzminimum fällt. Und dass die Löhne, die diese Bedingung nicht erfüllen, auf ein Mindesteinkommen angehoben werden müssen.

Die geltenden Tarifverträge können dieses Interesse nur zum Teil befriedigen. Es gibt zwar in allen Tarifverträgen Mindestlöhne in Form der untersten Lohngruppen. Aber: viele dieser zwischen Gewerkschaften und Arbeitgebern vereinbarten tariflichen Mindestlöhne liegen unterhalb des Existenzminimums. Beispiele: (→ 1.4262)

Millionen von LohnarbeiterInnen arbeiten in Betrieben, die nicht durch Tarifverträge gebunden sind. Tendenz steigend.

Die Kraft der Beschäftigten einzelner Tarifbezirke reicht nicht aus, um dem Druck auf die Löhne entgegenzuwirken. Eine bundesweite Anstrengung aller LohnarbeiterInnen ist notwendig.

Daraus folgt die Notwendigkeit gesetzlicher Mindestlöhne, die die Reproduktion der Arbeitskraft auf einem Mindestniveau heutiger Bedürfnisse ab-

decken. Die Höhe eines Mindestlohns hängt von der Kampfkraft aller LohnarbeiterInnen ab.

Kombilöhne erkennen im Prinzip zwar an, dass LohnarbeiterInnen Mindestlöhne brauchen. Denn diejenigen Löhne, bei denen die Förderung ausläuft, sind faktisch »Mindestlöhne«. Aber diese Mindestlöhne sind befristet und dienen der Senkung der Löhne.

Diee LohnarbeiterInnen brauchen unbefristete gesetzliche Mindestlöhne, um ihr Existenzminimum zu decken. Diese Einsicht verbreitet sich. Inzwischen gibt es drei Gewerkschaften, die sich für Mindestlöhne einsetzen. Die IG Bau, NGG und ver.di.

In der Bauindustrie hat sich das Kapital seit März 1996 mit Mindestlöhnen einverstanden erklärt. Ihre Grundlage wurde mit dem sogenannten »Arbeitnehmer-Entsendegesetz« gelegt. Die Mindestlöhne werden zwischen den Tarifparteien ausgehandelt und für allgemeinverbindlich erklärt. Das Interesse des Kapitals am Mindestlohn im Baugewerbe entstammt nicht »einem Gefühl der sozialen Verpflichtung« (FR 25.01.2002), also nicht dem Wunsch, dass Bauarbeiter in Deutschland von ihrem Lohn ordentlich leben können. Mindestlöhne dienen dazu, die Baubetriebe vor der Dumpingkonkurrenz ausländischer Unternehmen zu schützen, die ihre billigen Bauarbeiter nach Deutschland entsenden. Sie dürfen nur nach den vereinbarten Mindestlöhnen bezahlt werden. Von dieser Regelung profitieren deutsche und ausländische Bauarbeiter.

Ähnliche Probleme gibt es aber auch in anderen Bereichen. NGG und ver.di sind die gewerkschaftlichen Vertretungen der Beschäftigten u. a. in der Gastronomie, Hotellerie, im Einzelhandel, im Reinigungsgewerbe usw. In diesen sogenannten Dienstleistungsbereichen werden häufig Armutslöhne gezahlt. Im Wunsch nach Mindestlöhnen (bei der NGG seit Ende 1999) kommt das Interesse der dort Beschäftigten zum Tragen.

Mindestlöhne liegen vor allem im Interesse der unteren Schichten der LohnarbeiterInnen. Sie liegen vor allem im Interesse von Frauen, von Jugendlichen, von gering Qualifizierten und von EinwanderInnen.

3.234 | Wie hoch muss der Mindestlohn sein?

Die Überlegungen müssen dabei anfangen, welche Bedürfnisse befriedigt werden müssten, um nicht in Armut zu leben. Anhaltspunkte hierzu liefert vor allem die Sozialhilfe. *»Es ist nicht in Ordnung, wenn jemand im Bereich der Sozialhilfe, ohne eine Leistung zu erbringen, mehr im Monat von der So-*

lidargemeinschaft bekommt, als derjenige, der arbeitet.« So der unvergessene Helmut Kohl. (taz 04. 01. 1993) Umgekehrt ist es richtig: *»Es ist nicht in Ordnung, wenn jemand, der arbeitet, weniger im Monat vom Kapital bekommt, als derjenige, der ein bescheidenes Existenzminimum vom Staat bekommt.«*

Das Kapital macht Stimmung. *»Wir müssen mit 1900 Mark auskommen – und andere schmarotzen sich durch.«* (BILD 18. 11. 1998) Mit Schmarotzern sind nicht die schönen und unschönen Reichen in St. Moritz gemeint, sondern Sozialhilfeempfänger. Doch LohnarbeiterInnen mit niedrigen Löhnen haben nichts davon, wenn den »Schmarotzern« die Sozialhilfe um 30 % oder 50 % gekürzt wird. Ihr Lohn würde nach wie vor nicht zum Leben reichen. Im Gegenteil: die arbeitslosen »Schmarotzer« würden bei ihren Firmen anklopfen und fragen, ob sie für noch weniger Geld arbeiten dürften. Nie vergessen: Arbeitgeberpräsident Hundt hat eine Absenkung der niedrigsten Löhne um 30 % gefordert. (WiWo 02. 10. 1997, 29)

Wenn der »Mindestlohn« Sozialhilfe fällt, steigt der Druck auch auf die beschäftigten LohnarbeiterInnen.

»Das Einkommen aus sozialer Sicherung definiert faktisch einen Mindestlohn, der bei den Lohnverhandlungen den Eckpunkt für die unteren Lohngruppen bildet.« (Siebert 1994, 235) Seit wann kämpfen LohnarbeiterInnen für die Senkung von Mindestlöhnen? LohnarbeiterInnen haben ein Interesse, das Sozialhilfeniveau zu verteidigen, weil es eine Art Mindestlohn ist.

Das Sozialhilfe-Existenzminimum eines Erwerbstätigen ist von der Bundesregierung für Juli 2000 auf 1.705 DM netto (870 Euro) beziffert worden. (→ 1.4132 und 1.4233) Auf Juli 2002 fortgeschrieben liegt dieser Betrag bei 908 Euro (rd. 1.780 DM).[1] In diesem Betrag sind 100 DM (51 Euro) für Fahrtkosten zur Arbeit enthalten. Die mit der Erzielung des Einkommens verbundenen Ausgaben belaufen sich aber nach gewerkschaftlichen Angaben auf mindestens das Doppelte. (Claus Schäfer, a. a. O. schon für 1991!) Die Werbungskostenpauschale allein macht ja schon 167 DM im Monat oder 2.000 DM im Jahr aus.

Einschließlich der vollen berufsbedingten Aufwendungen beliefe sich das Sozialhilfeniveau eines Lohnarbeiters auf 1.880 DM oder rd. 960 Euro netto.

Mit Ausnahme von 73,50 Euro, die als Arbeitsanreiz gelten, entspricht die Summe realen Bedarfen. Auto, Urlaub, moderne Kommunikationsmittel, Telefon, Rücklagen usw. sind da nicht drin. Sie sind bekanntlich kein Sozialhilfebedarf, sondern Luxus. Ein dreizehntes Monatsgehalt bzw. Urlaubsgeld gibt's nicht.

Von den Regelsätzen kann man sich nur 20 Tage im Monat gesund ernähren, wie eine Studie der Uni Gießen im Jahr 2000 ergab. (www.uni-giessen.de/fr09)

Die Regelsätze sind in den 90er Jahren real auch noch gesunken. Sie wurden

nicht einmal um die gestiegenen Lebenshaltungskosten erhöht. Einmalige Beihilfen sind sogar gekürzt worden.

Nur ein Drittel der Beschäftigten, die ein verfügbares Nettoeinkommen auf oder unter dem Sozialhilfeniveau hatten, kommen bis zum Ende des Monats aus. Das hat eine empirische Untersuchung von 211 Haushalten von LohnarbeiterInnen ergeben. (Roth 1997, 146)

Selbst das Kapital erkennt indirekt an, dass das Sozialhilfeniveau zu niedrig ist, denn alle seine Vertreter halten den »Anreiz zur Arbeit« in Höhe von 73,50 Euro für zu niedrig.[2]

Mindestlöhne müssen also deutlich über dem Sozialhilfeniveau liegen, wenn sich »Arbeit lohnen soll«. Aber um wieviel? Nehmen wir an, die Rücknahme der Kürzungen und eine bessere Befriedigung von Grundbedürfnissen wären bei einem Nettolohn gegeben, der um 20% höher ist als das Sozialhilfeniveau. Dann müsste der Mindestlohn rd. 1.150 Euro netto betragen oder rd. 2.250 DM. Hierin sind 102 Euro (200 DM) Werbungskosten enthalten.

Das deckt allenfalls die Lebenshaltungskosten einer alleinstehenden Arbeitskraft. Was ist mit Kindern? Im Lohn jeder Arbeitskraft müssen auch die Kosten für den Ersatz dieser Arbeitskraft, d. h. für ein Kind enthalten sein. (→ 1.4133) Das Kindergeld beträgt 154 Euro. Wo bleibt der Rest? Die durchschnittlichen Kosten eines Kindes betragen 304 Euro mtl.(→ 3.226) Weitere 150 Euro (300 DM) müssten also Bestandteil des Lohns sein.

Der Mindestlohn müsste sich also auf etwa 1.300 Euro (2.550 DM) netto belaufen.

Auch wenn ein Lohnarbeiter kein Kind hat, muss sein »Abschreibungsbedarf« in Form der nicht gedeckten Kosten eines Kindes im Lohn enthalten sein. Maschinen haben ebenfalls einen Abschreibungsbedarf, unabhängig davon, ob sie durch eine neue Maschine ersetzt werden oder nicht. Was für Maschinen gilt, muss auch für Menschen gelten.

Nur wenn also z. B. ein Ehepaar mehr als zwei Kinder hätte, wären deren Kosten nicht in den Löhnen enthalten. Sie müssten insgesamt über Kindergeld von der Gesellschaft getragen werden.

Dass ein Mindestlohn in etwa die Höhe von 1.300 Euro netto haben müsste, wird indirekt auch durch die Vertreter des Bürgergelds be-

1 Der Regelsatz hat sich in Westdeutschland auf 294 Euro erhöht, die 20% des Regelsatzes für einmalige Beihilfen auf rd. 59 Euro. Der Freibetrag stieg auf 147 Euro (Hälfte des Regelsatzes), wovon 73,50 Euro als Arbeitsanreiz dienen). Die Warmmiete ist um 3,5% auf 694 DM oder 354 Euro gestiegen. Die Ausgaben für Fahrtkosten sind um 5,5% auf rd. 54 Euro gestiegen. Im Juli 2002 lag also das offizielle Sozialhilfe-Existenzminimum eines Lohnarbeiters bei 908 Euro (oder rd. 1780 DM).

2 Laut Sachverständigenrat der Bundesregierung sollen alleinstehende LohnarbeiterInnen bis zu einem Nettoeinkommen von 1.000 Euro noch Sozialhilfe beziehen können. Sie sollen nämlich maximal 493 Euro ihres Nettolohns behalten können, bevor die Sozialhilfe ausläuft. Auf diesen Betrag kommen die Professoren aber nur, weil sie den Regelsatz schon um 30% oder rd. 86 Euro gekürzt haben.
Geht man vom heutigen bescheidenen Sozialhilfeniveau aus und lässt die Kürzung außer acht, würde die Sozialhilfe erst bei rd. 1.100 Euro Nettolohn auslaufen. Der Betrag, ab dem der Zuschussbedarf aus Steuermitteln ausläuft, wäre dann der Mindestlohn. Damit LohnarbeiterInnen unabhängig von Sozialhilfe leben können, müsste genau dieser Mindestlohn von den Käufern der Ware Arbeitskraft gezahlt werden.

stätigt. Nach deren Vorstellungen soll die Subventionierung von LohnarbeiterInnen durch Bürgergeld beim doppelten Sozialhilfebedarf eines arbeitslosen Sozialhilfebeziehers auslaufen.

Vom Kölner ISG wurde dieser für das Jahr 2000 und Westdeutschland auf 1.210 DM oder 607 Euro beziffert. (Regelsatz 549 DM, Kaltmiete 497 DM, Heizkosten 76 DM und einmalige Leistungen 88 DM: nach Dietrich Engels, Abstand zwischen Sozialhilfe und unteren Arbeitnehmereinkommen: Neue Ergebnisse zu einer alten Kontroverse, Sozialer Fortschritt 3/2002, 56 ff.) Das wären hochgerechnet auf Juli 2002 1.255 DM bzw. 642 Euro. (www.arbeitnehmerkammer.de) Das Bürgergeld würde also erst bei einem Nettolohn von rd. 1.300 Euro oder 2.500 DM netto auslaufen. Dieser Betrag würde dann den Mindestlohn markieren, ab dem man ohne Zuschuss leben könnte. Kinder wären hier noch ausgeklammert.

Nach den Pfändungstabellen darf im Jahr 2002 bei Unterhaltspflicht für eine Person erst ab 1.290 Euro netto (2.523 DM) gepfändet werden. Ein Lohn, der die Reproduktionskosten eines Kindes enthält, müsste also mindestens diese Höhe haben. Kindergeld ist in der Regel nicht pfändbar. Das Nettoeinkommen einer Arbeitskraft mit einem Kind bliebe dann sogar bis 1.444 Euro bzw. 2.825 DM unpfändbar.

Der Mindestlohn müsste netto 1.300 Euro (2.540 DM) betragen. Nun werden aber keine Nettolöhne gezahlt, sondern Bruttolöhne. Der Nettomindestlohn müsste also je nach Familienstand in Bruttolöhne umgerechnet werden.

Die Bruttoeinkommen eines Lohnarbeiters mit einem Kind liegen um etwa 30% höher als die Nettoeinkommen. Rd. 1.700 Euro oder 3.324 DM brutto könnte dann das Niveau eines Bruttomindestlohns sein. Das würde bei einer 38-Stundenwoche oder 165 Stunden im Monat einem Stundenlohn von 10,25 Euro oder 20 DM entsprechen.

Die Abzüge bei Alleinstehenden ohne Kind betragen rd. 40%. Der Mindestlohn müsste hier bei 3.600 DM oder rd. 1.840 Euro liegen.

Oder 21,80 DM pro Stunde bzw. rd. 11,15 Euro.[3]

Es versteht sich von selbst, dass der Nettomindestlohn nicht besteuert werden darf. Sonst hätte er keinen Sinn. Von jedem Lohnarbeiter müssen Sozialversicherungsbeiträge bezahlt werden. Die Besteuerung darf erst oberhalb der Summe aus Nettomindestlohn und Sozialversicherungsbeiträgen beginnen. Also: bei Sozialversicherungsbeiträgen von z. Zt. 21% erst oberhalb eines Betrags von rd. 1.570 Euro. Für LohnarbeiterInnen dürfen also bis zu einem Einkommen von 1.570 Euro brutto keine Lohnsteuern erhoben werden.

IG Bau, ver.di und NGG fordern 1.500 Euro brutto (bzw. 2.934 DM), die auch noch versteuert werden müssen. Das läge bei einer 38-Stundenwoche etwa bei 9,20 Euro die Stunde brutto. Bei einem Alleinstehenden kämen monatlich

etwa 900 Euro (1.760 DM) netto heraus, bei Verheirateten 1.050 Euro (rd. 2.054 DM) netto. (Höhe der Abzüge: Statistisches Taschenbuch 2002, Tab. 5.14 bis 5.18)

Die gegenwärtig gezahlten Mindestlöhne auf dem Bau betragen 10,12 Euro die Stunde. Bei unterstellten 38 Stunden sind das 1.670 Euro brutto im Monat (3.310 DM). Warum wird dieser Mindestlohn von der IG Bau mit der Forderung nach 1.500 Euro brutto unterboten?

3.235 | Zusammenhänge, in denen der Mindestlohn steht

Die Höhe des Mindestlohns hängt entscheidend vom Mietniveau ab. Die LohnarbeiterInnen finden das Mietniveau vor. Wenn sich Vertreter des Kapitals über die Höhe des Mindestlohns beschweren, dann sollten sie sich vor allem beim Immobilienkapital und den Banken beschweren, die aus dem Verkauf der Ware Wohnung und der Ware »Grund und Boden« Profit ziehen.

Ein Mindestlohn in Höhe von 1.300 Euro netto setzt voraus, dass bei Lebensgemeinschaften beide Partner arbeiten und ihren Lebensunterhalt selbst verdienen können. Ist das nicht oder nur teilweise der Fall, würde ein Partner, in der Regel die Frau, vom Lohn des anderen mitleben müssen, ohne dass seine Lebenshaltungskosten ausreichend darin enthalten wären.

Der Mindestlohn von lohnsteuerfreien 1.570 Euro (3.070 DM) setzt also voraus, dass es eine Kinderversorgung gibt, die es Frauen erlaubt, ihren Lebensunterhalt selbständig bestreiten zu können.

Ein Mindestlohn in dieser Höhe setzt ferner voraus, dass die LohnarbeiterInnen keine berufliche Qualifikation haben. Die Löhne von FacharbeiterInnen müssen immer über diesem Mindestlohn liegen.

Dass Nettomindestlöhne steuerfrei sein müssen, erklären die Verfechter des Bürgergeldes völlig zu Recht. Gegenwärtig wird jedoch selbst das Sozialhilfe-Existenzminimum eines Erwerbstätigen noch besteuert. (→ 3.35)

Wenn Mindestlöhne steuerfrei sind, können sie niedriger angesetzt werden. Der Mindestlohn könnte sich dann auf rd. 1.600 Euro brutto belaufen. Wenn die Durchschnittskosten für Kinder in Höhe von 304 Euro völlig vergesellschaftet wären, könnte der Mindestlohn auf rd. 1.450 Euro brutto sinken.

Solange das Existenzminimum noch besteuert wird, muss der Mindestbruttolohn entsprechend höher veranschlagt werden.

1.300 Euro Nettomindestlohn wäre gegenüber den 624 Euro, die arbeitslose alleinstehende SozialhilfebezieherInnen im Durch-

3 Würden die Empfehlungen der EU-Kommission befolgt, die sich auf die Europäische Sozialcharta von 1960 stützen, dann müsste der Mindestlohn im Jahre 2001 bei 3.500 DM brutto liegen. 3.500 DM wären genau die 66% von 5.292 DM Durchschnittslohn von Vollzeitbeschäftigten, die als »angemessener Lohn« gelten. (Arbeitsgruppe Niedriglöhne/Mindestlohn, November 2001, 2 und 13, Manuskript)

schnitt heute bekommen, ein deutlicher »Arbeitsanreiz« von 676 Euro. Und der ist eigenartigerweise gar nicht so weit weg von dem »Arbeitsanreiz« von 493 Euro, den der Sachverständigenrat der Bundesregierung maximal für nötig hält.

Diejenigen, die die »Arbeitsmotivation« durch Lohnsenkungen fördern wollen, machen sich lächerlich. Denn die Interesselosigkeit an Lohnarbeit nimmt zu, je weniger man von Lohnarbeit leben kann. Durch Lohnsenkungen untergräbt das Kapital die produktiven Kräfte der Menschen.

3.236 | Mindestlohn statt Kombilohn

Viele ArbeiterInnen liegen mit ihren Löhnen unterhalb des Nettomindestlohns, ab dem sich Arbeit erst »lohnen« würde.

Das Kapital rauft sich die Haare und fragt verzweifelt, wie solche unverschämten Mindestlöhne bezahlt werden sollen. Tatsächlich sind Unternehmen vielfach dazu nicht der Lage. Eine einigermaßen anständige Lebenshaltung von LohnarbeiterInnen sprengt häufig den zwergenhaften Rahmen, in dem sich die Kapitalverwertung von Privateigentümern bewegt.

Sollen LohnarbeiterInnen deshalb darauf verzichten, auf den Tisch zu legen, was sie als Minimum brauchen? Die Verhältnisse, unter denen sie das brauchen, haben sie nicht erfunden. Sie müssen zahlen an Hausbesitzer, Energiekonzerne, Supermärkte, Nahrungsmittelkonzerne, Verkehrskonzerne, die Unterhaltungsindustrie, Telekommunikationskonzerne, an den Staat usw. Diese bestimmen mit dem Preis für die Waren, die man zum Leben braucht, auch die durchschnittlichen Lebenshaltungskosten. Und wenn sie die auf die heutige Höhe hochgetrieben haben, dann hat die Ware Arbeitskraft, die davon leben muss, eben diesen Preis. Die Verkäufer der Ware Arbeitskraft müssen ihre Rechnung aufmachen, wenn sie sie verkaufen. Schließlich macht das Kapital ja auch seine Rechnung auf.

Trotzdem: wer soll das bezahlen?

Das Kapital hält es für selbstverständlich, dass Löhne, die ein bestimmtes Minimum unterschreiten, aus den Löhnen der übrigen LohnarbeiterInnen subventioniert werden. Kindergeld und der wachsende Umfang der Lohnsubventionen werden aus Lohnsteuern oder Sozialversicherungsbeiträgen gezahlt.

Umgekehrt müssten die LohnarbeiterInnen es für selbstverständlich halten, dass diejenigen, die ihre Arbeitskraft nutzen, auch gemeinsam für ihre Unterhaltungskosten aufkommen müssen. Die Gesamtheit der Besitzer von Kapital müsste also diejenigen Privateigentümer subventionieren, die nicht in der Lage sind, Mindestlöhne zu zahlen, von denen man leben und Kinder durch-

bringen kann. Die Ware Arbeitskraft muss in wachsendem Maße auf Rechnung der ganzen Gesellschaft bezahlt werden. Insoweit wäre auch der Mindestlohn für alle vom Standpunkt der Einzelunternehmen aus eine Art Kombilohn.

3.237 | Gemeinsame Interessen von Arbeitslosen und Erwerbstätigen

Im Kampf für einen existenzsichernden gesetzlichen Mindestlohn fallen die Interessen von Beschäftigten und Arbeitslosen zusammen.

Wenn Arbeitslose nicht für Löhne unterhalb des Mindestlohns arbeiten müssen, können sie von Kapital nicht so leicht als Lohndrücker benutzt werden. Arbeitsämtern wäre es ferner nicht mehr möglich, Arbeitslose zu zwingen, für einen Nettolohn in Höhe der Arbeitslosenunterstützung zu arbeiten, wie es heute der Fall ist.

Mindestlöhne machen es leichter, der Hetze gegen Arbeitslose entgegenzutreten. Der IG-Bau Vorsitzende Wiesehügel bezeichnete es als Unverschämtheit, jemanden faul zu nennen, der nicht für einen Lohn unter 3.000 DM brutto arbeiten will.

Der Kampf um gesetzliche Mindestlöhne hat den Vorteil, dass er alle LohnarbeiterInnen und alle Arbeitslosen einbezieht. Er vereint sie. Kombilöhne dagegen spalten sie, denn mit ihrer Hilfe werden Arbeitslose gezwungen, als Lohndrücker gegen die Belegschaften aufzumarschieren.

Ein gesetzlicher Mindestlohn ist vor allem für die Gruppen von Beschäftigten wichtig, die einen schlechten Organisationsgrad oder eine geringe Kampfstärke haben.

Ein IG Medien-Sprecher wandte sich gegen gesetzliche Mindestlöhne mit der Begründung: *»Wir können doch unsere eigenen Tarife nicht unterbieten.«* (FR 25. 10. 1999) Gesetzliche Mindestlöhne bedeuten nicht, dass diejenigen, die mehr haben, nur noch den Mindestlohn bekommen dürfen. Sie bedeuten nicht, dass die Löhne derer, die darüber liegen, gesenkt, sondern dass die Löhne derer, die darunter liegen, angehoben werden müssen. Mindestrenten sind doch auch kein Versuch, die Renten derjenigen zu senken, die darüber liegen.

Je höher der Mindestlohn ist, desto geringer kann auch die Arbeitszeit sein, die LohnarbeiterInnen aufwenden müssen, um auf ihre Kosten zu kommen. Existenzsichernde Mindestlöhne unterstützen den Kampf für allgemeine Arbeitszeitverkürzung. (→ 3.16) Aber auch Überstunden könnten abgebaut werden. Denn da viele mit den Tariflöhnen nicht klarkommen, schieben sie Überstunden.

Um Mindestlöhne durchzusetzen, müssen Verstösse gegen ihre Zahlung streng verfolgt werden.

Wenn gesetzliche Mindestlöhne solche Vorteile für die Gesamtheit der LohnarbeiterInnen haben, warum hat sich der DGB-Bundeskongress 2002 dagegen ausgesprochen?

Die meisten Gewerkschaftsführungen in Deutschland lehnen gesetzliche Mindestlöhne ab, vor allem die IG Metall. Sie sehen darin einen Angriff auf die Tarifautonomie bzw. die Rolle der Gewerkschaften, Tarife gemeinsam mit den Arbeitgebern festzusetzen. Gabriele Peter wies zu Recht darauf, dass es wenig nutzt, jegliche gesetzliche Eingriffe in die Lohngestaltung abzulehnen. Es gibt sie nämlich schon. *»Eine Art gesetzlicher Mindestlohn existiert durch die Allgemeinverbindlichkeitserklärung von Tarifverträgen.«* (Gabriele Peter, Gesetzlicher Mindestlohn für die Bundesrepublik?, Gewerkschaftliche Monatshefte 02/1998) Diese ermöglicht die Anwendung von Mindesttarifen auch außerhalb der Tarifbindung. Bei der Festsetzung eines Mindestlohns geht es nicht darum, dass die Gewerkschaften das Feld räumen und es dem Staat überlassen. Es geht darum, dass die Gewerkschaften ein neues Kampffeld stärker besetzen. Tarifkämpfe würden gestärkt. Denn gesetzliche Mindestlöhne würden eine untere Grenze einziehen, die auch von Tarifen nicht unterschritten werden dürfte. Auch Tarifverträge sehen Billiglöhne vor, die nicht zum Leben reichen. Tarifverträge werden vielfach nicht eingehalten bzw. durch Ausnahmeregelungen unterhöhlt. Ohne einen gesetzlichen Mindestlohn können Arbeitskräfte aus anderen Ländern mit Billiglöhnen das Tarifgefüge in Deutschland zum Einsturz bringen.

Ein gesetzlicher Mindestlohn würde also Tarifkämpfe unterstützen, nicht behindern. Er wäre allerdings auch das Eingeständnis, dass Tarifkämpfe bisher nur eine begrenzte Wirkung hatten.

IG Bau-Chef Wiesehügel warnte dennoch vor gesetzlichen Mindestlöhnen. *»Von dem, was dabei herauskommt, kann keiner leben.«* Denn die niedrigeren Mindestlöhne in Ländern wie Portugal würden als Vergleich herangezogen. (FR 05. 10. 2001) Die niedrigeren Löhne in anderen Ländern werden auch bei Tarifkämpfen als Vergleich herangezogen.

Was beim Kampf um Mindestlöhne herauskommt, hängt eben so wie beim Kampf um Löhne davon ab, wie man ihn führt.

Es geht bei Mindestlöhnen nicht um den Vergleich bestehender Löhne in Europa, sondern um die Frage, welcher Lohn in Deutschland zum Leben reicht. Die Mindestlöhne jedes Landes spiegeln die besonderen Bedingungen dieser Länder wieder, einerseits die unterschiedliche Höhe des Existenzminimums und andererseits die unterschiedliche Kampfkraft der LohnarbeiterInnen.

1999 wurde in Großbritannien ein Mindestlohn in Höhe von 3,60 Pfund oder

10,60 DM eingeführt, für Jugendliche zwischen 18 und 21 Jahren sogar nur 3 Pfund bzw. 8,85 DM.[4] Trotz dieses lächerlich geringen Betrags profitierten zwei Millionen Menschen bzw. 8% der LohnarbeiterInnen davon, deren Löhne sogar noch unter diesem Armutsniveau lagen. (FR 31.03.1999)

Wenn Gewerkschaftsführer im Namen der Tarifautonomie gegen gesetzliche Mindestlöhne eintreten, verteidigen sie auf Kosten der Gesamtheit der LohnarbeiterInnen ihre Sonderinteressen. Die Tatsache, dass es keine gesetzlichen Mindestlöhne gibt, erleichtert Lohnsenkungen. Die Funktionäre des Kapitals lehnen Mindestlöhne ja eben deswegen ab, weil sie die Lohnkosten steigern. In der Ablehnung von gesetzlichen Mindestlöhnen gehen Gewerkschaftsvorstände und Kapital indirekt wieder ein »Bündnis für Arbeit« bzw. ein Bündnis für Profit ein.

Der DGB-Bundeskongress vom Mai 2002 hat sich dagegen ausgesprochen, eine Kampagne für ein »existenzsicherndes Mindesteinkommen von 1.500 Euro brutto« durchzuführen. Das hatten IG Bau, NGG und ver.di beantragt. Er ersetzte das Wert Mindesteinkommen durch Erwerbseinkommen, um den Bezug auf Mindestlöhne wegzubekommen und strich die 1.500 Euro.

Zu viele Delegierte meinten, dass 1.500 Euro zu hoch wären.

Ein Kollege sagte, man müsste sonst bei den Textilern 50% Erhöhung fordern. Andere sprachen sogar von einer nötigen Verdopplung des Tariflohnniveaus. Armin Schild (IG Metall) sagte in der Debatte über den Antrag am 29.05.2002, dass die IG Metall ein neues »Entgeltdifferenzierungssystem« gegen die Arbeitgeber durchgesetzt hätte, *»nachdem wir natürlich für große Teile der Beschäftigten in der Metall- und Elektroindustrie Einkommen unter 1.500 Euro durchaus akzeptieren müssen.«* (ebda. S. 7)

Angesichts der zahlreichen Tarife, die unterhalb des auf 1.500 Euro brutto bezifferten Existenzminimums liegen, konnten sich die Delegierten nicht einigen. Die Mehrheit, insbesondere die IG Metall, wollte keine Enttäuschung hervorrufen, wenn das bestehende Tarifniveau mit dem Existenzminimumlohn verglichen würde.

Ein Mindestlohn, der das Existenzminimum darstellt, wäre tatsächlich ein Stachel im Fleisch aller Tarifverträge, die das unterschreiten. Soll aber deshalb vertuscht werden, wo heute das Existenzminimum liegt? Soll das vertuscht werden, damit die KollegInnen und Kollegen nicht gemeinschaftlich für eine Erhöhung ihrer Löhne in Richtung auf das Existenzminimum kämpfen? Mit dem alten Ritual der Tarifkämpfe allein, wo jeder für sich kämpft, geht das tatsächlich nicht. Ein gesetzlicher Mindestlohn, der das Existenzminimum deckt, kann

4 Der Gewerkschaftsbund TUC hatte 4 Pfund (11,40 DM) gefordert, der Industrieverband CBI 3,20 Pfund.

eben nicht nur über Tarifverhandlungen durchgesetzt werden. Die Mobilisierung aller LohnarbeiterInnen und der Arbeitslosen ist erforderlich. Ein klares Bewußtsein von der Höhe eines Mindestlohns fördert Lohnkämpfe, egal in welcher Form. Darüber nicht zu reden, fördert die Anpassung an die bestehenden Armutslöhne.

Der Kampf für einen existenzsichernden Mindestlohn würde die Organisierung vor allem der unteren Schichten der LohnarbeiterInnen fördern, die heute die Gewerkschaften oft schon abgeschrieben haben.

3.238 | Schlussbemerkung

Das Kapital stellt die Produzenten des Reichtums immer mehr vor die wunderbare Alternative, entweder vom Lohn nicht leben zu können oder arbeitslos zu werden und auch von den dafür gezahlten Unterstützungen nicht leben zu können.

Diejenigen, die dagegen kämpfen, dass LohnarbeiterInnen ihre Existenz sichern können, leben turmhoch über dem Existenzminimum. Ein Abendkleid für 50.000 Euro, ein Luxusauto für 250.000 Euro, ein Geschäftsessen für 1.000 Euro, eine Yacht für ein paar Millionen – kein Problem für die, die das Glück haben, von der Arbeit derjenigen leben zu können, die immer weniger wissen, wie sie bis zum Monatsende über die Runden kommen sollen.

Für LohnarbeiterInnen geht es mit Mindestlöhnen um die Existenz, für das Kapital geht es nur um seinen Profit.

Gesetzliche Mindestlöhne sind eine der wichtigsten Formen, wie sich LohnarbeiterInnen verteidigen können. Sie verwirklichen aber weder die Gerechtigkeit, noch lösen sie das Problem, dass mit wachsender Produktivität die Lage der LohnarbeiterInnen immer prekärer (unsicherer) wird.

Das Kapitalverhältnis und die bestehenden Eigentumsverhältnisse stehen dem Ziel im Wege, dass alle ihr Auskommen mit dem Einkommen haben.

Allen arbeitenden Menschen ein Auskommen aufgrund ihrer Arbeit zu bieten, ist letztlich nur möglich, wenn die arbeitenden Menschen selbst über die Ergebnisse ihrer Arbeit verfügen könnten. Sie müssten EigentümerInnen der Produktionsmittel sein, damit ihre Bedürfnisse im Mittelpunkt stehen könnten und nicht nur Abfallprodukt der Kapitalvermehrung sind.

Die Verwertungsschwierigkeiten des Kapitals erfordern es, unter dem Vorwand des Kampfs gegen die Arbeitslosigkeit auch die Sozialversicherung aufzubrechen. *»Die Sozialversicherung hat negative Effekte auf die Beschäftigung. Die Beiträge wirken wie eine Steuer auf den Faktor Arbeit und schwächen damit die Nachfrage nach Arbeitskraft.«* (Horst Siebert, FAZ 03. 12. 2002)
Bruttolöhne und Sozialversicherungsbeiträge müssen beide solange abgesenkt werden, bis die letzte Arbeitskraft verkauft ist.
Arbeitgeberverbände, DGB und Bundesregierung treten gemeinsam für die Senkung der Lohnnebenkosten ein: *»Die am Bündnis für Arbeit, Ausbildung und Wettbewerbsfähigkeit beteiligten Seiten streben vor allem an: 1. weitere dauerhafte Senkung der gesetzlichen Lohnnebenkosten; eine strukturelle Reform der Sozialversicherung.«* (FR 09. 12. 1998)

3.241 | Was sind eigentlich »Lohnnebenkosten«?

Lohnnebenkosten sind nach Meinung des Kapitals alle Lohnbestandteile, die nicht auf »geleisteter Arbeit« beruhen. Auf »geleisteter Arbeit« beruht angeblich nur das Entgelt für die Stunden, in denen gearbeitet wird. An Feiertagen, im Urlaub, an Krankheitstagen usw. haben LohnarbeiterInnen keine Arbeit geleistet. Löhne hierfür sind also Kosten, die neben dem Lohn für geleistete Arbeit anfallen, eben die sogenannten Lohnnebenkosten. Dasgleiche gilt für Weihnachtsgeld, betriebliche Altersversorgung, die Arbeitgeberbeiträge zur Sozialversicherung usw., nicht dagegen die Arbeitnehmerbeiträge zur Sozialversicherung. (IdW 2001, 50)
»Lohnnebenkosten« werden in den Augen des Kapitals ähnlich wie Sozialhilfe fürs »Nichtstun« gezahlt. Die Arbeitgeber sind schwer gebeutelt. Denn die »Sozialhilfe« für nichtstuende Arbeitnehmer machte im Jahr 2000 schon 80% des eigentlichen Lohns aus. Im Begriff »Lohnnebenkosten« steckt das Interesse des Kapitals, dass es eigentlich Löhne nur für »geleistete Arbeit« zahlen will und sonst nichts. Es ist ein Kampfbegriff zur Lohnsenkung.
Die Welt steht auf dem Kopf. Der gesamte Lohn, einschließlich der »Nebenkosten«, beruht doch auf nichts anderem als auf »geleisteter Arbeit«. Der Lohn ist jedoch nicht das »Entgelt für geleistete Arbeit«. Er ist der Preis für die Ware Arbeitskraft und muss deren durchschnittliche Lebenshaltungs-

kosten decken. Da Arbeitskräfte auch außerhalb der reinen Arbeitszeit leben, fallen bedauerlicherweise auch hier »Kosten« an. Der Lohn muss so hoch sein, dass auch diese Zeiten überstanden werden können.

Auch wenn ein Teil des Lohns als z. B. »Arbeitgeberbeitrag« zur Sozialversicherung gezahlt wird, ist er doch ausschließlich ein »Arbeitnehmerbeitrag«. Die LohnarbeiterInnen erarbeiten ihren Lohn sowie die Einnahmen der Sozialversicherung in vollem Umfang selbst.

Kapital, DGB und Regierung wollen die »gesetzlichen Lohnnebenkosten« »dauerhaft« senken.

Das bedeutet: Die Sozialversicherungsbeiträge sollen gesenkt werden. LohnarbeiterInnen, die keinen Mehrwert erzeugen, weil sie krank, pflegebedürftig, zu alt oder arbeitslos sind, dürfen nicht mehr so viel kosten. Die gesetzliche Lohnfortzahlung im Krankheitsfall soll dauerhaft gesenkt werden, ebenso die gesetzlich vorgeschriebenen Kosten für Mutterschaftsgeld und für Schwerbehinderte. Die Formel »Senkung der gesetzlichen Lohnnebenkosten« richtet sich gegen alle LohnarbeiterInnen.

3.242 | Sinkende Sozialversicherungsbeiträge – Vorteil für LohnarbeiterInnen?

Der Bundesverband der deutschen Industrie strebt eine Senkung der Sozialversicherungsbeiträge von jetzt etwa 41% auf 35% an. (FR 30.04.2002) Der Arbeitgeberbeitrag fiele dann um 3% von 20,5% auf 17,5%. Der Arbeitnehmerbeitrag auch. Die Nettolöhne steigen also.

Liegt das nicht auch im Interesse der LohnarbeiterInnen?

Beispiel:

Franz Bauer, Maschinenführer in einem Metallbetrieb, 35 Jahre, verdient 2.300 Euro brutto. Wenn seine Sozialversicherungsbeiträge von 20,5% auf z. B. 18% sinken würden, hätte er 57,50 Euro brutto im Monat mehr in der Tasche. Der Betrieb zahlt ebenfalls 57,50 Euro weniger an die Sozialversicherungen. Betrieb und Franz scheinen gegenüber der Sozialversicherung gemeinsame Interessen zu haben.

Aber das sieht nur auf den ersten Blick so aus. Jeder Prozentpunkt bedeutet rd. 7,5 Mrd. Euro weniger Einnahmen für die Sozialversicherung. (berechnet nach Statistisches Taschenbuch Tab. 7.6 und 7.7) Die Senkung der Sozialversicherungsbeiträge auf 17,5% bedeutet, dass Renten-, Kranken-, Arbeitslosen- und Pflegeversicherung zusammen rd. 22 Mrd. Euro an Beitragsausfällen hätten. 11 Mrd. Euro Ersparnis haben die ArbeitnehmerInnen, 11 Mrd. Euro die Arbeitgeber.

Wie kann man mit 22 Milliarden weniger noch das gegenwärtige Niveau der Renten, der Gesundheitsleistungen und der Arbeitslosenunterstützungen usw. aufrechterhalten? Es geht nicht. Es muss also gekürzt werden.

Die Kapitalbesitzer kassieren ihre 11 Mrd. Euro als zusätzlichen Profit und Schluss. Sie sind privat versichert, nicht sozial versichert. Bei ihnen wird nichts gekürzt.

Aber bei alten, kranken, arbeitslosen oder pflegebedürftigen LohnarbeiterInnen usw. muss gestrichen werden. Das Kapital will alle Sozialversicherungen auf sogenannte »Basissicherungen« zurückschrauben, damit die Sozialabgaben gesenkt werden können.

»Die BDA (Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände) tritt dafür ein, die Personalzusatzkosten (=Lohnnebenkosten) zu verringern, indem die Sozialversicherung auf eine Basissicherung zurückgeführt« (wird). (BDA 1998, 14) Nur noch das Notwendigste soll abgedeckt werden.

Was geht mich das an, könnte Franz denken, wie mein arbeitsloser Freund zurechtkommt, wie es meiner Mutter geht, die in Rente ist oder einem Kollegen, der chronisch krank ist? Hauptsache, ich habe 57,50 Euro mehr. Aber spätestens wenn Franz Bauer selbst krank oder arbeitslos wird, wenn er selbst in Rente geht, trifft es auch ihn. Er wird es nicht schaffen, trotz Knochenarbeit immer gesund zu bleiben. Auch er steht ab 50 auf der Abschussliste.

Wenn Franz den alten Standard der Renten und der Gesundheitsversorgung aufrecht erhalten will, muss er sich bei Versicherungskonzernen zusätzlich privat versichern. Das ist auch die Absicht. *»Erforderlich ist (...) die Konzentration auf Grundleistungen, während Zusatzleistungen der privaten Eigenvorsorge vorzubehalten sind.«* (Unternehmensberater Roland Berger, Zehn Schritte zum Wohlstand, DIE ZEIT 21/2002) Franz Bauer wird nur etwas gegeben, um es ihm zu nehmen. *»Wenn wir in der Altersvorsorge mehr private Vorsorge wollen, dann müssen wir die Nettoeinkommen auch so entlasten, daß sich die Menschen diese private Vorsorge buchstäblich leisten können, sonst funktioniert das nämlich nicht.«* So Schröder in seiner Regierungserklärung 1998. Dasgleiche gilt auch für die Krankenversicherung.

Franz bekommt also 57,50 Euro mehr, damit er zum Ausgleich für Leistungskürzungen davon Rentenprodukte der Versicherungskonzerne kaufen kann bzw. private Zusatzversicherungen z. B. für Krankengeld, Zahnersatz, Freizeitunfälle usw.

Die Erhöhung der Nettolöhne ist der Sand, den das Kapital den LohnarbeiterInnen in beide Augen streut. Individuell können sie Vorteile haben, solange sie nicht krank, arbeitslos oder alt sind. Insgesamt aber sind sie die Betrogenen.

Ihre Nettolöhne sind bei einer Senkung der Beiträge um 3% zwar um 11 Milliarden Euro höher. Mit diesem Geld müssen sie aber für 22 Mrd. Euro an Ein-

nahmeausfällen von Arbeitnehmer- und Arbeitgeberbeiträgen geradestehen. Sie zahlen die Senkung ihrer Beiträge und der »Arbeitgeberbeiträge« mit sinkenden Sozialleistungen und steigenden privaten Zuzahlungen. Ein schlechtes Geschäft.

Was LohnarbeiterInnen als Kranke, als Arbeitslose, als RentnerInnen und als Pflegebedürftige verlieren, sollen sie als Arbeitende gewinnen. Eigenartig, wo doch gerade ihre Löhne als Arbeitende bekanntlich unbedingt selbst gesenkt werden müssen, um die »Arbeitslosigkeit zu bekämpfen«.

Den Arbeitslosen wird versprochen, dass sie durch die Senkung der Sozialversicherungsbeiträge eher Arbeit bekommen, weil die Ware Arbeitskraft billiger wird. Auch sie sollen daran interessiert sein, dass die Leistungen für Alte, Kranke und Pflegebedürftige zusammengestrichen werden. Blöderweise müssten sie aber auch für Kürzungen bei sich selbst eintreten. Nur so können ja die Beiträge zur Arbeitslosenversicherung gesenkt werden.

Die Formel »Senkung der Lohnnebenkosten« sagt der Solidarität unter den LohnarbeiterInnen den Kampf an.

3.243 | »Strukturelle Reform der Sozialversicherung«: Abriss der Sozialversicherung geplant

Um die »Lohnnebenkosten« zu senken, jagt eine Reform die andere. Rentenreform, Gesundheitsreform, Reform der Arbeitslosenversicherung – die Voraussetzungen für Beitragssenkungen zu schaffen, ist eine der Hauptbeschäftigungen der Bundesregierung. Viele Vorschläge werden gemacht. Sie alle werden mit dem modischen Parfüm »Kampf gegen die Arbeitslosigkeit« besprüht.

3.2431 | Massive Senkung der Leistungen

- Rentenversicherung

Mit der Rentenreform von 1999 wurden die zukünftig zu erwartenden Renten um 10 bis 15 % gesenkt. Die Rentenkürzungen reichten jedoch nicht einmal aus, um einen erneuten Anstieg der Rentenversicherungsbeiträge aufzuhalten.

1997 wurde das Eintrittsalter in die Regelaltersrente auf 65 Jahre angehoben. Jetzt wird gefordert, das Alter, ab dem Rente gezahlt wird, auf 67, 69 oder sogar 70 Jahre heraufzusetzen. Da die LohnarbeiterInnen aber von Kapital mit zunehmendem Alter als Minderleister vorzeitig aus dem Erwerbsleben verdrängt werden, würde die Heraufsetzung des Rentenalters in erster Linie zu massiven Rentenkürzungen führen.

»Wenn das gesetzliche Renteneintrittsalter um ein Jahr erhöht würde, wäre

eine dauerhafte Senkung des Beitragssatzes von 0,8 Prozentpunkten möglich.« (Sachverständigenrat 2002, 225) 69 Jahre ist das Alter, das die Arbeitgeberverbände wünschen. (FR 15. 07. 2000) Das wäre eine Senkung des Beitragssatzes um 3,2%. Es winken um rd. 12 Milliarden Euro niedrigere Arbeitgeberbeiträge d. h. 12 Mrd. mehr Profit. Dass die Renten um etwa 15–20% gekürzt werden müssten, muss im Interesse des Kampfs gegen die Arbeitslosigkeit in Kauf genommen werden. Die Deutsche Bank erklärte schon im Jahr 2000: *»An einer weitreichenden, entschlossenen Reduzierung der Leistungen aus der gesetzlichen Rentenversicherung führt kein Weg vorbei.«* (Deutsche Bank Research, Aktuelle Themen Nr. 177, Frankfurt 28. 08. 2000)

Sollten RentnerInnen von ihrer Rente nicht mehr leben können, muss eben der Staat als letzter Bürge eingreifen. Z. B. mit einer Grundrente oder einer Grundsicherung für alte Menschen aus Steuermitteln. Oder LohnarbeiterInnen müssen sich eben schon in jungen Jahren von ihren (im übrigen viel zu hohen) Löhnen privat versichern.

- Krankenversicherung

Für die Krankenversicherung besteht der weitestgehende Plan in dem Ziel der Versicherungswirtschaft, die Kopplung der Beiträge an die Löhne aufzugeben und Versicherungsbeiträge oder -pauschalen für jede Person über 21 Jahren einzuführen. (Cordula Tutt, Die Rentenreform als Vorbild für die Krankenversicherung, FTD 27. 10. 2000) Derselben Meinung ist grundsätzlich auch der von der SPD-Grünen-Bundesregierung berufene Sachverständigenrat. Er schlägt vor, den Arbeitgeberbeitrag an die Versicherten auszuzahlen. Die Versicherten sollten nur noch Kopf-Pauschalen, nicht mehr Prozentsätze ihres Bruttolohns zahlen. Die Kopf-Pauschalen sollten unabhängig von Lohnhöhe, Alter, Gesundheitszustand, Geschlecht usw. für jeden Versicherten festgesetzt werden. Sie beruhen auf den Durchschnittskosten eines Leistungspakets. Der Sachverständigenrat sieht *»die Vorteile, dass die Krankenversicherungskosten aus den Arbeitskosten eliminiert werden«*. (Sachverständigenrat 2002, 286) Die Beiträge würden also nie mehr steigen. *»Besonders für die Arbeitgeber hat der Vorschlag Strahlkraft.«* (FTD 23. 01. 2003) Die Kopf-Pauschalen der LohnarbeiterInnen wären für alle Erwachsenen zu zahlen, unabhängig von ihrem Einkommen. Geschätzt wird eine Höhe von 200 Euro. Für die Gutverdienenden ein Geschäft. Sie hätten mehr Geld, um sich privat zu versichern.

Für diejenigen, deren Bruttoeinkommen niedrig ist, würden die tatsächlichen Beitragssätze steigen, wenn ein gewisses Einkommen unterschritten ist. Um zu verhindern, dass die Krankenversicherungsbeiträge von Geringverdienern 15% des Haushaltsbruttoeinkommens überschreiten, müssten nach Berechnungen des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung etwa 25 Mrd. Euro

vom Staat aufgebracht werden. Je mehr die Löhne sinken, und das sollen sie ja im Interesse Arbeitslosen, desto mehr. 25 Mrd. Euro vom Staat wären etwa 20% der heutigen Ausgaben der Krankenversicherung.

- Arbeitslosenversicherung

Das Kapital hält den Kampf für die Senkung der Kosten der Arbeitslosen für einen Kampf gegen die Arbeitslosigkeit selbst.

»Diese hohen Ausgaben haben starke Steuer- und insbesondere Beitragsbelastungen zur Folge, die ihrerseits die Beschäftigungsdynamik einschnüren. Dieser Teufelskreis muß und kann durchbrochen werden.« (Fels u. a. 1999, 3)

Für die Arbeitslosenversicherung forderten die Wissenschaftler der Benchmarking- Gruppe des Bündnisses für Arbeit deshalb ebenso wie die Arbeitgeberverbände: *»ABM (Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen) sollten nicht länger über Beiträge finanziert werden, sondern aus Steuern, da die Beschäftigung von Benachteiligten (Langzeitarbeitslosen) ein gesamtgesellschaftliches Problem darstellt und somit in den Bereich der Sozialpolitik fällt.«* (Fels 2000, 14)

Das würde die Beiträge zur Zeit um rd. 2,35 Mrd. Euro oder um 0,3% entlasten. Schließlich hat das Kapital mit der »Benachteiligung« von Arbeitslosen nichts zu tun. Das ist einfach ein »gesamtgesellschaftliches Problem«.

Die BDA fordert die Begrenzung des Arbeitslosengelds auf 12 Monate. Das würde 5,5 Mrd. Euro pro Jahr bringen bzw. 0,7% Beitragspunkte weniger. (Sachverständigenrat 2002, 249) Die Bundesregierung hat sich dem im März 2003 angeschlossen. Das trifft ausschließlich ältere Arbeitslose ab 45 Jahren.

Die Hartz-Kommission strebt an, die Dauer der Arbeitslosigkeit mit verschiedenen Mitteln von 33 auf 22 Wochen zu senken. Das bringt für die Arbeitslosenversicherung rd. 8,6 Mrd. Euro weniger Ausgaben. (Hartz-Kommission 2002, 271) Der Beitrag könnte um 1,2 Prozentpunkte gesenkt werden. Mit diesen drei Maßnahmen wären wir dann bei den 4% Beitrag, den sich die Arbeitgeberverbände vorstellen. Das würde rd. 15 Mrd. Euro mehr Profit ausmachen. Um diesen Betrag sinken die Arbeitgeberbeiträge.

Weiter gehen die Vorschläge, die Arbeitslosenversicherung z. B. für den ersten Monat der Arbeitslosigkeit abzuschaffen. Für den müsste man dann selbst privat vorsorgen oder sich dagegen privat versichern. (Miegel 2002, 281) Auch Hartz schlägt vor, einen Teil der Arbeitslosenversicherung durch eine kapitalgedeckte private Versicherung abzulösen. (Hartz 2001, 49 f.)

3.2432 | »Versicherungsfremde Leistungen« streichen und über Steuermittel finanzieren

Um die »Lohnnebenkosten« zu drücken, sollen alle Leistungsbereiche aus dem Katalog der Versicherungen gestrichen werden, die »versicherungs-

fremd« sind. Was der Versicherung fremd ist, soll aus Steuermitteln bezahlt werden oder von den Versicherten selbst.

Was zum Teufel sind versicherungs«fremde« Leistungen?

In der Krankenversicherung sind Leistungen für Schwangerschaft und Mutterschaft so versicherungsfremd wie das Sterbegeld. Sterben ist Privatsache. Die Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände verlangt, sie aus der Krankenversicherung zu entfernen.

Versicherungsfremd ist es, wenn Kinder und nicht-erwerbstätige verheiratete Frauen familienversichert sind, ohne einen Cent Beitrag zu zahlen. In der Privatversicherung gibt's so was nicht.

Die Arbeitgeber wollen mit der Gesundheitsversorgung der nicht-arbeitenden Angehörigen von LohnarbeiterInnen nicht mehr »belastet« werden. Sie sind nur an der Arbeitskraft selbst interessiert.

Auch Krankengeld ist versicherungsfremd, da es nur den Lebensunterhalt während einer Krankheit abdeckt.

In der Rentenversicherung sind Zahlungen für die Zeiten versicherungs»fremd«, die nicht auf eigenen Beiträgen beruhen.

Z. B. Renten für Kindererziehungszeiten von Frauen oder bei Erwerbsgeminderten für die Zeiten, in denen sie nicht gearbeitet haben. So was gäbe es bei der Allianz nicht.

Versicherungs«fremd« ist auch, dass Frauen trotz höherer Lebenserwartung die gleichen Beiträge zahlen wie Männer. Das wäre einer privaten Versicherung fremd. Sie ist schließlich nicht die Caritas.

In der Arbeitslosenversicherung bekommen Arbeitslose mit Kindern trotz gleicher Beiträge mehr Geld als die ohne Kinder. Das ist versicherungsfremd.

Für all diese Wohltaten sollen Arbeitgeber auch noch mit »Arbeitgeberbeiträgen« und hohen Bruttolöhnen aufkommen? Das geht ihnen zu weit. Der Staat soll mit Steuermitteln einspringen, damit die Beiträge gesenkt werden können.

Versicherungs«fremd« bedeutet: den privaten Versicherungen fremd. Sie sind der Maßstab für die gesetzliche Versicherung. Privaten Versicherungen ist es völlig »fremd«, an Leute zu zahlen, die nichts dafür eingezahlt haben. Der Sozialversicherung ist es aber (noch) nicht fremd. Und das ist gut so.

LohnarbeiterInnen, die gegen versicherungsfremde Leistungen wettern, machen sich, ohne es zu wissen, die Profitlogik der Versicherungswirtschaft zu eigen. Sie bekämpfen sich selbst. Wegen ein paar Euro, die sie zu gewinnen hoffen.

Außerdem: für die Steuergelder, aus denen all die versicherungsfremden

Leistungen bezahlt werden müssen, kommen überwiegend sie auf. Das Kapital jedenfalls kämpft nicht nur für die Senkung der Löhne und Sozialversicherungsbeiträge, sondern auch für die Senkung seiner Steuern. Und davon zahlt es kaum noch welche. (→ 3.31)

Alle Pläne, die »Lohnnebenkosten« zu senken, haben nur ein Ziel: Arbeitgeberbeiträge, die bis dahin in Sozialleistungen gebunden sind, werden in Kapital verwandelt. In der Profitratenformel (→ 3.0) sinken die Lohnkosten, die im Nenner stehen. Die Profitraten steigen. Mit dem Kampf gegen die Arbeitslosigkeit hat das nichts zu tun.

3.24331 **| Abriss der Sozialversicherung = Förderung der Finanzkonzerne**

Das gesamte Kapital hat ein Interesse an der Senkung der Lohnnebenkosten und den dementsprechenden Leistungskürzungen. Am meisten aber die Banken und Versicherungskonzerne, allen voran der mächtigste Finanzkonzern in Deutschland, die Allianz.

Wenn die gesetzlichen Renten sinken und »versicherungsfremde« Leistungen gestrichen werden, reibt sich das Versicherungskapital die Hände.

»Wie die Sozialsysteme heute in Deutschland ausgelegt sind, binden sie die Vermögensbildungsfähigkeit breiter Bevölkerungsschichten und schaffen so ein Übermaß an Abhängigkeit vom Staat.« (Miegel 2002, 283) Finanzanlagenvertreter Miegel möchte, dass Löhne frei werden für die Anlage bei der Allianz oder der Deutschen Bank und dann als Kapital deren Kontrolle unterliegen. Endlich nicht mehr abhängig von staatlich garantierten Renten, sondern nur noch von den Anlageentscheidungen privater Analysten, die sich bekanntlich bestens im Chaos der Finanzmärkte auskennen.

Die Senkung der Lohnnebenkosten ist die Fahne, die die Finanzkonzerne in ihrem Privatinteresse vor sich hertragen.

- **Privatisierung der Rentenversicherung**

Ein Vorstand der Allianz ging davon aus, dass in Zukunft nur noch die Hälfte der Altersvorsorge aus der gesetzlichen Rentenversicherung stammen wird. (FTD 30. 05. 2002) Darauf arbeitet die Allianz hin. Heute sind es erst 15 %. Damit liegen die Deutschen im internationalen Wettbewerb wieder mal völlig hinten. Im internationalen Wettlauf des Kapitals, die Existenzunsicherheit zu vergrößern, müssen wir unbedingt weiter zur Spitze aufschließen. *»Im Mittelpunkt der anstehenden Reformen in den Altersversicherungssystemen hat (...) eine bessere Mischung von umlagefinanzierter gesetzlicher und kapitalgedeckter privater Altersvorsorge zu stehen.«* (Jürgen Husmann, Geschaftsführer des BDA, arbeitgeber 5/52–2000, 19) Jawoll. Weniger sozial, mehr privat.

Die Bundesregierung hat zur Förderung der Versicherungskonzerne einen

schlauen Mechanismus in die kapitalgedeckte »Vorsorge« eingebaut. Bis 2008 bleiben alle Beiträge, die LohnarbeiterInnen z. B. der Metall-Rente zukommen lassen, steuer- und abgabenfrei. Wenn Franz Bauer 4% seines Bruttolohns von 2.300 Euro, also 92 Euro einzahlt, hat allein die Rentenversicherung 9 Euro monatlich Einnahmeausfälle. Damit wirbt die IG Metall-Führung auch noch, während sie von solidarischer Rentenversicherung spricht. Wenn alle berechtigten Arbeitnehmer 4% ihres Lohns in die Pensionsfonds einzahlen, müssten die Beiträge in der gesetzlichen Rentenversicherung um 0,8% steigen, um die Einnahmeausfälle auszugleichen. (Prof. Dr. Winfried Schmähl, ein Rentenexperte in: FR 30. 01. 2003) Der staatliche geförderte Fortschritt der Privaten fördert solidarisch den Ruin der Gesetzlichen.

Um die LohnarbeiterInnen der Privaten Rentenversicherung zuzuführen, wurde die »Riester-Rente« erfunden. Wenn sich LohnarbeiterInnen zusätzlich privat versichern, bekommen sie etwa die Hälfte der entsprechenden Beiträge vom Staat ersetzt. Merke: der Staat hat kein Geld, wenn es um den Ausbau der Sozialversicherung geht, aber er hat Milliarden, wenn es um die Subventionierung von Finanzprodukten und -anlagen geht. Zufrieden sagte Allianz-Vorstand Faber: *»Die Riester-Rente ist ein wichtiger Schritt nach vorne. Keine andere Bundesregierung vor dieser hatte so etwas Weitreichendes unternommen.«* (FTD 16. 05. 2002) Da nicht so viele wie erhofft, Riester-Renten zu kaufen, wird überlegt, sie zu einer Zwangsrente zu machen. Wie wär's mit einem gesetzlichen Kaufzwang für Autos, wenn der Absatz stottert?

- **Privatisierung der Krankenversicherung**

Für die Krankenversicherung wird überlegt, die Folgekosten von Unfällen in der Freizeit als versicherungs«fremd« auszugliedern und den Privatversicherungen zu überlassen. Das würde 10,4 Mrd. Euro oder 1,1 Prozentpunkte einsparen. Bei 2.300 Euro brutto würde Franz Bauer 12,65 Euro mehr Lohn haben, müsste sich aber nach Berechnungen einer Privaten Versicherung für 25 Euro zwangsversichern, ab 57 Jahren für 40 Euro. (Sachverständigenrat 2002, 276) Ein schlechtes Geschäft für Franz.

Gedacht ist auch an die Streichung von Leistungen für Zahnersatz. Das würde 3,5 Mrd. Euro oder 0,4 Prozentpunkte Beitragssenkung bringen. (Sachverständigenrat 2002, 275) Einspringen könnte eine private Pflichtversicherung für Zahnersatz, so ein Vorschlag aus der CDU/CSU. (FR 05. 02. 2002) Nachgedacht wird auch über die Streichung des Krankengeldes.

Die CDU setzt sich besonders für die höhere »Selbstbeteiligung« der Versicherten ein. D. h. deren Beiträge würden sich erhöhen, die der Arbeitgeber blieben gleich.

- **Privatisierung in der Arbeitslosenversicherung**

In der Arbeitslosenversicherung werden Aufgaben der Arbeitsämter mehr und mehr auf private Vermittlungsagenturen oder Leiharbeitsfirmen übertragen. Das eröffnet neue Geschäftsfelder für das Kapital. Die Privatisierung hat aber hier vor allem die Form, dass die Ware Arbeitskraft mit Mitteln der Arbeitslosenversicherung für die Bedürfnisse ihrer Käufer zugerichtet wird und sich dann mit Zuschüssen der Arbeitsverwaltung billiger an Private verkaufen kann.

3.24332 **| Privatversicherung schließt »Risikogruppen« tendenziell aus**

Jede private Versicherung versichert individuelle »Risiken«. Diejenigen, deren Risiken größer sind, die also teurer sind, müssen mehr zahlen. Kranke müssen mehr zahlen als Gesunde, Behinderte mehr als Nicht-Behinderte, Frauen mehr als Männer, Ältere mehr als Jüngere usw. Die, die es am meisten nötig hätten, können es am wenigsten zahlen, werden also über die Privatisierung tendenziell von Versicherungsleistungen ausgeschlossen.

3.244 | Arbeitslose gegen Kranke und Rentner

Wenn Kranke und Alte sich gegen Kürzungen wehren und damit das Ziel der Senkung der »Lohnnebenkosten« in Frage stellen, müssen sie sich vom Kapital fragen lassen, ob sie was gegen die Arbeitslosen haben. Wer die Kürzung seiner Renten ablehnt, soll das schlechte Gefühl haben, rücksichtslos gegenüber den Arbeitslosen zu sein. Wer zu lange lebt und damit zu viel kostet, schadet ebenfalls den Arbeitslosen. Wenn die Angehörigen von Pflegebedürftigen sich über die Minutenpflege beschweren und an die Tore der Lohnnebenkosten pochen, stellen sie den unermüdlichen Kampf des Kapitals gegen die Arbeitslosigkeit in Frage.

LohnarbeiterInnen sind in den Augen des Kapitals für ihre Arbeitslosigkeit nicht nur verantwortlich, weil sie genug Geld haben wollen, um anständig leben zu können. (→ 1.4) Sie sind es auch, weil sie als RentnerInnen anständig leben und weil sie bei Krankheit und Pflegebedüftigkeit gut versorgt werden wollen.

Wenn LohnarbeiterInnen höhere Bruttolöhne erkämpfen wollen, verweist das Kapital sie darauf, sich z. B. lieber für die Senkung der Sozialversicherungsbeiträge einzusetzen. Das wäre das Problem, nicht die Bruttolöhne. Indirekt ist die Botschaft: Die Alten sind es, gegen die ihr Euch wenden müsst. Sie sind schuld daran, dass ihr so wenig Netto für Brutto bekommt. Die Arbeitslosen sind es und die Kranken. Wenn ihr für die Hebung Eures Lebensstandards

kämpfen wollt, dann müsst ihr Euch mit den Unternehmen gegen die Ansprüche der RentnerInnen und Arbeitslosen verbünden.
Hauptsache, die LohnarbeiterInnen bekriegen sich untereinander. Hauptsache, sie zweifeln an sich selbst. Hauptsache, das Kapital kommt aus der Schußlinie.

3.245 | Senkung der »Lohnnebenkosten« – ein neues Feld für Lohnsubventionen

Die massivsten Lohnsubventionen sind in Deutschland derzeit bei der Rentenversicherung anzutreffen.
Im Jahr 2000 schoss der Bund in Deutschland rd. 130 Mrd. DM in die Rentenversicherung ein. Im Jahr 1991 war es erst die Hälfte. (BMA 2002, 252) Mehr als ein Drittel der Rentenzahlungen sind also schon steuerfinanziert. Die versicherungs«fremden« Leistungen sind schon lange vom Staat abgedeckt. Ohne die Zuschüsse hätten die Rentenversicherungsbeiträge wesentlich höher sein müssen. Die staatlichen Zuschüsse zur Sozialversicherung sind letztlich Lohnsubventionen.
Zwischen 1975 und 1993 pendelten die Beiträge um 18%. 1998 waren sie auf 21,3% geklettert. Ab 1. April 1999 wurden die Beiträge zur Sozialversicherung schrittweise um 1,2% auf 19,1% gesenkt. Die Einnahmeausfälle wurden den Sozialversicherungsträgern aus der neu eingeführten Ökosteuer ersetzt. 2003 sind die Beiträge im Gefolge der Wirtschaftskrise wieder auf 19,5% gestiegen.
Die Lohnsubventionen für die Sozialversicherung haben im Konjunkturzyklus 1991–2000 den Anstieg der Beiträge nur abgemildert. Sie haben sie nicht gesenkt.
Um sie zu senken, mussten neue Schritte entwickelt werden.

- **Mini-Jobs**

Der Bundesverband der Deutschen Industrie (BDI) fordert ebenso wie die Handelskonzerne und der Deutsche Hotel- und Gaststättenverband, dass die Versicherungspflicht erst ab 600 oder 630 Euro beginnen soll. Es ist ihnen wurscht, dass die Lohnabhängigen dann weder krankenversichert (außer im Rahmen der Familienversicherung) noch rentenversichert wären und auch keine Ansprüche an die Arbeitslosenversicherung erwerben könnten. Es ist ihnen auch wurscht, dass es gewaltige Ausfälle bei den Einnahmen der Sozialversicherungen geben würde.
Was tut man nicht alles für die *»Entfesselung der Wachstumskräfte«*, so die

Vision des Hauptverbands des Deutschen Einzelhandels. (Hermann Franzen, Deutschland im Käuferstreik, Pressemitteilung April 2002, www. einzelhandel.de) Bei 41% weniger Lohnkosten für Teilzeitkräfte kann schon Begeisterung ausbrechen.

Die Bundesvereinigung der Arbeitgeberverbände (BDA) wollte bis zu 600 Euro brutto wenigstens Beiträge zur Kranken- und Pflegeversicherung gezahlt wissen, aber nicht mehr zur Renten- und Arbeitslosenversicherung. (Presseinformation PI 02/02 BDA) Das Kapital würde 25,6% des Bruttolohns einsparen.

Im Zuge der Hartz-Reform gelang hier Ende 2002 der Durchbruch. SPD und Grüne beschlossen die Einführung sogenannter Mini-Jobs (Arbeitsverhältnisse bis zu 15 Stunden die Woche – vorher geringfügige Beschäftigung).

Bis 400 Euro brutto zahlen Lohnabhängige gar keine Beiträge mehr. Unabhängig davon, ob es ein Zweitjob ist oder nicht. Arbeitgeber zahlen statt insgesamt 19,5% pauschal nur 12% in die Rentenversicherung, statt 14,4% wie bisher nur pauschal 11% in die Krankenversicherung und noch 2% an das Finanzamt. Beiträge zur Arbeitslosen- und Pflegeversicherung entfallen. Die Ware Arbeitskraft wird erheblich billiger.

Bei Einkommen zwischen 400 und 800 Euro brutto werden die Sozialversicherungsbeiträge für die Mini-Jobber gesenkt.

Die Minijobs bescheren vor allem den Renten- und Krankenkassen erhebliche Einnahmeausfälle. Sollten diese nicht durch Kürzungen wettgemacht werden können, muss der Bund wieder für die Defizite der Versicherungen aufkommen. Denn er bürgt für die Sozialversicherung. Auf diesem einfachen Weg verwandeln sich Beitragssenkungen letztlich in eine wachsende Subventionierung der Sozialversicherung durch den Staat ... und in den gewünschten wachsenden Druck, die Renten zu kürzen und bei der Gesundheitsversorgung zu streichen. RentnerInnen und Kranke zahlen für den »Kampf gegen die Arbeitslosigkeit«. Ein schönes Bündnis für Arbeit. Die CDU/CSU strebt Zuschüsse zur Sozialversicherung auch in den Einkommensklassen von 801 bis 1.200 Euro brutto an.

Die Vordenker des Kapitals sind noch weiter. Meinhard Miegel, Leiter des Instituts für Wirtschaft und Gesellschaft in Bonn, erwartet nicht viel von den Mini-Jobs. *»Um wirklich Bewegung in den Arbeitsmarkt zu bringen, müsste man die Grenze statt von 800 Euro auf 1.200 bis 1.600 Euro erhöhen.«* Das würde angeblich 500.000 neue Arbeitsplätze schaffen, aber 24 bis 28 Mrd. Euro kosten. Also bis zu 56.000 Euro pro Arbeitsplatz. (FTD 14. 08. 2002)

Die Wissenschaftlergruppe der Arbeitsgruppe Benchmarking hatte 1999 im Rahmen des »Bündnisses für Arbeit« vorgeschlagen, die Sozialversicherungsbeiträge bei Einkommen zwischen 630 und 3.000 DM schrittweise abnehmend aus Steuermitteln zu subventionieren.

Das IAB berechnete die Ausfälle, wenn die Beiträge bis zu einem Bruttoeinkommen von 1.500 DM voll und bis zu einem Einkommen von 3.000 DM brutto teilweise vom Staat übernommen würden. Sie kamen auf 20 Mrd. DM für vermutete 142.000 neue Arbeitsplätze. Macht sagenhafte 140.000 DM jährlich für einen neuen Arbeitsplatz. Die Profite steigen um 10 Mrd. DM. Und wer zahlt die Rechnung? (Fels 1999, 59) Das DIW bezifferte die Einnahmeausfälle auf 14,4 Mrd. DM, wenn die Beiträge für alle LohnarbeiterInnen, die bis 1.400 DM verdienen, voll und bis 2.800 DM teilweise übernommen würden. Für 14,4 Mrd. DM wurden 150.000 neue Arbeitsplätze in Aussicht gestellt, 100.000 DM pro Arbeitsplatz.

Die Einkommenshöhe, ab der die Lohnsubventionen auslaufen sollen (z. B. 1.600 Euro), markiert zugleich das Niveau von Mindestlöhnen, das LohnarbeiterInnen als Existenzminimum haben müssten, um unabhängig von Stütze leben könnten.(→ 3.23)

Die Übernahme von Sozialversicherungsbeiträgen soll angeblich die schädlichen Folgen für Tarife und Sozialhilfe vermeiden, die Kombilöhne haben. *»Die bestehende Tarifstruktur und das Niveau der Sozialhilfe könnten grundsätzlich unverändert bleiben; ein einheitlicher sozialer Schutz aller Arbeitnehmer bliebe gewährleistet.«* (Fels 1999, 8) Aber nicht lange, muss man hinzufügen. Denn verbilligte Ware Arbeitskraft wird letztlich teurerer Ware vorgezogen. Deshalb Wirtschaftsprofessor Bolinger: *»Mini-Jobs sind Jobkiller. Kann ein Einzelhändler zwischen einer Vollzeitkraft oder vier Mini-Jobbern wählen, nimmt er die Mini-Jobs, weil die 40% billiger sind.«* (BILD 18. 12. 2002, 2)

Über den Umweg der Senkung der Sozialversicherungsbeiträge können tariflich bezahlte Kräfte verdrängt werden. Die Tarifstruktur wird offen angegriffen. Auf dem DGB-Bundeskongress sagte der Vorsitzende der Gewerkschaft Nahrung, Gaststätten und Genuss über die damaligen Pläne der CDU/CSU für versicherungsfreie Mini-Jobs bis 400 Euro. *»Wenn ein solcher Weg nach dem 22. September* (dem Wahltag) *gegangen würde, wäre das eine Katastrophe für unser Land, eine Katastrophe für die Arbeitseinkommen unser Mitglieder, und das dürfen wir nicht zulassen.«* (DGB-Bundeskongress a. a. O.) Er weiß, wovon er redet, denn er ist für die Gastronomie zuständig. Die von den DGB-Gewerkschaften unterstützte SPD-Grünen Bundesregierung ließ Stoiber nicht zum Zug kommen. Sie führte die Katastrophe selbst herbei.

In Frankreich ist die Übernahme von Sozialversicherungsbeiträgen für Niedriglöhner durch den Staat am weitesten fortgeschritten. Für etwa 5 Millionen Beschäftigte übernimmt der Staat ganz oder teilweise die Beiträge. Pro zusätzlichem Arbeitsplatz (150.000 bis 300.000) entstehen Kosten bis zu

90.000 DM. (FR 12. 07. 1999, 8) Die Arbeitslosenquote aber ist in Frankreich bis heute höher als in Deutschland.

- **Höhere Mehrwertsteuern zwecks Senkung der Lohnnebenkosten**

DGB-Chef Sommer schlug vor, bei allen Lohnabhängigen einen sozialversicherungsfreien Betrag von 250 Euro einzuführen. Die Einnahmeausfälle der Sozialversicherungen wären 30 Milliarden Euro. Die Profite des Kapitals stiegen also um 15 Mrd. Euro.

Die Ausfälle sollen mit einer Erhöhung der Mehrwertsteuer um 2 % finanziert werden. Das gibt rd. 14 Mrd. Euro. Ferner sollen die Steuern auf Löhne, Einkommen und Gewinne um einen Prozentpunkt steigen. (FTD 15. 01. 2003, 14)

Ein feiner Vorschlag eines »Gewerkschafters«, besser: eines Kapitalpartners. Die LohnarbeiterInnen blechen; das Kapital macht Kasse. Sommer zieht vor allem gegen die Nicht-Erwerbstätigen zu Felde. Arbeitslose, RentnerInnen, SozialhilfebezieherInnen zahlen mehr Steuern, ohne dass sie durch niedrigere Sozialversicherungsbeiträge entschädigt würden. Doch das sei notwendig, um den Arbeitsmarkt zu beleben, sagte er. (FR 15. 01. 2003, 9) Aber auch die LohnarbeiterInnen legen drauf. *»Gewerkschaften nehmen ihre eigene Klientel in die Pflicht«*, titelte die FR. (15. 01. 2003, 9) Hauptsache, das Kapital kann seine Profitraten aufbessern. Die 30 Mrd. Euro sollen bis zu einer Million Arbeitsplätze bringen, wahrscheinlich zusätzlich zur Halbierung der Arbeitslosenzahlen durch die Hartz-Pläne. Eine Luftblase jagt die andere. Was auf jeden Fall eintritt, ist eine gewaltige Erhöhung der Profite.

Doch die Wirtschaftsverbände lehnten den Vorschlag ab. Sie wollen eine Senkung der Sozialversicherungsbeiträge ohne Steuererhöhungen, nur mit Hilfe von Kürzungen der Leistungen. Der Vorschlag war ihnen zu sozial.

Die Sommer-Offensive für Profit zeigt auch, was die Formel des Kapitals bedeutet, dass *»die Finanzierung der sozialen Sicherung stärker von traditioneller Erwerbsarbeit gelöst werden«* muss. (BDA 1998, 14) Bisherige Leistungen der Sozialversicherung sollen in wachsendem Maße nicht mehr über Beiträge, sondern aus Steuermitteln bezahlt werden. Die Finanzierung von Sozialleistungen kann gar nicht von »traditioneller Erwerbsarbeit« abgekoppelt werden. Ohne »traditionelle Erwerbsarbeit« hätten weder Staat noch Sozialversicherung irgendeine Einnahme. Die Formel bedeutet nur, dass sich die Arbeitgeber von der Finanzierung von Sozialleistungen abkoppeln wollen. Wachsende Bestandteile des Preises der Ware Arbeitskraft sollen verstaatlicht werden.

- **Kombilohn nach dem Mainzer Modell**

Die Tendenz geht in Richtung einer allgemeinen Subventionierung bzw. Senkung von Sozialversicherungsbeiträgen und Löhnen. Die regionalen oder lo-

kalen Kombilöhne, die speziell für Langzeitarbeitslose und SozialhilfebezieherInnen gelten, sind Trippelschrittchen in diese Richtung. Im Schneckenrennen der Kombilöhne hat sich das Mainzer Modell ab 1.März 2002 bundesweit durchgesetzt. Für Arbeitslose, die einen Job bis 890 Euro annehmen (1.696 Euro für Paare), übernimmt der Staat den Sozialversicherungsbeitrag des Arbeitnehmers und zahlt, soweit Kinder vorhanden, 77 Euro zusätzliches Kindergeld für Kinder.
Bis Januar 2003 haben 9.900 Personen diese Zuschüsse in Anspruch genommen, überwiegend Alleinerziehende. (FR 06.02.2003) Die ehemaligen Arbeitslosen arbeiten jetzt zwar, bleiben aber trotzdem arm. Wieviele normal bezahlte Beschäftigte sie verdrängt haben, wurde nicht untersucht.

3.246 | Senkung der »Lohnnebenkosten« ist das Ziel, aber sie steigen

Wenn der Beitragsteufel erst einmal besiegt ist, wird es mit dem Kampf gegen die Arbeitslosigkeit so richtig losgehen können.
Dummerweise aber sind steigende Beiträge in erster Linie Folge der steigenden Arbeitslosigkeit und nicht ihre Ursache.
Der heroische Kampf des Kapitals gegen die Arbeitslosigkeit ist in erster Linie ein Kampf dafür, die Folgekosten der Arbeitslosigkeit so niedrig wie möglich zu halten.
Deswegen arbeitet das Kapital ununterbrochen an Vorschlägen, die Sozialversicherungsbeiträge zu senken. Mitunter gelingt es, doch nur für kurze Zeit. Langfristig steigen die Beiträge.
Der Kampf für die Senkung der »Lohnnebenkosten« ist eher ein verzweifelter Abwehrkampf dagegen, dass sie steigen oder zu schnell steigen. Und selbst wenn er erfolgreich wäre, bleiben die Probleme und nur die Kosten fallen.
Die Bundesregierung trat mit dem Ziel an, die Beiträge von 42,1% im Jahre 1998 auf unter 40% zu senken. »Erstmals, meine Damen und Herren, geht eine deutsche Bundesregierung daran, mit staatlichen Mitteln die Lohnnebenkosten zu senken«, erklärte Schröder voll Stolz in seiner Regierungserklärung 1998. Anfang 2003 sind sie wieder bei 42% angekommen. Das Kapital hat den Schuldigen gefunden: Die Bundesregierung hat ihr Ziel nicht erreicht, weil sie die falsche Politik macht.
Bis jetzt hat aber noch jede Bundesregierung nach einem Regierungswechsel ihrer Nachfolgerin höhere »Lohnnebenkosten« hinterlassen.

Tabelle 10

Steigerung der Sozialversicherungsbeiträge

(Arbeitnehmer- und Arbeitgeberbeiträge)

1970	*1982*	*1991*	*1998*
26,5 %	31,4 %	36,7 %	42,1 %
SPD/FDP	CDU/FDP		SPD/Die Grünen

Die Sozialversicherungsbeiträge stiegen. Unabhängig davon, welche Partei die Regierung stellte.

Das Kapital macht als weiteren Schuldigen natürlich die Versicherten aus, die zu hohe Ansprüche stellen. Das Kapital will wie immer mit der Sache nichts zu tun haben.

Das Kapital selbst ist die Hauptursache der Krise der Sozialversicherungen. Es bürdet ihnen im Interesse seiner Profite immer mehr Ausgaben auf und entzieht ihnen gleichzeitig die Einnahmen.

3.251 | Arbeitslosenversicherung

Es ist einleuchtend, dass der Beitragssatz der Arbeitslosenversicherung mit steigender Arbeitslosigkeit langfristig ebenfalls steigen muss.
Vor dem »Ausbruch« der Massenarbeitslosigkeit in der Krise 1975 reichten 1,3% zur Finanzierung der Arbeitslosenversicherung aus. Heute sind es 6,5%. Die Steigerung der Beiträge ist bei der Arbeitslosenversicherung am höchsten.
Das Kapital verursacht zwar die Arbeitslosigkeit, will aber möglichst nichts mit den Folgen zu tun haben, sprich den Kosten der Arbeitslosen. Aus diesem Grund setzt es alles daran, die Kosten wenigstens im Rahmen der bestehenden Einnahmen zu halten.
Das ist das wichtigste Motiv für die unzähligen, unüberschaubaren Änderungen zu Lasten der Arbeitslosen. Die Arbeitslosenversicherung ist eine Dauerbaustelle.
Die Haupttätigkeit der Arbeitsämter ist die Vermittlung von Arbeitslosen in Arbeitsstellen. Die Arbeitsämter finden sowohl die Arbeitslosen als auch die offenen Stellen vor. Die Arbeitslosigkeit hat ihre Ursache nicht darin, dass die Arbeitsämter ineffizient (wenig wirkungsvoll) arbeiten. Genauso wenig entstehen Armut, Kriminalität und Drogenkonsum durch die ineffiziente Arbeit der Sozialbehörden, Justizbehörden oder der Polizei. Jede Art von Verwaltung reagiert nur auf ökonomische und soziale Entwicklungen, die ihr vorgelagert sind. Arbeitslosigkeit und Armut sind Produkte einer Wirtschaftsordnung, die ineffizient »arbeitet«.
Da die Entwicklung der Arbeitslosigkeit nicht in erster Linie ein Problem der Vermittlung der Arbeitslosen ist, ist es auch relativ unerheblich, ob es staatliche oder private Vermittlungen sind, die mit dem Problem nicht fertig werden.
Dennoch hat die Qualität der Vermittlung natürlich einen Einfluss auf den Umfang der Arbeitslosigkeit. Je besser es den Arbeitsämtern gelingt, die

vorhandene Nachfrage der Käufer der Ware Arbeitskraft zu befriedigen, desto weniger Arbeitslose gibt es. Die langfristige Entwicklung der Arbeitslosigkeit wird zwar nicht beeinflusst, wohl aber ihr Umfang. Und darüber natürlich auch die Kosten. 1971 hatten zwei Drittel der Arbeitslosen nach drei Monaten wieder eine Stelle. Heute nur noch ein Drittel.

Je längert die Arbeitslosigkeit dauert, desto mehr kostet sie.

Die Arbeitslosen sind heute im Schnitt länger arbeitslos als vor dreißig Jahren. Nicht weil die Arbeitsämter schlechter arbeiten, sondern weil die Nachfrage des Kapitals nach Ware Arbeitskraft gesunken ist bzw. sich rascher verändert hat als das Angebot.

Für die Arbeitsämter wird es also mit wachsender Arbeitslosigkeit immer dringender, die Geschwindigkeit zu erhöhen, mit der sie die Arbeitslosen umschlagen. *»Die Intensivierung und Modernisierung der Arbeitsvermittlung verspricht den größten und am wenigsten umstrittenen Gewinn an Effizienz.«* (Fels 2000, 11)

Die Hartz-Kommission strebt an, die Dauer der Arbeitslosigkeit durch bessere Vermittlung von 33 auf 22 Wochen zu senken.

3.2511 | Methoden, die Vermittlung zu verbessern.

Damit Arbeitslose schneller vermittelt werden können, wird ihnen immer mehr zugemutet.

In den 70er Jahren war es in den ersten 6 Monaten zumutbar, einen Einkommensverlust von 10 % hinzunehmen, heute sind es 20 bis 30 %.

Früher war es nicht zumutbar, sofort eine Stelle unterhalb seiner Qualifikation anzunehmen, heute ist es zumutbar. Selbst 1927 (!) musste man erst nach neun Wochen eine Arbeit unter seiner Qualifikation annehmen.

Früher genügte die Bereitschaft, eine angebotene Arbeit anzunehmen, um Arbeitslosenunterstützung zu bekommen. Heute muss man eigene Bemühungen nachweisen, um Anspruch zu haben.

In den 70er Jahren wurde die Zahlung von Arbeitslosengeld für 4 Wochen eingestellt (gesperrt), wenn zumutbare Arbeit oder zumutbare Maßnahmen abgelehnt wurde, heute sind es 12 Wochen.

Andererseits wurden die Bemühungen ausgebaut, Arbeitslose zu trainieren, weiterzubilden, zu qualifizieren und umzuschulen.

Arbeitslose müssen die »Eingliederungspläne« einhalten, die zunehmend für sie aufgestellt werden, ob sie sinnvoll sind oder nicht. Alle diese Maßnahmen sind zumutbar.

Die Verschärfungen der Zumutbarkeitsbestimmungen (1975, 1982, 1997) reagierten jeweils auf die Steigerung der Arbeitslosenzahlen in Krisen. Wenn die

Zumutungen für Arbeitslose ausgedehnt werden, ist es eher möglich, sie aus dem Bezug zu drängen. Das senkt zwar nicht die Arbeitslosigkeit, wohl aber die registrierte Arbeitslosigkeit und die Kosten der Arbeitslosigkeit. Und darauf kommt es an.

Je schwieriger es der Zustand der Kapitalverwertung macht, Arbeit zu finden, desto mehr trifft die Arbeitslosen die ganze Härte des Rechtsstaates. Schließlich muss man doch Arbeitslosen, die durch die Gesellschaft ernährt werden, etwas zumuten dürfen. Nur dem Kapital ist nichts zuzumuten. Ihm etwas zuzumuten, ist unzumutbar.

Krisen wie die jetzige zeigen deutlich, dass die Zunahme der Arbeitslosigkeit andere Gründe haben muss als eine ineffiziente Vermittlung. Das hindert aber die Bundesregierung nicht, die Vermittlung zum Hauptproblem zu machen.

Die Konzentration auf die Vermittlung erhält ihren Sinn durch die Interessen des Kapitals. Denn das Ziel, die Lohnnebenkosten zu senken bzw. wenigstens einen Anstieg zu verhindern, muss gerade in der Krise umgesetzt werden, um die gefallenen Profitraten nicht zu gefährden bzw. sie wieder zu erhöhen.

Das erklärt die Absurdität, dass die Eigenverantwortung der Arbeitslosen ausgerechnet in der Zeit der Krise in den Mittelpunkt gestellt wird, in der sie am wenigstens für ihre Arbeitslosigkeit persönlich verantwortlich gemacht werden können.

3.2512 | Grundsicherung für alle Arbeitslosen

Diejenigen, die das Problem Arbeitslosigkeit verursachen, sollen auch dafür zahlen. Wenn es dem Kapital nicht möglich ist, die produktiven Kräfte der arbeitenden Menschen zu nutzen, dann soll es wenigstens dafür aufkommen, dass sie einigermaßen anständig leben können. Und zwar ohne den Vorwurf, sie hätten ihre Lage selbst verursacht.

Deshalb müsste allen Arbeitslosen für die volle Dauer der Arbeitslosigkeit Arbeitslosengeld bezahlt werden. Das Arbeitslosengeld muss ausreichen, um die durchschnittlichen Lebensbedürfnisse zu decken. Es muss über der heutigen Sozialhilfe liegen. Warum sollen Arbeitslose für die Ineffizienz des ganzen Wirtschaftssystems bluten? Nicht sie haben versagt, sondern das Kapital.

Ein ausreichendes Arbeitslosengeld würde die Arbeitsfähigkeit eher erhalten und die gesundheitliche und psychische Belastung reduzieren. Die Konkurrenz unter den Arbeitskräften wäre abgemildert. Der Druck auf das Lohnniveau wäre geringer.

Arbeitslosengeld muss ohne Bedürftigkeitsprüfung gezahlt werden, denn Ar-

beitslosigkeit wird nicht durch Ehepartner bzw. Familienangehörige verursacht.

Das Kapital will Arbeitslosen- und Sozialhilfe zusammenlegen und die Bezugsdauer von Arbeitslosengeld begrenzen. Das trifft vor allem ältere Arbeitslosen, die das Kapital sowieso immer weniger braucht. Ihre Kosten sollen gesenkt werden. Mit der Verlagerung der Arbeitslosenunterstützung auf eine Art Sozialhilfe baut das Kapital die Bedürftigkeitsprüfungen auch bei Arbeitslosen aus. Die Kosten der Arbeitslosigkeit werden in wachsendem Maße auf Ehepartner, Freunde, Eltern und Kinder verlagert. Die Verlagerung in »Sozialhilfe« hat eine ähnliche Funktion wie die »Selbstbeteiligung« der Kranken an ihren Kosten oder die »Selbstbeteiligung« über »private Vorsorge« bei den Renten. LohnarbeiterInnen haben das Interesse, ohne Bedürftigkeitsprüfung Arbeitslosengeld für die gesamte Dauer der Arbeitslosigkeit zu beziehen.

3.252 | Krise der Rentenversicherung

Der wichtigste Motor der Krise der Rentenversicherung ist die Krise der Arbeiterrentenversicherung. Und diese Krise beschleunigte sich erst in den 90er Jahren.

Tabelle 11

Deckung der Ausgaben der Arbeiterrentenversicherung durch Beitragseinnahmen in %

	West-	*Ost-*	*Gesamt-*
		Deutschland	
1960	72,9 %		
1970	82,2 %		
1975	66,9 %		
1980	71,7 %		
1982	69,6 %		
1985	69,0 %		
1991	69,9 %	83,0 %	71,5 %
1992	68,8 %	59,0 %	67,1 %
1993	63,5 %	55,9 %	62,2 %
1995	65,1 %	52,1 %	62,4 %
1998	64,2 %	47,0 %	60,4 %
2000	65,9 %	45,8 %	61,2 %
2001	64,1 %	43,1 %	59,6 %

(Rentenversicherung in Zeitreihen, Hg. Verband Deutscher Rentenversicherungsträger, Juli 2002, 224, 225)

3.2521 | Einnahmen der Rentenversicherung

Noch 1991 deckten die Einnahmen aus den Sozialversicherungsbeiträgen 70 % der Ausgaben der Arbeiterrentenversicherung. So war in etwa auch in den Jahrzehnten davor. Der Einbruch kam in Westdeutschland mit der Krise 1993. In Ostdeutschland war der Abbruch der ostdeutschen Industrie durch das westdeutsche Kapital verantwortlich. (→ 2.24)

Wie kamen zu den riesigen Defiziten?

Die Masse der ArbeiterInnen ist in der Verarbeitenden Industrie anzutreffen. Diese hat in Deutschland von 1991 bis 2000 zwei Millionen Ar-

beiterInnen abgebaut, d. h. ein Drittel all ihrer ArbeiterInnen. (Sachverständigenrat 2002, 461) Das Kapital nutzte die rasant gestiegene Produktivität, um ArbeiterInnen in West und Ost überflüssig zu machen. Die Zahl der sozialversicherungspflichtig beschäftigten ArbeiterInnen sank insgesamt um 2,6 Millionen. (Statistisches Taschenbuch 2002, Tab. 2.6A) Die drückt auf die Einnahmen.

Alle Methoden, mit denen das Kapital die Tendenz fallender Profitraten bekämpft, drücken auf die Einnahmen der Arbeiterrentenversicherung. Die Zahl der Teilzeitbeschäftigten und geringfügig Beschäftigten hat zugenommen. Die tariflichen Bruttolöhne der ArbeiterInnen sind nur sehr maßvoll gestiegen. Bezahlte Überstunden wurden durch zuschlagsfreie Arbeitszeitkonten ersetzt, Weihnachtsgelder wurden gekürzt usw.

3.2522 | Ausgaben der Rentenversicherung

Die Einnahmen aus den Beiträgen zur Arbeiterrentenversicherung sind in Deutschland von 1991 bis 2000 um 35 Mrd. DM oder um 35,5% gestiegen, die Ausgaben aber stiegen um 68 Mrd. DM oder um 57%.

Wichtigste Ursache dafür war, dass die Zahl der ArbeiterInnen, die wg. verminderter Erwerbsfähigkeit und Alter Rente bezogen, um 2 Mio. Personen gestiegen ist. (Rentenversicherung 2002, 143)

Die Belegschaften wurden in den 90er Jahren auf jung getrimmt, um die Produktivität zu steigern. Hunderttausende wurden im Alter ab 55 Jahren in den vorzeitigen Ruhestand geschickt, obwohl sie noch arbeitsfähig waren.

Beispiel:

Von 1992 bis 1996 baute der Hoechst-Konzern 27.000 Stellen oder 15% der Belegschaft ab, um seine gefallenen Profitraten zu steigern. Allein rd. 12.000 Stellen davon wurden durch vorzeitige Pensionierungen vernichtet. Ohne die Zusammenarbeit mit dem Betriebsrat und eine entsprechende Betriebsvereinbarung wäre das nicht möglich gewesen. (Menz 1999, 88, 145 und 148)

Auf dem Höhepunkt des Personalabbaus auf Kosten der Rentenversicherung waren 860.000 Personen im Vorruhestand.

Seit 1996 wird kein Vorruhestandsgeld mehr gezahlt. Ab 1993 explodierte dafür die Zahl der RentnerInnen, die im Alter zwischen 60 und 65 Jahren Renten wegen Arbeitslosigkeit bekommen. 1991 waren es 223.000 Personen, im Jahr 2000 rd. 800.000. (Sachverständigenrat 2002, 366) Der Sachverständigenrat rechnet sie zu den verdeckt Arbeitslosen. Heute gehen rd. ein Viertel der männlichen Arbeiter in Westdeutschland wegen Arbeitslosigkeit in Rente. 1991 waren es erst ein Achtel. (Rentenversicherung 2002, 57) In Ostdeutschland gehen mehr als die Hälfte der Arbeiter wegen Arbeitslosigkeit in Rente. Das Kapital hat in West-

und vor allem in Ostdeutschland ältere ArbeiterInnen wie Kirschkerne (Norbert Blüm) ausgespuckt. Es brauchte sie nicht mehr,

3.2523 | Beitragserhöhungen und höherer Bundeszuschuss

Durch diese Entwicklung entstanden wachsende Defizite (Haushaltslöcher) in den Rentenkassen. Defizite erzeugen den Druck, die Beiträge zu erhöhen. Die Beträge blieben zwischen 1975 (9,0%) und 1991 (8,85%) mit ein paar krisenbedingten Schwankungen relativ stabil. Dann explodierten sie auf 10,15% im Jahre 1997. Darüber beschwerte sich zuerst natürlich das Kapital, das die Krise verursacht hatte. Die Bundesregierung senkte die Beiträge trotz wachsender Defizite auf 9,65% im Jahr 2000. Die Beitragsausfälle wurden aus Einnahmen der Ökosteuer ausgeglichen.

Die Beiträge hätten wesentlich stärker erhöht werden müssen, wenn die Bundesregierung ihren Zuschuss zur Arbeiterrentenversicherung nicht von 33,6 Milliarden DM im Jahr 1991 auf 83 Mrd. DM im Jahr 2000 hochgeschraubt hätte.

Es ist lächerlich zu behaupten, dass »Lohnnebenkosten« wegen der Einbeziehung Ostdeutschlands in die Rentenversicherung so hoch wären. Der staatliche Zuschuss zur Arbeiterrentenversicherung im Osten stieg von 7,7 Mrd. DM im Jahr 1991 auf 18,1 Mrd. DM im Jahr 2000. Die »vereinigungsbedingten Lasten«, wie die Folgekosten des Abrisses der ostdeutschen Industrie genannt werden, haben sich gar nicht als »versicherungsfremde« Leistungen in die Rentenversicherung eingeschlichen. Sie sind von vornherein durch den Zuschuss des Bundes abgedeckt worden.

Der Staat ist der Puffer, der die von der Kapitalverwertung verursachte Krise der Sozialversicherung abfedert. Seine Zuschüsse sind verdeckte Lohnsubventionen. Ihr Wachstum zeigt auch hier, dass die Unterhaltungskosten der Ware Arbeitskraft in wachsendem Maße »verstaatlicht« werden.

Im Jahre 2000 mussten schon rd. 38% der Ausgaben für die ArbeiterrentnerInnen vom Staat gedeckt werden. Auf dem Höhepunkt des letzten Aufschwungs 1991 waren es erst 24%. (BMA 2002, 59 und 71) Durch die Krise der Arbeiterrentenversicherung geraten die Staatsfinanzen selber immer mehr in die Krise.

3.2524 | Die Kinderlosen sind schuld?

Das Kapital ist wie immer überzeugt, dass es mit der Krise der Rentenversicherung nichts zu tun hat. *»Die Rentenversicherung ist schlicht wegen der demographischen Schieflage in ihrer bisherigen Form nicht bestandsfähig.«* (Die Welt 26. 11. 2002)

Die Bundesregierung erklärte diese schlichte Weisheit in weniger geschraubten Worten: *»Wenn (...) immer weniger Menschen in die Rentenversicherung einzahlen, weil immer weniger Kinder geboren werden, dann stellt sich die Frage: Wer soll (...) die Renten der Älteren bezahlen?«* (Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung, Die neue Rente: Solidarität mit Gewinn, Oktober 2000, 4)

Es zahlen also immer weniger Menschen in die Arbeiterrentenversicherung ein, weil immer weniger Kinder geboren wurden!!! Man glaubt es kaum. Die Betriebe hätten so gerne ArbeiterInnen sozialversicherungspflichtig beschäftigt, wenn sie sie gefunden hätten. Aber sie waren nicht da, weil sie nicht geboren worden waren. Die Arbeiterfamilien sind an der Krise ihrer Rentenversicherung schuld. Dümmer geht's nicht.

Merkwürdig ist nur, dass die Kinder, die die Arbeiterfamilien in die Welt gesetzt haben, es seit der Krise 1993 immer schwerer haben, überhaupt noch in Betriebe reinzukommen und BeitragszahlerInnen zu werden.

Nicht die mangelnde Produktivität der ArbeiterInnen beim Kinderkriegen verursacht die Krise der Arbeiterrentenversicherung, sondern das Kapital, das mit der Produktivität von immer mehr ArbeiterInnen nichts anzufangen weiß.

Die Zahl der EinzahlerInnen in die Angestelltenversicherung stieg im Wirtschaftszyklus 1991–2000. Da wurden anscheinend genug Kinder geboren. Die Krise der Angestelltenversicherung ist auch lange nicht so krass wie die der Arbeiterrentenversicherung. Aus den Beitragseinnahmen der Rentenversicherung der Angestellten wurden im Jahr 2000 immerhin 92% ihrer Ausgaben beglichen, 1991 erst 89%. In Westdeutschland waren es sogar nahezu 100%. Der Staat braucht deshalb auch nicht so viel zuzuschießen.

Mit der Zahl der Zahl der Angestellten hat das gar nichts zu tun. Sie sind einfach in geringerem Maße abgebaut worden als ArbeiterInnen und verdienen mehr. Die Industrie z. B. baute von 1991 bis 2000 nur 15% der Angestellten ab, aber ein Drittel der ArbeiterInnen. (nach Sachverständigenrat 2002, 461)

Dass es Probleme gibt, wenn immer weniger beschäftigte ArbeiterInnen für immer mehr ArbeiterrentnerInnen aufkommen müssen, ist klar. Das Problem ist aber nicht durch die demographische Entwicklung (die Bevölkerungsentwicklung) erzeugt worden, sondern durch die Kapitalverwertung. Und die ist im Wirtschaftszyklus 1991–2000 stark ins Schlingern geraten. 1993 war die tiefste Krise der Nachkriegszeit und im Jahr 2001 begann eine erneute Krise.

Sind Krisen auch vom Kindermangel verursacht?

Wenn die Kinderlosen die Krise der Rentenversicherung verursachen, muss

sie auch zu ihren Lasten »gelöst« werden. Prof. Sinn (Ifo-Institut, München) schlägt die Staffelung der Renten nach der Zahl der Kinder vor. Nur wer zwei Kinder und mehr großzieht, solle seine Rente behalten dürfen. Für Kinderlose soll sie halbiert werden. Die Ausfälle wären dann durch Anlagen am Kapitalmarkt zu decken. (Hans-Werner Sinn, Wer keinen Nachwuchs hat, muss zahlen, FTD 27. 12. 2002, 30) Z. B. bei der Allianz?

3.2525 | RentnerInnen leben immer länger?

Die Akademiker des Kapitals wollen den LohnarbeiterInnen noch einen weiteren Riesenbären auf die Nase binden. Sie erklären die immer längere Lebenserwartung zur Ursache der Milliardenlöcher der Rentenversicherung.

Die Krise der Arbeiterrentenversicherung brach nach dem Aufschwungjahr 1991 aus. Die durchschnittliche Rentenbezugsdauer von ArbeiterInnen ist aber von 1991 bis 2000 in Westdeutschland gleich geblieben. In Deutschland insgesamt ist sie vielleicht um einen Monat gestiegen. (Rentenversicherung 2002, 132) Und das, obwohl Hunderttausende vorzeitig in die Rente geschickt wurden.

Die Lebenserwartung der männlichen Arbeiter sinkt jedoch. Wahrscheinlich aus Rücksicht auf die Lohnnebenkosten. Das sogenannte »Wegfallalter« ist im Jahr 2000 bei männlichen Arbeitern in Westdeutschland um 2 ½ Monate niedriger als 1991. Wenn Arbeiter sterben, haben sie das Wegfallalter erreicht. Sie fallen weg. Männliche Arbeitern im Osten fallen sogar rd. 2 Jahre früher weg als 1991. (ebenda 2002, 128) Die Wiedervereinigung scheint ihnen nicht gut getan zu haben.

Die Arbeiterinnen jedoch sind uneinsichtig. Ihre Lebenserwartung ist seit 1991 etwa um 1 Jahr gestiegen, im Osten stärker als im Westen. (Rentenversicherung 2002, 128) Wenn also die steigende Lebenserwartung Probleme macht, dann nur wegen der Frauen.

Die Lebenserwartung der männlichen Angestellten dagegen steigt und ist auch noch um 4 Jahre höher als die von männlichen Arbeitern. Die Angestelltenversicherung müsste also noch stärker in der Krise sein als die Arbeiterrentenversicherung. Ist sie aber nicht. Der Trick mit der Lebenserwartung zieht also auch nicht.

Im Übrigen: Mit immer weniger LohnarbeiterInnen können durchaus immer mehr ArbeiterrentnerInnen ernährt werden.

In der Landwirtschaft ernähren immer weniger Bauern immer mehr Menschen. Immer weniger LohnarbeiterInnen in den Betrieben erzeugen immer mehr Produkte und immer mehr Kapital.

Immer weniger ProduktionsarbeiterInnen ernähren immer mehr sogenannte Dienstleister, die von den in der Produktion geschaffenen Werten leben. Darunter die Wasserköpfe der Banken und Versicherungen, die Kapitalrentner

und die ausufernden Bürokratien in Wirtschaft und Staat.

Und da soll es ein Problem sein, dass die Kinder von ArbeiterInnen ihre alt gewordenen Eltern ernähren? Die gestiegene Produktivität gibt es her. Nur das Kapital steht dem im Wege. Es muss ganz einfach ein größerer Teil des gesellschaftlich produzierten Überschusses in die Rente fließen. Und nicht z. B. in Wertpapieranlagen ins Ausland.

3.2531 | Senkung des Rentenalters auf 55 Jahre

Obwohl die Altersrente in voller Höhe erst ab 65 Jahre gezahlt wird, gehen Arbeiter und Angestellte in Deutschland im Jahr 2001 durchschnittlich mit 60,2 Jahre in Rente.

Männliche Arbeiter sogar im Durchschnitt mit 59,3 Jahren, in Ostdeutschland mit 57,5 Jahren. Die Arbeiter des Jahrgangs 1936, die 2001 65 Jahre alt geworden sind, sind im Durchschnitt mit 58,6 Jahren in Rente gegangen. Das trifft auch auf die zwanzig vorhergehenden Jahrgänge zu.

Das Regelalter von 65 Jahren hat bei Männern völlig ausgedient. Nur 15 % der Arbeiter des Jahrgangs 1936 schafften das noch und 19,4 % der männlichen Angestellten. Beim Jahrgang 1904, der 1971 65 Jahre alt wurde, schafften das immerhin noch 43,2 %. (Angaben aus Rentenversicherung 2002, 111–119)

Das Regeleintrittsalter in die Rente muss also gesenkt werden, nicht erhöht, wie es das Kapital will. Das Alter, ab dem Regelaltersrente bezahlt wird, muss dem tatsächlichen Rentenalter mindestens entsprechen. Ansonsten ist es nur ein Mittel, Renten zu kürzen.

Knapp zwei Drittel der Beschäftigten und der Arbeitslosen haben Interesse an Altersteilzeit ab 55 Jahren. (Groß 2000b, 29) Der Wunsch nach früherem Ausscheiden aus dem Erwerbsleben ist sehr stark. LohnarbeiterInnen mit Altersteilzeit arbeiten zwischen 55 und 60 Jahren in verschiedenen Formen nur noch die halbe Arbeitszeit und gehen ab 60 in die vorgezogene Rente.

Das Kapital ist an der Arbeitskraft LohnarbeiterInnen über 55 Jahren kaum noch interessiert. Die Hartz-Kommission regte an, alle Älteren ab 55 Jahren bei halbem Arbeitslosengeld von der Arbeitssuche freizustellen. (Hartz-Kommission 2002, 117)

Das Desinteresse fängt schon viel früher an. Älter sind für die Bundesanstalt für Arbeit alle Arbeitslosen über 50 Jahren. Im Jahr 2001 beendeten in Westdeutschland nur noch rd. ein Viertel der Älteren Arbeitslosen ihre Arbeitslosigkeit durch die Aufnahme einer Arbeit. (Arbeitsmarkt 2001, 183)

Bei den über 55-jährigen sind es noch weniger.

Tabelle 12

Anteil der Rentenarten an Geburtsjahrgängen in %

(Arbeiterrentenversicherung Männer Westdeutschland)

Jahrgang	*Alter*	*ab 63*	*Arbeitslos*	*Vermindert Erwerbsfähig*	*Schwerbehindert*
1926 – 1991	16,5	17,5	10,5	44,9	10,6
1936 – 2001	14,9	13,7	24,7	39,1	7,6

(Rentenversicherung 2002, 69)

Der Anteil derer, die wegen Arbeitslosigkeit, verminderter Erwerbsfähigkeit und Schwerbehinderung in Rente gingen stieg von 1991 bis 2001 von 66 % auf 71,4 %.

Diejenigen, die wegen verminderter Erwerbsfähigkeit in Rente gehen, werden immer jünger. In der Rentenversicherung der Arbeiter und Angestellten ist deren Alter im Jahr 2001 auf 52,2 Jahre bei den Männern und 50,2 Jahre bei den Frauen gesunken. Zwei bzw. zweieinhalb Jahre weniger als 1991, 5 ½ bzw. 9 Jahre weniger als 1970 (!). Alle Daten zeigen die wachsende Beanspruchung der Ware Arbeitskraft durch das Kapital und die sinkende Nachfrage nach den ausgelaugten älteren Arbeitskräften.

Aus all diesen Gründen muss das Regelalter für die Renten von Männern auf 55 Jahre herabgesetzt werden, das der Frauen ebenso.

Bei wachsender Beanspruchung der Ware Arbeitskraft muss nicht nur die wöchentliche Arbeitszeit gesenkt werden, sondern auch das Regeleintrittsalter bei der Rente. Die reale Entwicklung muss anerkannt werden. Das Kapital, für die Kosten alles und der Mensch nichts bedeutet, sieht das naturgemäß anders.

Die Senkung des Rentenalters auf 55 Jahre würde die Arbeitslosigkeit erheblich reduzieren. *»In Österreich ist für die meisten Arbeitnehmer schon mit 55 Jahren Schluss.«* (FR 02. 02. 2002, 9) Die Arbeitslosigkeit ist nicht zuletzt deshalb niedrig.

Rente mit 55 würde den unwürdigen Zustand beenden, dass immer mehr Menschen weder als Arbeitskraft gebraucht noch in die Rente entlassen werden. Und dafür auch noch als faul abqualifiziert werden.

Die Senkung des Rentenalters auf 55 Jahre würde vermeiden, dass es zu Rentenkürzungen wegen vorzeitigem Rentenbezug kommt. Die Rentenkürzungen sind ein Motiv, möglichst viel dazu zu verdienen, um die Rente aufzubessern. Das erhöht die Konkurrenz auf dem Markt der Arbeitskräfte.

Die Produktivität pro Arbeiter ist von 1970 bis 2000 um das 3 ½ fache gestiegen. Das macht die Senkung des Rentenalters möglich. Das offizielle Renten-

alter jedoch ist seit Jahrzehnten gleichgeblieben. Nicht zuletzt deshalb schlugen die Folgen der Produktivität gegen die Arbeitskräfte aus. Statt die älteren Arbeitskraft zu schonen und damit ihre Lebensqualität zu erhöhen, werden sie lieber arbeitslos gemacht oder verheizt in die Frührente entlassen.
Die Verkürzung der Lebensarbeitszeit ist aufgrund gestiegener Produktivität möglich. Das Kapital und sein Interesse an Profitraten steht dem entgegen.

3.2532 | Grundrente

Je weniger es möglich ist, von Lohnarbeit zu leben, desto geringer ist auch die Rente. Armut im Alter ist vorprogrammiert. Deshalb sind Grundrenten für alle oberhalb des Sozialhilfeniveaus notwendig. Die Grundrente für RentnerInnen entspricht dem Mindestlohn für LohnarbeiterInnen.
Grundrenten, die unabhängig von der Dauer der Erwerbsarbeit und den hierbei erzielten Löhnen gewährt werden, haben allerdings eine Kehrseite. Sie erleichtern Lohnsenkungen. *»Nur dann* (bei Einführung einer Grundrente) *können Erwerbseinkommen deutlich sinken, ohne daß Rentenbezieher in wachsender Zahl sozialhilfebdürftig werden.«* (Kommission für Zukunftsfragen 1998, 142) Deshalb werden Grundrenten von CDU-Vordenkern wie Biedenkopf und Miegel seit langem gefordert. Dieser Weg wird beim Teilzeitweltmeister Niederlande beschritten.

3.254 | Krankenversicherung

Die Entwicklung der Produktivität unter der Regie des Kapitals hinterlässt ihre Spuren auch in der Krankenversicherung.

3.2541 | Einnahmen der Krankenversicherung

Indem das Kapital immer mehr Menschen überflüssig macht und die Restbelegschaften auspowert, untergräbt es die Einnahmebasis aller Krankenkassen. Steigende Arbeitslosigkeit führt zu sinkenden Beitragseinnahmen. Bei Arbeitslosen fallen die »Arbeitgeberbeiträge« weg. Die Arbeitslosenversicherung zahlt seit 1995 Beiträge nicht mehr auf der Basis von 100 % des früheren Entgelts, sondern nur noch von 80 %. In der Arbeitslosenhilfe sogar ab 2001 nur noch 58 %. Dadurch verliert die Krankenversicherung bis zu 3 Mrd. Euro jährlich an Einnahmen. (Sachverständigenrat 2002, 169) Arbeitslose, die keine Leistungen beziehen, verwandeln sich in Familienversicherte, die überhaupt nichts abführen.

Die massive Verwandlung von Beschäftigten in Rentner führt ebenfalls zu Beitragsausfällen. Die Beiträge von RentnerInnen betragen nur noch 7,6% ihrer Rente und nicht mehr 13,6% ihres früheren Bruttoeinkommens.
Auch die wachsende Umwandlung von Stellen in Teilzeitstellen, die vielfältigen Lohnkürzungen usw. drücken die Beiträge der Pflichtversicherten nach unten.
Wenn all diese Einnahmeausfälle nicht wären, müssten sich die Kassen nicht mit Defiziten (Haushaltslöchern) herumschlagen.
LohnarbeiterInnen mit niedrigem Einkommen, Arbeitslose und RentnerInnen konzentrieren sich vor allem bei den Ortskrankenkassen. Die AOKs (Allgemeine Ortskrankenkassen) sind daher gezwungen, die Beiträge zu steigern, um die Einnahmeausfälle zu decken. Betriebskrankenkassen und Ersatzkassen haben einen höheren Anteil an gut verdienenden Angestellten, wenig RentnerInnen und Arbeitslose. Sie können ihre Beiträge eher niedrig halten. Die Ersatzkassen in Deutschland haben z.B. nur 22% Rentner als Mitglieder, die Ortskrankenkassen aber 38,8%. (Statistisches Jahrbuch 2002, 456)
Es gibt 395 gesetzliche Krankenkassen in Deutschland. Seit 1997 dürfen Pflichtversicherte die Kasse wechseln, wenn die Beiträge erhöht worden sind, und sich eine billigere suchen. 1999 wurde es weiter erleichtert, die Kasse zu wechseln. Beim Wechsel eines Beschäftigten in eine billigere Kasse zahlen Betriebe auch einen geringeren Arbeitgeberbeitrag. Diese Art von Wettbewerb ist im Interesse des Kapitals.
Die Kassen haben die Freiheit, BewerberInnen abzulehnen. Deshalb bleiben die Versicherten mit »Risiken«, die ausgesonderten »Minderleister«, in wachsendem Maße bei den Ortskrankenkassen hängen. Die Jüngeren und Gesünderen gehen umso eher, je größer der Unterschied zwischen den Beiträgen ist. Denn auch LohnarbeiterInnen müssen rechnen.
Auf dieser sinnreich konstruierten Grundlage bluten die Ortskrankenkassen aus. Sie haben in Deutschland allein von 1995 bis 2001 3,4 Millionen Pflichtversicherte verloren. Das bedeutet Einnahmeverluste von rd. 9 Mrd. Euro jährlich. Der Mitgliederschwund setzt sich fort. Die Betriebskrankenkassen waren die großen Gewinner. Sie haben von 1995 bis 2001 um 2,83 Millionen Pflichtversicherte zugelegt. (Sachverständigenrat 2002, 491; Statistisches Jahrbuch 2002, 456)

3.2542 | Ausgaben der Krankenversicherung

Die Beiträge sind von 1991 bis 2000 von 12,2% auf 13,6% gestiegen, vor allem in der Krise 1993, in der sie auf 13,4% hochschnellten. Sie konnten aber nur auf diesem Niveau gehalten werden, weil es eine Vielzahl von Maß-

nahmen der »Kostendämpfung« zu Lasten der Versicherten gegeben hat. Und weil diese immer mehr aus ihrer Tasche zuzahlen müssen.

Dem Kapital erscheint die Krise der Krankenversicherung als Kostenexplosion. Wenn es sinkende statt steigende Ausgaben geben würde, könnten tatsächlich die Beiträge sinken. Leider führt aber die Logik der Kapitalverwertung nicht nur zu sinkenden Einnahmen, sondern auch zu steigenden Ausgaben.

Ärzte müssen als private Unternehmer ihr in die Praxis, in Apparate und Personal investiertes Kapital erwirtschaften und wollen dabei auch noch gut leben. Das führt zu einer Tendenz, die Behandlungen durchzuführen, die am meisten Geld bringen und nicht die, die sinnvoll im Interesse des Patienten sind und wirtschaftlich. Das ist »produktiv« im Sinne eines Gesundheitssystems, in dem der materielle Anreiz das erste Wort ist und nicht das Bedürfnis. Je mehr sich Ärzte an den Bedürfnissen ihrer Patienten orientieren, desto weniger kommen sie wirtschaftlich über die Runden.

Die Gesundheitsversorgung über Privatpraxen zu organisieren, ist unwirtschaftlich. Patienten haben keine Anlaufstelle, bei der sie im Bedarfsfall von mehreren Ärzten verschiedener Fachrichtungen sorgfältig untersucht werden. Sie müssen von Privatpraxis zu Privatpraxis wandern, bis sie einen »guten Arzt« mit einer vernünftigen Diagnose gefunden haben. Das führt zu Mehrfachbehandlung und falschen Behandlungen aufgrund falscher Diagnosen. Unnötige Ausgaben sind vorprogrammiert. Ursache für den geringen Wirkungsgrad ist das Privateigentum.

Das Gesamtkapital möchte die »Lohnnebenkosten« stabil halten bzw. drücken. Es ist deshalb an einer Begrenzung der Ausgaben interessiert und damit auch an einer Begrenzung des Bedarfs der Patienten. Deshalb wurden vor einigen Jahren Kopfpauschalen pro Versichertem eingeführt. Sie sollen als festes Budget alle Leistungen der Kassenärzte abdecken. Alle erbrachten Leistungen der Kassenärzte werden über ein Punktsystem bewertet. Am Ende eines Quartals wird das Budget durch die Gesamtpunktzahl der Ärzte geteilt. Je höher der Leistungsumfang, desto niedriger der Punktwert. Denn das Budget wird nicht erhöht, wenn die Zahl der Behandlungen steigt. Je mehr die Ärzte arbeiten, desto weniger Punktwerte bekommen sie relativ zum Arbeitsaufwand. Das lohnt sich nicht. Die Budgets sollen durchsetzen, dass die »Lohnnebenkosten« ohne Rücksicht auf den Bedarf stabil bleiben. Sie zügeln die Privatinteressen der Ärzte, aber auf dem Rücken der Patienten und der in den Arztpraxen Beschäftigten.

Das Budget steht im Mittelpunkt, nicht der Patient und sein Bedarf.

Beispiel:

Allgemeinarzt Wolf Eckert aus Wöllstadt in Hessen schließt seine Praxis, wenn das Budget erschöpft ist, z. B. drei Wochen vor Quartalsende. Nach seinen Angaben machen das viele seiner Kollegen. Patienten verweist er an die Notdienstzentrale in Friedberg. (FR 30. 01. 2003, 35)

Auch beim Zahnersatz wurden die Leistungen 1992 mit Budgets, die den Bedarf nicht decken, stark eingeschränkt. Die Ausgaben für Zahnersatz waren in Westdeutschland im Jahr 2000 nicht höher als 1988! Im Interesse der »Lohnnebenkosten«. Die LohnarbeiterInnen zahlen zu. Ihre Gesundheitskosten steigen.

Seit Mitte der 90er Jahr sind vor allem die Arzneimittelausgaben explodiert. (Sachverständigenrat 2002, 164) Viele Arzneimittel sind durch Patente geschützt. Das erlaubt den Pharmakonzernen Extraprofite durch völlig überhöhte Preise. Dieses Profitinteresse ist eine wichtige Ursache der Krise der Krankenversicherung. Doch die Pharmakonzerne kommen bei Kürzungen weitgehend ungeschoren davon. Viele Medikamente sind nutzlos oder machen krank statt gesund. Die Privatinteressen der Pharmaindustrie haben Vorrang vor der Gesundung der Kassen.

Fast 40 % der Ausgabensteigerungen zwischen 1991 und 2000 entfallen auf Krankenhausbehandlungen. Die Einnahmen der Krankenhäuser hängen zur Zeit vor allem von Pflegesätzen und Fallpauschalen ab. Fallpauschalen sind festgelegte Summe pro Behandlungsfall, also pro Blinddarmoperation usw. Auch in den Krankenhäusern wird budgetiert, um die Ausgaben im Interesse der »Lohnnebenkosten« zu begrenzen. Die Gelder reichen häufig nicht aus, das notwendige Personal zu beschäftigen. Entlassungen, Überarbeitung, Austausch durch billigeres Personal usw. sind die Folge.

Das Personal kann nur bezahlt werden, wenn möglichst ununterbrochen behandelt wird. Um die Kapazitäten halten zu können, sind Krankenhäuser gezwungen, die vorhandenen Betten optimal zu belegen. Es besteht von daher ein materielles Interesse an einer Verlängerung der Liegezeiten ohne Rücksicht auf die medizinische Notwendigkeit für den Patienten. Andererseits werden notwendige Bettenkapazitäten reduziert, wenn sie sich nicht rechnen. Sie erscheinen dann als »Überkapazität«.

Investitionen in teure medizinische Geräte müssen sich ebenfalls rechnen. Das führt zu dem materiellen Interesse, sie mit sinnlosen Untersuchungen auszulasten.

Die pauschale Bezahlung von Krankheitsfällen (Fallpauschalen) erzeugen das Interesse, vorrangig das zu tun, was Geld bringt.

Beispiel:
»Es ist ja nicht so, dass keine Leistungen mehr honoriert würden: in Krankenhäusern wird im Zweifelsfall auch deshalb gerne mal zum OP-Messer gegriffen, weil viele Leistungen diesbezüglich durch noch recht einträgliche Fallpauschalen abgedeckt sind. Ebenfalls erhält die Hälfte der Menschheit Magenspiegelungen und Ähnliches, obwohl eine Klinikaufnahme wegen Angina Pectoris erfolgte.« (Joachim Welsch, Oberarzt für Anästhesiologie, FR 14. 02. 2003)

30 bis 50 % der Blinddarmoperationen z. B. sollen unnötig sein. Das Interesse an sinnlosen Behandlungen wächst mit dem Umfang des investierten Kapitals, aber auch mit den Begrenzung der Budgets, die die Kassen den Krankenhäusern aufzwingen.

Bei öffentlichen Krankenhäusern werden die Investitionen in die Gebäude von den Ländern vorgenommen. Mit der Krise der Staatsfinanzen steigt das Interesse, die öffentlichen Krankenhäuser an private Krankenhausketten zu verkaufen.

Das Interesse, das in Sachanlagen, Gebäude und Personal investierte Kapital zu refinanzieren und zu verwerten, ist besonders hoch, wenn es privat aufgebracht wird. Dann wird nur noch das gemacht, was Geld bringt.

Die Sonderinteressen von Ärzten, Krankenhäusern, Pharmakonzernen und der medizintechnischen Industrie sind es hauptsächlich, die den Druck auf Ausgabensteigerungen ausüben.

Das Gesamtkapital mit seinem Interesse an stabilen Beiträgen versucht, die Sonderinteressen des im Medizinbereich wirkenden Kapitals in den engen Rahmen stabiler bzw. wenn möglichst sinkender »Lohnnebenkosten« zu pressen. Beide zusammengenommen halten sich an den Patienten schadlos, die immer mehr unter die Räder kommen. *»An die Stelle einer ärztlich und auch pflegerisch ausgerichteten Medizin tritt zunehmend eine Managermedizin, die nicht mehr den kranken Menschen, sondern ökonomische Ziele in den Mittelpunkt stellt.«* (Prof. F.W. Kolkmann, Präsident der Landesärztekammer Baden-Württemberg am 22. Juni 2002 nach: »Jetzt geht's ihnen an den Kragen« (Hg. SAV), Köln 13. 09. 2002, 17)

Je mehr die Gesundheitsversorgung selbst zum Mittel der Kapitalverwertung wird, wird alles nicht Verwertbare gekappt. Es sei denn, der Patient ist als Kunde zahlungsfähig. Das Interesse an Kapitalverwertung, das die Krise der Krankenversicherung erzeugt hat, erscheint dem Gesamtkapital gleichzeitig als wichtigstes Mittel, die Krise zu bewältigen.

3.2543 | Vorbeugen statt Behandeln

Die Ausgaben der Krankenversicherung steigen auch dadurch, dass die Ware Arbeitskraft immer rücksichtsloser »verwertet« wird. (→ 1.25) Prävention

(Vorbeugung) wird kleingeschrieben, weil sie den Profitinteressen des Kapitals widerspricht. Eine Expertenkommission zur betrieblichen Gesundheitspolitik stellte in ihrem Zwischenbericht fest, dass *»Gesundheit heute in den Unternehmen, Dienstleistungsorganisationen und Verwaltungen als Thema eine viel zu geringe Priorität (Vorrangigkeit) hat«*. (Mangelndes Wohlbefinden im Betrieb, FR 25. 01. 2003, 7) Eine viel zu geringe Vorrangigkeit? Das heißt: Gesundheit spielt nahezu keine Rolle.

Als ein Grund dafür wird »eine Unternehmensführung, die an immer kurzfristigeren monetären (geldmäßigen) Zielen orientiert ist«, genannt. Das Kapital presst die LohnarbeiterInnen stärker aus, um dem Fall der Profitraten entgegenzuwirken. Deshalb die entsprechende Unternehmensführung.

In diesem Zusammenhang stehen auch die höheren Kosten der RentnerInnen. RentnerInnen und ihre Angehörigen kosten in Westdeutschland mit 3.972 Euro pro Kopf etwa doppelt so viel wie Pflichtversicherte und ihre Angehörigen, die keine RentnerInnen sind mit ihren 2.102 Euro pro Kopf. (Sachverständigenrat 2002, 494) Der »Rentnerberg« überrollt auch die Krankenversicherung. Nur: der Gesundheitszustand von RentnerInnen hängt maßgeblich davon ab, wie ihre Arbeitskraft genutzt worden ist und wie die Lebensbedingungen der Menschen sind. Überhöhter Verschleiß erscheint als Folge des Alters, ist es aber nur zum Teil.

Vorbeugung wird auch bei den Kassen kleingeschrieben. *»In Sachen Vorsorgeuntersuchungen gilt Deutschland vielen Experten als Entwicklungsland.«* (FTD 16. 05. 2002) Nur 4% der 250 Mrd. Euro, die pro Jahr für Gesundheit ausgegeben werden, fließen in die Früherkennung. Man kann eben mehr an Behandlungen verdienen als an der Verhinderung von Behandlungen.

3.2544 | Eine Kasse

Die LohnarbeiterInnen brauchen keine zunehmende Zersplitterung der Kassen und keine Verdrängungskonkurrenz unter ihnen. Sie brauchen keine Konkurrenz gesetzlicher und privater Krankenversicherungen. Sie brauchen eine einheitliche Kasse. Wenn man die Lage der gesetzlichen Kassen insgesamt betrachtet, sieht die Sache mit den Defiziten etwas anders aus. Im Gegensatz zur Rentenversicherung decken die Kassen insgesamt nämlich den größten Teil ihrer Ausgaben durch Beiträge. Im Wirtschaftszyklus 1991–2000 waren es in Westdeutschland und Ostdeutschland im Durchschnitt über 96%. (eigene Berechnung nach Sachverständigenrat 2002, 493) Die Staatszuschüsse sind minimal.

Wenn es statt des Wirrwarrs von Hunderten von Kassen eine einzige Kasse geben würde, gäbe es also trotz der Einnahmeausfälle nur ein geringes Defizit. Die Verwaltungskosten für eine einheitliche Kasse sind erheblich niedri-

ger als die für die zahllosen Kassenfürstentümer. Die Verwaltungskosten der gesetzlichen Kassen explodierten in Deutschland von 4,71 Mrd. Euro 1991 auf 7,3 Mrd. Euro im Jahr 2000. Den Verwaltungsaufwand für den »Risikostrukturausgleich«, mit dem die »reichen« Kassen den »armen« Kassen unter die Arme greifen, könnte man sich dann ebenfalls sparen. *»Gäbe es eine Einheitskasse, würde die unsinnige Umverteilung von ca. 20 Mrd. Mark Beitragsgeldern unterbleiben«*, schrieb Helga Rowloff aus Düsseldorf in einem Leserbrief. (FR 30. 10. 2000)

3.255 | Wer soll das bezahlen?

Das Kapital lebt von der Nutzung der Ware Arbeitskraft und vermehrt sich dadurch. Es soll also auch für die vollen Unterhaltskosten der Ware Arbeitskraft und ihres Nachwuchses aufkommen. Ein größerer Teil des von den LohnarbeiterInnen erarbeiteten Überschusses müsste dafür ausgegeben werden. Das Problem aber ist, dass sich der erarbeitete Überschuss als Kapital verwerten muss, weil er eben in der Hand des Kapitals ist. Er dient nicht dem Zweck, das Leben der arbeitenden Menschen zu verbessern, sondern dem Zweck, zur Vermehrung des Kapitals beizutragen.
Mit den wachsenden Schwierigkeiten seiner Verwertung strebt das Kapital danach, die Kosten der Ware Arbeitskraft möglichst weitgehend zu verstaatlichen bzw. auf die LohnarbeiterInnen abzuwälzen, d. h. auf die Gesellschaft. Die Gewinne aus der Nutzung der Arbeitskraft aber bleiben privat.
Der Widerspruch zwischen der privaten Verfügung über den gesellschaftlich erarbeiteten Reichtum und den Notwendigkeiten der Bedürfnisbefriedigung derjenigen, die ihn erarbeiten, wird größer.
Unter den Bedingungen der Kapitalverwertung ist nicht der Mangel an Mitteln das Problem, sondern der Überfluss an Mitteln. (→ 2.22)
Diejenigen, die über den Mehrwert verfügen, haben sich daraus im Alter und im Krankheitsfall vollkasko versorgt. Private Versicherungen oder ganz einfach die Abhebungen von den Geschäftskonten ermöglichen das. Zweiklassenmedizin bzw. Zweiklassenrenten entsprechen der Klassengesellschaft. Über mangelnde Unterstützung im Arbeitslosigkeitsfall brauchen sich die Vertreter des Kapitals sowieso nicht beklagen. Leben ohne zu arbeiten, haben viele schon für sich verwirklicht. Das Arbeitslosengeld ziehen sie aus dem Mehrwert, für den die LohnarbeiterInnen arbeiten. Die Eigentümer des Kapitals versorgen sich gut aus dem, was andere erarbeiten. Diejenigen aber, die das Kapital erst produzieren, schauen immer mehr in die Röhre.

3.26 | Dienstleistungen als Jobmotor?

»Erzeugen und Herstellen ist out – Dienste im Büro und am Menschen dagegen sind in.« (iwd 03. 06. 1999, 4) Diesen Spruch brachte das Institut der deutschen Wirtschaft (Bundesverband der Deutschen Industrie). Banker statt Schlosser, Kellnerin statt Textilarbeiterin und Verkäuferin statt Montagearbeiterin.
Arbeitslosigkeit ist also im Prinzip kein Problem. Mit dem Dienstleistungssektor haben wir einen »Jobmotor« (FTD 07. 2002), sogar eine »Jobmaschine«, die unaufhörlich Jobs produziert so wie andere Maschinen Brötchen.
TextilarbeiterInnen, MetallarbeiterInnen, LederverarbeiterInnen, LagerarbeiterInnen, Bergleute, Bauarbeiter, Drucker, Landwirte usw. werden immer weniger gebraucht. Von 1991 bis 2000 sank die Zahl der LohnarbeiterInnen in Bergbau, Industrie, Energie und Wasserversorgung sowie Baugewerbe, Land- und Forstwirtschaft und Fischerei um 3,3 Mio. Personen oder um rd. 23 % auf etwa 10,5 Mio. Personen. Es werden in erster ArbeiterInnen und Arbeiter überflüssig, in bedeutendem Maße gering qualifizierte Kräfte.
Andererseits gibt es eine wachsende Nachfrage nach sogenannten Dienstleistern. Vor allem solchen, die mit Finanzen, Vermietung und Unternehmensdienstleistungen (Datenverarbeiter, Ingenieurbüros, Werbung usw.) zu tun haben. Die Zahl der Beschäftigten in den sogenannten Dienstleistungsbereichen stieg zwischen 1991 und 2000 um 3,1 Millionen Personen auf 23,7 Millionen Personen.
Bis 1991 hatte die wachsende Zahl der Beschäftigten bei Dienstleistungen noch die Arbeitsplatzverluste in Industrie und Landwirtschaft auffangen können. Ab 1991 aber nicht mehr.

3.261 | Dienstleistungen, abhängig von der Produktion

Die »Dienstleistungsbereiche« sind nämlich keine selbstständigen Jobmaschinen. Sie hängen von den in der Produktion erzielten Profitraten und allgemein von der Entwicklung der Produktion ab. Nehmen die Verwertungsschwierigkeiten des Kapitals zu, leidet auch der »Dienstleistungssektor«.
Der Handel lebt davon, die in Industrie und Landwirtschaft erzeugten Produkte zu verkaufen. Dadurch dass eine Ware über den Ladentisch gereicht wird, werden noch keine Werte geschaffen. Die Produzenten der Waren treten den Handelsunternehmen einen Teil des Mehrwerts ab, damit diese den in den Waren steckenden Profit durch den Verkauf realisieren. Die Bereitschaft

dazu sinkt, je mehr die Profitraten der Produzenten unter Druck stehen. Aus dem abgetretenen Mehrwert muss der Handel aber seine Kosten decken und seine Profitraten erzielen.

Die Banken leben nicht davon, dass sich Geld von selbst oder unter beschwörender Einwirkung eines Bankers vermehrt. Die Gewinne der Banken hängen über den Zins, aber auch über Aktiengeschäfte oder Firmenzusammenschlüsse direkt vom Mehrwert ab, der in der Produktion von Waren erzeugt wird.

Die Einnahmen von Softwareproduzenten, Wirtschaftsprüfern, Marketing-Spezialisten, Steuerberatern, Unternehmensberatern, Anwälten usw. (also den Unternehmensdienstleistern) stammen nicht aus dem Schriftverkehr oder aus einer Idee, sondern hängen von der Verwertung des Kapitals ab, für das sie tätig sind.

Verkehrs- oder Entsorgungsunternehmen sind in die materielle Produktion einbezogen und hängen von ihr ab.

Staatliche Dienstleistungen und Gesundheitsdienste hängen über die Steuern und Sozialversicherungsbeiträge vom Entwicklungsstand der Kapitalverwertung in der Produktion materieller Güter ab. Alles bewegt sich letztlich in dem Rahmen, den die Kapitalverwertung lässt.

Unternehmen in den Dienstleistungsbereichen verwerten ebenfalls Kapital. Auch sie sind an möglichst hohen Profitraten interessiert. Auch sie haben das Interesse, mit möglichst wenig Beschäftigten möglichst hohe Renditen zu erzielen. Besonders dann, wenn die Ausgaben für Sachkapital pro Arbeitsplatz durch Investitionen steigen.

Die Zahl der LohnarbeiterInnen im Bereich Verkehr (Bahn, Nahverkehrsunternehmen, Luftfahrt, Schiffahrt) und Nachrichtenübermittlung (Telefon, Post usw.) nahm von 1991 bis 2000 um 250.000 Beschäftigte auf 1,95 Millionen Personen ab. (Statistisches Bundesamt 2001, 56) Auch die Zahl der bei Banken und Versicherungen Beschäftigten sinkt.

Die Krise der Kapitalverwertung hat deutlich auf die Staatsfinanzen und die Zahl der Staatsbeschäftigten durchgeschlagen. Sie sank von 1991 bis 2000 um 400.000 Personen.

Dienstleistungen sind keine selbständigen Bereiche, die die Werte selbst erzeugen, die ihnen zugerechnet werden. Sie leben davon, dass in der Produktion Werte erzeugt werden. Dienstleistungen sind deshalb auch keine natürliche Jobmaschine, die leise surrend Jobs ausspuckt, während der Jobmotor in der Industrie stottert. Wenn die Industrie hustet, husten sie mit. Wenn die Profitraten dort fallen, geht es auch ihnen schlecht.

Auch Dienstleistungen hängen von den Wirtschaftszyklen ab, die in erster Linie durch die industrielle Produktion bestimmt sind und deren Ausschläge durch die Verwertungsschwierigkeiten des Finanzkapitals heftiger werden. Alle Dienstleistungen hängen ferner von der Massenkaufkraft ab, die vom Kapital beschränkt wird.

Nur auf der Ebene der Erscheinung handelt es sich also um eine »Dienstleistungsgesellschaft«, die ihre Einkommen aus Dienstleistungen bezieht.

Wesentlich ist jedoch, dass immer weniger LohnarbeiterInnen in der Produktion materieller Güter den Mehrwert erzeugen, aus dem sich immer mehr Menschen in nachgelagerten Bereichen ernähren.

Die Arbeitszeit, die in Industrie, Landwirtschaft und Baugewerbe aufgebracht werden muss, um die notwendigen Güter zu erzeugen, nimmt als Folge revolutionärer technischer Veränderungen ab. 1991 waren es noch etwa 42% der gesamtwirtschaftlich aufgewandten Arbeitszeit. Im Jahr 2000 nur noch ein Drittel. (Statistisches Bundesamt 2001, 58) Die Entwicklung wird unaufhaltsam weitergehen. Aber von dem in der Produktion erzeugten Mehrwert lebt alles andere. Von den hier erzielten Profitraten hängt alles ab.

Die Schranke des Ausbaus der Dienstleistungen liegt in der Kapitalverwertung. Und nicht in der Höhe der Löhne, zu der die Ware Arbeitskraft bereit ist zu arbeiten.

3.262 | Die Dienstleistungslücke

»Eine Fehlzündung des Job-Motors ist nicht zu befürchten. Denn Deutschland hat sein Dienstleistungspotential längst nicht ausgeschöpft.« (iwd 03. 06. 1999, 4)

Die Wirtschaftsschreiberlinge schauen sehnsüchtig in die USA, Aus ihr ziehen sie ihre Zuversicht.

Der Prozentsatz der Arbeitskräfte, die in den USA z. B. im Handel, im Gastgewerbe, bei unternehmensbezogenen und persönlichen Dienstleistungen sowie im Kreditgewerbe arbeiten, ist in den USA erheblich höher als in Deutschland. Deutschland hat also gegenüber den USA eine »Dienstleistungslücke«. Schließen wir diese Lücke, dann hätten wir Millionen Arbeitsplätze mehr.

Der Bundesverband der Deutschen Industrie errechnete eine Lücke von insgesamt 8,5 Millionen Arbeitsplätzen. (iwd, 3.Juni 1999, 5) Fritz W. Scharpf, Direktor des Max-Planck-Instituts, kam auf sieben Millionen (Spiegel 38/1997, 121), das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesanstalt für Arbeit auf 6,9 Millionen (FR 24. 08. 1999), die Zukunftskommission der Friedrich-Ebert-Stiftung ermittelte 6 Millionen mögliche Arbeitsplätze. Der ehemalige Kanzleramtsminister Hombach setzte 1999 die Zahl 3,4 Millionen in die Welt.

Irgendwie scheint es auf ein paar Millionen mehr oder weniger gar nicht anzukommen. Jedenfalls ist Vollbeschäftigung kein Problem, wenn wir es so machen wie in den USA.

Wir brauchen uns gar nicht lange damit aufzuhalten, dass es in den USA gar keine Vollbeschäftigung gibt. Es interessiert auch nicht, dass die Arbeitslosigkeit in den USA mindestens so hoch ist wie in Deutschland. (→ 1.43) Es innteressiert auch nicht die tiefe Krise der US-Wirtschaft, die 2001 ausbrach. Die Lücke ist da. Und das zeigt alles.

Wahrscheinlich haben die USA tatsächlich einen größeren Anteil von Dienstleistungen.[1] Das beruht nicht zuletzt auf dem Kapitalexport der USA. Große Teile der Industrieproduktion der USA sind nach Asien bzw. Lateinamerika verlagert worden. Die USA sind der größte Kapitalexporteur der Welt. Der Anteil der Industriebeschäftigten in den USA ist deshalb geringer als in Deutschland. Deutschland gehört ferner zu den Ländern, die im Verhältnis zum Bruttoinlandsprodukt am meisten Waren exportieren. Der Anteil der Industriebeschäftigten ist auch deswegen höher.[2]

3.263 | Handel als Jobmotor?

Im Einzelhandel sollen, gemessen an den USA, rechnerisch über eine Million Arbeitsplätze auf uns warten.

Aber:

Da die USA große Teile der Industrie ins Ausland exportiert haben, importieren sie für 400 Mrd. Dollar mehr Waren als sie exportieren. Der Anteil der Arbeitsplätze im Handel ist entsprechend höher als in Ländern wie Deutschland, die mehr exportieren als importieren.

Da der Binnenmarkt der USA größer ist als in Deutschland, werden auch relativ mehr Waren im Inland verkauft als in Deutschland. Der Anteil der Exporte an der Gesamtproduktion ist niedriger.

Wo sollen die eine Million Arbeitsplätze in Deutschland herkommen? Die Zahl der Beschäftigten im Einzelhandel (ohne KfZ-Handel und Tankstellen) sinkt seit Jahren. Und zwar zwischen 1994 und 1999 von 2,725 Mio. auf 2,55 Millionen. (Statistische Jahrbücher 1997, 267 und 2002, 244) Es gibt nämlich massive Probleme.

1 Das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung in Berlin bezweifelt, dass die »Dienstleistungslücke« überhaupt existiert. Das Ganze sei nur ein Problem der statistischen Zuordnung und Erfassung von Dienstleistungsjobs. (DIW, Das Dienstleistungs-Puzzle, Ein aktualisierter deutsch-amerikanischer Vergleich, Wochenbericht 35/98, 629) Autowerkstätten, Uhrmacher, Bäcker usw. werden in den USA zum Dienstleistungssektor gerechnet, hier zum verarbeitenden Gewerbe. Verkaufs- oder Beratungsniederlassungen von Unternehmen werden in den USA dem Dienstleistungssektor zugeschlagen. Die US-Konzerne haben in höherem Maße Marketing, Wartung, Beratungsdienste usw. aus den Industrieunternehmen ausgegliedert. In Deutschland gibt es einen höheren Anteil von »Dienstleistungen« in den Produktionsunternehmen.

2 siehe Fußnote 1

- **Umsatz**

Der Umsatz im Einzelhandel war Jahr 2000 mit 379 Mrd. Euro kaum höher als 1991. 2002 ist er wieder auf 365 Mrd. Euro gefallen. Soll dergleiche Umsatz mit einer Million mehr Leuten bewältigt werden?

Die Umsätze wachsen u. a. deswegen nicht, wiel die Massenkaufkraft kaum gestiegen ist. Die Binnennachfrage wird durch das Kapital mit steigender Produktivität durch höhere Arbeitslosigkeit, Lohnsenkungen und Krisen untergraben.

Hermann Franzen, Präsident des Hauptverbandes des Deutschen Einzelhandels, nimmt jedoch einen *»Konsumstreik der Verbraucher«* wahr. (www.einzelhandel.de; Kommentar vom April 2002) Die Verbraucher könnten kaufen, aber sie wollen nicht und streiken lieber. Wenn sich die LohnarbeiterInnen so dämlich verhalten, kann man natürlich die Million Arbeitsplätze nicht schaffen.

- **Überkapazitäten**

Die Handelsunternehmen haben ihre Verkaufsflächen erheblich ausgedehnt, um den Umsatz auf Kosten der Konkurrenz zu steigern. *»Dadurch entstanden Überkapazitäten von 30 bis 40 %.«* (FTD 18. 08. 2002, 25) Das im Einzelhandel (ohne Kfz) in Bauten und Ausrüstungen investierte Bruttoanlagevermögen nahm z. B. zwischen 1994 und 2000 trotz Konsumflaute um fast 25 % zu. (Statistisches Bundesamt 2002, 138) Auf 10.000 Einwohner kommen in Deutschland 13.000 qm Einzelhandelsfäche, in Großbritannien nur 8.500 qm. (Peter Barrenstein, Michael Kliger, Blick über den Tellerrand, Der Handel 2/2002)

Mit wachsenden Investitionsvolumen bei stagnierendem Umsatz nahmen die Verwertungsschwierigkeiten des Kapitals zu. *»Die schwache Flächenleistung* (d. h. schwacher Umsatz pro Fläche) *ist ein Hauptgrund für die niedrigen Gewinnspannen im deutschen Einzelhandel, denn die Kosten pro Quadratmeter lassen sich so nur schwer decken.«* (Barrenstein, Kliger a. a. O.) In einer Studie der US-Bank Merill Lynch heißt es, dass die niedrige Profitabilität im Handel *»hauptsächlich durch Überkapazitäten verursacht«* sei. (FTD 08. 01. 2003, 7) Überkapazitäten müssen letztlich mitsamt dem Personal abgebaut werden.

- **Ladensterben**

Der Konkurrenzkampf wird mit Preissenkungen geführt. Wer nicht mithalten kann, stirbt. In Deutschland gab jeder achte Selbständige im Einzelhandel zwischen 1994 und 2000 auf. (Statistisches Bundesamt 2002, 3.2.14) Dadurch werden Arbeitsplätze abgebaut. Das steigert bei den Großen der Branche den Umsatz pro Fläche. Ein Zweihundertfünfzigstel der Unternehmen (0,4 %) bringen es auf 52 % des Umsatzes. (www.einzelhandel.de) Zwei Drittel der Einzelhandelsunternehmen dagegen krebsen mit 8 % des gesamten Einzelhandelsumsatzes vor sich hin. Im

Lebensmitteleinzelhandel entfallen nur noch 12% des Umsatzes auf Händler mit Verkaufsflächen unter 800 qm. Den Rest teilen sich Verbrauchermärkte, Discounter usw.

Wie sagte noch die mit Professoren gut besetzte Zukunftskommission der Friedrich-Ebert-Stiftung? *»Neue Bereiche für gering Qualifizierte lassen sich in Deutschland (...) im Einzelhandel (...) erschließen. Der Schwerpunkt der Arbeitsplatzchancen liegt bei Kleinbetrieben und mittelständischen Unternehmen (...)«* (Zukunftskommission 1998, 253) Bei untergehenden Kleinbetrieben?

- **Immer mehr Teilzeit**

Um das investierte Kapital besser auszulasten und den Umsatz pro qm Fläche zu steigern, wurden die Ladenöffnungszeiten seit 1996 erheblich verlängert. Die Handelsunternehmen spalten die Arbeitszeiten der Beschäftigten in immer kleinere Einheiten auf. Sie wollen sie je nach Bedarf (z. B. Auffüllen der Regale usw.) oder Kundenandrang einsetzen und Stillstandszeiten vermeiden. Stundenweise Beschäftigung im Einzelhandel ist keine Perspektive für die, die in Industrie und Bau überflüssig geworden sind. Sie ist bestenfalls eine Perspektive für Hausfrauen, SchülerInnen und andere, die einen Nebenwerwerb suchen. Sie ist keine Perspektive für Arbeitslose.

3.264 | Gastgewerbe als Jobmotor?

Nach der Logik der Amerikagläubigen könnten im Gastgewerbe 1,9 Millionen Arbeitsplätze zusätzlich entstehen, wenn so viele Menschen in diesem Bereich arbeiten würden wie in den USA.

Aber: Tourismus ist in den USA überwiegend nicht Auslandstourismus wie beim Urlaubsweltmeister Deutschland. Deutsche geben einen bedeutenden Teil ihrer Löhne im Gastgewerbe der Urlaubsländer aus, nicht im Heimatland. Außerdem dienen in den USA Hotels in stärkerem Maße als Wohnung, weil es zu wenig Mietwohnungen gibt.

Die Arbeitszeiten sind in den USA sehr viel länger als in Deutschland, die Erwerbsquoten von Frauen erheblich höher. Wer keine Zeit hat, geht eher in Schnellrestaurants oder Imbißstuben.

Im Jahr 2000 gab es in Deutschland im Gastgewerbe eine Million Beschäftigte. Zum Gastgewerbe gehören Hotels und Gaststätten.

Genau wie beim Handel stagniert der Umsatz auch im Gastgewerbe seit vielen Jahren. Die Ausgaben der privaten Haushalte für Gaststätten und Hotels treten auf der Stelle. Auch im Gastgewerbe gibt es gewaltige Überkapazitä-

ten. Das Anlagevermögen im Gastgewerbe ist dank der Konkurrenz ebenfalls stark gestiegen, somit auch Flächen und Betriebszeiten. Das Anlagevermögen ist im Gastgewerbe stärker gestiegen als in Fahrzeugbau, Maschinenbau, Chemieindustrie und Elektroindustrie zusammengenommen.

Wo soll das unausgeschöpfte Potential an Arbeitsplätzen für 1,9 Millionen Arbeitslose liegen? Die Zahl der insgesamt aufgewandten Arbeitsstunden ging im Bereich Handel, Gastgewerbe und Verkehrsunternehmen von 1991 bis 2000 um 5% zurück. (Statistisches Bundesamt 2001, 58) Auch beim Gastgewerbe nimmt die Teilzeitarbeit zu. Viele Beschäftigte werden nur stundenweise benötigt, wenn die Geschäftslage es erfordert. Eine Perspektive für Beschäftigte, die aus Industrie und Handwerk verdrängt werden, ist das nicht.

3.265 | Personenbezogene soziale Dienstleistungen

»Was den (...) amerikanischen Arbeitsmarkt vom deutschen (...) . unterscheidet, ist vor allem dies: (...) In den USA werden viele Leistungen, die in Deutschland (...) noch immer vorzugsweise im privaten Haushalt, in Eigenarbeit, gelegentlich in Schwarzarbeit oder auch gar nicht erbracht werden, auf dem Markt angeboten und nachgefragt. Die hochgradige Kommerzialisierung (d. h. Verwandlung in eine Quelle von Geschäften, Verwandlung in Waren) *solcher Leistungen ist der Schlüssel zu den derzeitigen (...) amerikanischen Beschäftigungserfolgen. (...) Würde Deutschland in diesem Markt mit den USA gleichziehen, entstünden alleine hierdurch bis zu vier Millionen zusätzlicher Arbeitsplätze.«* (Kommission für Zukunftsfragen 1998, 31f.)

Um im Inland neue Märkte für das Geldmachen zu erschließen, will das Kapital auch die Gewohnheiten der privaten Haushalte knacken. Nicht nur Gesundheit, Altersversorgung und staatlich finanzierte Dienste, sondern auch Kochen, Waschen, Einkaufen, Putzen, Gartenarbeiten, Reparaturen, Kindererziehung, Pflege, Altenbetreuung usw. müssen verstärkt in Waren verwandelt werden, um dem Kapital neues Leben einzuhauchen.

Leute wie Miegel setzen »die Deutschen« ganz schön unter Druck: Die, die in solchen Dienste nicht arbeiten wollen, wenn sie davon nicht leben können, handeln sowieso unsozial. Aber: *»Nicht minder unsozial handelt, wer solche Dienste in Anspruch nehmen kann, es aber nicht tut.«* (Miegel 2002, 190) Zur Erinnerung: Miegel (CDU) war der Kopf der Zukunftskommission der Länder Bayern und Sachsen.

Wer sich selbst sein Essen kocht, ist unsozial, weil er Gaststätten, Imbißbuden usw. daran hindert, Arbeitslose einzustellen. Wer sich die Pizza selbst

holt, statt sie sich gegen Bezahlung bringen zu lassen, ist unsozial. Wer seinen Orangensaft selber presst, statt ihn sich bei Mr. Juice Nr.1 pressen zu lassen, hat kein Herz für die Arbeitslosen. Wer mit seiner Waschmaschine die Wäsche selbst wäscht, ist unsozial. Wer sein Auto selber wäscht auch. Wer selbst die Wohnung renoviert, ist unsozial, weil er das Handwerk daran hindert, Arbeitslose einzustellen. Wer seine Eltern pflegt, ist unsozial, weil er den privaten Pflegediensten den Markt entzieht.

Die Eigenverantwortung wird verurteilt, wenn sie dem Kapital Märkte entzieht, auf denen es sich verwerten kann.

Sie wird nur gepriesen, wenn sie dem Kapital etwas bringt, z. B. in Form privater Alters- oder Gesundheitsvorsorge oder einfach unbezahlter Mehrarbeit.

Die LohnarbeiterInnen werden auch als Verbraucher angeklagt, sich von sinkenden Löhnen nicht mehr Dienste zu kaufen. Die Miegels halten es für sozial, die Löhne zu senken. Das schafft bekanntlich Arbeitsplätze. Aber sie halten es für unsozial, wenn die LohnarbeiterInnen bei sinkenden Löhnen weniger ausgeben. Sie sind eben immer an allem schuld.

3.266 | Binnennachfrage: Schranke der »Jobmaschine« Dienstleistung

Der »Jobmotor« leidet nicht nur bei Handel und Gastgewerbe, sondern auch bei anderen Dienstleistungen an einem Kolbenfresser namens Binnennachfrage. Das Kapital versucht, dem Fall seiner Profitraten entgegenzuwirken, indem es die Löhne und Sozialleistungen senkt und folglich die Binnennachfrage beschränkt. Die Höhe der Löhne soll ja die Hauptursache der Arbeitslosigkeit sein. Der Druck auf die Löhne aber engt den Rahmen ein, in dem sich die Dienstleistungen bewegen, die auf der Nachfrage der LohnarbeiterInnen beruhen. Die »Bekämpfung der Arbeitslosigkeit« durch das Kapital insgesamt macht es immer schwieriger, die Arbeitslosigkeit mit dem Ausbau von Dienstleistungen »zu bekämpfen«.

Die Nettolöhne- und gehälter sind von 1991 bis 2000 mit 170 Mrd. DM (oder plus ca. 20 Mrd. DM pro Jahr) nur äußerst bescheiden gewachsen (DB Monatsbericht Mai 2002, 66*) Die Preise stiegen schneller als die Nettolöhne. Wenn ferner die Maßnahmen zur »Senkung der Lohnnebenkosten« dazu führen, dass mehr Geld für Altersvorsorge angespart wird oder z. B. der Zahnersatz selbst bezahlt werden muss, wird es an anderer Stelle nicht ausgegeben.

»Besonders gefordert sind private Haushalte. Ihre Arbeitgeberfunktion ist in der Industriegesellschaft verkümmert. In einer wissens- und kapitalintensiven Volkswirtschaft kann sie wiederbelebt werden. Die Voraussetzungen hierfür sind in einer alten und häufig wohlhabenden Bevölkerung günstig.« (Miegel 2002, 191)

Die Haushalte von Facharbeitern sollen Arbeitgeber werden? Arbeitgeber für Haushaltshilfen, Gärtner oder Kinderbetreuer? Wohl kaum. *»Die Nachfrager für diese Dienstleistungen werden überwiegend in den wohlhabenden Wohnvierteln der westdeutschen Großstädte sitzen. Hier können mit Hilfe eines neuen Niedriglohnsektors sicher neue Jobs geschaffen werden, wie beispielsweise in (...) den Vereinigten Staaten.«* (FTD 09. 07. 2002, 27) Die Vertreter des Kapitals setzen beim Ausbau der Dienstleistungen für Privathaushalte eher auf die wohlhabenden bürgerlichen Schichten und natürlich die ganz Reichen.

Die Herrschaften möchten Butler, Gärtner, Putzleute, Babysitter, Handwerker usw. – aber billig. Den Wunsch muss man ihnen erfüllen, sonst können sie keine Arbeitgeber werden.

»Die Nachfrage nach einfachen personen- und haushaltsbezogenen Dienstleistungen (...) hängt in hohem Maß von ihrem Preis ab. Liegt der Preis zu hoch, erstellen potentielle Kunden die betreffenden Leistungen in Eigenarbeit oder verzichten auf sie. Da personenbezogene Dienstleistungen arbeitsintensiv produziert werden, wird ihr Preis vor allem von den Arbeitskosten bestimmt.« (Fels 1999, 19)

Damit die Dienste billig sind, muss die Ware Arbeitskraft selbst billig sein. Wenn Haushaltshilfen 3 Euro die Stunde verlangen, werden sie eher stundenweise beschäftigt, als wenn sie 10 Euro kosten. Aber dem stehen wie immer wieder die LohnarbeiterInnen in Deutschland im Weg. *»Wer arbeitet, soll unabhängig von seiner Wertschöpfung davon auskömmlich leben können. Das ist – wie amerikanische (...) Erfahrungen zeigen – bei vielen dieser Dienste nicht möglich. Deshalb werden sie in Deutschland oft als nicht zumutbar angesehen (...)«* (Miegel 1998, 32) Die Arbeitslosen wollen sich unverschämterweise das Dienen nicht zumuten, weil sie nicht davon leben können.

Dann gibt es zwei Wege. *»Das Problem ist nicht das fehlende Angebot an Einfachjobs, sondern der mangelnde finanzielle Anreiz, diese Stellen anzunehmen«*, sagte der ehemalige Arbeitsminister von Rheinland-Pfalz. (Pressemeldung des Arbeitsministeriums vom 14. 01. 2002) Es gibt mit den Kombilöhnen Schritte in diese Richtung. Ebenfalls mit den Minijobs, die für private Haushalte mit Steuermitteln

verbilligt werden. Eine flächendeckende Subventionierung von Billigkräften käme aber ziemlich teuer. Meinhard Miegel kommt auf die atemberaubende Summe von 28 Milliarden Euro. (DIE WELT, 25. 07. 2002, 12)

Es gibt noch einen anderen Weg. *»Um sicherzustellen, daß nur die Reichen oder Asketen dem Müßiggang frönen, müßte man nur wie in den USA die Arbeitslosenunterstützung und die Sozialhilfe für jene streichen, die eine ihnen angebotene Arbeit ablehnen«.* (Luttwak 1999, 194) Man muss es den Arbeitslosen am besten unmöglich machen, von Sozialhilfe oder Arbeitslosenunterstützung überleben zu können. Dann müssen sie bei Vorstand Dr. Müller putzen gehen. Am besten aber ist eine Kombination von beidem. Und genau in diese Richtung läuft's auch in Deutschland.

Voraussetzung dafür, dass die Reichen in ihren privaten Haushalten mehr Dienstpersonal einstellen, ist natürlich, dass sie reich genug sind. Je mehr sie sich also auf Kosten der LohnarbeiterInnen bereichern, desto eher können sie das Problem der Arbeitslosigkeit über die Anstellung der Entlassenen in ihren privaten Haushalten lösen.

Der ungeheuere Reichtum der Kapitalbesitzer ist eine ebenso wichtige Voraussetzung für den »Kampf gegen die Arbeitslosigkeit« wie die große Armut von Millionen LohnarbeiterInnen. Wer also die Arbeitslosigkeit (und die Dienstleistungslücke) bekämpfen will, der muss dafür eintreten, dass die Reichen noch schneller reich werden als bisher. Die Arbeitslosen haben nicht nur ein Interesse an ihren eignen Hungerlöhnen, sondern auch am Reichtum der herrschenden Klasse.

Das verfügbare Einkommen aus betrieblichen Gewinnen und Vermögenseinkommen wuchs von 1991 bis 2000 in Deutschland doppelt so stark wie die Nettolöhne. (DB Monatsbericht Mai 2002, 66* Tabelle 8) Die Managergehälter stiegen explosionsartig.

Wir haben also auch in Deutschland günstige Voraussetzungen, dass die Reichen in ihren privaten Haushalten die vier Millionen zusätzliche Arbeitsplätze schaffen, auf denen die vier Millionen Arbeitslosen endlich Arbeit finden können.

3.31 | Steuern senken?

Die FDP ist laut FDP-Chef Westerwelle »der beste Anwalt« der Arbeitslosen. Denn sie tritt für radikale Steuersenkungen ein. *»Steuern senken, denn das schafft Arbeitsplätze«*, rief er auf einer Wahlkampfveranstaltung in Frankfurt aus. (FR 21. 01. 2003, 24)

Auf welchem Planeten lebt der Mann? Hat Westerwelle vergessen, dass 2001 und 2002 keinerlei Körperschaftssteuern gezahlt wurden und trotzdem die Arbeitslosigkeit zunahm?[1]

3.311 | Körperschaftssteuer von 45 % auf 25 % gesunken

Die Körperschaftssteuer ist die Gewinnsteuer/Einkommensteuer der Kapitalgesellschaften (vor allem der Aktiengesellschaften). Sie heißt »Körperschafts«steuer, weil Kapitalgesellschaften »juristische Personen« sind, eben »Körperschaften«. Die Körperschaftssteuer fließt je zur Hälfte an Bund und Länder.

Bis 1990 zahlten Konzerne und Banken auf den von ihnen selbst ermittelten Gewinn noch 56 % Körperschaftssteuer, bis 1998 45 % und bis 2000 40 %. Die Inhaber der Aktiengesellschaften (Aktionäre oder Gesellschafter) werden als »natürliche Personen« erst dann besteuert, wenn der Gewinn der Körperschaften an sie ausgeschüttet wird. Die ausgeschütteten Gewinne unterliegen letztlich der Einkommensteuer mit dem jeweiligen persönlichen Steuersatz.

Bis zum Jahr 2000 zahlten die Kapitalgesellschaften auf ausgeschüttete Gewinne 30 % Körperschaftssteuer. Die Empfänger der ausgeschütteten Gewinne erhielten eine Gutschrift in Höhe der Körperschaftssteuerbelastung, die sie von ihrer persönlichen Einkommensteuer abziehen konnten. (Anrechnungsverfahren)

Zum 1. 1. 2001 senkten SPD und Grüne den Körperschaftssteuersatz auf 25 %, ob die Gewinne ausgeschüttet werden oder nicht.

Der Steuersatz der Kapitalgesellschaften wurde mit dieser »Jahrhundertreform« nahezu halbiert. Unglaublich!

Die Eigentümer der Kapitalgesellschaften müssen nur noch auf die Hälfte der an sie ausgeschütteten Gewinne Einkommenssteuer zahlen. (Halbeinkünfteverfahren) Ab einem persönlichen Steuersatz von 38 % zahlen sie weniger Steu-

ern als bei dem früheren »Anrechnungsverfahren«. Wer hat, dem wird von »Rot-Grün« gegeben.

IGM-Vorsitzender Zwickel und andere Gewerkschaftsführer lobten das Werk: *»Die Teilnehmer des Bündnisses für Arbeit sind sich darüber einig, daß die jetzt entwickelten Eckpunkte für die Unternehmenssteuerreform einen Schritt in Richtung einer international wettbewerbsfähigen Besteuerung deutscher Unternehmen (...) darstellen.«* (Sozialpolitische Umschau 1/2000, 9)

Die Folgen waren überwältigend. Im Jahr vor der Steuerreform wurden noch 23,6 Mrd. Euro Körperschaftssteuer eingenommen. 2001 und 2002 dagegen mussten sogar noch Körperschaftssteuern an die Kapitalgesellschaften zurückgezahlt werden. Im Mai 2001 wurde das Körperschaftssteueraufkommen für 2002 noch auf 18 Mrd. Euro geschätzt. (FR 17.05.2002) Tatsächlich war es dann weniger als Null. Hauptgrund für die (unvorhergesehenen?) Ausfälle: Die Unternehmen können jetzt Gewinne, die sie mit den früheren Steuersätzen von 45% bzw. 40% gebunkert hatten, zu niedrigeren Sätzen an die Aktionäre ausschütten. Die Differenz wird von den Finanzämtern an sie rückerstattet. Das gilt bis zum Jahr 2016. Insgesamt könnten bis zu 73 Mrd. DM schon gezahlter Körperschaftssteuern rückerstattet werden. (SZ 14.02.2000)

- **Steuerfreiheit für Veräußerungsgewinne**

Die Bundesregierung schaffte zum 01.01.2002 die Besteuerung der Gewinne ab, die aus der Veräußerung (Verkauf) von Beteiligungen an Kapitalgesellschaften erzielt werden. Das entsprach vor allem den Wünschen der Finanzkonzerne von Deutsche Bank bis Allianz.

BEISPIEL:

Die Deutsche Bank kaufte 1980 eine Beteiligung an einer Aktiengesellschaft für 10 Millionen DM. Sie verkaufte sie im Jahr 2002 für 100 Mio. DM (51 Mio. Euro). Für den Gewinn von 90 Mio. DM hätte sie nach altem Recht den Körperschaftssteuersatz zahlen müssen, 2002 in Höhe von 25%, also 22,5 Mio. DM. Jetzt zahlt sie keinen Cent mehr.

3.312 | Spitzensteuersatz der Einkommenssteuer auf 25% senken

Der Spitzensteuersatz der Einkommenssteuer betrug 1991 noch 53%. Die Steuerreform von 2000 reduzierte ihn von inzwischen 51% auf 48,5% ab dem Jahr 2001 und dann bis 42% im Jahr 2005. Die Steuersätze in der Einkommenssteuer steigen je nach Einkommenshöhe bis zum höchsten Steuersatz, eben dem Spitzensteuerssatz. Dieser muss ab 55.008 Euro für jeden Euro Einkommen gezahlt werden, das darüberliegt.

Personengesellschaften, z.B. kleine Hand-

1 vgl. zum folgenden auch Rainer Timmermann, *Die Reichen müssen immer reicher werden, Die Rot-Grüne Steuerreform und ihre Auswirkungen*, Oldenburg 2003 über ALSO Oldenburg, www.also-zentrum.de

werker, Einzelhändler, Gewerbetreibende sowie Freiberufler und Landwirte zahlen nicht als Unternehmen Steuern (wie die Kapitalgesellschaften), sondern als private Haushalte. Die Gewinne, die sie erzielen, werden deshalb mit Einkommensteuer belegt. Sie heißt »veranlagte« Einkommenssteuer, weil sie nicht als »Quellensteuer« sofort nach Zufluss der Einkünfte abgeführt wird (wie beim Lohn), sondern erst nach Ablauf eines Kalenderjahres vom »Betriebsgewinn« erhoben wird.

Von einer Senkung des Spitzensteuersatzes profitieren nicht nur Gewerbebetriebe und Freiberufler, sondern natürlich auch die Hunderttausenden Spitzenmanager mit ihren Spitzengehältern und natürlich auch die Spitzenpolitiker und Spitzenbürokraten, also alle die, die an der Spitze stehen und spitze sind. Die vielen sachverständigen ProfessorInnen nicht zu vergessen.

Die CDU/CSU tritt für 35% ein, *»um die Leistungsträger ausreichend zu entlasten.«* (FAZ 22. 01. 2000) Die FDP ebenso. Das soll eben mal über 30 Mrd. Euro Steuererleichterungen bringen. Der BDI tritt inzwischen für 30% ein. Vorläufiges Fernziel des Kapitals ist es aber, mit den Körperschaftssteuersätzen gleichzuziehen und den Spitzensteuersatz auf 25% zu senken. Die mittelständische Wirtschaft nannte das eine »Revolution«. Auch der Sachverständigenrat tritt dafür ein. (Sachverständigenrat 2002, 227)

Nachdem die veranlagte Einkommenssteuer schon von 21,2 Mrd. Euro in 1991 auf 12,2 Mrd. Euro im Jahre 2000 gefallen war, stürzte sie als Folge der Steuerreform auf 8,8 Mrd. Euro im Jahre 2001 und 7,7 Mrd. Euro im Jahr 2002 ab. (Sachverständigenrat 2002, 148)

- **Abgeltungssteuer**

Mit einer Abgeltungssteuer werden alle Steueransprüche des Staates abgegolten (d. h. erledigt). Sie wird an der Quelle d. h. bei der Entstehung der Erträge erhoben.

Zinserträge sollen mit 25% Steuer abgegolten sein. Das entspricht einer alten Forderung der FDP. Bisher wurden Erträge aus Kapitalanlagen im Rahmen der Einkommenssteuer versteuert. Sie wurden also letztlich mit dem persönlichen Steuersatz der Einkommenssteuer besteuert. Mit der Abgeltungssteuer nehmen die Reichen bei Kapitaleinkünften die Senkung des Spitzensteuersatzes auf 25% schon vorweg. Denn die Abgeltungssteuer wirkt wie ein Spitzensteuersatz.

3.3131 | Steuervergünstigungen abbauen, um Steuersätze zu senken

Gleichzeitig mit der Senkung des Steuersatzes sind sogenannte »Steuervergünstigungen« gestrichen worden. Die Bundesregierung hat mit Zustim-

mung der CDU z. B. den degressiven Abschreibungssatz für Maschinen von 30 auf 20 % gesenkt. Im ersten Jahr der Anschaffung können also nicht mehr 30 %, sondern nur noch 20 % des Anschaffungspreises gewinnmindernd abgezogen werden. Die steuerliche Abschreibungsdauer von Betriebsgebäuden wurde von 25 auf 33 Jahre verlängert. Wenn der Wertverlust der Sachanlagen geringer ist, werden höhere Gewinne ausgewiesen. Es fallen also höhere Steuern an.

Aber: der Abbau von Steuervergünstigungen, wenn es überhaupt dazu kommt, soll dazu dienen, die Steuersätze auf die Gewinne möglichst stark zu senken. Der Sachverständigenrat formulierte als Ziel, *»dass einkommensteuerlicher Spitzensatz und Körperschaftssteuersatz auf möglichst niedrigem Niveau fixiert werden. Dazu* (!!) *wären die existierenden Steuervergünstigungen abzubauen beziehungsweise zu streichen.«* (Sachverständigenrat 2002, 227)

Das ist das Ziel des Kapitals.

Dass für das Kapital auch 25 % nicht das Ende des *»möglichst niedrigen Niveaus«* sind, zeigt die Forderung des ehemaligen Präsidenten der Bundesbank, Tietmeyer: *»Wir brauchen eine wirkliche Steuerreform, die das Steuersystem vereinfacht und gleichzeitig die Steuersätze deutlich senkt.«* (Handelsblatt 17. 01. 2003)

Die Senkung der Sätze auf 25 % war noch keine »wirkliche Steuerreform«. Was wäre denn eine deutliche Senkung? Vielleicht auf 10 %?

3.3132 | Steuerprogression abschaffen

Ziel des Kapitals ist es, die progressive Einkommensteuer durch eine für alle Steuerpflichtigen gleiche, möglichst niedrige Pauschalsteuer zu ersetzen. Progressive Einkommensteuer bedeutet, dass die Steuersätze progressiv (fortschreitend) mit der Höhe der Einkommen steigen, um dann ab einem bestimmten Einkommen mit dem höchsten Steuersatz zu enden. Die Senkung des Spitzensteuersatzes zielt auf die langsame Abschaffung der Steuerprogression.

Den bislang weitestgehenden Vorschlag dazu macht der ehemalige wirtschaftspolitische Sprecher der CDU im Bundestag, Gunnar Uldall. Er schlug 1996 vor, dass ab 2.500 DM jedes Einkommen nur noch mit 28 % besteuert wird. Der Millionär sollte gleich sein mit dem Facharbeiter. Dafür sollten nahezu alle Steuervergünstigungen gestrichen werden.

Auch bei der Einkommensteuer dient die Beseitigung von Steuervergünstigungen vor allem dazu, den Spitzensteuersatz zu senken. Die Abschaffung der Steuerprogression wird als Steuervereinfachung verkauft. In Wirklichkeit bedeutet sie eine massive Senkung der Steuern für die Wohlhabenden.

3.3141 | Gewerbesteuer abschaffen

Die Gewerbesteuer ist eine Steuer auf den Gewerbeertrag. Sie wird von den Gemeinden erhoben, fließt überwiegend an die Gemeinden und ist eine ihrer wichtigsten Einnahmequellen.

Aufgrund zahlreicher Senkung der Gewerbesteuer für Kleinunternehmen ist sie inzwischen eine *»Sonderbelastung großer Kapitalgesellschaften«* geworden. (Sachverständigenrat 2001, 217)

Die Gewerbesteuer stieg von 21,1 Mrd. Euro im Jahr 1991 auf 27 Mrd. Euro im Jahr 2000, um dann bis zum Jahr 2002 auf 16,5 Mrd. Euro zu fallen. (FR 25. 01. 2003, 17)

Das Kapital strebt die Abschaffung der Gewerbesteuer an, folglich auch die Bundesregierung (FTD 07. 05. 2001) und der Sachverständigenrat der Bundesregierung.

Gefordert wird, stattdessen den Gemeinden das Recht zu geben, Zuschläge auf die Lohn- und Einkommenssteuer sowie die Körperschaftssteuer zu erheben. Eine Sonderbelastung der LohnarbeiterInnen ist notwendig, um die überforderten Konzerne von ihren »Sonderbelastungen« zu befreien. Denn wenn jemand überhaupt das nötige Kleingeld hat, dann sind sie es.

Der ehemalige BDI-Präsident Henkel versprach sich 1999 von einer Senkung der Gewerbesteuer um zehn Milliarden DM (5,1 Mrd. Euro) einen *»Befreiungsschlag für Investitionen und Beschäftigung«*. (05. 11. 1999) Die Gewerbesteuer fiel bis 2002 um die doppelte Summe. Von einem Befreiungsschlag ist weit und breit nichts zu sehen.

3.3142 | Vermögenssteuer abschaffen

Unter der heftigen Kritik der SPD schaffte die Kohl-Regierung die Vermögenssteuer ab, die u. a. auch auf Betriebsvermögen erhoben wurde. 1996 wurden darüber noch rd. 9 Mrd. DM eingenommen. Die Vermögenssteuer floss den Ländern zu. Als die SPD an die Regierung kam, dachte sie allerdings nicht mehr daran, die Vermögenssteuer wieder einzuführen.

3.3151 | Trotz Steuerreform 2000

- Steigende Arbeitslosigkeit

Die Gewinnsteuern (Körperschaftssteuer, veranlagte Einkommenssteuer und Gewerbesteuer) fielen von 2000 auf 2001 um insgesamt 30 Mrd. Euro. Das war also der »erste Schritt« zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit (Schröder in seiner Regierungserklärung). 2001 gab es offiziell 37.000 Arbeitslose weniger als 2000. Sagenhaft. 37.000 Arbeitslose weniger für 30 Mrd. Euro Gewinnsteuern! Für schlappe 810.000 Euro gab es jeweils einen Arbeitslosen weniger. Die Zahl der ArbeitnehmerInnen stieg um 86.000. Pro geschaffenem Arbeits-

platz (meist teilzeit) brauchten die Unternehmen 350.000 Euro Gewinne!

Mit welchem Löwengebrüll ist dieses winzige Mäuschen mit dem schönen Namen »Kampf gegen die Arbeitslosigkeit« von den Vertretern des Kapitals doch angekündigt worden. Anscheinend lösen ein paar Milliarden Euro bei den Vertretern des Kapitals rauschähnliche Zustände aus. Als die Steuerreform 2000 verabschiedet wurde, jubelte der Chefvolkswirt der Deutschen Bank, Norbert Walter: *»Damit könnte der Konjunkturmotor bald auf einem weiteren Zylinder laufen – nämlich einer deutlich gesteigerten Investitionstätigkeit. (...) Nach dem Exportboom 2000, einem Investitionsboom 2001 könnte 2002 ein Konsumboom folgen.«* (»Wirtschaft feiert Steuerentscheid als Signal des Aufbruchs« FR 15. 07. 2000) Die Gurus der Wirtschaftsverbände redeten alle so. In ihrem Troß ihr Kollege Zwickel, der in der Steuerreform das »Signal für den Aufschwung« sah und energisch auf den Tisch haute: *»Wir erwarten, dass die Unternehmen nun den Konjunkturaufschwung und die Steuerreform für die Schaffung neuer Arbeitsplätze nutzen.«* (FR ebda.) Das haben sie ja nun auch getan. Solange der Konjunkturaufschwung noch dauerte, haben sie 37.000 Arbeitslose in (Teilzeit)arbeit gebracht. Das Bündnis für Arbeit war erfolgreich. Aber dann kam trotz der riesigen Gewinnsteuersenkungen die Krise. Und am Ende des ersten Jahres der Steuerreform, im Dezember 2001, sahen wir 155.000 mehr Arbeitslose als im Dezember 2000, dem Monat vor dem sehnsüchtig erwarteten Milliardensegen. Im Dezember 2002 hatten wir 400.000 Arbeitslose mehr als im Dezember 2000. Und gegenüber 2000 sogar um 40 Mrd. Euro niedrigere Gewinnsteuern.

Das Kapital sieht den Grund für die Krise darin, dass die Steuersenkungen zu gering waren. Der Bundesverband der Deutschen Industrie meint, *»die rotgrüne Steuerreform habe (...) die Belastung der Unternehmen nur marginal* (=geringfügig) *verringert.«* (FR 12. 07. 2002) Das Kapital nimmt 30 Mrd. Euro im Jahr kaum wahr. Es scheint auf dem letzten Loch zu pfeifen.

- sinkende Investitionen

»Wir brauchen eine mutige Steuerreform. Nur sie fördert Investitionen und sichert damit die Arbeitsplätze von heute und die Steuereinnahmen von morgen.« So der Verband der Chemischen Industrie in einer Anzeige. War die Reform nicht mutig genug?

Kanzler Schröder schrieb im Juli 1999 zur Begründung für die phantastischen Gewinnsteuersenkungen an die SPD-Mitglieder: *»Nur durch Steuerentlastung sind Investitionen möglich. Ohne Investitionen gibt es keine neuen Arbeitsplätze.«* (nach Hessische Lehrerzeitung 10/99, 18)

Die »mutige Steuerreform« brachte den Kapitalgesellschaften im Jahr 2001 et-

wa 25 Mrd. Euro höhere Einnahmen. Das muss einen beispiellosen »Investitionsboom« gegeben haben. Es war ein Boom, aber nach unten. Die Nettoinvestitionen (Bruttoinvestitionen minus Abschreibungen) der nicht-finanziellen Kapitalgesellschaften (Kapitalgesellschaften ohne Banken und Versicherungen) brachen im Jahr 2001 um fast 50 % ein. Von 71 Mrd. Euro vor der Steuerreform auf 37,9 Mrd. Euro nach der Steuerreform. Sie lagen noch unter den Werten der Krise von 1993. *»Die bisherigen Tiefstwerte seit Beginn der neunziger Jahre (wurden) … noch deutlich unterschritten.«* (DB Monatsbericht Juni 2002, 16 f.)
Was vom »Investitionsboom« übrigblieb, war nur die Feuchtigkeit der Seifenblase, als die er zerplatzte.
Die Schranke für Investitionen besteht eben nicht beim Staat, der das Kapital steuerlich zu stark schröpft, sondern beim Kapital, unter dessen Regie Investitionen zu einer Tendenz fallender Profitraten führen und sich damit selbst bremsen. (→ 2.12; → 2.2)
Die Wirtschaftsführer brauchen sich bei ihren voll hohlen Versprechungen über den Kampf gegen die Arbeitslosigkeit nicht hinter Schröder oder Eichel zu verstecken. Die CDU hat nach den Bundestagswahlen und dem Bruch der Wahlkampfversprechen durch die SPD das Motto ausgegeben: Halte, was du versprochen hast, oder du musst zurücktreten. Dass Merkel und Stoiber jemals den Rücktritt des Kapitals wegen »Investitionslügen«, »Steuerlügen«, »Arbeitslosigkeitslügen« oder zahllosen anderen »Lügen« gefordert hätten, ist bis heute nicht bekannt geworden.
Aber halt: die Kapitalgesellschaften haben doch investiert. Sie steckten die 25 Mrd. Euro vom Staat gespendete Körperschaftssteuer voll in den Ankauf von Wertpapieren. (DB Monatsbericht Juni 2002, 21) Aber auch wenn die Steuersenkungen zu höheren Investitionen in die Produktion geführt hätten: Die Krise hätte dadurch nicht verhindert werden können. Krisen werden ja gerade durch Investitionen vorbereitet. (→ 2.3) Denken wir nur an die staatlich subventionierte »Wiedervereinigungsblase«, die in der Krise 1993 platzte.

3.3152 | Sinkende Steuersätze – steigende Arbeitslosigkeit

Auch im Wirtschaftszyklus von 1991 bis 2000 ist keinerlei Zusammenhang zwischen sinkenden Körperschaftssteuersätzen und sinkenden Arbeitslosenzahlen zu erkennen. Im Jahr 1990 waren die Körperschaftssteuersätze noch 56 % (bzw. 36 %), im Jahr 2000 40 % bzw. 30 %. Die Arbeitslosenzahlen sind in diesem Zeitraum in Westdeutschland um 650.000 auf 2,53 Millionen gestiegen.
Als die Gewinnsteuersätze hoch waren, z. B. in den 60er und 70er Jahren, war die Arbeitslosigkeit niedrig. Jetzt, wo sie so niedrig sind wie nie, ist die Ar-

beitslosigkeit höher als in den vergangenen Jahrzehnten. Langfristig fallen die Steuersätze und die Arbeitslosigkeit — steigt.
Gewinnsteuersenkungen haben nicht die geringste Bedeutung für die Verringerung der Arbeitslosigkeit.

3.316 | Eins ist sicher: Weniger Gewinnsteuern – mehr Profit

Die fünf weisen Sachverständigen der Bundesregierung fassen zusammen: *»Je niedriger die Steuersätze, (...) desto beschäftigungsfreundlicher ist das Steuersystem.«* (Sachverständigenrat 2002, 226)
Was macht es schon, dass die Arbeitslosenzahlen steigen, je beschäftigungsfreundlicher das Steuersystem ist. Beschäftigungsfreundlichkeit ist ein Begriff, der mit realer Beschäftigung gar nichts zu tun hat. Er ist einfach nur eine verdummende Umschreibung für »Profitfreundlichkeit«. Steuersenkungen dienen ausschließlich der Erhöhung der Profite und damit auch der Anhebung der Nettoprofitraten (Profitraten nach Steuerzahlungen).
Erinnern wir uns an die Profitratenformel:

$$\text{Profitrate} = \frac{\text{Gewinn (A)}}{\text{Kapital für (Sachanlagen B + Lohnkosten C)}}$$

Wenn der Gewinn nach Steuern (der Nettoprofit) aufgrund der Gewinnsteuersenkungen steigt, steigt auch die betriebliche Nettoprofitrate. Das ist das einzig messbare Ergebnis der Steuerreformen. Sie dienen ausschließlich dazu, dem Fall der Profitraten entgegenzuwirken und die Verwertung des Kapitals zu verbessern. Und das ist bekanntlich die wichtigste Voraussetzung für die Bekämpfung der ... usw. usf.

3.317 | Langfristig fallende Profitraten – langfristig fallende Gewinnsteuern

Wir haben gesehen, dass mit dem Wachstum des investierten Kapitals die Bruttoprofitraten d. h. die Profitraten vor Steuerzahlungen fallen. (→ 2.12) Die Bruttoprofitraten der Unternehmen des Produzierenden Gewerbes sind im Zyklus 1991/2000 um etwa ein Drittel niedriger als im Zyklus 1980/1991. (→ 2.21, Tabelle 5)
Die um ein Drittel gefallene Gewinnsteuer«belastung« der Unternehmen des Produzierenden Gewerbes entspricht langfristig in etwa dem Fall ihrer Profitraten.

Nehmen wir an, dass die Profitraten von 1970 bis 2000 um die Hälfte gefallen sind. Das entspricht in etwa der Realität. (→ 2.21)

464 **Modellrechnung:**

Einfluß des Steuersatzes auf die Profitrate

	Profitrate *vor* Steuern **P1** in %	Steuersatz **S** in %	Profitrate *nach* Steuern **P2** in %
1970	12	50	6
2000	6	25	4,5
	– 50	**– 50**	**– 25**

Wenn der Prozentsatz der realen Besteuerung im selben Maße fällt wie die Profitraten, sinken die Nettoprofitraten langsamer als die Bruttoprofitraten. Die Senkung der Gewinnsteuern mildert den Fall der Nettoprofitraten ab. Tatsächlich sind die Nettoprofitraten des Produzierenden Gewerbes zwischen 1970 und 2000 nur halb so stark gefallen wie die Bruttoprofitraten.

Wenn die Profitraten fallen, muss das Kapital Druck in die Richtung ausüben, dass die realen Steuersätze ebenfalls fallen. Das geschieht vor allem durch die Senkung der Steuersätze, aber auch durch Veränderungen bei der Gewinnfestsetzung.

Je geringer die Profitraten sind, desto mehr sinken tendenziell also auch die Gewinnsteuersätze. Die Steuersätze stehen in direkten Verhältnis zu den Profitraten. Hohe Profitraten drücken sich tendenziell in hohen Steuersätzen und niedrige Profitraten tendenziell in niedrigen Steuersätzen aus. Letztere erklärt auch die unglaublichen Steuervergünstigungen, die es in Ostdeutschland gab.

Das Kapital kämpft dafür, dass die Gewinnsteuern schneller fallen, als das aufgrund der langfristigen Entwicklung der Profitraten erforderlich ist.

Gelingt ihm das, sind Gewinnsteuersenkungen zusätzliche Subventionen für die Nettoprofitraten des Kapitals. Genau das ist mit der Steuerreform der Fall. Dass die Gewinnsteuersenkungen der Anhebung der Profitraten dienen, bestätigte auch die Bundesbank. *»Erforderlich ist eine Doppelstrategie, die zum einen die Ergiebigkeit des Faktors Kapital durch den raschen Einsatz neuer Technologien stärkt und zum anderen die Perspektiven auskömmlicher Er-*

tragsmargen absichert. (...) Die beschlossene steuerliche Entlastung für die Körperschaften und für die Personengesellschaften fügt sich gut in dieses Bild ein.« (DB Monatsbericht Oktober 2000, 40)

Welchen Anteil die Gewinnsteuern an den Profiten haben, ist immer auch eine Frage des Kräfteverhältnisses zwischen Kapital und LohnarbeiterInnen. Es gibt kein ökonomisches Gesetz, das sich vollautomatisch durchsetzt. Alles wird durch menschliche Einwirkung beeinflusst.

Das Rührstück »Kampf gegen die Arbeitslosigkeit« mit Hilfe von Gewinnsteuersenkungen dient dazu, das versteinerte Herz der LohnarbeiterInnen zu erweichen. Gelingt es, die LohnarbeiterInnen mit Hilfe von wilden Versprechungen und mit Hilfe der DGB-Spitzen ruhig zu stellen, können die Gewinnsteuern noch tiefer gesenkt werden. Die LohnarbeiterInnen zahlen das letztlich, weil die staatlichen Ausgaben, die ihnen nützen, zusammengestrichen werden.

Je stärker die LohnarbeiterInnen sind, desto eher können sie ihre Bedürfnisse zur Geltung bringen und den Fall der Gewinnsteuern aufhalten. Fallen die Gewinnsteuern langsamer als die Profitraten fallen, hat der Staat einen größeren Spielraum, auch die Bedürfnisse von LohnarbeiterInnen zu befriedigen, die diese einfordern.

Wie immer aber die Kräfteverhältnisse sind: die Gewinnsteuern können kein völlig selbständiges Leben neben der Kapitalverwertung führen, aus der sie entspringen. Sie sind langfristig in sie eingebunden. Im langfristigen Fall der Gewinnsteuersätze spiegelt sich der langfristige Fall der Profitraten.

Wenn in jeder Krise der Ruf nach Steuererleichterungen ertönt, um die Wirtschaft anzukurbeln, geht es in Wirklichkeit um den Kampf gegen den Fall der Renditen. Krisen können aber weder durch Gewinnsteuersenkungen verhindert noch durch sie bekämpft werden.

3.318 | Sinkende Steuersätze – steigende Arbeitslosigkeit: beides Wirkungen steigender Produktivität

Langfristig fallende Gewinnsteuerbelastung und langfristig steigende Arbeitslosigkeit stehen in einem inneren Zusammenhang. Sie sind zwei Seiten einer Medaille. Sie sind beide nur Wirkungen steigender Produktivität unter den Bedingungen der Kapitalverwertung.

Steigende Produktivität führt einerseits dazu, dass das investierte Kapital schneller wachsen muss als die Gewinne, dass also die Profitraten tendenziell fallen. (→ 2.12)

Steigende Produktivität führt andererseits dazu, dass die Nachfrage nach Arbeitskräften abnimmt und immer mehr Arbeitskräfte überflüssig werden. (→ 2.1) Das Instrument der Gewinnsteuersenkungen ist deswegen bei der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit ähnlich erfolgreich, wie Beinamputationen gegen Lungenentzündung.

Das Kapital wird vom Fall der Profitraten erdrosselt, den es durch steigende Produktivität selbst hervorruft. Das wichtigste Mittel, dem entgegenzuwirken, besteht aber dennoch darin, die Produktivität weiter zu steigern. Die Produktivität kann z. B. durch den Aufkauf von Konkurrenten schneller gesteigert werden.

Die gewaltigen Gewinnsteuersenkungen dienen zu einem bedeutenden Teil dazu, den Kapitalgesellschaften aus gesellschaftlichen Mitteln das Kapital zur Verfügung zu stellen, mit dem sie andere Privateigentümer gegen Entschädigung enteignen, d. h. aufkaufen können. (→ 3.44)

Die LohnarbeiterInnen bezahlen dafür mit der Verschlechterung aller »Dienstleistungen«, die ihnen der Staat bisher zur Verfügung gestellt hat, von Schulen bis zu Sporteinrichtungen.

3.3191 | Steuerreform – aber anders

»Wir wollen uns jederzeit (...) daran messen lassen, in welchem Maße wir zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit beitragen. Die Steuerreform (...) ist dazu ein erster Schritt.« So Schröder in seiner Regierungserklärung 1998.

Mehr als vier Jahre sind vergangen. Die Steuerreform hat nichts zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit beigetragen. Und sie hat die öffentlichen Finanzen in eine noch tiefere Krise gestürzt.

Sie muss rückgängig gemacht werden. Die Körperschaftssteuersätze müssen wieder auf das alte Niveau von 45 % angehoben werden. Ausgeschüttete Gewinne müssen voll mit dem persönlichen Einkommensatz versteuert werden. Allerdings wäre damit noch kein Ausgleich dafür geschaffen, dass das Kapital die ganze Gesellschaft dafür aufkommen lässt, dass es immer mehr Arbeitskräfte überflüssig macht. Diejenigen, die die Kosten verursachen, sollen auch dafür zahlen.

Bei Umweltschäden rückt langsam ins Bewusstsein, dass die Folgen des Raubbaus an der Natur von denen bezahlt werden müssen, die ihn betreiben. Wenn das Kapital Raubbau an der menschlichen Natur betreibt, in dem es Menschen arbeitslos macht, muss ihm auch hier die Rechnung dafür aufgemacht werden. Immer mehr wird an die Eigenverantwortung der Menschen appelliert. Wenn sie skifahren, rauchen, sich die Zähne nicht putzen, sollen sie für die Folgen selbst aufkommen. Das Kapital dagegen kann Millionen Menschen in Bitt-

steller verwandeln, die um Arbeitsplätze betteln, ohne für die gesellschaftsschädlichen Folgen aufkommen zu müssen.
Denkbar wäre daher ein Zuschlag zur Körperschaftssteuer, der mit dem Umfang der Arbeitslosigkeit steigt. Dieser Zuschlag könnte es z. B. erforderlich machen, den Körperschaftssteuersatz wieder auf das Niveau der 80er Jahre, auf 53% anzuheben.

3.3192 | Steuerprogression beibehalten

Die LohnarbeiterInnen haben ein Interesse an der Beibehaltung der Steuerprogression mit dem Spitzensteuersatz von 53%. Es macht keinen Sinn, die Bildung von Kapitalüberschüssen in privater Hand staatlich zu fördern.
Wenn das Existenzminimum nicht besteuert wird, beginnt die Steuerprogression erst erheblich später als jetzt. (→ 3.35) Die Anhebung des steuerlichen Existenzminimums wäre dann die einzige Möglichkeit für die Reichen, ihre Steuerlast zu vermindern.
Kursgewinne aus Wertpapierverkäufen müssen der vollen Einkommensteuerpflicht unterliegen und nicht pauschal mit 15% abgegolten werden.

3.3193 | Versteckte Profite auflösen

Das Kapital kann mit Bilanztricks Milliarden an Gewinnen der Besteuerung entziehen und als kostenlose Steuerkredite für Firmenübernahmen und andere Zwecke verwenden.
»Wichtigstes Instrument zur steuerwirksamen Gewinnverminderung der Unternehmen sind die steuerfreien Rückstellungen (...)«[2]
Die Rückstellungen hatten 1999 die sagenhafte Höhe von 778 Mrd. DM erreicht, wovon 636 Mrd. DM auf die Kapitalgesellschaften entfielen. Die Rückstellungen der Kapitalgesellschaften sind höher als das Kapital, das sie in Sachanlagen investiert haben!![3]

BEISPIEL:
Die Stromkonzerne verfügen über Rückstellungen von 30 Mrd. Euro. Diese sollen dazu dienen, irgendwann die Stilllegung und den Abbau der Atomanlagen zu finanzieren. Experten gehen davon aus, dass die tatsächlichen Kosten dafür nur einen Bruchteil der Rückstellungen erfordern würden. (Michael Gassmann, Kassenschluss im Kernkraftwerk, FTD 13.01.2003, 25)

Rückstellungen sind zinsfreie Steuerkredite, die die Konzerne frei verwenden können. Sie müssen weitgehend aufgelöst werden.
328 Mrd. DM der 778 Mrd. DM für Rückstellungen entfielen auf Pensionsrückstellungen. Davon wiederum 85% auf die Kapitalgesellschaften. Da die laufenden Pensionen aus

2 Stefan Welzk in: Herbert Schui, Eckart Spoo, Geld ist genug da, Heilbronn 1996, 32 ff.
3 Deutsche Bundesbank, Erträge und Finanzierungsverhältnisse deutscher Unternehmen nach Rechtsformen, Monatsbericht Dezember 2001, 66

den laufenden Erträgen gezahlt werden, ist eine erhebliche Reduzierung der Rückstellungen möglich.
Während die Kommunen nicht selten Gehälter bzw. Sozialhilfe nur mit kurzfristig aufgenommenen Kassenkrediten zahlen können, sitzen die Kapitalgesellschaften auf fetten Rückstellungen, die sie als Kriegskasse nutzen, um andere Eigentümer aufzukaufen.

3.3194 | Vermögenssteuer wieder einführen

Da die Staatshaushalte sich in einer durch das Kapital verursachten Krise befinden, sollten diejenigen stärker herangezogen werden, die was haben und nicht die, die nichts oder wenig haben. *»Vor allem bei der Arbeitslosenhilfe nehmen wir den Leuten richtig Geld weg«*, prahlte Finanzminister Eichel. (Handelsblatt 21. 11. 2002) Wer so viel hat wie die Bezieher von Arbeitslosenhilfe, dem kann man einen Teil seiner Bezüge wegnehmen. In der Verfolgung ihres Herzensanliegens, der sozialen Gerechtigkeit, hat die Bundesregierung auch 50% des Geld»vermögens« der BezieherInnen von Arbeitslosenhilfer »weggesteuert«. Vermögenssteuer bei den Reichen – das geht nicht, sie sind zu arm. Das geht nur bei den Armen, denn sie sind zu reich.
Die Vermögenssteuer für die Reichen muss wieder eingeführt und ausgebaut werden. Schätzungen besagen, dass bei hohen Freibeträgen z. B. von 500.000 Euro und einem Steuersatz von 1 oder 2% zwischen 10 und 15 Mrd. Euro an Vermögensteuer eingenommen werden könnten. (Memorandum 2000, 251)

3.3195 | Volle Umsatzsteuer auf den Verkauf von Aktien erheben

Es ist nicht einzusehen, dass auf Grundnahrungsmittel wie Brot, Milch, Käse usw. Mehrwertsteuer erhoben wird, während z. B. der Verkauf von Aktien frei von Mehrwertsteuer ist und der Handel mit Immobilien nahezu befreit ist. Wenn auf alle Wertpapierverkäufe eine Börsenumsatzsteuer von nur 1% eingeführt wäre, wie sie in Großbritannien existiert, wären selbst im Jahr 2001, als eine Aktienflaute herrschte, noch 6–7 Mrd. Euro angefallen. (eigene Umrechnung nach Michael Schlecht, Mit ruhiger Hand energisch gegensteuern, FR 17. 11. 2001, 16) Es ist aber nicht einzusehen, dass der Kauf von Aktien mit geringeren Umsatzsteuern belegt wird als der Kauf von Brot.

»Dass die Konjunktur nicht in die Gänge kommt, hat einen simplen Grund: Es mangelt an Nachfrage. (...) In einer solchen Situation hat normalerweise der Staat einzuspringen. Der Finanzminister muss mehr Geld in die Hand nehmen, um die Nachfragelücke zu schließen, (...) die Geldpolitik ist aufgerufen, für günstigere Finanzierungsbedingungen zu sorgen.« (FR 23. 08. 2002, 9)

Tatsächlich nehmen die Finanzminister mehr Geld in Hand. Im Jahr 2002 hat die Staatsverschuldung erheblich zugenommen. Denn bei Bund, Ländern und Gemeinden fehlten über 70 Mrd. Euro, um die Ausgaben zu decken. Der Finanzminister nimmt mehr Geld aber nicht in die Hand, um die Konjunktur mit kluger Finanzpolitik planvoll anzukurbeln. Ihm brechen vielmehr die Einnahmen schlagartig weg, während ihm die Ausgaben davonlaufen. Die Arbeitslosenzahlen sind 2002 trotz sprunghaft gestiegener Staatsverschuldung gestiegen. Die steigenden Staatsschulden dienen nicht dazu, die Nachfragelücke zu schließen und irgendetwas anzukurbeln. Sie fangen mühselig die Folgen einer sich herunterkurbelnden Wirtschaft ab.

Das Chaos wird als Mittel einer klugen Konjunktursteuerung ausgegeben. Schließlich hat man ja die Dinge im Griff, auf dem sinkenden Schiff. Kreditaufnahme ist kein Mittel, langfristig die »Arbeitslosigkeit zu bekämpfen«. Im Gegenteil, der Tribut, den die Gläubiger für ihre freundliche Kreditvergabe fordern, erstickt die Staatsfinanzen immer mehr .

3.321 | Staatsverschuldung – Ergebnis der Kapitalverwertung

Wir haben gesehen, dass die Profitraten mit dem Fortschritt der Produktivität langfristig gefallen sind. Die Gewinnsteuersenkungen folgten im Wesentlichen dieser Entwicklung und rissen gewaltige Löcher in die Staatseinnahmen.

Würden die Gewinne so besteuert wie z. B. noch 1980, hätte der Staat viele, viele Milliarden an Mehreinnahmen.

Wären im Aufschwungjahr 2000 die Gewinne so besteuert worden wie noch im Aufschwungjahr 1980, wären 136,6 Mrd. Euro in den Kassen gewesen statt 88,1 Mrd. Die Neuverschuldung von 30 Mrd. Euro samt der zusätzlichen Zinszahlungen hätte man sich sparen können.

Tabelle 13
Steuersatz auf Gewinne

++++++	Unternehmens- und Vermögenseinkommen Selbständige und Kapitalgesellschaften (in Milliarden Euro)	Gewinn- und Vermögenssteuern • (in Milliarden Euro)	Steuersatz (in %)
1980	146,3	48,85	33,3 %
1991 (D)	321,1	67,3	21,0 %
2000	410,3	88,1	21,7 %
2001	410,9	63,0	15,3 %

• Körperschaftssteuer, veranlagte Einkommenssteuer, Gewerbesteuer, Kapitalertragssteuer und Vermögenssteuer
(Quellen: Gewinne: Sachverständigenrat 2002/03, 423; Steuern: Monatsberichte der Deutschen Bundesbank, zuletzt 01/2003, 5)

Die relativ zu den Gewinnen gesunkenen Steuern führten also zu Einnahmeausfällen. Die Einnahmeausfälle wiederum trugen zu den Haushaltsdefiziten bei und diese wiederum wurden mit neuen Schulden ausgeglichen.
Die gestiegene Produktivität, eingesperrt in die Profitlogik der Kapitalverwertung, führt nicht nur zu einem Druck auf die Einnahmen des Staates, sondern zwingt ihm auch höhere Ausgaben auf.
Das Kapital macht immer mehr Arbeitskräfte überflüssig. Diese zahlen keine Lohnsteuern mehr, verursachen aber höhere »Kosten«. Die Armee der Überflüssigen zwingt dem Bund enorme Zuschüsse zu den Sozialversicherungen auf. Die Zuweisungen an die Sozialversicherungen steigerten sich allein in den Alten Bundesländern von 1980 rd. 36,5 Mrd. DM über 1991 rd. 66,5 Mrd. DM auf 122 Mrd.DM im Jahr 2000. In Gesamtdeutschland von 83,3 Mrd. im Jahr 1991 auf 165 Mrd. im Jahr 2000. (BMA 2002, 51, 59, 71)
Darin sind die Zahlungen des Bundes für Arbeitslosenhilfe enthalten. Der Bund gab 1980 noch 1,9 Mrd. DM für Arbeitslosenhilfeempfänger aus, d. h. Arbeitslose, die länger als ein Jahr arbeitslos sind. Im Jahr 2000 waren es schon 25,7 Mrd. DM. (Statistisches Taschenbuch 2002, Tab. 8.14) 1980 gaben die Gemeinden kaum Sozialhilfe für Arbeitslose aus. Im Jahr 2000 waren es dagegen einige Milliarden.
Die Schere zwischen Steuereinnahmen, die im Gefolge fallender Profitraten relativ sinken, und höheren Ausgaben für diejenigen, die das Kapital nicht

mehr braucht, öffnet sich in der Tendenz immer mehr. Sie führt dazu, dass die Einnahmen des Staates in der Regel die Ausgaben nicht decken.
Bund, Länder und Gemeinden können nicht einfach die Zahlungen von Gehältern für LehrerInnen, Polizisten oder Standesbeamte einstellen. Sie können nicht plötzlich gesetzlich zustehende Leistungen streichen usw. Die Haushaltslöcher müssen also mit Krediten gestopft werden, wenn es sich trotz Sozialabbau und Personalabbau nicht mehr vermeiden lässt. Die wachsende Staatsverschuldung ist ein Puffer, der verhindert, dass die Ergebnisse der Kapitalverwertung unmittelbar auf alle Bereiche durchschlagen. (ausführlich zu den Ursachen der Staatsverschuldung: Rainer Roth, Das Kartenhaus, Ökonomie und Staatsfinanzen in Deutschland, Frankfurt 1999)
Wirtschaftskrisen beschleunigen die Staatsverschuldung. Hier öffnet sich die Schere zwischen Einnahmen und Ausgaben am Weitesten. Hier zeigt sich am Deutlichsten, dass die Krise der Staatsfinanzen eine Folge der Krise des Wirtschaftssystems als Ganzem ist. (zu den Ursachen von Krisen → 2.3)
Wachsende Staatsverschuldung und wachsende Arbeitslosigkeit spiegeln beide die Krise der Kapitalverwertung wieder, die sich mit wachsender Produktivität vertieft. Wachsende Staatsverschuldung ist im wesentlichen Folge wachsender Arbeitslosigkeit und nicht Mittel, diese zu bekämpfen.

3.322 | Schuldendienst frisst Staat auf

Seit dem Ausbruch der Weltwirtschaftskrise 1975 steigen die Staatsschulden sprunghaft an. Im Jahr 1970 gab es erst 63 Mrd. Euro Schulden. Im Jahr 1980 schon 237 Mrd. Euro. 2000 waren es 1.211 Mrd. Euro und bis September 2002 dann 1.270 Mrd. Euro. Staatsschulden, einmal aufgenommen, führen ein Eigenleben. Die Gläubiger verlangen für die ausgeliehenen Gelder Zinsen.
Und sie verlangen natürlich ihr Geld zurück. Die Schulden müssen getilgt, d. h. zurückgezahlt werden.
Im Jahr 2000 wurden 206 Mrd. Euro an neuen Krediten aufgenommen. Kredite im Umfang von 176 Mrd. Euro wurden getilgt. (Statistisches Jahrbuch 2002, 516f.) Der Staat zahlt die Schulden zurück, in dem er neue Kredite aufnimmt. Das macht er Jahr für Jahr. Die Schulden werden nur umgeschichtet, nicht zurückgezahlt.
Die Differenz zwischen Tilgung der Schulden und Kreditaufnahme wird als »Neuverschuldung« oder als Nettokreditaufnahme bezeichnet (Bruttokreditaufnahme minus Tilgung = Nettokreditaufnahme).
Die Höhe der Schuldzinsen entspricht im Großen und Ganzen ebenfalls der Neuverschuldung. *»Mit den Krediten von heute begleicht der Staat immer nur*

die Zinsen von gestern (...)« (Manfred Overhaus, ehemaliger Staatssekretär im Bundesfinanzministerium, in DIE ZEIT 14. 01. 1999) Die Summe der Neuverschuldung belief sich zwischen 1980 und 2000 auf 1.900 Mrd. DM. Die in dieser Zeit gezahlten Zinsen dagegen machten 2.075 Milliarden DM aus. Dieter Meyer, ein pensionierter Ministerialrat aus Niedersachsen, zieht daraus den richtigen Schluss: *»Die staatliche Kreditfinanzierung wird faktisch nicht mehr für Investitionen eingesetzt. Sie dient nur noch der Finanzierung des (...) Schuldendienstes* (Zins- und Tilgungsausgaben). *Die Staatsverschuldung nährt sich selbst und ist damit zum sinnlosen und gefährlichen Selbstzweck entartet.«* (vgl. www.staatsverschuldung-online.de; auch Klartext, Sparen für wen? Frankfurt 2000)

Allerdings nährt sich die Staatsverschuldung nicht vor allem von selbst. Sie hat ihre wichtigsten Quellen außerhalb des Staates in der Logik der Kapitalverwertung.

Die Verwertungsschwierigkeiten des Gesamtkapitals reißen die Staatsfinanzen in ihren Strudel. Und der Schuldendienst für die aufgenommenen Kredite frisst gleichzeitig wie ein Krebsgeschwür einen langfristig wachsenden Teil der Staatseinnahmen weg.

Die Zinsausgaben machten im Jahr 2000 schon 14,8% des Bundeshaushaltes aus. 1991 waren es noch 9,7% und 1980 nur 6,4%. (eigene Berechnung nach Sachverständigenrat 2001, 410) Die Zinslast steigt, obwohl die Zinssätze für Anleihen der öffentlichen Hand im Jahr 2000 erheblich niedriger waren als 1991 oder 1980.

Zu den Zinsen kommen aber noch die Tilgungen. Der Bund hatte im Jahr 2000 mit 219 Mrd. Euro außergewöhnlich hohe Steuereinnahmen. Der Schuldendienst verschlang in diesem Jahr 39,2 Mrd. Euro an Zinsen und 125 Mrd. Euro für Tilgungen. (Statistisches Jahrbuch 2002, 496, 517) Drei Viertel der Steuereinnahmen des Bundes gingen für den Schuldendienst drauf.

Im Jahr 2001 wurde die Lage dramatisch. 92% der Steuereinnahmen des Bundes mussten für Zinsen und Tilgung verwendet werden. (Sachverständigenrat 2002, 145, 153)

3.323 | Staatsschulden abbauen?

Die Lage ist kritisch. Sie erzeugt vor allem beim Bund den Zwang, die Gesamtverschuldung unbedingt zu reduzieren. Denn wachsende Staatsschulden stellen weitere Gewinnsteuersenkungen für das Gesamtkapital in Frage. In den mit Eurozeichen verklebten Augen des Kapitals *»ermöglichen niedrigere Staatsschulden Steuersenkungen in der Zukunft.«* (Sachverständigenrat 2002, 230) Weil Schuldenabbau Profitsteigerungen vorbereiten würde, stärkt er vom

Standpunkt des Kapitals aus natürlich die »Wachstumskräfte«. Deshalb hält Finanzminister Eichel hartnäckig an dem fest, was er schon 1999 sagte: *»Der jahrzehntelange Trend zu immer höherer Staatsverschuldung wird gestoppt.«* (FR 22.06.1999, S.5) Es sei denn, die stürmische See des chaotischen Kapitalismus wirft den heroischen Steuermann auf der Nußschale des Finanzministeriums von der Kommandobrücke.

3.324 | Streichung von Schulden – Schuldenerlass

Staatsschulden erzeugen Zinsansprüche auf einen wachsenden Teil der Steuereinnahmen. In den Aufschwungsjahren 1980, 1991 und 2000 machten die Zinszahlungen 26,3%, 36% bzw. 49,8% der Lohnsteuereinnahmen aus. Die Hälfte der Lohnsteuer, die die LohnarbeiterInnen zahlten, fließt heute in die Taschen der Gläubiger. Der Anteil hat sich in zwanzig Jahren verdoppelt. Bevor aus Lohnsteuern irgendetwas an die LohnarbeiterInnen zurückfließen kann, halten die Gläubiger die Hand auf. Eichel selbst bezeichnete die Staatsverschuldung als *»das unsozialste Umverteilungsprogramm«*. (FR 24.11.1999)

Anders gerechnet. 1991 flossen noch drei Viertel der Gewinnsteuern (veranlagte Einkommensteuer, Körperschaftsteuer und Gewerbesteuer) an die Banken und andere Kapitalanleger als Zinsen wieder zurück. Im Jahr 2000 flossen die Gewinnsteuern in voller Hohe wieder an die Kapitalanleger zurück. Das Kapital zahlt also nur Steuern, um sie wieder an sich zurückzuzahlen.

Die Schulden werden zwar noch eifrig bedient, mit neuen Schulden. Sie können aber niemals wieder zurückgezahlt werden. Nicht aus den Steuereinnahmen, die das Kapital so energisch senkt. Nicht aus dem Staatsvermögen, das so energisch verscherbelt wird. (vgl. Klartext, Sparen für wen? Frankfurt 2000; www.klartext-info.de)

Deutschland ist überschuldet. Überschuldung liegt vor, wenn Kredite nicht mehr zurückgezahlt werden können. Wenn eine Privatperson überschuldet ist, müssen Schulden gestrichen werden. Wenn ein Unternehmen überschuldet ist, haben die Gläubiger Pech gehabt. Doch wenn der Staat überschuldet ist, sollen die LohnarbeiterInnen haften, bis sie nicht mehr können? Auch wenn sie die Schulden gar nicht aufgenommen haben? Auch hier müssen Schulden gestrichen werden. Warum sollen die LohnarbeiterInnen für die Krise der Staatsfinanzen aufkommen, die nicht sie verursacht haben, sondern das Kapital?

Jedes Prozent Zinsen macht 12,2 Mrd. Euro aus. Diese Summe ist so hoch wie die gesamten Ausgaben aller öffentlichen Haushalte in Deutschland für Krankenhäuser und Wohnungsbau und für die Beförderung von SchülerInnen. Das alles wird für ein Prozent Zinsen durch den Schornstein von Kapitalanlegern gejagt.

Die Schuldenlast muss reduziert werden. Aber nicht auf dem Rücken der LohnarbeiterInnen, sondern auf dem Rücken der Gläubiger. Die Kredite an den Staat sind für sie überschüssiges Kapital. Wohnungen für LohnarbeiterInnen dagegen sind lebensnotwendig.

3.33 | Staatsquote unter 40% senken

Das Kapital strebt Schuldenabbau und weitere Gewinnsteuersenkungen gleichzeitig an, um Profite und Profitraten zu erhöhen. *»Wegen der geringen Dynamik unserer Wirtschaft und der schwierigen Lage auf dem Arbeitsmarkt ist eine weitere Senkung der Steuerlast geboten«*, schrieb das ehemalige Mitglied des Sachverständigenrats, Rolf Peffekoven in *Die Welt*. (01. 10. 2002) Damit baut sich immer mehr Druck auf die Ausgaben des Staates auf. Denn: *»Steuersenkungen verlangen Ausgabenkürzungen.«* (ebda.)

Das Interesse an Ausgabenkürzungen kommt in allgemeiner Form in der Formel »Senkung der Staatsquote« zum Ausdruck.

Die Staatsquote muss auf 40% gesenkt werden, forderte der Präsident des Bundesverbandes der Deutschen Industrie, Michael Rogowski im Juli 2002. (www.chancenfueralle.de) Superminister Clement hat auch nichts dagegen. Und die CDU/CSU zog sogar für eine Staatsquote unter 40% in den Wahlkampf.

Was ist mit dieser »Geheimsprache« gemeint? Mit Staatsquote wird der Anteil der Staatsausgaben am Bruttoinlandsprodukt bezeichnet. Im Jahr 2002 war die Staatsquote 48,6%. (Sachverständigenrat 2002, 228) Dieser Anteil sei im internationalen Vergleich zu hoch. Der Staat müsse sich zurückziehen, um der privaten Initiative endlich wieder mehr Raum zu lassen. *»Was not tut, ist eine grundsätzliche Revision der Staatstätigkeit mit dem Ziel, (...) Freiräume für private Aktivitäten zu eröffnen.«* (ebda.)

Der ehemalige BDI-Chef Henkel malte wegen der Staatsquote den »Neosozialismus« an die Wand. Demnach war Kohl der erste sozialistische Staatschef, den das Kapital jemals gestellt hat. 1996 war nämlich die Staatsquote auf über 50% gestiegen.

Um die Staatsquote unter 40% zu drücken, müsste der Staat rd. 200 Mrd. Euro weniger ausgeben. Er müsste 20% seiner jetzigen Ausgaben streichen. Das Jahr, an dem die Staatsquote das letzte Mal unter 40% lag, war 1970.

Aber Moment. Auch die Ausgaben der Sozialversicherung werden zu den Staatsausgaben gerechnet. Wieso eigentlich? Eben wurden die Sozialversicherungsbeiträge noch als »Lohnnebenkosten« bezeichnet. Seit wann sind Lohnkosten, die in der Wirtschaft anfallen, plötzlich Staatsausgaben? Warum rechnet man dann nicht gleich alle Lohnkosten zu den Staatsausgaben?

Sozialversicherungsbeiträge fließen nicht an den Staat, sondern an Krankenkassen, Rentenversicherungsträger und Arbeitsämter. Arbeitslosengeld, Arztkosten und Renten werden nicht vom Staat bezahlt. Die LohnarbeiterIn-

nen bezahlen sie sich selbst, über die entsprechenden Verwaltungen der Sozialversicherungen. Der Staat kann nicht direkt über die Gelder der Sozialversicherung verfügen, um z. B. Löcher irgendwo anders damit zu stopfen.

Nur die staatlichen Zuschüsse zur Sozialversicherung können also als Staatsausgaben gerechnet werden. Sie betrugen 2002 etwa 85 Mrd. Euro. Die Staatsausgaben lagen also 2002 nicht bei 1.025 Mrd. Euro, sondern nur bei 648 Milliarden Euro. (Sachverständigenrat 2002, 140 ff.)

Die Staatsquote lag also tatsächlich bei 30,7%, niedriger als die in den USA mit ihren 31%. Und – oh Wunder – sie ist nur unwesentlich höher als im Jahre 1972 mit 29,7%. Die um die Sozialversicherungsausgaben »bereinigte« Staatsquote pendelt seit mehr als 30 Jahren um die 30%. (Sachverständigenrat 2002, 440 f.)

Wo liegt also das Problem?

Die Sozialversicherungsquote (der Anteil der Sozialversicherungsausgaben am BIP) explodierte in der Krise 1975 und blieb seitdem bis 1991 relativ konstant. Von 1991 bis 2000 dagegen stieg sie sprunghaft an. Trotzdem ist die Gesamtquote (Staat und Sozialversicherung) im Jahr 2000 ungefähr gleich hoch wie die Quote von 1980. Wo liegt das Problem, wenn sich die Staatsquote, egal wie man sie betrachtet, seit fast dreißig Jahren nicht verändert hat?

Das wahre Problem ist, dass die Profitraten seitdem erheblich gefallen sind. Ohne die Droge Profitraten ist das Kapital nicht lebensfähig. Es ist deshalb süchtig nach neuem Stoff. Das Bedürfnis, die Profitraten zu befriedigen, zwingt das Kapital, die Staatsfinanzen und die Finanzen der Sozialversicherung für seine Zwecke aufzubrechen. Es muss Steuergelder und Gelder der Sozialversicherung möglichst weitgehend in Kapital verwandeln, um sich selbst am Leben zu erhalten.

Senkung der Staatsquote um 20% meint also einerseits die Senkung der »Lohnnebenkosten« um 20%. Die Ausgaben für Renten, Arbeitslose, Pflegebedürftige und Kranke sind nach Meinung des Kapitals und der Bundesregierung um 20% zu kürzen. (→ 3.24)

Senkung der Staatsquote um 20% meint auch die Senkung der Staatsausgaben um 20%, um Gewinnsteuersenkungen zu finanzieren und den Schuldenabbau. Das Kapital will die Sozialversicherung und den Staat in einen Steinbruch für die Beschaffung zusätzlichen Kapitals verwandeln. Mit Kampf gegen Arbeitslosigkeit hat das nichts zu tun.

Die Vertreter des Kapitals verkaufen den Abriss der Sozialversicherung und der Staatsausgaben als Kampf für die Freiheit. Staat und Sozialversicherung sollen sich nicht länger so massiv in die privaten Anlegenheiten der Bürger ein-

mischen. Sie sollen ihm keine Garantien mehr für Irgendwas ausstellen und die Bürger dadurch in eine sklavische Abhängigkeit stürzen. Die Bürger soll frei sein von sicheren Rentenansprüchen, von garantierter Gesundheitsversorgung, von den lästigen Sicherheiten, dass ihnen staatliche Einrichtungen einfach so zur Verfügung stehen.

Sie sollen Eigenverantwortung, Risiko- und Leistungsbereitschaft zeigen. Sie sollen also frei sein und sehen, wo sie bleiben.

Hauptsache, dass Kapital kann seine Profitraten mit frischen Geldern aus Sozialabbau und Gewinnsteuersenkungen aufbessern.

3.34 | Staatliche Investitionen?

478

3.341 | Öffentliche Investitionen ausbauen?

»Steuersenkungen verlangen Ausgabenkürzungen.« (Die Welt 01.10.2002) Das ist die Logik der Steuerreformen im Interesse des Kapitals. Das Kapital kassiert, die LohnarbeiterInnen und ihre Familien bezahlen. Nach mir die Sintflut, ist das Motto.

Die Folgen der Steuersenkungen sind am deutlichsten da zu spüren, wo die LohnarbeiterInnen leben und wohnen, in den Kommunen und Landkreisen. Alle ihre Möglichkeiten, ihr Leben zu gestalten, werden in den Strudel der Ausgabenkürzungen gerissen.

Ausgabenkürzungen sind Kürzungen beim Wohnungsbau, bei Schulen und Kindergärten, beim Sport, bei Kultur und Freizeitmöglichkeiten für Jugendliche, beim öffentlichen Nahverkehr und beim Straßenbau, bei der Gestaltung der Städte, bei Grünanlagen und Spielplätzen, bei Sozialen Diensten für Verschuldete, Wohnungslose, Drogenabhängige und Alte, bei Sozialen Beratungen usw. Lohnsenkungen und Sozialabbau verengen die Möglichkeiten, sich am gesellschaftlichen Leben zu beteiligen. Steuersenkungen im Interesse des Kapitals engen die Infrastruktur des gesellschaftlichen Lebens ein.

»Steuersenkungen verlangen Ausgabenkürzungen.« Das Kapital erfüllt sich dieses Ziel, indem es den Gemeinden einfach ruckartig den Boden der Steuereinnahmen unter den Füßen wegzieht und sie dadurch zwingt, auch beim Allernotwendigsten zu kürzen.

Die Lebensbedürfnisse der LohnarbeiterInnen sind für das Kapital nur »Ausgaben«. LohnarbeiterInnen sind Kostenfaktoren nicht nur da, wo sie arbeiten, sondern auch da, wo sie leben. Ihre Bedürfnisse sind nur eine Restgröße, wenn überhaupt.

3.3411 | Steuersenkungen statt Instandhaltung

»Ein großer Teil der öffentlichen Schulgebäude in Deutschland befindet sich in einem katastrophalen Zustand. Seit Jahren wird wegen der prekären (unsicheren) *Haushaltssituation nicht mehr ausreichend in die Sanierung der öffentlichen Gebäude investiert. Der Substanzverfall ist gigantisch.«* (FAZ 09.02.2001)

Beispiel:
In der Berkersheimer Grundschule in Frankfurt bauten Handwerker für 14.000 Euro eine neue Heizung ein. Spender waren Berkersheimer Bürger. Die Stadt hatte zunächst dafür kein Geld. (FR 30. 09. 2002)

Die Instandhaltung und Sanierung der Schulen bzw. der Infrastruktur ist Aufgabe der Kommunen. Das Deutsche Institut für Urbanistik (Difu) rechnete vor, dass die Kommunen von 2000 bis 2009 jährlich 43 Mrd. Euro investieren müssten, um Schulen, Straßen, Kanalisation, öffentliche Gebäude usw. nur instand zu halten und zu sanieren, d. h. die bisher getätigten Investitionen zu erhalten. (FR 14. 08. 2001) Für zusätzliche Investitionen wären nach Angaben des Difu weitere 25 Mrd. Euro jährlich notwendig.
Tatsächlich aber wurden in den Jahren 2000 und 2001 insgesamt nur jeweils 21 Mrd. Euro investiert, 2002 noch weniger. D. h. die bestehende Infrastruktur kann nicht einmal ansatzweise erhalten werden. Wenn neu investiert wird, werden Mittel abgezogen, mit denen die bestehende Substanz erhalten werden muss. Die kommunale Infrastruktur fault langsam vor sich hin.
Was bedeuten unter diesen Umständen »Ausgabenkürzungen«.
Jedes Schwimmbad, jedes Theater, jede Stadtteilbibliothek und jede Schule, die geschlossen wird, erlöst die Kommunen von der unerträglich gewordenen Last des Erhaltungsaufwandes. Jedes öffentliche Gebäude und jeder Nahverkehrsbetrieb, jeder Wohnungsbestand, der aus den Händen der Kommunen in die Hände von privaten »Investoren« übergeht, löst Erleichterung aus. Die Lebensmöglichkeiten der LohnarbeiterInnen aber werden ärmer.

3.3412 | Steuersenkungen statt niedriger Gebühren oder Gebührenfreiheit

Die Kommunen geben viel Geld aus und nehmen wenig Geld ein.
Kindergärten und Kinderkrippen kosteten z. B. die Stadt Frankfurt im Jahr 2001 265 Millionen Euro. Die Eltern aber zahlten nur 36 Millionen Euro an Kindergartengebühren. Der Kostendeckungsgrad war 13,6 %. Für Betriebswirte eine Katastrophe.
Die kommunalen Verkehrsbetriebe decken mit ihren Einnahmen ebenfalls nur einen Teil ihrer Kosten, z. B. nur 30 – 40 %.
Auch die Müllgebühren sind nicht hoch genug, um alle Kosten zu decken, die z. B. durch die munter aufgetürmten Überkapazitäten bei Müllverbrennungsanlagen entstehen.
Bibliotheken verschlingen mehr Geld, als sie einbringen, ebenso Schwimmbäder, Sporteinrichtungen und erst recht Theater, Museen und Opernhäuser, die nur 5 % ihrer Kosten einspielen. *»Die Gemeinden müssen sich in Zukunft*

genau überlegen, welche Leistungen sie (...) noch anbieten können. Bei Einrichtungen, die eine Kostendeckung über Gebührenanhebungen bzw. Entgelterhöhungen nicht erlauben, ist zu prüfen, ob man sie sich noch leisten kann.« So der ehemalige Präsident der Industrie- und Handelskammer Frankfurt, Herr Niethammer, stellvertretend für alle, die nicht auf die kommunale Infrastruktur angewiesen sind, abgesehen von Oper, Theater und Ballett. (IHK-Mitteilungen Frankfurt 1/96, 1)

Um Ausgaben zu senken und Steuersenkungen für das Kapital zu finanzieren, müssen die Gebühren erhöht werden. *»Damit rücken kostendeckende Gebühren in den Mittelpunkt der staatlichen Finanzierung, sie verdrängen die Steuern.«* (Walter Wittmann, Das globale Desaster, München 1995, 193)

Die öffentlichen Einrichtungen verwandeln sich zu diesem Zweck in »Dienstleistungsunternehmen«. Ihre Nutzer werden als Kunden betrachtet. Alle Ausgaben werden nach und nach den Nutzern als Kosten zugeordnet, damit man ihnen irgendwann die Rechnung präsentieren kann. Der Besuch eines Schwimmbades kostet im Durchschnitt 20 Euro, wieso werden nur 3 Euro als Eintrittspreis erhoben? Usw. usf. Am besten wäre es natürlich, wenn Schwimmbäder, Friedhöfe usw. zu Profit-Centern würden.

Kehrseite der Steuerreformen zugunsten des Kapitals sind Gebührenerhöhungen für alle öffentlichen Einrichtungen.

Wenn Müllgebühren erhöht werden, wenn Kindergartenbeiträge steigen, wenn die Preise für Straßenbahnen, U-Bahnen und Busse steigen, wenn für das Ausstellen einer Bescheinung, eines Passes usw. Gebühren erhoben werden, bekommen die Menschen die Folgen der Kapitalverwertung und ihrer staatlichen Förderung zu spüren.

Aus der Sicht des Kapitals produzieren Einrichtungen, die die Kosten nicht decken, Verluste. Die Kommunen können Einrichtungen, die die Kosten nicht einspielen, aufgrund der Gewinnsteuersenkungen weniger tragen als jemals zuvor. Die »Verluste« müssen auf die LohnarbeiterInnen abgewälzt werden.

Die Steuerreform im Interesse des Kapitals führt auf dem Umweg über Gebührenerhöhungen letztlich zu realen Lohnsenkungen.

Die Umwandlung öffentlicher Einrichtungen und Unternehmen in Dienstleistungsunternehmen, die möglichst kostendeckend arbeiten sollen, führt auch zur Schließung von Einrichtungen. Wenn Schwimmbäder, Theater, Bibliotheken und Jugendhäuser geschlossen werden, schafft das chronische Verlustquellen aus der Welt.

Jede Stilllegung einer Bahnlinie, die Kosten frisst, jede Ausdünnung der Taktzeiten von Bussen und Bahnen, macht es den Kommunen möglich, ihre

Verluste zu reduzieren und damit die Steuersenkungen für das Kapital zu finanzieren.

3.3413 | Steuersenkungen statt »Bürgernähe«

Der größte Ausgabeposten entfällt auf das Personal. Bei den Kommunen sind es rd. 27%, bei den Ländern sogar 37%. Jedem Personalchef eines Konzerns stehen die Haare zu Berge. Kann man die Aufgaben nicht mit einer schlankeren Verwaltung und einer geringeren Personalbesetzung erledigen, wie es auch die »freie Wirtschaft« kann?

In diesem Sinne werden Stellen gestrichen, aber nicht mehr besetzt. Die Restbelegschaften übernehmen die Arbeit mit. *»Wir haben die Leistungszulage entwickelt. (...) Drei Leute arbeiten, einer scheidet aus und die beiden übrigen können entscheiden, ob sie dessen Arbeit mitmachen. Machen sie das, bekommen sie bis zu 30% der eingesparten Personalkosten.«* (Gerhard Grandke, OB Offenbach, FR 02. 05. 2002, 24) 50% mehr arbeiten für 15% mehr Geld.

Mit Wiederbesetzungssperren kann man das auch billiger machen. Einer geht und die anderen machen die Arbeit mit, ohne dass sie mehr Geld bekommen. Man kann Ämter oder Abteilungen zusammenlegen und dadurch die Arbeit anreichern und verdichten. Man kann Vollzeitkräfte durch Teilzeitkräfte oder Honorarkräfte ersetzen.

Die Steuersenkungen spiegeln sich darin wieder, dass an den Schulen Stunden ausfallen und es ständigen Lehrerwechsel gibt. Die Steuersenkungen spiegeln sich in höheren Gruppenstärken in den Kindergärten wieder. Und darin, dass Einrichtungen oder Verwaltungsstellen zeitweise schließen, weil Personal fehlt.

Sie spiegeln sich darin wieder, dass Anträge überall immer schleppender bearbeitet werden, wenn überhaupt. Sie spiegeln sich darin wieder, dass Verwaltungsangestellte nicht ans Telefon gehen oder die Wartezeiten länger werden.

Zweifellos kann man Verwaltungs- bzw. Arbeitsvorgänge vereinfachen und es geschieht auch. Aber der Druck auf die Senkung der Personalkosten hat das Ergebnis, dass die Qualität der Leistungen tendenziell abnimmt und die Beschäftigten wegen Überlastung an Motivation einbüßen. Erst recht dann, wenn sie immer weniger Zeit für ihre Arbeit haben und immer mehr Zeit darauf verwenden müssen, ihre Existenzberechtigung nachzuweisen.

Insgesamt baut der Staat Arbeitsplätze in rasanten Tempo ab. Die Gemeinden hatten 1991 noch 1,59 Millionen Vollzeitbeschäftigte. Im Jahr 2001 waren es noch 978.000. In zehn Jahren 40% weniger Vollzeitbeschäftigte. Wie kann man da von wachsender Bürgernähe reden? Die Zahl der Teilzeitbeschäftig-

ten dagegen wurde dafür von 406.000 auf 491.000 aufgestockt. (Statistisches Jahrbuch 2002, 526)

In den gesunkenen Zahlen spiegelt sich auch die Privatisierung von kommunalen Betrieben wieder, deren Beschäftigte dann natürlich nicht mehr auf den Gehaltslisten der Kommunen erscheinen.

Jeder Beschäftigte, der eingespart werden oder an private Unternehmen rübergeschoben werden kann, erleichtert den Kommunen die große Aufgabe, die Ausgaben zu senken, um die Unternehmen steuerlich zu entlasten. Und das ist letztlich auch mit »Bürgernähe« gemeint. Ein Staat, der Ausgaben senkt, um Gewinnsteuern zu senken, ist den reichen Bürgern einfach näher.

»Wenn man Wachstum und Beschäftigung fördern will, muss man die Staatsausgabenquote zurückführen, d. h. die Staatsausgaben reduzieren.« (Sachverständigenrat 2002, 229) Umgekehrt, wenn man die Arbeitslosigkeit steigern und die Profitraten des Kapitals fördern will, dann muss man die Staatsausgaben weiter zurückführen. Und daran arbeiten die Sachverständigen aller regierenden Parteien ununterbrochen.

Nach der Steuerschätzung vom Mai 2002 werden die Kommunen aufgrund der Steuerreform im Jahr 2005 12 Mrd. Euro weniger Steuereinnahmen haben als im Jahr 2000. (Manfred Busch, So wird die Amerikanisierung unserer Gesellschaft vorprogrammiert, FR 01. 08. 2002, 7) Wie kann man mit Steuereinnahmen, die um fast 25 % geringer sind, das gegenwärtige Niveau der kommunalen Leistungen aufrechterhalten? Es ist unmöglich. Die planmäßige Talfahrt setzt sich also fort. Die Oberbürgermeister und Repräsentanten des Deutschen Städtetags und die Vertreter von Bund und Ländern beklagen wortreich ihre Lage. Aber sie akzeptieren im Großen und Ganzen die massive Entlastung des Kapitals durch die Steuerreform und fordern sogar weitere Entlastungen, d. h. weitere Steuerausfälle.

Sie streiten sich jedoch untereinander heftig über die Verteilung der Steuern, die das Kapital übriglässt. Das Problem ist aber weniger die Verteilung der Steuereinnahmen als die Höhe der Gewinnsteuereinnahmen selbst.

3.3414 | Steuersenkungen statt Sozialleistungen

Alle Staatsvertreter gemeinsam machen aber eine Bedrohung aus, die noch viel größer ist als die sinkenden Einnahmen aus Gewinnsteuern. *»Das Kernproblem für die Finanzausstattung der Kommunen ist die seit Jahren anhaltende Massenarbeitslosigkeit und ihre gravierenden Folgen für die Kommunen als Sozialhilfeträger.«* So der ehemalige Ministerpräsident von Niedersachsen, Sigmar Gabriel. (FR 01.08. 2002, 7) *»Die Städte brauchen sowohl stabilere Einnahmen* (die vom Bund zu holen wären) *als auch eine deutliche Entlastung bei den Sozialausgaben«*, sagte Monika Kuban, die stellvertretende

Hauptgeschäftsführerin des Deutschen Städtetags im August 2002.

Was soll »deutliche Entlastung« heißen? Der Hauptposten der kommunalen Sozialausgaben ist die Sozialhilfe. Die Hilfe zum Lebensunterhalt, die etwa zur Hälfte an Arbeitslose fließt, macht etwa 40% der Sozialhilfe aus. Der größte Teil der Sozialhilfe entfällt auf Hilfen in besonderen Lebenslagen wie Hilfen für Behinderte und Pflegebedürftige.

Die Ausgaben der Hilfe zum Lebensunterhalt wurden 1997 zu etwa 13% durch Einnahmen gedeckt. (Statistisches Bundesamt 1999, 13) Unterstellen wir diesen Prozentsatz für alle Jahre von 1991 bis 2000. Dann betrugen die Nettoausgaben der Hilfe zum Lebensunterhalt 1991 6,35 Mrd. Euro und im Jahr 2000 8,52 Mrd. Euro.

Pro HLU-Empfänger wurden 1991 3.120 Euro jährlich ausgegeben, im Jahr 2000 waren es 3.162 Euro. Von einer Kostenexplosion kann da wirklich nicht die Rede sein. Die Ausgaben blieben gleich, obwohl sich die durchschnittliche Bezugsdauer verlängert hat. 1994 wurde die Bezugsdauer zum ersten Mal erfasst. 1994 war sie 25,5 Monate. Im Jahr 2000 jedoch 31 Monate. (Statistisches Bundesamt 1999, 11 und Statistisches Jahrbuch 2002, 471)

Die Zunahme der Zahl der SozialhilfebezieherInnen spiegelt vor allem die Zunahme der Arbeitslosigkeit wieder. Die Zahl der Arbeitslosen stieg zwischen 1991 und 2000 um fast 50%, die der SozialhilfebezieherInnen um 31%. Die Arbeitslosigkeit schlug also nicht voll auf die Sozialhilfe durch. Die längere Bezugsdauer der Sozialhilfe entspringt wie auch die längere Bezugsdauer von Arbeitslosenunterstützung der sinkenden Nachfrage des Kapitals nach Arbeitskraft.

Trotz des starken Anstiegs der Arbeitslosigkeit kann von einer dramatischen Kostenexplosion der Hilfe zum Lebensunterhalt bei den kommunalen Finanzen keine Rede sein. 1991 betrug der Anteil der Nettoausgaben der Hilfe zum Lebensunterhalt an den Einnahmen der Kommunen 5,1%. Im Jahr 2000 waren es 5,6%.

Weil das Kapital seine eigene Krise auf dem Rücken der LohnarbeiterInnen lösen will, seien sie beschäftigt oder arbeitslos, betrachtet es sie als Ursache seiner Krise. Die kommunalen Arbeitgeber denken da nicht anders. Schuld an der Krise der Staatsfinanzen sind die kommunalen Beschäftigten, die Ansprüche der LohnarbeiterInnen an billige kommunale Dienstleistungen sowie die Arbeitslosen und Armen, die von Sozialhilfe leben.

Deshalb muss die Krise auch »gelöst« werden, indem man z. B. die Ausgaben für Sozialhilfe deutlich senkt und die kommunalen Dienstleistungen verteuert. »*Steuersenkungen verlangen Ausgabenkürzungen*«. Das heißt nicht zu-

letzt, dass *»nicht investive Staatsausgaben, etwa Sozialtransfers* (Sozialleistungen) *oder Subventionen«* gekürzt werden müssen. *»Das ist sicherlich politisch kein besonders einfacher, weil unpopulärer Weg.«* Denn: *»Die Kürzung (…) wird von den Betroffenen unmittelbar wahrgenommen. (…) Aber eine konsequente Wachstums- und Beschäftigungspolitik ist nun einmal keine leichte Aufgabe.«* (Sachverständigenrat 2002, 230) Es geht letztlich um das Wachstum des Profits und die »Beschäftigung« des Kapitals zu anständigen Profitraten.
Den Arbeitslosen zu verweigern, bis zum Monatsende etwas im Kühlschrank zu haben, das ist *»nun einmal keine leichte Aufgabe«*. Aber was sein muss, muss sein. Für die Lösung schwerer Aufgaben gibt es Leistungsprämien. Die Eigeninteressen der Kommunen an Sozialhilfekürzungen treffen sich sinnreich mit dem Interesse des Kapitals, die Sozialhilfe zusammenzustreichen, um leichter die Lohnkosten zu senken. (→ 3.22)

3.3415 | Öffentliche Investitionen stärken

Als die Arbeitslosenzahlen im Januar 2003 auf saisonbereinigt 4,26 Millionen kletterten, sagte DGB-Vize Engelen-Kefer: *»Die Regierung muss jetzt die privaten und öffentlichen Investitionen stärken.«* (FTD 05. 02. 2003, 1) Hatte die Regierung nicht eben erst mit ihrer gigantischen Steuerreform das Ziel verfolgt, die »privaten« Investitionen zu stärken? Da ist bekanntlich nichts draus geworden. (→ 3.3151) Auch die »Stärkung« der privaten Investionen durch die Steuerreformen der 90er Jahre waren ein Flop. Die Profite stiegen und die privaten Investitionen im Produzierenden Gewerbe, Handel, Gastgewerbe und Verkehr fielen von 1991 bis 2000 preisbereinigt um 4 %. (Sachverständigenrat 2002, 436 f.)
Die eigentliche Schranke der Investitionen ist das Kapital, dessen Profitraten mit steigenden Investitionen immer mehr unter Druck geraten. (→ 2.12) Die Schranke besteht nicht im Staat und seiner mangelnden Förderung der privaten Investitionen.
Nebenbei: Private Investitionen sind das wichtigste Mittel, um die Produktivität zu steigern, die Nachfrage nach Arbeitskraft zu senken und die Zahl der Arbeitslosen zu vermehren.
Private Investitionen stärken ist nur das Vermarktungsdeutsch für die Absicht, die privaten Profitraten staatlich zu fördern. Und immer wieder hegt eine(r) die verzweifelte Hoffnung, dass das vielleicht doch irgendwann »beschäftigungsfreundlich« sein könnte.
Nun gut, dann stärken wir eben zum Ausgleich die öffentlichen Investitionen?! Heute liegen die Öffentlichen Investitionen in West- und Ostdeutschland zusammengenommen preisbereinigt etwa 15 % unter dem Niveau von

Westdeutschland im Jahr 1970. (Sachverständigenrat 2002, 433) Zwei Drittel der Öffentlichen Investitionen entfallen auf die Kommunen.

Einerseits wurden öffentliche Unternehmen privatisiert, so dass deren Investitionen jetzt in den privaten Sektor fallen. Andererseits aber hat das Kapital den Kommunen so schnell Steuereinnahmen entzogen und neue Ausgaben wegen Arbeitslosigkeit aufgeschultert, dass auch die Öffentliche Investitionen dran glauben mussten.

Der Fall der öffentlichen Investitionen ist also das Ergebnis der »Stärkung der privaten Investitionen«, die aber leider fehlgeschlagen ist.

Die kommunalen Finanzen wie die Staatsfinanzen überhaupt sind eine Restgröße, die von der Entwicklung der Kapitalverwertung abhängt. Wenn die ganze Gesellschaft und der Staat dem alternden Privateigentum und seinen Profitraten mit Pflegegeldern unter die Arme greifen muss, bleibt eben weniger für Aufgaben von öffentlichem Interesse übrig.

Das führt zu der kuriosen Lage, dass auch die öffentlichen Investitionen sinken, die das Kapital eigentlich steigern will.

Das Kapital ist daran interessiert, Straßen und Verkehrswege ständig zu erhalten und auszubauen. Das erhöht seine Umschlaggeschwindigkeit und die Reichweite des Arbeitsmarktes, aus dem es sich bedienen kann. Aber die Ausgaben dafür sinken.

Das Kapital ist daran interessiert, dass das Bildungswesen in Schuss bleibt, damit der Nachschub an Ware Arbeitskraft gesichert ist, ihre mangelnde Qualifikation nicht zu Produktivitätsverlusten führt und sich die Elite erneuern kann. Aber das Bildungswesen verkommt.

»Man kann davon ausgehen, dass Wachstumseffekte (Wachstumswirkungen) *insbesondere durch Investitionen im Verkehrsbereich, aber auch in Bildung und Wissenschaft erzielt werden.«* So der Sachverständigenrat. Er fordert deshalb eine Steigerung der Öffentlichen Investitionen um mehr als das Dreifache von heute 34 Mrd. Euro auf 104 Mrd. Euro oder wie er sich ausdrückt, von 1,5% des BIP auf 5% des BIP. (Sachverständigenrat 2002, 230) Der Rat möchte also ein Investitionsprogramm in Höhe von 70 Mrd. Euro auflegen. Phantastisch. Daran, wie wenig Zurückhaltung sich Vertreter des Kapitals bei ihren Vorschlägen auferlegen, könnte man sich ein Beispiel nehmen. Der Sachverständigenrat liegt noch weit vor DGB und IG Metall, die Anfang 2002 ein bescheidenes öffentliches Investitionsprogramm in Höhe von 18 Mrd. Euro forderten. *»Der Staat soll mehr in Straßen, Umweltschutz, soziale Einrichtungen und Schulen investieren.«* (direkt 02/2002, 4)

In der Tat: Viele gesellschaftliche Bedürfnisse sind nicht ausreichend befriedigt, weil die Staatsfinanzen das unter dem Diktat des Kapitals nicht zulassen.

Aber das Kapital versteht unter Öffentlichen Investitionen etwas anderes als die LohnarbeiterInnen. Nicht umsonst fallen soziale Einrichtungen oder Umweltschutz nicht unter die Öffentlichen Investitionen, denen der Sachverständigenrat »Wachstumseffekte« zurechnet. Wachstumseffekte bedeuten letztlich Investitionen, die das Wachstum des Kapitals fördern. Und das kann man z. B. von einer Schuldnerberatungsstelle sicherlich nicht sagen.

Die LohnarbeiterInnen haben ein starkes Interesse an öffentlichen Investitionen, die ihren Kreis von Möglichkeiten erweitern, die also das Wachstum ihrer Lebensqualität fördern. Sie haben ein Interesse an preiswerten Wohnungen, guten Schulen und Kindergärten usw. Ihr Interesse an guten Schulen speist sich nicht in erster Linie daraus, dass mit den entsprechenden Investitionen die Binnennachfrage gestärkt und die Arbeitslosigkeit bekämpft wird.

Beides wäre nur ein erfreuliches Nebenprodukt, wenn sie ihre Interessen an einer guten kommunalen Infrastruktur durchsetzen können.

3.3416 | Öffentliche Investitionen im Interesse der LohnarbeiterInnen

Seit Jahren werden viele vernünftige Vorschläge für Öffentliche Investitionen gemacht. (Memorandum-Gruppe, DGB, IG Metall usw.) Im Folgenden sollen nur einige Bereiche genannt werden.

- **Flächendeckender Ausbau von ganztags geöffneten Kinderkrippen und Kindergärten.**

Das entspricht den Wünschen vieler Frauen und Familien von LohnarbeiterInnen. Sie sind in der Regel nicht in der Lage, die Kinderbetreuung privat zu regeln. Kindergärten und Kinderkrippen müssen gebührenfrei sein, da es sich um eine gesellschaftliche Aufgabe handelt, die nicht vom Geldbeutel abhängen darf.

- **Flächendeckender Ausbau von Ganztagsschulen**

Es muss erheblich mehr in Räume und Personal, Sachmittel und Lernmaterialien der Schulen investiert werden, damit möglichst alle Kinder gute Grundqualifikationen erreichen. Möglichst viele Schulen müssten zu Ganztagsschulen ausgebaut werden.

Die patriarchalische Kleinfamilie ist längst zu eng geworden für die Entwicklung der produktiven Kräfte vor allem von Frauen und Kindern. Ein höherer Grad der Vergesellschaftung der Kindererziehung ist notwendig.

- **Ausbau von öffentlichen Freizeiteinrichtungen für Jugendliche**

Jugendliche haben kaum öffentliche Räume, in denen sie sich treffen können, ohne tüchtig Geld für Getränke und Imbisse auszugeben.

- **Ausbau des öffentlichen Personennahverkehrs**

Die LohnarbeiterInnen sind daran interessiert, dass sie zu möglichst geringen Kosten und mit möglichst wenig Zeitverlust mobil sein können. Das öffentliche Verkehrswesen muss ausgebaut werden. Für Jugendliche, Arbeitslose, Geringverdiener usw. muss der Nulltarif eingeführt werden.

- **Öffentlicher Wohnungsbau**

Die Mieten privater Wohnungen steigen relativ zu den Löhnen. Wohnungen sind immer mehr ein Mittel der Kapitalverwertung. Das erzeugt Wohnungsnot, wachsende Armut und Wohnungslosigkeit.

Der öffentliche Wohnungsbau muss erheblich ausgebaut werden, um die Kosten für Mieten zu verringern, und Wohnungen mit ausreichender Größe bezahlbar zu machen. Dadurch steigt die Lebensqualität von Familien mit Kindern. Jugendliche hätten dadurch eher die Möglichkeit, von zu Hause auszuziehen statt mangels billigen Wohnraums zu Hause wohnen bleiben zu müssen.

- **Energie und Wasser sparen: stärker aus öffentlichen Mitteln fördern**

Um die Heizungskosten zu senken, muss die Wärmedämmung mit öffentlichen Mitteln ausgebaut werden. Ebenso müssen alle Methoden öffentlich gefördert werden, den Wasserverbrauch zu senken. Die öffentliche Kanalisation muss erneuert werden.

- **Förderung kultureller Möglichkeiten**

Öffentliche Räume sind verstärkt zur Verfügung zu stellen, damit sich Menschen kulturell betätigen können, Räume für Musik, Theater, Versammlungen usw.

- **Förderung des Breitensports**

Kostenlose Nutzung von Sportanlagen und ihre öffentliche Wartung fördern die Entwicklungsmöglichkeiten von Kindern und Jugendlichen. Preiswerte Schwimmbäder müssten flächendeckend betrieben werden usw.

- **Öffentliche Bibliotheken und öffentlichen Zugang zum Internet ausbauen**

Sich Informationen zu beschaffen und seinen Horizont zu erweitern, setzt öffentliche Einrichtungen voraus, in denen es Spaß macht, sich zu informieren und aufzuhalten.

3.3417 | Die Steuerreform muss rückgängig gemacht werden

Alle diese gesellschaftlich nützlichen Bereiche haben einen riesigen Investitionsbedarf. Es wäre möglich, Hunderttausende von Arbeitsplätzen in diesen

Bereichen zu schaffen, um die Bedürfnisse der LohnarbeiterInnen und ihrer Familien zu befriedigen. Im Gegensatz zu den Millionären, die sich alles kaufen können, sind sie auf solche Möglichkeiten angewiesen.

Die Befriedigung solcher Bedürfnisse kann nicht oder kaum im betriebswirtschaftlichen Sinne rentabel betrieben werden. So siegt denn das Interesse des Kapitals an Gewinnsteuersenkungen und entsprechenden Ausgabenkürzungen über alles andere.

Statt den öffentlichen Wohnungsbau auszubauen, wird er abgebaut und immer mehr der privaten Kapitalverwertung überlassen. Dasselbe geschieht mit dem öffentlichen Personennahverkehr. Statt Schwimmbäder einzurichten, werden sie geschlossen. Statt öffentliche Bibliotheken auszubauen, stehen sie auf der Abschussliste. Statt soziale Einrichtungen auszubauen, werden sie ausgedünnt.

So macht denn der Staat Hunderttausende von Menschen arbeitslos, damit mit Hilfe von Gewinnsteuersenkungen private Investitionen angeregt werden, mit denen ebenfalls Hunderttausende in die Arbeitslosigkeit entlassen werden.

Das Ziel, gesellschaftlich nützliche Bereiche auszubauen, ist nicht gemeinsam mit denen zu erreichen, die an ihrem Abriss interessiert sind. Die Basis der kommunalen Finanzen, die Basis der Staatsfinanzen überhaupt ist zu eng. Die Steuerreform muss zurückgenommen werden, wenn man ihre Folgen nicht will.

Es ist kein Geld da, heißt es bei den kleinsten Wünschen. In einer Bankfiliale, die ausgeraubt ist, ist auch kein Geld da.

Tatsächlich: Das Geld ist nicht da, weil es auf den Konten der Unternehmen verblieben ist, deren Gewinnsteuern gesenkt wurden.

Das Kapital riss sich das Geld unter den Nagel, das bei Kindergärten und Schulen fehlt. 40 Mrd. Euro hat das Kapital allein aufgrund der Steuerreform 2000 in zwei Jahren eingesackt. Was haben die Unternehmen mit diesen Geldern gemacht? Wo ist die Bilanz? Was haben die LohnarbeiterInnen davon gehabt? Wofür müssen sie Opfer bringen?

Warum gibt es weder ein »controlling«, noch irgendeine »Evaluation« (Auswertung), noch eine »Kosten-Nutzen-Rechnung«, für wen sich die Steuersenkungen gelohnt haben?

Die Kommunen verlangen immer lauter Rechenschaft von den arbeitslosen SozialhilfebezieherInnen, ob sie es wirklich verdienen, mit ein paar Euro unterstützt zu werden. Ihnen werden Pflichten und das Allgemeinwohl vorgehalten. Niemand jedoch verlangt Rechenschaft vom Kapital, was es mit den 40

Milliarden Euro gemacht hat, die es dem Staat insgesamt in zwei Jahren entzogen hat. Es hat keine Pflichten und sein privates Wohl wird als Allgemeinwohl betrachtet. Es bekommt Milliarden for nothing.

Es ist kein Geld da, heißt es auch bei bescheidenen Wünschen.

Tatsächlich: Das Geld ist in die Taschen der Gläubiger geflossen. 2002 werden vom Staat 68,7 Mrd. Euro für Zinsen ausgegeben. Das entspricht den gesamten Ausgaben für Grund- und Hauptschulen, Kindergärten, Realschulen, Theatern und Museen, Krankenhäusern und Wohnungswesen in Deutschland. Für den Dienst an den Schulden (dem Schuldendienst) muss in einer Dienstleistungsgesellschaft immer Geld da sein.

Sich der Logik des Kapitals zu beugen, bedeutet, sich auszuliefern. Jede Kürzung, die verhindert wird, gibt den finanziellen Druck zurück an die, die ihn verursacht haben. Das Kapital setzt seine Profitinteressen ohne jede Rücksicht auf die Bedürfnisse der LohnarbeiterInnen durch. Die LohnarbeiterInnen haben keinen Grund, auf die Profitinteressen des Kapital Rücksicht zu nehmen und nur deshalb kürzer zu treten, weil »kein Geld da ist.« Die Steuerreform muss rückgängig gemacht werden. Dann wäre zwar nicht genug, aber immerhin doch mehr Geld da.

3.342 | Öffentliche Beschäftigung ausbauen?

In der Sozialhilfe sammeln sich heute die Arbeitslosen, die überall herausfallen. Diejenigen, die weder von der Arbeitslosenversicherung aufgefangen werden, noch von ihren Familien. Alle »Risikogruppen« der LohnarbeiterInnen konzentrieren sich in der Sozialhilfe. (→ Teil I) Überdurchschnittlich viele haben keinen Schulabschluss (12%), keine Berufsausbildung (48%) oder sind Ausländer (22%).

Überdurchschnittlich viele sind Frauen (56%). 28% der Alleinerziehenden in Deutschland beziehen Sozialhilfe.

Oder sie sind ganz einfach zu alt. Über 40% der SozialhilfebezieherInnen sind alleinstehend. Und von diesen sind 55% älter als 50 Jahre. Fast die Hälfte der verheirateten Männer ist ebenfalls über 50. (Statistisches Bundesamt 1999; Statistisches Jahrbuch 2002, 470 f.)

In der Sozialhilfe sammeln sich die, die suchtkrank sind, wohnungslos oder aus der Haft entlassen, die Verschuldeten, diejenigen, die psychisch krank sind usw.

Die »Minderleister« bilden die Basis des Arbeitskraftreservoirs der Sozialhil-

fe. Nüchtern wie immer erklärt Meinhard Miegel über diese Arbeitslosen: *»Fünfzehn Prozent (=600.000) bilden die eigentlichen Problemfälle, für die eher die Sozial- als die Beschäftigungspolitik zuständig ist. Ihre Eingliederung stößt auf dem derzeitigen Arbeitsmarkt auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten.«* (Miegel 2002, 175) Das Kapital braucht die allermeisten von ihnen überhaupt nicht mehr. Und wenn, dann nur befristet, stundenweise, mit Zuschüssen oder umsonst.

Die »Sozialfälle« in Miegels Rechnung sammeln sich überwiegend in der Sozialhife. Die Zahl der arbeitsfähigen SozialhilfebezieherInnen zwischen 15 und 64 Jahren, die nicht arbeiten oder in Ausbildung sind, wird für 2001 auf etwa 900.000 geschätzt. Von diesen sind 682.000 beim Arbeitsamt als arbeitslos registriert, aber nur 233.000 erhielten Arbeitslosengeld oder- hilfe. Der Rest war aus unbekannten Gründen nicht erwerbstätig. (Sachverständigenrat 2002, 253)

Die »Sozialhilfefalle« besteht nicht darin, dass Arbeitslose kein Interesse an Arbeit haben, weil die Sozialhilfe zu hoch ist. (→ 1.42) SozialhilfebezieherInnen sitzen in der »Falle«, weil das Kapital selbst an der Arbeitskraft von SozialhilfebezieherInnen kein besonderes Interesse hat. Darüber wird kaum gesprochen. Die angebliche Faulheit der arbeitslosen SozialhilfebezieherInnen steht im Mittelpunkt. Das Kapital muss Stimmung machen, um die Senkung des Mindestlohns Sozialhilfe durchzusetzen. Clever.

Für Arbeitslose, die nicht zu alt sind, die qualifiziert und gesund sind, überbrückt die Sozialhilfe nur die Zeit bis zu einer neuen Anstellung. Mehr als ein Viertel der SozialhilfebezieherInnen scheidet schon nach weniger als einem halben Jahr aus dem Bezug aus. Vor allem Alleinerziehende mit einem Kind. Hier sind es fast 40%. Bei den Alleinstehenden dagegen sind es wegen ihres hohen Alters nur 23%. (Statistisches Jahrbuch 2002, 471)

Genau wie die Arbeitsämter haben auch die Sozialämter das Ziel, möglichst viele Arbeitslose wieder aus ihren Computern zu löschen. Die Kommunen müssen die Gewinnsteuersenkungen durch Ausgabenkürzungen wettmachen. Dabei machen ihnen die steigenden Sozialhilfeausgaben für Arbeitslose einen dicken Strich durch die Rechnung. Je enger die Finanzen sind, desto aggressiver wird der Ton gegenüber den Arbeitslosen, die Sozialhilfe beziehen. Das Kapital insgesamt hat ein Interesse an der Senkung des »Mindestlohns Sozialhilfe«, um die Löhne insgesamt zu drücken.

3.3421 | Zweiter Arbeitsmarkt: Hilfe zur Arbeit

Die Kommunen stehen unter Druck. Einerseits vermindert das Kapital in der Tendenz ihre Steuereinnahmen, andererseits aber überlässt es ihnen immer mehr »Minderleister« zur weiteren Verwendung. Gleichzeitig wird energisch

die Senkung der Sozialhilfeausgaben gefordert, um die Steuersenkungen auszugleichen, Gelder für öffentliche Investitionen freizuschaufeln und eine höhere Verschuldung zu vermeiden.

Wenn das keine Zwickmühle ist.

Da das Kapital an Sozialhilfe-Arbeitskräften eher desinteressiert ist, mussten die Kommunen selber tätig werden. *»Die zunehmenden Soziallasten haben die Kommunen gezwungen, aktiv zu werden.«*[1] Also nicht das Interesse an den Arbeitslosen als Menschen. Vor allem seit der Krise 1993 haben die Kommunen über die sogenannte »Hilfe zur Arbeit« (HzA) immer mehr Sozialhilfe-Arbeitsplätze geschaffen. Die HzA-Arbeitsplätze sind Teil eines sogenannten Zweiten Arbeitsmarkts. Der Erste Arbeitsmarkt besteht in der Vermittlung in reguläre Beschäftigung bei privaten oder öffentlichen Unternehmen.

1993 gab es 66.000 SozialhilfebezieherInnen, die »Hilfe zur Arbeit« verrichteten. Im Jahr 2000 waren es schon 400.000.

Die Kommunen und Landkreise setzen in wachsendem Maß den Arbeitslosen, die Sozialhilfe-Anträge stellen, die Pistole auf die Brust. Entweder sie verrichten Hilfe zur Arbeit oder sie bekommen keine Sozialhilfe. Keine Leistung ohne Gegenleistung. Arbeit statt Sozialhilfe, besser: Arbeit für Sozialhilfe, ist das Motto.

»Arbeitgeber« sind überwiegend die Kommunen und Landkreise selbst bzw. Wohlfahrtsverbände. Sozialhilfe-Arbeitskräfte werden von ihnen in gewissem Umfang auch als LeiharbeiterInnen an Privatunternehmen verliehen.

Etwa die Hälfte der Sozialhilfe-ArbeiterInnen ist bei sogenannten Beschäftigungsgesellschaften sozialversicherungspflichtig vollzeitbeschäftigt. Die Arbeit ist befristet, meist auf ein Jahr. Die Bezahlung liegt unterhalb des Tarifs im Öffentlichen Dienst.

Die andere Hälfte der Sozialhilfe-ArbeiterInnen bezieht ihre Sozialhilfe weiter und arbeitet gegen eine Mehraufwandsentschädigung von ein bis zwei Euro die Stunde meist halbtags in Grünanlagen, Schwimmbädern, Sportanlagen der Kommunen usw. bzw. bei sozialen Einrichtungen und Wohlfahrtsverbänden. Die Arbeit soll auf einige Monate befristet sein, dauert aber nicht selten wesentlich länger.

Der erhebliche Ausbau der Hilfe zur Arbeit lohnt sich bis jetzt finanziell für die Kommunen. *»Alle Sozialhilfeträger, die die Integrationsinstrumente (...) engagiert genutzt haben, konnten die Zuwächse bei den Sozialhilfeausgaben bremsen.«* Das stellte schon die Bundesregierung unter Kohl fest. (Sozialpolitische Umschau 25.Mai 1998, 18)

1 Holger Feist, Ronnie Schöb, Hilfe zur Arbeit – Lehren aus dem Leipziger Modell aus: Bundesanstalt für Arbeit, Informationen für die Beratungs- und Vermittlungsdienste, ibv, Nr. 5 vom 31. 01. 2001, 353

Die Tendenz geht seit Jahren in die Richtung, jedem Arbeitsfähigen schon bei Antragstellung auf Sozialhilfe Hilfe zur Arbeit anzubieten.

- Etwa 20 bis 30% derjenigen, die in Beschäftigungsgesellschaften gearbeitet haben, finden anschließend im »ersten Arbeitsmarkt« eine Stelle, befristet oder unbefristet. Sie fallen meistens aus der Sozialhilfe heraus. Eine unbekannte Zahl von Beschäftigten hätte allerdings auch ohne Beschäftigungsgesellschaft eine Stelle bekommen.
- Andere scheiden aus der Sozialhilfe aus oder verursachen erheblich geringere Kosten, weil sie nach einem Jahr Arbeit Anspruch auf Arbeitslosengeld erworben haben.

Die Stadt Leipzig ist der Vorreiter der Beschäftigungsgesellschaften. *»Die langfristig bedeutsamste Einsparung durch die Hilfe zur Arbeit entsteht der Stadt Leipzig dadurch, dass die Beschäftigten des BfB* (Betrieb für Beschäftigungsförderung) *nach Ablauf des Jahresvertrags nicht mehr* (oder zumindest nicht mehr in dem Maße wie zuvor) *die Gemeindekasse belasten.«* (Feist, Schöb 2001, 347) Die Gemeinden erringen ihre finanziellen Erfolge also hauptsächlich dadurch, dass sie ihre Kosten auf die Arbeitslosenversicherung verschieben. Eine wirklich produktive Tätigkeit.

- Erhebliche Kosten werden dadurch gespart, dass rd. 20 bis 30% der SozialhilfebezieherInnen die angebotene »Hilfe zur Arbeit« ablehnen. Sie ziehen sich z. B. in die Familie zurück oder es werden für sie *»Beschäftigungsverhältnisse zu niedrigen Löhnen im Dienstleistungsbereich interessant«* (Feist, Schöb 2001, 347)

Der staatliche Arbeitszwang schreckt ab und erhöht damit das Arbeitsangebot.

»Insgesamt ist davon auszugehen, dass das größere Arbeitsangebot zu einer Lohnsenkung in diesem Arbeitsmarktsegment führt.« So der Sachverständigenrat über die »erwünschten« Auswirkungen höherer finanzieller Arbeitsanreize für SozialhilfebezieherInnen. (Sachverständigenrat 2002, 258) Dasselbe Ziel lässt sich teilweise auch mit der Abschreckung durch Hilfe zur Arbeit erreichen.

- Andererseits sparen Kommunen mit dem Einsatz von Sozialhilfe-ArbeiterInnen auch in ihren eigenen Behörden Personalkosten. Die Sozialhilfe, die sowieso gezahlt wird, wird abgearbeitet. Auch wenn die Produktivität unterdurchschnittlich ist und die Arbeitskräfte wegen schlechter Bezahlung relativ unmotiviert sind, arbeiten sie. Sie schneiden Hecken, heben Gräber aus, putzen Toiletten in Sportanlagen, säubern Badekabinen, renovieren eine Kongreßhalle (wie in Leipzig), bauen Spielplätze, verschönern Parkanlagen usw. All diese nützlichen Arbeiten brauchen nicht von kommunalen Beschäftigten erledigt zu werden.

BEISPIEL:
In Darmstadt wurden im Gartenamt zwischen 1996 und 1999 zehn Stellen gestrichen. Stattdessen wurden mehr billige Sozialhilfeempfänger eingesetzt, die ohne Sozialversicherung für ein paar Mark über dem Sozialhilfebedarf arbeiten mussten.

Für die Kommunen lohnt sich also die Hilfe zur Arbeit. Allerdings im Wesentlichen nur, weil sie die Kosten der Arbeitslosigkeit anderswohin schiebt. Sie schiebt sie in die Arbeitslosenversicherung. Und sie verschiebt sie auf die LohnarbeiterInnen. Die Sozialhilfe-ArbeiterInnen verdrängen kommunale Beschäftigte oder auch Beschäftigte in anderen Bereichen. Die Arbeitslosigkeit der einen wird »bekämpft«, um andere arbeitslos zu machen oder ihre Arbeitsmöglichkeiten zu reduzieren. Für die Masse der Arbeitslosen, die Hilfe zur Arbeit leisten, ändert sich längerfristig wenig, da die Arbeit nur befristet ist. Die Hilfe zur Arbeit ist Teil eines Beschäftigungskarussells befristeter Arbeitsverhältnisse.
Es geht nicht darum die Arbeitslosigkeit, sondern die Höhe der kommunalen Ausgaben zu bekämpfen, um die Steuerausfälle aus den Steuerreformen für das Kapital auszugleichen.

3.3422 | Zweiter Arbeitsmarkt: Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen (ABM), Strukturanpassungsmaßnahmen (SAM)

Auch die Arbeitslosenversicherung finanziert Beschäftigungsverhältnisse. Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen müssen zusätzlich sein bzw. dürfen nicht überwiegend der Erzielung von Gewinnen dienen.
Im Jahr 2001 befanden sich 167.000 Personen in ABM-Maßnahmen, überwiegend in Ostdeutschland. Tendenz abnehmend. 1991 waren es noch 266.000. Der Höhepunkt war 1993 mit 466.000 Personen erreicht. (Statistisches Taschenbuch 2002, 8.14 A; Arbeitsmarkt 2001, 119) Für ABM-Maßnahmen wurden 4,5 Mrd. DM ausgegeben. Im Wesentlichen können nur Arbeitslose, die einen Anspruch auf Arbeitslosengeld oder – hilfe haben, ABM-Maßnahmen bekommen. In der Regel werden nur 80 % der Bruttolöhne gefördert. Auch ABM dient dazu, Löhne unter Tarif zu zahlen. Von diesen 80 % werden mindestens 30 % und höchstens 75 % vom Arbeitsamt bezahlt. Für schwer vermittelbare Arbeitslose (Ältere über 50, Behinderte, Frauen, Jugendliche ohne Ausbildung usw.) kann der Zuschuß 90 % betragen. (Leitfaden für Arbeitslose, Frankfurt 2002, 429 ff.)
Ein halbes Jahr nach Beendigung der ABM-Maßnahmen sind noch rd. 40 % arbeitslos. Als Ursache nennt das Arbeitsamt, dass überwiegend »Problemgruppen« beschäftigt werden, also Langzeitarbeitslose, Ältere und Jugendliche unter 25 Jahren. (Arbeitsmarkt 2001, 119, 121)
Beurteilung der Benchmarking-Gruppe des Bündnisses für Arbeit: *»In den*

meisten bekannten Studien ergeben sich weder individuell noch regional nachhaltige Beschäftigungseffekte. Die Übergangsraten in dauerhafte nichtgeförderte Beschäftigung sind in der Regel gering, vor allem dann, wenn sie nicht auf bestimmte Zielgruppen beschränkt und keine nutzbaren beruflichen Qualifikationen vermittelt werden. Im ersten Arbeitsmarkt vermittelbare berufliche Qualifikationen werden bei den meisten herkömmlichen ABM kaum vermittelt. (...) Der umfangreiche Einsatz von ABM in den ostdeutschen Bundesländern muß als (...) Sonderfall betrachtet werden.« (Fels 2000, 10)

Im Jahre 2001 befanden sich 53.200 Personen in Strukturanpassungs-Maßnahmen (SAM) (10.000 West und 43.000 Ost). Rd. 1 Mrd. DM wurden dafür ausgegeben. Wie bei ABM dürfen keine Profitziele verfolgt werden. Einsatzbereiche sind z. B. Umwelt, Sport, soziale Dienste, Verbesserung des Wohnumfelds, Infrastruktur usw. Eine SAM kann bis zu 36 Monaten dauern, in besonderen Fällen (z. B. bei über 55-jährigen Arbeitslosen) bis zu 60 Monaten und mehr. Es wird maximal ein Zuschuss von 1.075 Euro bezahlt, bei über 55-jährigen 1.275 Euro. (Leitfaden für Arbeitslose, Frankfurt 2002, 447ff.)

3.3423 | Hase und Igel

Die öffentliche Beschäftigung ist der Hase, der dem Igel des Arbeitsplatzabbaus atemlos hinterherjagt. Deshalb sagten Wissenschaftler des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung: *»Das beste Beschäftigungsprogramm gerade für Geringqualifizierte (ist) ein stabiler Wirtschaftsaufschwung.«* (Jürgen Schupp, Joachim Volz, Gert Wagner und Rudolf Zwiener, FR 12. 07. 1999, 8) Nur: die Aufschwünge sind flach. Und in der Krise, die jedem Aufschwung folgt, stürzen die »Minderleister« wieder ab.

3.3424 | Weg vom Zweiten Arbeitsmarkt – Vorrang der Kapitalverwertung

»Bei bereits hoher Arbeitslosigkeit bemißt sich die Effektivität (Wirksamkeit) *aktivierender Arbeitsmarktpolitik vor allem an einer raschen Wiedereingliederung in reguläre Beschäftigungsverhältnisse* (»erster Arbeitsmarkt«).*«* (Fels 2000, 7)

Das Kapital hält ABM-Maßnahmen und Beschäftigungsgesellschaften im besonderen sowie die aktive Arbeitsmarktpolitik im allgemeinen für ineffektiv (wenig wirkungsvoll). Es strebt danach, sie abzubauen.

Die ABM-Gelder sollen gestrichen oder vom Staat übernommen werden, um den Beitrag zur Arbeitslosenversicherung senken zu können.

ABM/SAM verbilligen die Arbeitskraft vor allem für staatliche Arbeitgeber (Länder, Kreise, Städte und Gemeinden), Wohlfahrtsverbände, Kirchen bzw. gemeinnützige Unternehmen und Vereine. Gelder aus Beiträgen zur Arbeitslosenversicherung werden für Aufgaben genutzt, die ansonsten aus Steuer-

mitteln bezahlt werden müssten (auch bei Maßnahmen der Wohlfahrtsverbände). Sie erweitern also den Finanzrahmen des Staates auf Kosten der »Wirtschaft«, die ja dafür zahlt.
Das Kapital dagegen hat das Interesse, sich selbst einen möglichst großen Teil der Beiträge zur Arbeitslosenversicherung anzueignen und sie in Kapital zu verwandeln.
Beschäftigungsgesellschaften helfen, die Sozialhilfeausgaben der Kommunen zu reduzieren. Das Kapital dagegen strebt an, seine eigenen Ausgaben zu senken, indem die Sozialhilfe in Lohnzuschüsse für die Ware Arbeitskraft verwandelt wird, die es selber nutzen kann. Sozialhilfe soll das Kapital vermindern, dass zum Ankauf von Arbeitskraft aufgebracht werden muss.
Beschäftigungsgesellschaften und ABM-Maßnahmen qualifizieren, wenn überhaupt für ihre eigenen Arbeitsvollzüge. Das Kapital strebt an, dass Arbeitslose für die jeweilige Bedürfnisse von Privatunternehmen qualifiziert werden.

3.3425 | Zusammenlegung von Arbeitslosen- und Sozialhilfe: Jobcenter

»Wer länger als ein Jahr arbeitslos bleibt, gehört wie die Sozialhilfeempfänger zu den betreuungsintensiven, schwierigen Gruppen am Arbeitsmarkt.« (Margaret Heckel, Arbeiten attraktiver machen, FTD 25. 01. 2002) Mit den Hartz-Gesetzen sollen Arbeitslosenhilfe und Sozialhilfe für Arbeitsfähige zu einem »Arbeitslosengeld II« vereinigt werden, das nach den Plänen der Bundesregierung vom Arbeitsamt bezahlt wird. Dieses soll nicht, wie jetzt noch die Arbeitslosenhilfe ein Prozentsatz des vorherigen Lohns sein, sondern von Bedürftigkeit abhängen. Es soll, so Schröder in seiner Regierungserklärung im März 2003, in der Regel auf dem Niveau der Sozialhilfe liegen. Das würde für viele BezieherInnen von Arbeitslosenhilfe erhebliche Kürzungen oder sogar die völlige Streichung der früheren Leistungen bedeuten. Besonders dann, wenn sie qualifiziert sind.
»Die schwierigen Gruppen am Arbeitsmarkt«, d. h. die Langzeitarbeitslosen, sollen nur noch von einer Behörde betreut werden, dem Jobcenter. Und nicht mehr von zweien, nämlich Arbeitsamt und Sozialamt, die sich gegenseitig die Klientel zuschieben. Das Beschäftigungskarussell wäre unterbunden.
Das Jobcenter soll in erster Linie in Stellen auf dem ersten Arbeitsmarkt vermitteln. Die Formel *»Vorrang der Integration in den ersten Arbeitsmarkt«* gehört zur Geheimsprache des Kapitals. Sie bedeutet: Die noch nutzbare Arbeitskraft der Langzeitarbeitslosen und SozialhilfebezieherInnen soll in erster Linie dem Kapital zu Gute kommen, weniger den Kommunen und Wohlfahrtsverbänden.

Das eigentliche Ziel des Kapitals besteht aber nicht darin, die Arbeitslosenhilfe auf das Niveau der Sozialhilfe abzusenken, sondern die Sozialhilfe stark unter das jetzige Niveau herunterzudrücken. Nach den Vorstellungen des von der Bundesregierung berufenen Sachverständigenrats z. B. sollen die Sozialhilferegelsätze für arbeitsfähige Erwachsene um 30% gesenkt werden. Stoiber verlangt eine Senkung um 25%. Die Kürzung erzeugt den finanziellen »Anreiz«, zu Armutslöhnen für das Kapital zu arbeiten. Selbst sechs Euro Bruttolohn würden sich dann noch »lohnen«. (Sachverständigenrat 2002, 257) Bei einer 50% igen Kürzung würden sich vielleicht schon 5 Euro lohnen. Usw. Die gekürzte Sozialhilfe (bzw. das gekürzte Arbeitslosengeld II) soll in einen höheren Lohnzuschuss verwandelt werden. Die Nutzung der Arbeitskraft als »Gegenleistung« für Sozialhilfe kommt nicht mehr dem Staat d. h. den Kommunen zugute, sondern dem Kapital.

Nun braucht das Kapital unter Umständen angeschlagene Ware Arbeitskraft selbst dann nicht, wenn sie noch so billig ist. An denen, die das Kapital nicht braucht, können sich dann die Kommunen als Zweitverwerter bedienen. Erst kommen die Löwen, als Könige der Tiere, dann die Hyänen. Mit der Abschaffung der Arbeitslosenhilfe sind Hunderttausende von Arbeitslosen verpflichtet, gemeinnützige Arbeit zu leisten. Das war früher allein den SozialhilfebezieherInnen zumutbar.

»Erwerbsfähige Sozialhilfeempfänger, die auf dem ersten Arbeitsmarkt keine Stelle finden können, müssen für einen ungekürzten Leistungsbezug (d. h. zur Zeit 294 Euro plus Miete im Monat) *ihre Arbeitskraft kommunalen Beschäftigungsagenturen mit einer Wochenarbeitszeit von 35 Stunden zur Verfügung stellen, die ihre Beschäftigten entweder zu gemeinnütziger Arbeit heranziehen, sie in Zusammenarbeit mit dem örtlichen Arbeitsamt vermitteln oder an die Privatwirtschaft verleihen.«* (Sachverständigenrat 2002, 257) Das soll in Zukunft auch für die EmpfängerInnen von Arbeitslosengeld II gelten. Ähnlich die CDU/CSU. Die »Kunden« der Jobcenter haben Pflichten. *»Dazu gehört, eine angebotene Stelle und Qualifizierungsmaßnahmen anzunehmen und bis zur erfolgreichen Eingliederung in den Arbeitsmarkt auch gemeinnützige Arbeit zu leisten.«* (Stoiber in FOCUS 24/2002, 32)

Für die Kommunen fiele also einiges ab. Die Arbeitskraft von SozialhilfebezieherInnen wäre schon für Sozialhilfe zu haben, ohne Mehraufwandsentschädigung und ohne Tariflohn über der Sozialhilfe. Die Arbeitszeit, vorher bei gemeinnütziger Arbeit für Mehraufwandsentschädigung auf 20 Stunden beschränkt, kann steigen. Damit sind Stundenlöhne von 4 Euro brutto zu realisieren.

Auch nicht schlecht für die Kommunen. Sie können dem US-Vorbild folgen und in breitem Umfang reguläre kommunale Beschäftigte durch die Hungerlöhner der Sozialhilfe ersetzen. Vorteil: die Einsparungen wirken direkt und nicht erst später, wie bei Beschäftigungsgesellschaften,

Nebenwirkung dieser ganzen Maßnahmen ist das stärkere Interesse von Arbeitslosen, sich als Nicht-Arbeitsfähig einstufen zu lassen, wann immer es möglich ist. Gelingt ihnen das, würden sie aus der Arbeitslosenstatistik verschwinden, aber ungekürzte Sozialhilfe beziehen, in den Hartz-Plänen Sozialgeld genannt.

Die Kapitalverwertung erzeugt einerseits das Bedürfnis nach öffentlicher Beschäftigung für die Armee der Überflüssigen. Sie setzt der Öffentlichen Beschäftigung aber auf der anderen Seite enge Grenzen. Die Hilfen zur Arbeit (ebenso wie Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen) dürfen sich nur in gemeinnützigen Bereichen abspielen, in denen sich kein privates Kapital verwerten kann. Aber auch dieser gemeinnützige Bereich der öffentlichen Beschäftigung stört das Kapital, je schwieriger es wird, Profit zu machen. Es hält seinen Profit für die wahre Gemeinnützigkeit und will die öffentliche Beschäftigung in diesem Sinne aufbrechen.

3.3426 | Wiedereingliederung in den Arbeitsmarkt – gescheitert

Die »Wiedereingliederung« von Arbeitslosen in den Arbeitsmarkt ist das offizielle Ziel aller Anstrengungen, die Arbeitslosigkeit zu »bekämpfen«.

Im Nationalen Beschäftigungspolitischen Aktionsplan 2000 erklärt die Bundesregierung: *»Ziel ist es, die Arbeitslosen effektiv in den Arbeitsmarkt einzugliedern.«* Nach Jahrzehnten Wiedereingliederung von Arbeitslosen muss man feststellen: Dieses Ziel ist gescheitert. Die Kräfte der »Ausgliederung« von Arbeitskräften aus dem Arbeitsprozess sind wesentlich stärker als die Kräfte der »Wiedereingliederung«. Immer mehr Menschen werden aussortiert, weil sie als »leistungsschwach« gelten. Und sie können oft nicht mehr eingegliedert werden, weil die Leistungsanforderungen der Unternehmen immer härter werden.

Ausgliederung aus dem (Lohn)arbeitsleben wird sowohl dadurch gefördert, dass die Arbeitskraft ohne große Rücksicht »vernutzt« wird, als auch dadurch, dass sie in der Arbeitslosigkeit nicht vernutzt wird. Überforderung in der Arbeit und Unterforderung in der Arbeitslosigkeit vermindern beide die Arbeitsfähigkeit.

Die Kapitalverwertung sortiert nicht nur aus, sie bestimmt auch die Möglich-

keiten der Wiedereingliederung. Bevor eine Arbeitskraftware gekauft wird, wird abgeschätzt, ob sie Profit bringt. Denn es geht nur um »rentable Arbeitsplätze«.

»Mehr rentable Arbeitsplätze in den Unternehmen bilden die wichtigste Voraussetzung für weniger Arbeitslosigkeit.« (IdW 1994, 41) Rentable Arbeitsplätze bilden aber im Gegenteil die wichtigste Voraussetzung für mehr Arbeitslosigkeit. Wie können sie da die »wichtigste Voraussetzung für weniger Arbeitslosigkeit« sein? Die Ausgegliederten sind gerade deshalb ausgegliedert worden, weil sie nicht rentabel genug waren. Wie können sie dann wiedereingegliedert werden?

3.3427 | Ausbau öffentlicher Beschäftigung

Die Wiedereingliederung von Arbeitslosen in den ersten Arbeitsmarkt ist für eine wachsende Zahl von Arbeitslosen nicht mehr möglich. Ihre Arbeitskraft kann nur noch genutzt werden, wenn sie nicht mehr dem Zwang unterworfen wird, zur Kapitalverwertung beizutragen. Daraus folgt, dass dauerhafte zusätzliche öffentliche Beschäftigung für gesellschaftliche nützliche Bereiche erschlossen werden müsste. Für eine Beschäftigung, die nicht zu einer Verdrängung von regulären Stellen im Staat oder bei Privatunternehmen benutzt wird. Auch die Überflüssigen sollen ihre produktiven Kräfte im Rahmen ihrer Möglichkeiten entfalten können.

Die Möglichkeiten dauerhafter, zusätzlicher öffentlicher Beschäftigung nehmen aber mit den ununterbrochenen Steuerreformen für das Kapital erheblich ab. Auch das ein Grund, für die Rücknahme der Steuerreform einzutreten. Diejenigen, die die Arbeitslosigkeit verursachen, sollen auch für die Folgen aufkommen. Mit dauerhafter öffentlicher Beschäftigung für alle diejenigen, die nur schwer an das Kapital vermittelbar sind, wäre eine gewisse Senkung der Arbeitslosenzahlen möglich.

Dem steht die Logik der Kapitalverwertung im Wege. Der Staat baut schneller Arbeitsplätze ab, als er aus öffentlichen Mitteln neu schafft. Er ist eben über seine Einnahmen und seine Ausgaben in die Kapitalverwertung eingebunden, die er fördert. Er stärkt mit all seinen Mitteln eben die Kapitalverwertung, die sich in sinkenden Profitraten und höherer Arbeitslosigkeit und damit letztlich auch in einer Krise der Staatsfinanzen ausdrückt.

Der Staat verliert in den Maße an Kraft, als die Kapitalverwertung ihre zerstörerische Logik entfaltet. Er ist immer weniger in der Lage, mit seinen Mitteln die Folgen der Arbeitslosigkeit zu lindern. Letztlich ist er kein Instrument zur »Bekämpfung der Arbeitslosigkeit«, sondern ein Instrument ihrer Erhöhung.

3.343 | Gemeinnützigen Dritten Sektor ausbauen?

Das Kapital produziert Arbeitslosigkeit und der Staat, der von ihm abhängt, ebenfalls. Weder Markt noch Staat sind in der Lage, die Probleme zu lösen, die sich aus der technologischen Revolution ergeben. Beide sind der Kapitalverwertung unterworfen.

Also scheint es logisch, dass die Arbeitslosigkeit nur durch zunehmende Betätigung in einer Gemeinwirtschaft abgebaut werden kann, die sich unabhängig von Markt und Staat entwickelt. *»Der Personalabbau in der Privatwirtschaft und die Einsparungen im öffentlichen Sektor (...) erfordern* (es)*, daß wir unser Augenmerk stärker auf einen anderen Bereich richten: den sozialen oder Nonprofit Bereich. Hierhin werden sich die Menschen im kommenden Jahrhundert wenden, wenn ihre (...) Belange weder vom Markt noch vom Staat berücksichtigt werden.«* (Rifkin 1998, 161 f.) Dieser Bereich wird als Dritter Sektor bezeichnet. Dritter Sektor nach dem Ersten, dem privaten Sektor, und dem Zweiten, dem staatlichen Sektor. *»Der Dritte Sektor ist der Bereich der sozialen Verantwortlichkeit. Er trägt Sorge für Millionen Menschen, um die sich sonst niemand – weder der Staat noch die Wirtschaft – kümmern würde.«* (Rifkin 1998, 183)

Auf diesem Dritten Sektor ruhen gewaltige Hoffnungen. Hier sollen die Bereiche sein, *»die es als gesellschaftliche sinnvolle Alternative zum marktwirtschaftlichen Bereich in Zukunft zu entwickeln gilt.«* (Martin Kempe in Rifkin 1998, 233)

3.3431 | Was zählt zum »Dritten Sektor« oder »Nonprofit-Sektor«?

Der Begriff ist nebelhaft. In einer Untersuchung über den Dritten Sektor zählen dazu alle Organisationen, die formell strukturiert sind, eigene Entscheidungsorgane haben und organisatorisch unabhängig vom Staat sind. Sie dürfen nicht gewinnorientiert arbeiten. D. h. sie dürfen keine Gewinne an ihre Mitglieder ausschütten, sondern müssen sie, wenn vorhanden, reinvestieren. Und sie müssen erkennbar ihre Arbeit auch durch Spenden und unbezahlte ehrenamtliche Mitarbeit erbringen.

80 % der Organisationen des Dritten Sektors sind Vereine, unter ihnen die Sportvereine. Ferner gehören dazu eingetragene Genossenschaften und Stiftungen, sowie ein Teil der GmbHs.

Die Nonprofit-Organisationen in Deutschland beschäftigten 1990 nach Angaben der John-Hopkins-Studie rd. 1 Millionen Arbeitskräfte, wenn man die Teilzeitkräfte, die 27 % der Beschäftigten ausmachen, in Vollzeitkräfte umrechnet.

Je ein Drittel der Beschäftigten waren in den Bereichen Soziale Dienste und Gesundheitswesen tätig. 12 % im Bereich Erziehung, Bildung und Forschung, 6 % im Bereich Kultur und Freizeit usw. (alle Angaben aus Rudolph Bauer, Sigrid Betzelt, *Erwerbsarbeit im »Dritten Sektor«? Wachstum oder Stagnation?*, Zeitschrift für Sozialreform 1999, 303–319)

- **Soziale Dienste**

Im Bereich Soziale Dienste gehören z. B. alle Arbeitslosenzentren zum Nonprofit-Sektor. Sie verkaufen ihre Dienstleistung nicht, die in Beratung besteht, arbeiten also jenseits des Marktes. Und sie sind auch jenseits der staatlichen Bürokratie angesiedelt. Ihre Träger sind meistens Vereine oder Wohlfahrtsverbände, Gewerkschaftsgliederungen oder Kirchengemeinden.

Es existieren viele Soziale Vereine, die z. B. AIDS-Kranken helfen, Haftentlassenen, Wohnungslosen, Drogenabhängigen oder Verschuldeten. Vereine, die Beratungsstellen betreiben für Migranten, Treffpunkte für psychisch Kranke, Langzeitarbeitslose oder alte Menschen oder die sich um Behinderte kümmern.

Nur: sind sie jenseits der staatlichen Bürokatie angesiedelt? Organisatorisch ja, aber nicht finanziell. 61 % der Finanzen des Non-Profit-Sektors bei den Sozialen Diensten stammten 1990 aus Sozialhilfemitteln. Der Non-Profit-Sektor steht und fällt mit den Staatsfinanzen.

Die »Senkung der Staatsquote« (→ 3.33) richtet sich also auch direkt gegen die mit staatlichen Geldern durchgeführten Aktivitäten im Dritten Sektor.

In den 90er Jahren wurden die kommunalen Mittel für solche sozialen Dienste häufig gekürzt oder es wurde zumindest versucht. Noch drastischer sind die Kürzungen aufgrund des Zusammenbruchs der Staatsfinanzen durch die Steuerreform und die Krise seit 2001.

Die »Nonprofitorganisationen« versuchen, die Ausfälle bei Einnahmen aus staatlichen Mitteln durch Spenden aufzufangen, Spenden von Unternehmen oder Privatpersonen. Je mehr sie sich wiederum aus Eigenmitteln finanzieren, desto geringer kann der Staatszuschuss ausfallen. Der Staat hat also ein Interesse an einer möglichst großen (finanziellen) Unabhängigkeit dieser sozialen Dienste vom Staat.

Nonprofit-Organisationen ersparen auch insofern staatliche Aufwendungen, als ein bedeutender Teil ihrer Arbeit ehrenamtlich, d. h. unbezahlt geschieht. Da die Dienste in Eigenverantwortung betrieben werden, versuchen sie auch zu überleben, wenn die Staatszuschüsse ausbleiben oder sinken. Die Bereitschaft, unbezahlte Arbeit zu leisten, ist erheblich größer als bei Beschäftigten, die direkt beim Staat angestellt sind.

Der Ausbau des Dritten Sektors liegt deshalb sogar im Interesse des Staates.

Die Eigenverantwortung, die er fördert, ist ein Teil seiner Bestrebungen, Sozialausgaben möglichst zu senken.
Von daher müssen auch die Nonprofit-Vereine darum kämpfen, dass ihre gesellschaftliche nützliche Arbeit nicht in den Strudel der Kapitalverwertung hineingezogen wird, in dem der Staat schon steckt.
Dass Arbeitslosenzentren z. B. jenseits des Marktes stehen würden, ist reichlich merkwürdig. Die Arbeitslosen, die sie beraten, aber auch zum Teil die Kräfte, die sie beschäftigen, sind vom Arbeitsmarkt ausgespuckt worden. Sie sind ein Produkt der sinkenden Nachfrage nach Ware Arbeitskraft auf dem Arbeitsmarkt. Sie sind nur deshalb notwendig, weil die (Markt-)Wirtschaft Arbeitslosigkeit hervorbringt.
Andere soziale Dienste hängen von ABM-Maßnahmen ab. 1998 wurde, gefördert durch die EU, eine Umfrage über *»New Employment Opportunities in The Third Sector (NETS)«* durchgeführt (Neue Beschäftigungsmöglichkeiten im Dritten Sektor). 243 Nonprofitorganisationen aus Deutschland antworteten.
Ein Ergebnis war, dass im Jahr 1995 in Ostdeutschland 64 % der im Dritten Sektor sozialversicherungspflichtig Beschäftigten über ABM-Maßnahmen finanziert wurden, 1997 dagegen nur noch 54 %. In Westdeutschland waren es 18 bzw. 24 %. (Bauer 1999, 314)
Mit ABM-Maßnahmen wurden z. B. Schuldnerberatungen, Frauengesundheitszentren, private Kindergärten, aber auch Einrichtungen zur beruflichen Fortbildung usw. betrieben.
Der Dritte Sektor bleibt also abhängig von der Arbeitslosenversicherung. Und die wiederum büßt die Mittel, mit denen sie gesellschaftlich nützliche Tätigkeit finanziert hat, immer mehr ein. Denn das Kapital will sich die Gelder der Arbeitslosenversicherung direkt aneignen, um dem Fall seiner Profitraten entgegenzuwirken.
Die Einschränkungen bei ABM-Maßnahmen richten sich also auch gegen die mit ihnen durchgeführten Aktivitäten im Dritten Sektor.

- **Gesundheitswesen**

Zu diesem Teil des Dritten Sektors gehören z. B. Krankenhäuser, Heime, Gesundheitsdienste, Selbsthilfegruppen von Menschen mit besonderen Krankheiten usw. Die Nonprofit-Organisationen im Gesundheitsbereich werden zu 80 % durch Kostenerstattungen der gesetzlichen Krankenversicherung finanziert. (Bauer 1999, 307)
Auch hier ist der Dritte Sektor nicht unabhängig vom Kapital, sondern eingebunden in sein Interesse, die Ausgaben der Krankenversicherung auf das Notwendigste zu beschränken, um die »Lohnnebenkosten« zu senken. Die

Senkung der Lohnnebenkosten richtet sich unmittelbar auch gegen den Bestand des »Dritten Sektors«.

502

3.3432 | Finanzierung hängt von Kapitalverwertung ab

1990 finanzierten sich die Nonprofit-Organisationen in Deutschland zu je 34 % aus Mitteln des Staates und der Arbeitslosen- bzw. Krankenversicherung. Deren Einnahmen hängen direkt vom Stand der Kapitalverwertung ab. Die Nonprofitorganisation hängen von der Profitwirtschaft ab. Sie stehen nicht »jenseits« von Markt und Staat, sondern sind von beiden abhängig.

4 % der Mittel des Dritten Sektors wurden aus Spenden aufgebracht und 28 % durch eigenwirtschaftliche Tätigkeit, sei durch Mitgliedsbeiträge oder durch den Verkauf von Produkten und Dienstleistungen.

Nonprofit-Organisationen finanzieren sich teilweise aus Unternehmensspenden, dem social sponsoring. Diese hängen ebenfalls von der konjunkturellen Lage ab, d. h. vom Stand der Kapitalverwertung. Sie sind freiwillig und begründen keinen Anspruch auf ständige Zahlung. Der Reichtum dieser Gesellschaft will sich in Kapital verwandeln, nicht in Wohltätigkeit. Er will privat angeeignet sein, nicht gesellschaftlich nützlichen Zwecken zugeführt werden.

Mitgliedsbeiträge und Verkaufserlöse sind im großen und ganzen abhängig von der wirtschaftlichen Lage der LohnarbeiterInnen. Je mehr sich das Kapital dabei durchsetzt, das Lohnniveau zu senken, desto geringer ist die finanzielle Basis für die Nonprofit-Organisationen.

Im übrigen hängt auch die Bereitschaft bzw. die Möglichkeit zu ehrenamtlicher Tätigkeit in gemeinnützigen Organisationen indirekt vom Stand der Kapitalverwertung ab. 18 % der Erwerbstätigen sind ehrenamtlich tätig. Je mehr ihre Arbeitskraft rund um die Uhr vom Kapital beansprucht wird, je länger sie arbeiten müssen, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, desto weniger Zeit bleibt für ehrenamtliche Tätigkeiten. Immer mehr Verbände klagen über die rückläufige Bereitschaft, ehrenamtlich tätig zu sein.[1] Der Soziologe Ulrich Beck tritt in Deutschland durch seine Vorschläge für unbezahlte Bürgerarbeit hervor, die die Erwerbsarbeit ergänzen soll. Die Bürgerarbeit soll gemeinwohlorientiert sein und die Folgen der Arbeitslosigkeit mildern. Damit solche gemeinnützigen Tätigkeiten auch von Arbeitslosen verrichtet werden können, sollen sie ein Bürgergeld beziehen. *»Die Voraussetzungen sind die gleichen wie bei Gewährung von Sozial- bzw. Arbeitslosenhilfe. Die erforderlichen Mittel werden den Haushalten der Sozial- und Arbeitslosenhilfe entnommen.«*[2] Die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit Mit Hilfe des Dritten Sektors landet wieder bei der Sozialhilfe. Und die soll doch bekanntlich zu hoch sein. Die Kommission, der Beck selbst angehörte, tritt entschieden für die Senkung

der Sozialhilfe ein. *»Durch eine Senkung des Sozialhilfeniveaus können ferner Leistungsanreize geschaffen und der Einfallsreichtum der Bevölkerung erhöht werden.«* (Kommission für Zukunftsfragen 1998, 141 f.) Beck tritt also dafür ein, die Sozialhilfe zu senken, um den Einfallsreichtum seiner BürgerarbeiterInnen im Dritten Sektor zu fördern.

Die Hoffnungen, den Dritten Sektor zwischen Markt und Staat ausbauen zu können, um mit der Arbeitslosigkeit fertig zu werden, sind illusorisch. Der Dritte Sektor hängt im Wesentlichen am ausgestreckten Arm von Arbeits- und Sozialämtern, von Arbeitslosen- und Krankenversicherung, sowie von Spenden aus Profiten und Löhnen. Die Kapitalverwertung untergräbt alle Quellen des Dritten Sektors mit fortschreitender Produktivität.

Dennoch: In den Utopien eines Dritten Sektors, der Dienstleistungen, des Genossenschaftswesens usw. jenseits der industriellen Produktion blitzt das Wetterleuchten menschlich befriedigender Produktionsverhältnisse auf.

Tatsächlich ist die Lohnarbeit keine ausreichende Basis, um die produktiven Fähigkeiten von Menschen zu entfalten. Tatsächlich ist die Kapitalverwertung eine Schranke für die Befriedigung vieler menschlicher Bedürfnisse. Die Kapitalverwertung steht der Entwicklung der Bereiche im Wege, in denen sich die Gemeinwirtschaft entwickelt. Und sie produziert auch oft erst die Gegenstände, an denen diese sich abarbeitet, z. B. Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot usw.

Da der Dritte Sektor in das System der Kapitalverwertung eingebunden ist, kann er deren Probleme nicht lösen. Die gesellschaftlich nützlichen Tätigkeiten, von denen er lebt, müssten erhalten und bzw. ausgebaut werden. Das ist auf dem Boden der Kapitalverwertung nur möglich, wenn die Kapitalverwertung geschwächt würde, wenn also ein größerer Teil des Mehrwerts über Steuern an den »Dritten Sektor« zurückfließt. Also an die, die sich mit den Aufräumarbeiten beschäftigen, die der Raubbau des Kapitals an der menschlichen Natur hinterläßt.

1 Bundesregierung zur "Bedeutung ehrenamtlicher Arbeit für unsere Gesellschaft", Bonn 1.10.1996, Drucksache 13/5674, 8

2 Ulrich Beck: Erwerbsarbeit durch Bürgerarbeit ergänzen. In: Kommission für Zukunftsfragen der Freistaaten Bayern und Sachsen, III, München 1997, 149–172

3.35 | **Keine Besteuerung des Existenzminimums**

504

Gegenwärtig bleibt nur ein lächerlicher Betrag von 7.235 Euro jährlich oder 603 Euro monatlich als sogenannter Grundfreibetrag steuerfrei. Der durchschnittliche Sozialhilfebedarf eines Arbeitslosen war im Jahr 2002 schon 642 Euro. (www.arbeitnehmerkammer.de) In diesem Betrag ist eine Kaltmiete von nur 261 Euro (!) enthalten. Der Sozialhilfebedarf eines Erwerbstätigen ist höher als der eines Arbeitslosen. (→ 3.234) Aber mit Sozialhilfe kommt kaum einer bis zum Monatsende hin.

Bis zu einem Lohn von 940 Euro netto darf nicht gepfändet werden. Der Staat jedoch, hartherziger als jede Bank, pfändet auch unterhalb des Pfändungsfreibetrags.

Bis zu einem Lohn von 840 Euro netto muss kein Unterhalt für Kinder gezahlt werden. Der Staat jedoch, anscheinend bedürftiger als jedes Kind, verlangt Unterhaltszahlungen an sich selbst auch von Löhnen unterhalb dieses Selbstbehalts.

Wer weniger als 870 Euro netto verdient, lebt auf Sozialhilfeniveau. Der Staat besteuert auch noch das Existenzminimum der Sozialhilfe.

Bis Ende 1995 lag der steuerliche Grundfreibetrag sogar nur bei 5.616 DM oder 468 DM mtl. Er war sogar unterhalb des Sozialhilferegelsatzes. Zahlungen für Mieten und Heizung z. B. wurden also voll besteuert. Erst das Bundesverfassungsgericht musste entscheiden, dass *»das steuerlich zu verschonende Existenzminimum so zu bemessen* (ist)*, daß es in möglichst allen Fällen den existenznotwendigen Bedarf* (in Höhe des Sozialhilfebedarfs eines Erwerbstätigen) *abdeckt.«* (BVerfG vom 25. 09. 1992, Nachrichtendienst des Deutschen Vereins (NDV) 12/1992, 413) Daraufhin wurde 1996 ein steuerfreier Betrag von 11.874 DM eingeführt. Der lag aber immer noch unter dem Sozialhilfe-Existenzminimum. Bei den Steuerfreibeträgen für Kinder ist die Sache ähnlich.

Existenzminimum besteuern heißt, dass ein Teil der notwendigen »Betriebsausgaben« eines Haushalts für Mieten, Müllabfuhr, Wasser, Ernährung, Kleidung usw. mit Lohnsteuer belegt wird.

Das steuerfreie Existenzminimum müsste so festgesetzt werden, dass ein Mindestlohn in Höhe von 1.300 Euro netto nicht unterschritten wird. (ausführlich → 3.234) Niemand dürfte durch Steuerzahlungen unter diesen Mindestlohn gedrückt werden. Alle notwendigen Kosten für Kinder müssten ebenfalls steuerfrei bleiben. Dazu auch Kindergartenbeiträge.

Das Existenzminimum muss von Steuern befreit werden. Das ist die Vereinfachung des Steuersystems, die LohnarbeiterInnen brauchen.

3.351 | Steuern für LohnarbeiterInnen zu hoch

Die Abgabenlast für LohnarbeiterInnen ist viel zu hoch. Ursache ist letztlich nicht die Gier des Staates, der seine Staatsquote erhöhen will. Letzte Ursache ist das Kapital, in dessen Auftrag und zu dessen Nutzen der Staat die LohnarbeiterInnen steuerlich ausweidet, um die Kapitalverwertung zu fördern. Die Arbeitgeberverbände klagen den Staat wegen der hohen Abgabenlast der LohnarbeiterInnen an, die sie selbst verursachen. Wie immer sind sie für nichts verantwortlich.

Weil das Existenzminimum besteuert wird, müssen LohnarbeiterInnen mehr arbeiten, um die ihnen entzogenen Gelder wieder hereinzuholen. Die Besteuerung des Existenzminimums erschwert den Kampf für Arbeitszeitverkürzung.

Die Besteuerung des Existenzminimums ist ein wesentlicher Grund für Schwarzarbeit. Schwarzarbeit der LohnarbeiterInnen und kleinen Selbständigen gleicht im großen und ganzen nur aus, was ihnen bis zum Existenzminimum fehlt. Der Linzer Ökonom Friedrich Schneider hat herausgefunden, dass die meisten Schwarzarbeiter einen regulären Job haben und sich etwas dazuverdienen wollen. (FTD 23. 08. 2001, 26) Warum steuerehrlich sein, wenn einem auch noch das Hemd am Leib besteuert wird?

Wenn man wirklich der Schwarzarbeit das Wasser abgraben will, dann muss man aufhören, das Existenzminimum zu besteuern. Das Kapital und der ihm dienende Staat dagegen fördern mit Lohnsenkungen, Sozialabbau und Besteuerung des Existenzminimums die Schwarzarbeit.

Der Staat besteuert das Existenzminimum, um die gewaltigen Steuerfälle durch die Senkungen der Gewinnsteuern und der Spitzensteuersätze zu finanzieren. Warum sollen LohnarbeiterInnen auch noch auf ihren notwendigen Lebensbedarf Steuern zahlen, damit das Kapital seine Profitraten steigern kann und die Reichen mehr Geld für ihren Konsum und ihre Finanzanlagen haben?

3.352 Keine Besteuerung der Sozialversicherungsbeiträge

Sozialversicherungsbeiträge gelten als Sonderausgaben. Sie sind nur bis zu einem Höchstbetrag von 2.610 DM jährlich (217.50 DM mtl.) steuerfrei. (§ 10 Abs. 3 Nr. 1 Einkommmensteuergesetz) Darüber hinaus gehende Beiträge werden besteuert.

Allerdings bleibt ein weiterer Betrag bis zur Höhe des halben Höchstbetrages frei (also bis 1.305 DM jährlich). Ab einem Bruttolohn von 1.035 DM mtl. werden Sozialversicherungsbeiträge besteuert. Ab einem Bruttolohn von rd. 1.150 DM werden sie voll besteuert.

Sozialversicherungsbeiträge gehören zu den notwendigen Lebenshaltungskosten. Sie müssen voll vom zu versteuernden Einkommen abzuziehen sein.

3.353 | Senkung der indirekten Steuern, vor allem der Mehrwertsteuer

Das Kapital betreibt seit Jahren die Erhöhung der indirekten Steuern, um die direkten Steuern auf Gewinne und Spitzeneinkommen zu senken. Indirekte Steuern sind Steuern auf den Konsum z. B. Mehrwertsteuer, Tabaksteuer, Energiesteuern alias Ökosteuer usw. Direkte Steuern sind Steuern auf das Einkommen, also alle Gewinnsteuern bzw. Lohn- und Einkommensteuern.

Indirekte Steuern müssen auch diejenigen zahlen, deren Einkommen unterhalb des Existenzminimums liegen. Sie treffen vor allem die Menschen mit geringem Einkommen. Doch statt sie zu entlasten, arbeitet das Kapital daran, sie immer stärker steuerlich zu belasten.

Der Sachverständigenrat fasst in geschraubtem Deutsch zusammen: *»Die steuerliche Belastung der Einkommensentstehung müßte gemindert und die der konsumtiven Einkommensverwendung erhöht werden.«* (Sachverständigenrat 1995, 199) Mit anderen Worten: Mehrwertsteuer rauf, Körperschaftssteuer und Spitzensteuersätze runter.

Die Begründung ist die Übliche. Es handele sich hierbei um eine *»aus beschäftigungs- und wachstumspolitischen Gründen gebotene steuerliche Entlastung der Investitionen«*. (ebda.) Mehr Profit nur den Arbeitslosen zuliebe. Die Investitionen nehmen zwar trotz steuerlicher Entlastung ab. Macht nichts. Der vom Staat zur Verfügung gestellte Profit wird trotzdem mitgenommen.

Um die Gewinne zu erhöhen, nehmen die sachverständigen Professoren vor allem diejenigen aufs Korn, die nur konsumieren, aber für die Vermehrung des Kapitals nichts bringen.

»Beschäftigungswirkungen sind zu erwarten, weil und wenn Umsatzsteuererhöhungen bei gleichzeitiger Senkung der Einkommensteuer die Steuerlast (...) auf solche Einkommen verlagern, die durch die Umsatzbesteuerung (...) belastet werden. Dies sind vor allem Transfereinkommen wie Arbeitslosengeld, Sozialhilfe oder eingeschränkt auch Altersrenten.« (Sachverständigenrat 2002, 227)

Wenn der Spitzensteuersatz fällt, gibt es Arbeitsplätze. Dafür kann man Arbeitslose, Arme und Rentner schon mal stärker »belasten«.

Die Mehrwertsteuer muss deutlich gesenkt werden. Auch sie stellt in vielen Fällen eine unzulässige Besteuerung des Existenzminimums dar. SozialhilfebezieherInnen z. B. zahlen rd. 10 % ihrer Sozialhilfe über indirekte Steuern wieder an den Staat zurück (DIW-Wochenberichte 14/98, 252).

3.354 | Absichten und Realität

Laut Regierungserklärung stand im Mittelpunkt der Steuerreform von 1999 die Entlastung der aktiv Beschäftigten und ihrer Familien sowie der kleinen und mittleren Unternehmer. *»Beides zusammen wird helfen, Arbeitslosigkeit abzubauen, neue Arbeitsplätze zu schaffen und bestehende zu sichern«*, hieß es. Steuersenkungen erhöhen die Nachfrage, soll das wohl heißen.

1999 wurden nach Abzug des Kindergeldes 133,8 Mrd. Euro Lohnsteuer eingenommen, im Jahre 2000 waren es 135,7 Mrd. Euro und im Jahre 2001 noch 132,6 Mrd. Euro. (DB Monatsbericht April 2002, 54*) Was für eine »große« Steuerreform, durch die die Steuerzahlungen nicht sinken, sondern steigen und dann – nur aufgrund einer Wirtschaftskrise – leicht sinken. Der Berg ruft und gebiert ein Mäuschen. Dieses Mäuschen soll geholfen haben, mit seinen ein–zwei Milliarden Impulse zum »Abbau der Arbeitslosigkeit« zu setzen?

Die durchschnittliche Lohnsteuerbelastung der Bruttolöhne- und gehälter ist im Wirtschaftszyklus 1991–2000 von 14,28 % auf 15,36 % gestiegen.[1] Daran hat die »große Steuerreform« gar nichts geändert. Während die Gewinnsteuerbelastung langfristig sinkt, steigt die Lohnsteuerbelastung. Die Steuerreformen des Kapitals mildern allenfalls die Steigerung der Lohnsteuer ab.

Auch die Arbeitgeberverbände treten in Worten dafür ein, *»Arbeitnehmer durch eine große Steuerreform (...) durchgängig zu entlasten.«* (BDA 1998, 14) Dafür, dass das Existenzminimum nicht besteuert wird, setzen sie sich natürlich nicht ein. Sie profitieren ja am allermeisten davon.

Das Kapital möchte die Wut der LohnarbeiterInnen über zu niedrige Löhne von sich auf den Staat ablenken. Nach dem Motto: *»Die Löhne, die wir zahlen, sind nicht zu niedrig, sondern die Lohnsteuern sind zu hoch.«* Doch die Unternehmen haben ihre Hintergedanken: Wenn nämlich die Lohnsteuern sinken, könnten die Bruttolöhne eher gesenkt werden, ohne dass die LohnarbeiterInnen netto verlieren. Das ist wahre Sozialpartnerschaft. Es geht darum, mit Hilfe sinkender Lohnsteuern die Bedingungen für Lohnsenkungen und damit wiederum für die Anhebung von Profitraten zu verbessern.

1 Seit 1996 wird das Kindergeld von der Lohnsteuer abgezogen. Um die Zahlen von 2000 mit denen von 1991 vergleichbar zu machen, wurde auch 1991 das Kindergeld von der Lohnsteuer abgezogen.

3.41 | Wettbewerbsfähigkeit stärken?

Arbeitgeberchefs, DGB und die Bundesregierung haben sich 1998 verpflichtet, *»gemeinsam auf einen Abbau der Arbeitslosigkeit hinzuarbeiten und die Wettbewerbsfähigkeit der Wirtschaft nachhaltig zu stärken.«* (FR 09. 12. 1998) Die *»Stärkung der Wettbewerbsfähigkeit«* wird als Voraussetzung des Abbaus der Arbeitslosigkeit betrachtet. *»Die Rentabilität* (= Rendite oder Profitrate) *des eingesetzten Kapitals bestimmt (...) maßgeblich (...) die Standortqualität eines Landes.«* (DB Monatsbericht 10/2000, 31) Standortqualität meint dasselbe wie Wettbewerbsfähigkeit. Beides sind Marketingbegriffe, die nichts anderes bedeuten als ausreichende Profitraten. Das »Bündnis für Arbeit, Ausbildung und Wettbewerbsfähigkeit« war also übersetzt ein »Bündnis für Profitraten«. (→ 3.211 f.) Wettbewerbsfähigkeit und Profitraten werden vor allem durch Fortschritte der Produktivität gestärkt.

3.411 | Automobilindustrie: Verbesserte Wettbewerbsfähigkeit – weniger Arbeitsplätze

Die Automobilindustrie stellt mit weit über 18% den größten Anteil der Warenexporte aus Deutschland, weit vor Maschinenbau und Chemie. 1991 exportierte sie von 100 Autos etwa 47, im Jahr 2000 waren es schon 68.[1] Der Präsident des Verbands der deutschen Automobilindustrie, Bernd Gottschalk, sprach deshalb von einer *»gewachsenen Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Automobilindustrie.«* (Rede vom 30. 01. 2002, www.vda.de)

Der Anteil der deutschen Automobilindustrie an der Weltproduktion ist in den 90er Jahren auf 22–23% gestiegen. VW z. B. hat seine Produktion von 1991 bis 2000 von 3,2 Millionen PKWs auf 5,2 Millionen gesteigert. Also: *»Deutsche Automobilhersteller stehen im internationalen Wettbewerb wieder ganz vorn.«* (IGM Branchenanalyse 2000, Frankfurt Juni 2000)

Von 1991 bis 2000 wuchs der Umsatz der Autoindustrie um 65%. Aber dieses starke Wachstum reichte nicht, um auch nur eine einzige Arbeitskraft mehr zu beschäftigen! Auf dem Höhepunkt des Aufschwungs 1991 gab es in der Automobilindustrie noch 824.000 Arbeitsplätze, im Jahr 2000 waren es 767.000, 2001 788.000 und im Jahr 2002 noch 780.000. Die enorme Stärkung

der internationalen Wettbewerbsfähigkeit hat den Arbeitsplatzabbau in Deutschland nicht verhindert.
Mit dem Wachstum der Produktion stieg der Bedarf an Arbeitskräften. Noch schneller aber sank der Bedarf, weil Arbeitskräfte mit Hilfe modernster Technik eingespart wurden.

BEISPIEL:
In einer Station bei Opel Bochum, in der der Unterboden mit den beiden Seitenteilen zusammengeheftet wird, arbeitet nach der Einführung neuer Roboter nur noch eine Arbeitskraft statt 50–60 Arbeitskräften wie vor sieben Jahren. Die Belegschaft ging von 19.800 Anfang der 90er Jahre auf 10.800 im Jahr 2002 zurück.

3.412 | Mehr Arbeitslose in Japan und anderswo

Die deutschen Auto-Konzerne gewannen in den 90er Jahren Weltmarktanteile, ebenso die US-Konzerne. Beide hatten von den modernen japanischen Produktionsmethoden gelernt (schlanke Produktion). Spiegelverkehrt ging die Produktion der japanischen Automobilindustrie um 27 % zurück. (IGM, Branchenanalyse 2000) Die Arbeitslosigkeit in Japan stieg. Die japanischen Konzerne wurden geschwächt. Daimler-Chrysler übernahm die Mehrheit bei Mitsubishi Motors. Renault übernahm Nissan usw.
Die Kampf der Konzerne um Weltmarktanteile hat international Arbeitsplätze gekostet, aber eben überwiegend außerhalb Deutschlands. Auch FIAT befindet sich im Niedergang, *»weil seine Autos der internationalen Konkurrenz nicht standhalten.«* (Thomas Fromm, Mit dem Latein am Ende, FTD 12. 07. 2002) Wettbewerbsfähigkeit stärken bedeutet immer, dass die, die weniger wettbewerbsfähig sind, zugrundegehen oder übernommen werden.
»Der Schlüssel zum Konsens heißt Ja – nur nicht zu Lasten deutscher Standorte.« (Hartz 2001, 112) Sondern eben zu Lasten der Standorte in anderen Ländern. Auf dieser Basis wurden zahlreiche Standortvereinbarungen zwischen Betriebsräten und Geschäftsleitungen deutscher Autowerken geschlossen.
Arbeitslosigkeit mit steigender Wettbewerbsfähigkeit bekämpfen, ist nur eine beschönigende Formel dafür, dass man mit Hilfe möglichst vieler Industriesoldaten die Industriearmeen anderer Länder ausschalten, d. h. arbeitslos machen will.
Die Formel »Stärkung der Wettbewerbsfähigkeit« fördert in den Beziehungen zu anderen Ländern den Nationalismus. Die Interessen der LohnarbeiterInnen der eigenen Nation stehen über denen der LohnarbeiterInnen anderer Nationen.
Die unterlegenen Konkurrenten können jedoch auch zurückschlagen.

1 Fred Schmid, Crash-Kurs der Automobilindustrie in: Franz Garnreitner u. a. Abschwung oder Absturz, isw report Nr. 46, März 2001, 19

Beispiel:
Toyota, der größte japanische Autokonzern, hat eine neue Montagestraße entwickelt, eine *»Revolution in der Autofertigung.«* Sie wird weltweit in seinen 34 Fabriken installiert. *»Investitionen, Unterhalt und Platzbedarf sind halb so groß wie in unserer früheren Fertigungslinie«*, sagte ein Gruppenleiter. Auf dieser Straße können jetzt acht verschiedene Modelle gebaut werden. Modellwechsel verursachen erheblich weniger Stillstandszeiten. Die Produktivitätssteigerung ermöglicht günstige Preise, hohe Profitraten und steigende Belegschaftszahlen. Toyota will seinen Weltmarktanteil von 10 auf 15% steigern. (Martin Kölling, Toyota global, FTD 14. 02. 2003)

510

Toyota, Honda und Nissan glänzen heute wieder mit zunehmenden Weltmarktanteilen. Sie haben als Antwort auf die Krise der 90er Jahre ihre Produktion modernisiert und in »Niedrigkostenländer« in Asien verlagert. (FTD 28. 01. 2003) Die Arbeitslosigkeit in Japan steigt zwar und der Fahrzeugabsatz dort sinkt, aber dafür sind die Profitraten wieder Extraklasse.
Die Autokonzerne in Deutschland stehen erneut unter Druck, ihre Wettbewerbsfähigkeit zu steigern und mit weniger Personal mehr zu produzieren. Wie die Japaner.

3.413 | Steigerung der Wettbewerbsfähigkeit: LohnarbeiterInnen bezahlen

»Standortwettbewerb ist Wettbewerb zwischen Ländern oder Regionen. Es geht dabei darum, Kapital und unternehmerische Aktivität zu attrahieren (anzuziehen) *und damit den Arbeitskräften Beschäftigung und Erzielung von Einkommen zu ermöglichen.«* (Sachverständigenrat 1995, 173)
Wunderschön gesagt: Das Kapital als Diener der Arbeitskräfte. Es geht aber beim Wettbewerb (Konkurrenz) nicht darum, mit Hilfe von Kapital Arbeitskräften Beschäftigung und Einkommen zu ermöglichen, sondern dem Kapital mit Hilfe von Arbeitskräften »Beschäftigung« und möglichst hohe Profitraten zu ermöglichen. Arbeitskräfte werden nur als Werkzeuge der Kapitalverwertung beschäftigt.
Ein Standort kann eine Stadt, ein Landkreis, eine Region, ein Bundesland, oder irgendein Land auf der Welt sein. Derjenige Standort hat die höchste Qualität, an dem die Profitraten am höchsten sind. Mag die Arbeitslosigkeit in einer Region auch noch so hoch sein: Wenn anderswo mehr herausgeholt werden kann, hat der Standort zu wenig Qualität. Siehe Ostdeutschland. (→ 2.24)
Die Wettbewerbsfähigkeit wird gesteigert, indem die Kuh der LohnarbeiterInnen mehr Milch geben muss und weniger Futter bekommt. Der Wettbewerb zwischen den Ländern wird mit der Senkung von Löhnen, möglichst wenig Urlaub, möglichst geringen Leistungen der Sozialversicherung, möglichst spar-

samen staatlichen Leistungen, möglichst spätem Eintritt ins Rentenalter, möglichst langen Arbeitszeiten usw. geführt.

Die LohnarbeiterInnen des Landes, die mit ihrem Lebensstandard andere Länder unterbieten, sollen angeblich die Gewinner sein. Bei ihnen lässt sich das Kapital bevorzugt nieder und erfreut die Arbeitskräfte damit, ihnen Beschäftigung und Einkommen zu ermöglichen. Vorausgesetzt, es kommt auf seine Profitraten. Bolivien darf es also nicht sein.

Hat ein Land die Gewinnsteuern gesenkt, um die Wettbewerbsfähigkeit zu steigern und ist gerade dabei, die Gelder durch Kürzungen an allen Ecken und Enden hereinzuholen (»Schließen wir eine Bibliothek oder ein Krankenhaus?«), zieht das nächste Land schon nach, weil es ebenfalls wettbewerbsfähig sein will.

Hat das Kapital mit Hilfe der Gewerkschaftsvorstände Lohnmäßigung durchgesetzt, zieht das Kapital anderer Länder schon nach und vereinbart, Tariferhöhungen ganz auszusetzen. Alles wegen der Wettbewerbsfähigkeit.

LohnarbeiterInnen, die sich für die Wettbewerbsfähigkeit ihres Kapitals einsetzen, kämpfen letztlich nicht nur gegen die LohnarbeiterInnen anderer Standorte in anderen Regionen und Ländern, sondern vor allem auch gegen sich selbst.

Aber sie können sich selbst damit nicht trösten, dass sie dafür wenigstens mit Arbeitsplätzen belohnt werden. Denn der Konkurrenzkampf wird heute weniger damit geführt, dass neue LohnarbeiterInnen eingestellt, sondern dass möglichst viele überflüssig gemacht werden.

Es gab kein Jahr, in dem nicht jedes Industrieland darum kämpfte, das Wettbewerbsfähigste zu sein. In diesem Kampf um die Steigerung der Wettbewerbsfähigkeit erhöhten sich überall die offiziellen Arbeitslosenquoten. Die Arbeitslosenquoten sind heute in den USA, Japan, Deutschland, Großbritannien, Frankreich usw. höher als in den 60er Jahren. Steigende Arbeitslosigkeit gilt dem Kapital als Beweis für gesunkene Wettbewerbsfähigkeit. Das führt zu dem Schluss, dass die Wettbewerbsfähigkeit aller Industrieländer in den letzten 40 Jahren gesunken sein muss. Eine glänzende Erkenntnis, die wirklich weiterhilft.

3.414 | Exportüberschüsse exportieren Arbeitslosigkeit

Deutschland exportierte im Jahr 2000 Waren im Wert von rd. 1.170 Mrd. DM. Der durchschnittliche Umsatz pro Beschäftigtem in der Industrie betrug im Jahr 2000 etwa 400.000 DM. (IdW 2001, 30) Über 2,9 Millionen Arbeitsplätze in der

Industrie hängen also am Export von Waren, etwa die Hälfte der dort Beschäftigten.
Umgekehrt wurden Waren im Wert von 1.050 Mrd. DM importiert.
Der Exportüberschuss betrug 120 Mrd. DM drückte sich also rechnerisch in etwa 300.000 zusätzlichen Arbeitsplätzen aus .
Je mehr Waren also aus Deutschland exportiert und je weniger importiert werden, desto »wettbewerbsfähiger« ist die deutsche Industrie, desto mehr Arbeitsplätze »bleiben« in Deutschland.

Tabelle 14

Exportanteil am Umsatz der Industrie (Westdeutschland)

1970	*1980*	*1990*	*2000*
18,2 %	25,3 %	30,3 %	37,5 %

(IdW 1996, Tab. 59; IdW 2001, Tab. 3.2)

Die IG Metall führte als Beweis für die Qualität des Standorts Deutschland an, dass Deutschland aufgrund der Exportüberschüsse Arbeitsplätze »importiere«. (Sind die Deutschen Weltmeister im Export von Arbeitsplätzen? Ein Papier der IG Metall zur Standort-Debatte, Frankfurter Rundschau 19. 02. 1996, 18) Wenn Deutschland Arbeitsplätze »importiert«, muss anderswo die Arbeitslosigkeit gestiegen sein. Mit Exportoffensiven wird Arbeitslosigkeit in andere Länder »exportiert«. Hauptsache LohnarbeiterInnen in Deutschland haben Arbeit. Was anderswo passiert, ist egal.

3.415 | Steigerung der Wettbewerbsfähigkeit bereitet Krisen vor

Die Autoindustrie sitzt auf riesigen Überkapazitäten. Sie sind nicht zuletzt Folge der »Steigerung der Wettbewerbsfähigkeit«.
Möglichst kostengünstig möglichst viel produzieren und gleichzeitig Personal und Lohnkosten einsparen, muss zu Überproduktion und Krisen führen. (→ 2.3)
In allen Ländern verengt sich auf diese Weise der Binnenmarkt relativ zur Produktion. Deshalb ist auch der Weltmarkt nicht unbegrenzt für die Waren aufnahmefähig, die in Deutschland nicht verkauft werden können bzw. für das Kapital, das in Deutschland nicht rentabel angelegt werden kann.
Die Sieger im Konkurrenzkampf können die Arbeitslosigkeit zeitweise geringer halten und ihren LohnarbeiterInnen ein besseres Auskommen bieten als die Verlierer. Das gilt für Betriebe, Konzerne, Regionen, aber auch für Länder.

Die Stärkung der Wettbewerbsfähigkeit schlägt aber letztlich in Krisen auch auf die LohnarbeiterInnen der »Siegerländer« und der »Siegerkonzerne« zurück. Auch sie stehen in Krisen auf der Abschussliste. Und das Mittel aus der Krise herauszukommen, nämlich mit noch moderneren Techniken die Wettbewerbsfähigkeit noch mehr zu steigern, bereitet wiederum die nächste Krise mit noch höheren Arbeitslosenzahlen vor. Eine Spirale nach unten.

Das wird auch die deutsche Automobilindustrie zu spüren bekommen. »Der Fels in der Brandung«, als den der Automobilpräsident seine Industrie bezeichnet hat, wird schneller zerbröseln als jeder richtige Fels in einer richtigen Brandung.

Da sich die Märkte im eigenen Land mit fortschreitender Produktivität relativ verengen, wird der Drang zu Kapital- und Warenexport stärker. Das gilt für alle Industrieländer. Der Kampf um Weltmarktanteile wird aggressiver, die Zusammenstöße der Industrieländer untereinander werden heftiger.

Um sich in der internationalen Konkurrenz des Kapitals durchzusetzen, hat Deutschland zweimal im 20. Jahrhundert Eroberungskriege begonnen. Die Weltkriege waren die Fortsetzung des wirtschaftlichen Konkurrenzkampfs mit militärischen Mitteln.

Der ökonomische Konkurrenzkampf birgt in sich die Möglichkeit, mit militärischen Mitteln weitergeführt zu werden.

3.416 | »Bündnis für Arbeit«: Modell Niederlande

Die Niederlande weisen eine niedrige Arbeitslosigkeit aus. Das gilt als Beweis dafür, dass Bündnisse zwischen Gewerkschaften und Kapital erfolgreich sind, die die Wettbewerbsfähigkeit fördern.

Wir haben schon gesehen, dass die tatsächliche Arbeitslosigkeit in den Niederlanden höher ist als in Deutschland. (→ 3.142)

Was aber hat dann das »Bündnis für Arbeit« gebracht?

Die LohnarbeiterInnen haben verzichtet. Der preisbereinigte Bruttolohn im Verarbeitenden Gewerbe nahm in den 80er und 90er Jahren nur um 0,4% jährlich zu, erheblich schwächer als in Deutschland. (Ronald Schettkat, WSI Mitteilungen 11/2001, 679) Der Anteil der Löhne am Nationaleinkommen fiel zwischen 1982 und 1994 um 21%, stärker als in anderen Industrieländern.

Weit über die Hälfte der Jobs bestehen aus Teilzeitarbeit, Leiharbeit und befristeter Beschäftigung. Das macht es möglich, Schwankungen der Nachfrage unmittelbar auf die Beschäftigten abzuwälzen. Gearbeitet wird nur dann, wenn es für das Kapital notwendig ist. Jeder zweite Beschäftigte arbeitet in-

zwischen regelmäßig abends, nachts oder am Wochenende. Zwei Drittel der niederländischen ArbeitnehmerInnen klagen über zu schwere Arbeitsbedingungen (Management-by-stress). 1982, als das Bündnis für Arbeit startete, waren es nur ein Drittel. (Hans Boot, *Europameister der Flexibilität, Das niederländische ›Polder-Modell‹*, express 2/98, 11) Die unglaublich starke Ausmusterung älterer Menschen aus dem Arbeitsprozess war ein weiteres Mittel, die Produktivität zu steigern.

Die stärkere Ausbeutung der niederländischen LohnarbeiterInnen ist eine Waffe im internationalen Konkurrenzkampf.

Die niederländischen LohnarbeiterInnen erwirtschafteten so hohe Profite, dass diese in wachsendem Maß nicht mehr im eigenen Land angelegt werden konnten und vor allen Dingen seit Anfang der 90er Jahren zu einem bedeutenden Teil ins Ausland flossen.

Die unmittelbaren niederländischen Direktinvestitionen z. B. in Westdeutschland betrugen 1990 erst 9,7 Mrd. Euro. Im Jahr 2000 waren es 95 Mrd. Euro. Der Umsatz der Betriebe in Deutschland mit niederländischen Direktinvestitionen machte 189 Mrd. Euro oder fast 50 % des BIP der Niederlande aus! (Deutsche Bundesbank, Kapitalverflechtung mit dem Ausland, Statistische Sonderveröffentlichun 10, Mai 2002, 55)

Deutsche Unternehmen hatten im November 2002 gegenüber holländischen Banken Schulden in Höhe von 168 Mrd. Euro, während deutsche Unternehmen umgekehrt nur Forderungen von 19 Mrd. Euro gegenüber niederländischen Unternehmen hatten. (Deutsche Bundesbank, Zahlungsbilanzstatistik Januar 2003, 92 f.)

Im Jahr 2000 flossen Erwerbs- und Vermögenseinkommen in Höhe von 19,6 Mrd. Euro aus Deutschland in die Niederlande, umgekehrt nur 7,2 Mrd. Euro aus den Niederlanden nach Deutschland. (Zahlungsbilanzstatistik, Januar 2003, 9)

1980 wurde etwa die Hälfte des holländischen Bruttoinlandsprodukts als Waren und Dienstleistungen exportiert. Es gab einen Überschuss der Importe über die Exporte. Heute werden zwei Drittel des niederländischen Inlandsprodukts exportiert. In Deutschland ist es ein Drittel. Seit Anfang der 90er Jahre erwirtschaften die Niederlande satte Überschüsse im Handel mit Waren und Dienstleistungen in Höhe von 5 bis 6 % des BIP. Rd. 20 % Exporte gehen in das Nachbarland Deutschland, dem Haupthandelspartner. Der Exportvizeweltmeister Deutschland kam im Jahr 2000 umgekehrt nur auf 0,4 %. Erst seit 1995/1996 fiel die offizielle Arbeitslosenquote stärker unter die westdeutsche Quote. Das hängt vermutlich damit zusammen, dass erst ab diesem Zeitraum die Profitrückflüsse aufgrund des Kapitalexports und der Außenhandelsüberschüsse zu einer deutlich höheren Nachfrage nach Arbeitskraft führten. Die gestiegenen Profite des Kapitals und die durch Exportüberschüsse erwirtschafteten Milliarden trugen in den Niederlanden zum Ausbau von Dienstleistungen bei. Hier entstand der Bedarf für die hohe Steigerung

der Beschäftigtenzahlen. Der Bedarf des Dienstleistungssektors wurde überwiegend damit gedeckt, dass Frauen aus der Stillen Reserve neu ins Berufsleben eintraten, nicht zuletzt weil sie es aufgrund der Lohnsenkungen für ihre Männer mussten. Die Arbeitslosigkeit aber blieb faktisch höher als in Deutschland.
Das deutsche Kapital versucht, die Erfolge des holländischen »Modells« dazu auszunutzen, auch in Deutschland aus den LohnarbeiterInnen mehr herauszuholen.
Die Arbeitgeberverbände nehmen das »Arbeiten nach Bedarf« zum Vorbild, aber natürlich nicht den aus den Auslandsüberschüssen finanzierten »Sozialstaat«, mit dem die Verschlechterung der Lage der LohnarbeiterInnen »sozialverträglich« abgefedert wird. Sie wollen holländische Flexibilität und amerikanische Sozialleistungen. Das holländische Modell beschleunigt die internationale Spirale nach unten. Geht es nach Clement, werden bald »wir« die Leiharbeitsweltmeister sein, nicht mehr Holland.
Die Lobeshymnen, die vor allem SPD und DGB singen, sollen die deutschen LohnarbeiterInnen darauf einstimmen, dass es sich lohnt, sich den Profitinteressen des Kapitals unterzuordnen.

3.417 | Internationale Zusammenarbeit gegen das Kapital

Von Seiten der Geschäftsleitung von Mercedes in Gaggenau hieß es: *»Alle sind Mitglieder einer Werks-Gemeinschaft, die sich in den Schützengräben des ›Weltwirtschaftskrieges‹ zu bewähren haben.«* (Funke 1996, 84) Die LohnarbeiterInnen liegen sich in den Schützengräben ihrer Firmen gegenüber. Sie sollen sich gegenseitig mit der Artillerie ihrer modernen Produktionsanlagen beschießen und die Fabriken der Feinde in Trümmer legen. Etwas anderes tut man im Krieg nicht.
Am 25. Januar 2001 legten über 40.000 Beschäftigte der europäischen Opel/General Motors-Werke in Deutschland, Belgien, Portugal, Spanien und England für eine Stunde und mehr die Arbeit nieder. Sie protestierten gegen die angedrohte Schließung des GM-Werks in Luton nahe London. Das war ein seltenes Beispiel einer international abgestimmten Aktion von LohnarbeiterInnen.
International und national besteht das Interesse der LohnarbeiterInnen im größtmöglichen Zusammenschluss gegen das Kapital, in Kooperation und Solidarität untereinander, nicht im Krieg gegeneinander. Indem sie sich zusammenschließen, können sie ihre Kräfte stärken. Indem sie sich bekämpfen, verlieren sie alle.

14 IGM-Vertrauensleute von Opel Bochum, die am 20. Januar 2001 an einer Demonstration in Luton teilnahmen, mussten jedoch auf eigene Kosten reisen, weil die IGM-Ortsleitung sie nicht unterstützte. Klaus Franz, Gesamtbetriebsrats-Vorsitzender von Opel und Vorsitzender des Europabetriebsats von Opel in einem Info von 15. 12. 2000: *»Wir fordern das europäische Management auf, Maßnahmen zu entwickeln, um die Profitabilität des Unternehmens durch Produkt- und Verkaufsoffensiven zu verbessern (...) .«*[1]

Also »Sieg im Konkurrenzkrieg« statt gemeinsames, internationales Vorgehen gegen das eigene Management. VW-Vorstand Hartz charakterisierte die Leitlinie der IG Metall so: *»Die Mitbestimmung, wie sie die IG Metall vertritt, akzeptiert die handlungspolitische Funktion des Gewinns und der Wettbewerbsfähigkeit.«* (DIE WELT 14. 02. 1994)

Das ist auch z.Zt. noch das vorherrschende Bewußtsein in den Betrieben. Der Krieg wird aber letztlich nicht nur gegen die Konkurrenz, sondern auch gegen die eigene Belegschaft geführt, auch wenn noch so viel von Corporate Identity (Betriebsgemeinschaft) geredet wird. Denn der Gewinn, mit dem die Konkurrenten geschlagen werden, wird aus den Knochen und dem Hirn der LohnarbeiterInnen selbst gezogen.

Die internationale Zusammenarbeit gegen das Kapital lebt zur Zeit nur in Keimformen. Sie wird zunehmen müssen, um dem Druck des Kapitals etwas entgegensetzen zu können, das die LohnarbeiterInnen der verschiedenen Länder gegeneinander ausspielt und sie erpresst. Aber Wolfgang Schaumberg bemerkt: *»Die Wettbewerbszwänge zu verstehen, aber sie eben nicht zum gewerkschaftlichen Ziel zu machen, erfordert eine gewerkschaftliche und soziale Bewegung für eine andere Gesellschaft.«*[2]

»Wir sind gezwungen, von Euch Zugeständnisse zu verlangen, weil wir sonst von der internationalen Konkurrenz niederkonkurriert werden und nicht überleben können«, sagen die Vertreter des Kapitals. Und sie haben nicht unrecht. Der Druck der Konkurrenz ist ein Zwangsgesetz, dem sich kein Unternehmen entziehen kann.

Aber es ist der Zwang zur Kapitalverwertung jedes Einzelunternehmens selbst, der die Konkurrenz hervorruft. Die Konkurrenz ist nicht die Ursache der Kapitalverwertung. Produktionsmittel müssen sich als Kapital verwerten. Arbeitskräfte sind Waren, die nur genutzt werden, solange sich das Kapital an ihrer Nutzung bereichern kann. Erst auf dieser Grundlage entsteht die Konkurrenz. Das Kapital ist die Zwangsjacke, in der Produktionsmittel und

Arbeitskräfte als Mittel der Konkurrenz dienen. Würde diese Zwangsjacke nicht existieren, gäbe es auch keine Konkurrenz um Profitraten und die höchstmögliche Auspressung der Arbeitskräfte, ob international oder national. Jedes Kapital versucht, den Fall der Profitraten durch die Stärkung seiner Konkurrenzfähigkeit abzuwenden. Doch da die Ursachen des Falls der Profitraten nicht in der Konkurrenz liegen, sondern in Bewegung des Kapitals selbst, ist es letztlich nicht erfolgreich. Das Problem ist nicht die Konkurrenz, sondern das Kapital, das sie erzeugt.

1 nach Wolfgang Schaumberg, *Euro- und Weltbetriebsräte aller Multis, vereinigt uns? Praktische Erfahrungen, aktuelle Probleme und Perspektiven internationaler gewerkschaftlicher Zusammenarbeit*, express Nr. 10 und 11/12, 2002
2 siehe Fußnote 1

3.42 | **Bildung als Wettbewerbsfaktor**

518

3.421 | Unselbständigkeit bei Lesen und Rechnen

Mit Erschrecken wurden die Ergebnisse der PISA-Studie zur Kenntnis genommen. 10 % der SchülerInnen in Deutschland sind nicht fähig, einfache Texte zu lesen und zu verstehen. (FR 11. 12. 2001, 14) Weitere 13 % erreichen gerade elementare Lesefähigkeiten, mehr nicht. Diese 23 % sind keine Analphabeten. Sie kennen die Buchstaben und können lesen. Aber ihre Fähigkeit, Texte selbständig zu verstehen, ist nicht oder nur in geringem Maße entwickelt. Dasselbe gilt für's Rechnen. *»Ihnen* (SchülerInnen in Deutschland) *fehlt es weniger an Rechenroutine als vielmehr daran, ein Problem zu identifizieren, Gelerntes darauf anzuwenden, selbstständig Lösungswege zu finden.«* (FR 13. 12. 2001, 8)

Die »leseschwachen« SchülerInnen kommen überdurchschnittlich häufig aus *»der Klasse der Routinedienstleistenden und dem Arbeitermilieu.«* Bei Jugendlichen aus Familien, in den beide Eltern zugewandert sind, beträgt der Anteil sogar 50 %. (FR 11. 12. 2001)

Die PISA-Studie wies nach, dass Lernerfolge in Ländern größer sind, in denen SchülerInnen aller Schichten länger als in Deutschland zusammen unterrichtet werden. Nirgendwo außer in Deutschland werden SchülerInnen schon nach vier Jahren aussortiert.

In allen untersuchten 31 Ländern ist der Schulerfolg von der sozialen Lage abhängig, aber in keinem so stark wie in Deutschland. Deutschland hat ein strenges, wenig durchlässiges Drei-Klassenschulsystem, das den Klassen in der Gesellschaft entspricht.

Die Mehrheit der Arbeiterkinder kommt auf die Hauptschule. Die Hauptschulen wieder stoßen vor allem Kinder in Sonderschulen ab, deren Eltern aus der untersten Schicht der LohnarbeiterInnen kommen. Auf der Realschule stammen zwei Drittel der SchülerInnen aus den Mittelschichten, auf dem Gymnasium zu 60 % aus der Oberen Mittelschicht und der Oberschicht. (eigene Berechnung nach Jugend 2002 Abb. 2.10, 63) Nur ein kleiner Teil der Arbeiterkinder dringt in diesem vorsintflutlichen Drei-Klassensystem in die Gymnasien vor und ein noch kleinerer bis in die Hochschulen. Das deutsche Kapital vergeudet die Begabungen der Menschen auf besonders aggressive Art.

Lernerfolge sind größer in Ländern, in denen die Schulen als Ganztagsschulen Lebensmittelpunkte ihrer Schüler sind.

In Deutschland dagegen herrscht die Halbtagsschule vor, die durch nachmit-

tägliches Fernsehen ergänzt wird. (FR 17.01.2002) Mütter, die zu Hause bleiben und nachmittags als HilfslehrerInnen tätig sind, sind ebenso Voraussetzung der Halbtagsschule wie privat bezahlte NachhilfelehrerInnen. Die Ganztagsschule ist in Deutschland zwar »verwirklicht«, aber zur Hälfte privatisiert.

3.422 | Milliarden Euro gespart

Das kleine Finnland steht an der Spitze, was die Breite der Lernerfolge angeht. Wollte man in Deutschland auf das hohe Niveau Finnlands aufschließen, müsste man jährlich 40–50 Milliarden Euro mehr für Bildung ausgeben. Finnland gibt 6,6% seines BIP für Bildung aus, Deutschland nur 4,4%.
Die Rückständigkeit des deutsche Bildungswesens ist in dieser Hinsicht ein starker Wettbewerbsvorteil. Denn die eingesparten 50 Mrd. Euro mussten nicht über entsprechend höhere Steuern aufgebracht werden und kamen so im Endeffekt als höhere Gewinne den Unternehmen zu gute. Das stärkt die Konkurrenzfähigkeit des deutschen Kapitals und seine Kriegskassen.
Aus denselben Gründen wird die Förderung und Entwicklung von Kindern in Deutschland in hohem Maße als Privatsache der Familien betrachtet. Auch Kindergärten sind in der Regel Halbtagseinrichtungen und Kinderkrippen gibt es kaum.
Das hindert das Kapital natürlich nicht daran, von Erziehungspersonen die volle Verfügbarkeit im Betrieb zu verlangen. Eltern sind für das Kapital in erster Linie als profitbringende Arbeitskräfte wichtig, nicht als Väter oder Mütter.

3.423 | Drei-Klassenschulsystem hemmt Entwicklung der Produktivkräfte

Nicht nur in Betrieben werden die produktiven Kräfte von Menschen in hohem Maße verschlissen bzw. unentwickelt gehalten, sondern auch in den Schulen.
Im gegenwärtigen Schulsystem fühlt sich deshalb die Mehrheit der SchülerInnen nicht oder nicht besonders wohl. In der Hauptschule fühlt sich jeder fünfte Schüler sogar ausdrücklich unwohl, im Gymnasium noch 10%. Nur rd. ein Drittel der SchülerInnen geht gern oder sehr gern zur Schule. (Jugend 2002, 72) Von 8.000 befragten Erstsemestern bescheinigten nur 35% den Schulen, gutes Rüstzeug geliefert und zum Studium befähigt zu haben. (FR 17.02.2002) Die Schulverdrossenheit ist sehr groß. Das gilt für SchülerInnen und LehrerInnen.

Bundespräsident Rau erklärte in einer Grundsatzrede zur Bildung: *»Vor allem aber geht es darum, die Lust am Lernen zu fördern.«* (Das brüchige Fundament unseres Bildungswesen verstärken, FR 11. 01. 2002, 7) Und genau die wird SchülerInnen oft ausgetrieben. Viele LehrerInnen und nicht wenige Schulen versuchen, das Beste aus ihren Möglichkeiten zu machen, aber die Gesamtrichtung bestimmen sie nicht. Sie ist durch die vom Kapital und den bürgerlichen Schichten gesetzten Rahmenbedingungen geprägt.

- **Wissen eintrichtern**

In Lehrplänen ist Wissensstoff festgelegt, der in bestimmten Zeiteinheiten durchgenommen werden muss. Zeit für selbständiges Aneignen und Experimentieren bleibt kaum. Das wird als Produktivität betrachtet, so wie die Produktion von soundsoviel Autos in soundsoviel Stunden die Arbeitsproduktivität ausmacht.

»Randvolle Stundenpläne« ersticken die Lust am Lernen, sagte eine Lehrerin. (FR 16. 05. 2002) Ebenso wie das Hinterhecheln hinter Stückzahlen die Lust am Arbeiten erstickt. Lehrpläne werden mehr oder weniger gnadenlos durchgezogen, ähnlich wie Zielvereinbarungen in den Betrieben. SchülerInnen müssen sich den Taktzeiten der Wissensproduktion unterordnen wie LohnarbeiterInnen sich den Taktzeiten der Fließbandproduktion.

Die 45-minütigen Schulstunden, in denen die Fächer nacheinander eingetrichtert werden, verwandeln SchülerInnen tendenziell in Konsumenten, die passiv aufnehmen. Folge ist, dass der Stoff kaum aktiv verarbeitet werden kann. Ein Chemielehrer an einem Gymnasium: *»Bisher wird zu viel auswendig gelernt und verstanden wird meist nichts.«* (FR 27. 05. 2002) Das demotiviert SchülerInnen und Lehrer. Wenn man Dinge nur halb versteht, macht Lernen wenig Spaß.

SchülerInnen müssen sich Stoff aneignen, nicht weil sie Interesse daran haben, sondern um gute Noten zu bekommen, Prüfungen zu bestehen und nicht sitzenzubleiben. Der Stoff besteht aus Wissen, das oft keinen Bezug zur Lebenswelt der SchülerInnen hat und keine Bedeutung für die spätere Berufspraxis. Wissen eintrichtern führt dazu, dass man nur das lernt, was verlangt wird. Und nur dann lernt, wenn etwas verlangt wird.

Selbständigkeit wird verlangt, aber Abfragen von Wissen herrscht vor, d. h. Eintrainieren von Unselbständigkeit. Die Selbständigkeit besteht überwiegend darin, sich möglichst selbständig im Rahmen der Unselbständigkeit zurechtzufinden.

Solche Art Wissensvermittlung fördert letztlich die Unwissenheit. Unwissenheit aber spiegelt das relative Desinteresse einer Wirtschaftsordnung an der Entwicklung von Menschen wieder.

Der Mensch behält von dem, was er selbst ausführt, 90 Prozent. Von dem, was er sieht und hört, 70%; von dem, was er nur hört, 20% und von dem, was er liest, gerade mal 10%. (Wie man Wissen schafft, focus 43/2002, 72) Trotzdem lässt das Schulsystem den SchülerInnen zu wenig Zeit, selbständig Probleme gemeinsam zu lösen und dabei gewissermaßen nebenbei lesen, schreiben und rechnen zu müssen. Dadurch mangelt es an Fähigkeiten, mit dem Gelernten Probleme zu verstehen und zu lösen.

Für die Bildungseinrichtungen der Elite, die über alle Mittel dieser Gesellschaft verfügt, ist es dagegen selbstverständlich, die Naturgesetze des Lernens zu berücksichtigen.

- **Lernen für die Lehrer, statt fürs Leben**

Die entfremdeten Lernsituationen an der Schule entsprechen den Bedingungen der Lohnarbeit. Sie sind Vorbereitung auf Lohnarbeit, charakterliche Vorbereitung auf das spätere Berufsleben als Abhängige. Abhängigkeit wird eingetrichtert.

In der Lohnarbeit spielt es nur eine untergeordnete Rolle, was man tun muss. Hauptsache, man bekommt Geld dafür. Der Inhalt des Lernens an der Schule kann ebenso nebensächlich sein wie der Inhalt der Arbeit. Hauptsache die Kohle, d. h. die Note, die Versetzung, der Abschluss usw. stimmen.

Da die LohnarbeiterInnen weder Eigentümer noch an der Leitung der Betriebe beteiligt sind, haben sie das natürliche Interesse, für möglichst wenig »Leistung« möglichst viel Geld zu bekommen. Ähnlich ist es unter Lernbedingungen, die der Natur des Lernens widersprechen, völlig »natürlich«, dass SchülerInnen für möglichst wenig Leistung möglichst gute Noten bekommen wollen.

Mit so wenig Anstrengung wie möglich durchkommen zu wollen. Diese Einstellung herrscht vor. Statt der Mühe eines selbständigen Urteils produziert das Schulwesen im Durchschnitt das Bestreben, zu sagen, was die LehrerInnen möglicherweise hören wollen. Die Schule übt das Lohnarbeiterbewußtsein ein. LohnarbeiterInnen arbeiten für die Inhaber der Betriebe bzw. die Chefs. SchülerInnen lernen für die Lehrer, nicht für's Leben und für sich.

- **Verkopftes Lernen statt praxisbezogenes Lernen**

Ganzheitliche Bildung müsste stark praxisbezogen sein. Praxis- und lebensbezogener Unterricht erzeugt Neugier und Lust am Lernen. »Vielen fällt das Lernen leichter, wenn sie praktische Unterrichtsanteile haben«, sagt ein Hauptschul-Dezernent. (FR 21. 02. 2002)

Die Schule ist stark vom Berufs- und Alltagsleben getrennt, auf das sie doch vorbereiten soll. Die Theorie ist von der Praxis weitgehend getrennt. Schüle-

rInnen haben oft keine Ahnung, welchen Beruf sie ergreifen sollen. Sie haben ja auch kaum etwas kennengelernt. *»Von wem sollen sie überhaupt lernen, wie Arbeit aussehen kann?«*, fragt ein Lehrer einer Hauptschule in Bottrop. (E&W 5/2001, 10) Drei Wochen Betriebspraktikum in der Hauptschule reichen kaum; ein Praxistag in der Woche mit Hospitationen in Betrieben auch nicht. Beriebsbezug ist notwendig, aber noch wichtiger sind praktische Einführungen in die wichtigsten beruflichen Fertigkeiten. So kann man sich orientieren und seine Interessen kennenlernen.

Die Schule müsste Einblicke in Landwirtschaft, Handwerk und Industrieberufe geben. Sie müsste Möglichkeiten bieten, in besonderen Lernwerkstätten etwas auszuprobieren. Warum gibt es Berufsvorbereitungs- und Berufsgrundbildungsjahre usw. erst nach der Beendigung der Schule? Wenn das Kind schon in den Brunnen gefallen ist und Jugendliche die Schule ohne Abschluss verlassen haben oder arbeitslos sind? Warum werden »Produktionsschulen« nur für »benachteiligte« SchülerInnen eingerichtet und nicht in breitem Maß eingeführt? Schon die Schule müsste einen Beitrag zur Berufsausbildung leisten.

Im Zusammenhang mit Praxis sehen Kinder eher, welche Bedeutung Lesen, Schreiben und Rechnen haben. Formen schulischer Berufsausbildung gewinnen mit wachsender Arbeitslosigkeit und mit wachsendem Lehrstellenmangel ohnehin größere Bedeutung.

Auch praktische Alltagsfertigkeiten wie Kochen, Reparaturen ausführen, mit Computern umgehen, Musikinstrumente erlernen und Musik machen, mit Tieren umgehen, Sport treiben, medizinische Grundkenntnisse usw. kommen zu kurz. Kinder lernen noch mehr als Erwachsene überwiegend in der Praxis. Fehlt der praktische Bezug, wird die Schule abgesessen. Die Lernbereitschaft sinkt.

Die Trennung von Kopfarbeit und Handarbeit spiegelt wieder, dass das Schulwesen nicht auf ArbeiterInnen ausgerichtet ist. Sie sind auf die kopfarbeitenden und dadurch verkopften bürgerlichen Schichten ausgerichtet, die selbst nichts produzieren. Über die flaue Resonanz bei Kindern und Eltern unterer Schichten muss man sich dann nicht wundern.

- **Wenig Rücksicht auf individuelle Besonderheiten**

In der Massenproduktion der Grundschule kommen 24 Kinder auf einen Lehrer. Nur in Mexiko und Korea sind es noch mehr. Das macht es kaum möglich, auf individuelle Vorlieben, Schwächen und Probleme einzugehen. Im Betrieb ist das ja auch kaum der Fall. Sarah Heppel, Frankfurter Schülerin in der 12. Klasse zog Bilanz: *»Es wird zu wenig auf den Schüler als Menschen eingegangen. Als zu indoktrinierende, persönlichkeitslose Wesen wird die Ge-*

samtheit der Schüler über einen Kamm geschoren. Individuelle Präferenzen, wie ein idealer Unterricht gestaltet sein sollte, werden ignoriert.« (FR Juli 2002)

Mehr Zeit für individuelle Entwicklungen würde mehr Personal, mehr Räumlichkeiten und mehr Geld kosten. Dafür hat das Kapital in Deutschland kein Geld. Es investiert lieber in ausländische Wertpapiere statt in inländische Kinder.

Ist die für individuelle Entwicklungen notwendige Zeit nicht eingeplant, sondern von zusätzlichen Anstrengungen der LehrerInnen abhängig, entsteht auf beiden Seiten Unlust. Die bürgerlichen Schichten können sich das individuelle Eingehen auf ihre Kinder mit privater Hausaufgabenhilfe kaufen. Die Eltern aus Arbeiterschichten können es eher nicht. Für sie müsste die Hausaufgabenbetreuung in die Schulzeit integriert sein.

- **Integration statt Anerkennung der Muttersprache**

Die mangelnde Beherrschung der deutschen Sprache wird als Hauptproblem der ausländischen Kinder betrachtet. Nebenbei beherrschen auch deutsche Kinder bei der Einschulung oft ihre Muttersprache nicht. Es ist klar, dass Kinder, die nicht verstehen, was gesagt wird, dem Unterricht weniger folgen können.

In Großstädten sind teilweise 50 % der Schulkinder Kinder von Migranten. Für Kinder von Migranten ist der Praxisbezug der Schule, das Erlernen praktischer Fähigkeiten, sind Sport und Musik noch wichtiger als für deutsche Kinder. Dabei nehmen auch die Deutschkenntnisse zu und das Selbstbewußtsein steigt. Auswendig Lernen und reine Kopfarbeit verfängt noch weniger.

Statt die fehlende Kenntnis der deutschen Sprache als Mangel zu betonen, sollte die Stärke betont werden, dass Kinder zweisprachig aufwachsen. Die Schule müsste akzeptieren, dass das Alphabet in der Muttersprache und in Deutsch gelernt werden kann. Die Muttersprache der Kinder der Migranten muss als gleichberechtigte Sprache anerkannt werden. Sie verleugnen zu müssen, schadet der Entwicklung der Kinder. Die Sozialpädagogin Gür Yüksel: *»Das Beherrschen der Muttersprache ist Voraussetzung, um richtig Deutsch zu lernen.«* (E&W 5/2001, 8) Die Bereitschaft, Deutsch zu lernen, nimmt zu, wenn man als Einwanderer anerkannt wird. Da das nicht beherzigt wird, gibt es zahlreiche ausländische SchülerInnen, die weder ihre Muttersprache noch Deutsch beherrschen. Wenn sie dann im Unterricht nicht mitkommen, kommt es zu Störungen.

Ein Schulsystem, das auf die Besonderheiten seiner SchülerInnen nicht genug eingeht, produziert selbst die Kinder, die als Störfaktoren in Erscheinung treten.

- **Minderleister aussortieren**

Es ist nicht verwunderlich, dass unter den beschriebenen Bedingungen zahlreiche SchülerInnen auf der Strecke bleiben. Sie werden aussortiert. 24% der 15-jährigen SchülerInnen mussten eine Klasse wiederholen. Die jährlich rd. 300.000 SchülerInnen, die sitzenbleiben, haben nichts davon, nehmen aber jährlich rd. 16.500 Lehrerstellen oder 850 Millionen Euro in Anspruch. (E&W 3/2002, 20) Dazu kommen die 10 bis 16% Kinder und Jugendliche, die aus höheren Schulformen in jeweils niedrigere Schulformen zurückgestuft wurden. Die »Sonderschulen« sind dabei noch nicht berücksichtigt. Auch nicht die 12%, die zunächst vom Schulbesuch zurückgestellt wurden. Das Dreiklassensystem organisiert für über ein Drittel der SchülerInnen Mißerfolgserlebnisse, die die Lust am Lernen vermiesen. Es gibt ihnen das Gefühl, in der Konkurrenz zu versagen. Für die Erfolgreichen sind die Sitzenbleiber eine Drohung, was ihnen blüht, wenn sie nicht lernen.

Diejenigen SchülerInnen, die nach der vierten Klasse in der Hauptschule zurückbleiben, können das Gefühl entwickeln, zu schlecht zu sein und versagt zu haben.

Das Drei-Klassensystem operiert mit Angst. Angst erzeugt aber Lernhemmungen. *»Alles, was dem Kind die Chance gibt, seine Stärken auszuspielen und Selbstbewußtsein zu tanken, erleichtert das Lernen.«* (focus 43/2002, 75) Das wird zu wenig berücksichtigt. Aussieben der SchülerInnen hat Vorrang vor ihrer Förderung. Die Folgen für die Motivation sind entsprechend. Ohne Motivation aber lernt man nicht zu lernen. Was kann es Schlimmeres für SchülerInnen und LehrerInnen geben, als sich in einer Einrichtung aufhalten zu müssen, die ihren Hauptzweck, das Lernen, selbst so erfolgreich untergräbt?

3.424 | Ohne Schulabschluss – ohne Berufsausbildung – arbeitslos

Im April 2001 hatte etwa jeder zehnte Jugendliche zwischen 15 und 20 Jahren, der die Hauptschule besucht hatte, keinen Hauptschulabschluss. Das sind immerhin siebzigtausend Jugendliche.

Bei ausländischen SchülerInnen erreicht jeder fünfte Hauptschüler den Hauptschulabschluss nicht. (FR 08. 01. 2002) In Frankfurt gingen im Schuljahr 1998/99 sogar ein Drittel der Hauptschüler ohne Abschluss von der Schule. (FAZ 29. 12. 2000) 80% der Jugendlichen, die keinen Hauptschulabschluss haben, bleiben ohne Berufsausbildung. (E&W 12/2000, 24)

Die Jugendlichen wiederum, die ohne Berufsbildung bleiben, waren 1995 in NRW zu 50% arbeitslos. (Landessozialbericht 1998, 112)

Insgesamt sind 45% der Jugendlichen, die keinen Hauptschulabschluss haben, arbeitslos. (Jugend 2002, 75)
Wenn der Weg verbaut ist, über Lohnarbeit Geld zu verdienen, ist Kriminalität eine Lösung. Zwei Drittel der Häftlinge im Jugendstrafvollzug haben die Hauptschule nicht abgeschlossen (Sozialer Wandel 2000, 43). Abiturienten dagegen befinden sich nur selten im Knast. Sie haben's nicht nötig.
1970 gingen noch 17% der Hauptschüler ohne Hauptschulabschluss ab. (Sozialer Wandel 2000, 40) Damals jedoch bekamen die allermeisten noch eine Stelle. Der Kapitalverwertungsprozess hatte noch nicht so viele Arbeitskräfte überflüssig gemacht wie heute.
Der fehlende Schulabschluss scheint die Ursache der Arbeitslosigkeit zu sein, ist es aber nicht. Mangelnde Anstrengung scheint die Ursache des Scheiterns in der Schule zu sein. Es sind aber im Wesentlichen die Lebens- und Lernbedingungen, die besonders bei Kindern und Jugendlichen das Interesse am Lernen bedingen und nicht die Faulheit.
Das Schulsystem scheint die Arbeitslosigkeit hervorzurufen. Aber die wachsende Arbeitslosigkeit ruft auch den mangelnden Schulerfolg hervor. 40% der HauptschülerInnen sind sich im Bezug auf ihre berufliche Zukunft unsicher, aber nur 20% der Gymnasiasten. (Jugend 2002, 74) Die Angst vor drohender Arbeitslosigkeit wirkt schon auf die SchülerInnen zurück und kann das Gefühl erzeugen, dass Lernen sowieso keinen Sinn hat. Wenn das Korn nicht mehr geerntet werden kann, verfault es auf dem Halm.

3.4251 | Gute Bildung für alle dringend notwendig ...

Damit sich die produktiven Kräfte von Kindern und Jugendlichen gerade unter den Bedingungen steigender Arbeitslosigkeit und Armut besser entfalten können, sind grundlegende Veränderungen nötig.
Statt Konkurrenz und Aussortieren müsste gemeinsames Lernen und die Förderung aller im Mittelpunkt stehen.
Statt Lehrpläne in möglichst kurzer Zeit durchzuziehen, müsste Zeit da sein für die Verarbeitung und individuelle Aneignung von Kenntnissen.
Um die Talente aller Kinder zu entwickeln, müsste die Schule mehr mit der Praxis, mit dem Leben verbunden sein und für möglichst alle SchülerInnen möglichst günstige Bedingungen schaffen, ihre technischen, handwerklichen, musischen, sportlichen, künstlerischen und intellektuellen Fähigkeiten zweckfrei zu entwickeln. SchülerInnen brauchen ein anregendes Entwicklungsmilieu, damit sie sich wohlfühlen.
Dazu wäre eine Schule notwendig, die der Lebensmittelpunkt von SchülerInnen sein kann. Es muss also eine Ganztagsschule sein.

Und es wäre ein Schulsystem notwendig, in dem Aussortieren ein Fremdwort ist, also eine Schule, die von allen Kindern zwischen sechs und fünfzehn Jahren besucht wird. Es müsste eine einheitliche Schule für alle sein. Das Dreiklassen-Schulsystem müsste gesprengt werden, damit sich die produktiven Kräfte der Kinder und Jugendlichen besser entwickeln können.

Die extrem unterdurchschnittlichen Lernleistungen in Deutschland (aber auch in den USA) sind teilweise eine Folge dessen, dass das Kapital und die Führungsschichten sich weigern, ihre Kinder gemeinsam mit Arbeiterkindern in einer Schule für alle unterrichten zu lassen.

Finnland gehörte in der PISA-Studie zu den Ländern mit den besten Lernerfolgen. Finnland hat sich 1972 für die Einheitsschule entschieden, die alle Kinder von sieben bis 16 Jahren durchlaufen müssen. SchülerInnen mit unterschiedlichem Leistungsstand helfen sich gegenseitig. Die Kinder werden individuell gefördert. Zu diesem Zweck gibt es in jeder Klasse einen zweiten Lehrer, der schwächeren Schülern hilft. Niemand bleibt sitzen oder wird an eine andere Schule abgeschoben. SozialarbeiterInnen kümmern sich um Probleme, wenn SchülerInnen auffällig werden und eine Gesundheitsfürsorgerin steht ebenfalls zur Verfügung.

Die Schulen sind Ganztagsschulen und können so die unterschiedlichen Lernvoraussetzungen der Familien eher ausgleichen. Kinder können zu Mittag essen, Sport treiben, sich in Bibliotheken und Computerräumen umsehen oder ganz einfach in Kuschelecken treffen. Hier findet auch Nachhilfe statt. Ganztagsschulen können Anregungen geben, die Kinder in ihren Elternhäusern nicht bekommen. Sie können die Probleme teilweise ausgleichen, die aus Arbeitslosigkeit und Armut der Eltern entstehen.

Es wäre also möglich, die Auswirkungen abzumildern, die die sich verschlechternde soziale Lage der LohnarbeiterInnen auf die Entwicklung ihrer Kinder hat. Bedingung ist aber, dass die Schule auf alle Kinder eingehen kann, niemanden aufgibt und Lernerfolge für jeden organisiert, an denen er Selbstbewußtsein entwickeln und reifen kann. Das kleine Finnland steckt 50% mehr Geld in das Bildungswesen als das reiche kinderfeindliche Deutschland.

3.4252 | ... aber nicht erwünscht

Ein einheitliches Schulsystem würde die bestehende unproduktive Dreiklassenschule sprengen. Jukka Sarjala, Chef des nationalen Bildungsamts in Finnland sagte: *»Finnland ist ein kleines Land. Wir brauchen jeden. Wir können es uns nicht leisten, Kinder schlecht auszubilden.«* Deutschland ist ein großes Land. Das Kapital braucht lange nicht jeden.

Es kann mit fortschreitender Produktivität mit immer mehr Menschen nicht viel anfangen. Die aber würden genau in dieser einheitlichen Schule ihren Platz haben. Man müsste für sie Geld ausgeben, obwohl man sie nicht braucht, es sei denn für Hilfsdienste. Was soll da eine gute Ausbildung an der Schule? Sie wäre die reinste Verschwendung. Deshalb ließ Monika Hohlmeier, die bayerische Kultusministerin, verlauten: *»Ich sage klipp und klar, Strukturdebatten gehören der Vergangenheit an.«* (FR 28./29. 03. 2002, 15) Die Dreiklassenschule wird nicht in Frage gestellt.

Das Kapital strebt danach, die SchülerInnen, die es nicht braucht, weniger zu fördern und nicht etwa mehr. Die Bildungskosten für sie müssen fallen. Dieter Hundt, der Präsident aller Arbeitgeber, forderte, *»Schüler sollten nicht aus falsch verstandenem Mitleid durchgeschleppt werden.«* (FTD 27. 07. 2000) Genau: die Schulen sollen genau wie die Betriebe die Minderleister nicht mehr länger durchschleppen. Das erhöht die schulische Produktivität. Soll die Gesellschaft sehen, wie sie mit dem Rest fertig wird.

Arbeitgeberpräsident Hundt forderte eine *»neue Kultur der Anstrengung und der Leistungsorientierung«*. (ebda.) Oder Roland Koch (CDU): *»Wir brauchen mehr Anstrengung der Kinder und vor allem mehr Engagement der Eltern bei der Begleitung der Schullaufbahn ihrer Kinder.«* (FR 12. 02. 2002) Damit wäre auch klar, dass letztlich die Faulheit der Schüler, die Weichheit der LehrerInnen bzw. das Desinteresse der Eltern das Problem ist.

Was die Weichheit der LehrerInnen angeht: Sitzenbleiben ist pädagogisch unsinnig. Dieses Urteil nicht zu vollstrecken, erscheint als zu weichherzig, mildert aber nur unsinnige Praktiken im Einzelfall ab. Auch wenn es vielleicht nichts nützt.

Und die Faulheit ist die natürliche Reaktion auf ein Schulsystem, das wenig Rücksicht auf elementare Bedürfnisse der Schüler nimmt. Sie ist häufig eine gesunde Reaktion. Faulheit der Schüler und mangelnde Konsequenz von LehrerInnen sind so etwas wie passiver Widerstand, ändern aber an und für sich noch nichts.

Haben nicht diejenigen, die die Lernverdrossenheit der SchülerInnen am meisten beklagen, die Bedingungen dafür selbst geschaffen? Das Kapital erkennt auf der Grundlage seines hohen Bildungsstands keinen Zusammenhang zwischen der »Lohnarbeitsschule« und der Bildungsmisere.

Das demotivierende, dem Bildungshochmut des Kapitals nützende Dreiklassen- Schulsystem und seine fließbandmäßige Produktion von unverdautem Halbwissen soll nicht angetastet werden. Es soll ausgebaut werden. Damit auch klar ist, dass die herrschende Schicht Eliteschulen anstrebt, forderte Ar-

beitgeberpräsident Hundt die Abschaffung der Gesamtschulen. (FTD 27.07.2000) Das Kapital will sich das Gymnasium nicht aus der Hand nehmen lassen. Die Bildungsaristokratie versucht auch die sechsjährige gemeinsame Unterrichtung von Haupt- und Realschülern in Bayern zu kippen und stellt die Förderstufen in Hessen und Orientierungsstufen in Niedersachsen in Frage.

Die Bildungsausgaben wesentlich zu erhöhen ist nicht das Ziel. Das würde den Zielen des Gesamtkapitals entgegenlaufen, die Staatsquote zu senken. Es geht um höhere »Bildungsproduktivität«, um damit die Wettbewerbsfähigkeit, d. h. die Profitraten zu fördern. Es geht letztlich um Senkung der Bildungsausgaben und ihre Umschichtung in »rentablere Bereiche«, die Konzentration auf Kerngeschäft der Eliteförderung. Und es geht darum, die Privatisierung von Teilen des Bildungswesens vorzubereiten.

3.426 | Erhöhung der »Bildungsproduktivität«

Das Kapital ist beunruhigt. Eine Unternehmensbefragung durch die Industrie- und Handelskammern brachte *»das ernüchternde Ergebnis: Das Bildungssystem bringt nicht Arbeitnehmer mit den Qualifikationen hervor, die in der modernen Wirtschaft nötig sind.«* (FTD 03.05.2002, 6)

Die Arbeitgeber verlangen insbesondere die grundlegende Beherrschung der deutschen Sprache in Wort und Schrift sowie die grundlegende Beherrschung einfacher Rechentechniken. Das sind zusammen mit Lern- und Leistungsbereitschaft die wichtigsten Anforderungen an Azubis sowohl im kaufmännischen als auch im industriell-technischen Bereich.

Die PISA-Studie und andere Studien messen Schulleistungen. Das schafft die Voraussetzungen dafür, den Wissensstand zu messen, den jede Schule produziert. Das Kapital verlangt nach einheitlichen Standards. *»Wir brauchen so schnell wie möglich diese nationalen Standards, damit die großen Unterschiede zwischen den Bundesländern und einzelnen Schulen beseitigt werden.«* (Berit Heintz, Referentin für Schulpolitik des Deutschen Industrie- und Handelskammertags, FTD 05.03.2003, 9)

Standards machen Schulen vergleichbar. Es wird erkennbar, welche Schulen »gut« und welche »schlecht« sind. Nationale Standards können die Unterschiede nicht »beseitigen«, sondern machen sie sichtbar.

Es ist klar, dass Schulen mit einem hohen Anteil an Arbeiterkindern, Kindern von Migranten, Arbeitslosen, Alleinerziehenden usw. schlechtere Lernerfolge erzielen als Schulen mit Kindern von Akademikern. Schulen in Armutsvierteln schneiden schlechter ab als Schulen in bürgerlichen Vierteln.

Aber alle Schulen werden bei Anwendung eines Einheitsstandards über einen Kamm geschoren (evaluiert = bewertet). Schließlich wird ja auch jeder Be-

trieb über einen Kamm geschoren, nämlich mit der Meßzahl der Renditen. Da macht sich jedes soziale Mitempfinden mit Schwerbehinderten oder Leistungsgeminderten negativ bemerkbar.

Auch die Krankenkassen werden mit dem »nationalen Standard« Sozialversicherungsbeitrag bewertet, ohne Rücksicht auf die Zahl der alten Menschen oder der Arbeitslosen, die in ihnen Mitglied sind.

Wettbewerb gilt als der Schlüssel für die Lösung der Probleme. Wettbewerb bedeutet, dass SchülerInnen und ihre Eltern sich in Kunden verwandeln, die Schulleistungen nachfragen. Die Schulen ihrerseits verwandeln sich in Unternehmen, die auf dem Bildungsmarkt Schulleistungen anbieten. Sie bekommen bestimmte Budgets von Staat zugewiesen, über die sie frei verfügen können. Die Gelder sind abhängig von der Zahl der SchülerInnen und dem Lernerfolg. Wenn sich die Schulen die SchülerInnen und die SchülerInnen ihrerseits die Schulen aussuchen können, dann können die »besten Schulen« ihre Wettbewerbsvorteile ausspielen. Sie ziehen die meisten SchülerInnen an. Bei den schlechteren Schulen werden Kinder abgemeldet.

Da vor das blühende Leben der Gymnasien immer noch die Grundschule als Durststrecke geschaltet ist, muss die Auslese schon bei den Grundschulen anfangen. Die Grundschulen müssen so umgestaltet werden, dass die Förderung der Talente von Spitzenkräften schon hier beginnt. *»Während die Grundschulen offenbar zu wenig gefördert werden, bekommen die gymnasialen Oberstufen überdurchschnittlich viel Geld. Wegen dieser Schieflage werden nicht alle Begabungen frühzeitig genug gefördert, und dadurch erreichen wir auch in der Spitze nicht die Leistungen, die wünschenswert sind.«* (Bundeskanzler Schröder, »*Ein Gesetz für alle Schulen*«, DIE ZEIT 27. 06. 2002) Die technologische Revolution erzeugt einen höheren Bedarf an Spitzenkräften und das Kapital fürchtet, dass sein fehlkonstruiertes Bildungssystem diese nicht mehr in ausreichender Zahl liefern könnte.

Wohin der Hase läuft, sieht man deutlich in den USA: *»Am schlimmsten ist die Lage in den armen Innenstadtbezirken. Und das Problem beunruhigt längst nicht mehr nur Eltern, sondern auch die Wirtschaft, der es an qualifizierten Nachwuchskräften fehlt. Um das zu ändern, will Bush die Schulen stärker für die Mißerfolge der Schüler zur Verantwortung ziehen. Er fordert die Einführung regelmäßiger Tests. Schulen, die mangelhafte Ergebnisse erzielen, sollen staatliche Zuschüsse verlieren. Das Geld soll dafür in Form von Gutscheinen, sogenannten ›school vouchers‹ an die Eltern gehen, die ihre Kinder dann auf andere Schulen schicken können.«* (FTD 27. 10. 2000, 19)

Die schlechten Schulen verlieren Geld, da die öffentlichen Zuweisungen an

den Schulerfolg und die Zahl der SchülerInnen geknüpft werden. Die guten Schulen gewinnen Geld und können expandieren. Die Schulen können, da autonom, frei über die Gelder verfügen. Und sie können auch Gelder aus privaten Quellen einsammeln und für sich verwenden. Die bessere Ausstattung der Schulen mit Kinder aus bürgerlichen Schichten wird dann noch eher zum Wettbewerbsvorteil. So können sich die Kinder bürgerlicher Schichten aus der Umklammerung derer lösen, für die das Kapital nur noch eingeschränkt Verwendung hat.

Die Talente müssen jetzt nicht mehr auf schlechten Schulen verkümmern. *»Können wir es uns wirklich leisten, auch nur ein einziges Talent zu verschenken?«* So kommentierte Unternehmensberater Kluge die Tatsache, dass in Deutschland nur 10 % der Kinder un- und angelernter Arbeiter das Gymnasium besuchen. (FTD 02. 03. 2003, 27)

Es geht nicht um die maximale Entfaltung der Fähigkeiten aller, sondern um die Talente weniger und die Ruhe der bürgerlichen Schichten vor den Problemen von ArbeiterInnen und Migranten.

Mit der Festlegung von standardisiertem Wissen, das in Lehrplänen festgehalten und abgefragt wird, wird es auch Schritt für Schritt möglich sein, die Personalkosten zu senken. Denn aufgrund der Computertechnik können LehrerInnen durch Software-Programme ersetzt werden. Margaret Hodge, School Standards Ministerin in Großbritannien: *»In den kommenden Jahren wird die Informationstechnologie unsere Schulen revolutionieren. (...) In wenigen Jahren, so glaube ich, werden einige Klassen nicht von einem vollausgebildeten Lehrer geleitet werden. (...) Wenn Schüler an Unterrichtsstunden aus dem Internet arbeiten, könnte ein ausgebildeter Lehrerassistent genauso nützlich sein wie ein Lehrer.«* (New Statesman 22. 05. 1998)

Auch für die Praxisferne haben die Arbeitgeber Lösungen. Sie bieten betriebliche Praktika und stärkere Zusammenarbeit zwischen Schulen und Unternehmen an. Einerseits ist das ein notwendiger Schritt in die Richtung einer stärkeren Verbindung der Schule mit der Produktion. Ein Chemiebetrieb hat ganz andere Möglichkeiten als ein Chemielabor an einer Schule. Handwerksbetriebe können SchülerInnen in handwerklichen Tätigkeiten unterweisen wie Malen und Lackieren usw. Problem ist die Beschränktheit des Praxisbezugs. Es geht heute mehr als früher um eine möglichst breite Grundausbildung, nicht um eine möglichst enge Anbindung von Schulklassen an einzelne Betriebe.

Teamfähigkeit und selbständiges Lernen sollen die schulische Ausbildung *»ergänzen« ... »am besten während betrieblicher Praktika«*, empfahl das Institut der deutschen Wirtschaft. Selbständiges Lernen und schulische Aus-

bildung gelten nach wie vor als zwei Paar Schuhe, wenn das selbständige Lernen nur außerhalb der Schule erfolgen soll.

3.4271 | Vorbild USA

»Bildungsinvestitionen und Bildungssystem in Deutschland sind rückständig. Während Frankreich 6,1% seines BIP und die USA gar 7,2 Prozent in die Basis und damit die Basis für die Zukunft investieren, wenden wir Deutschen nur 4,4% dafür auf. Die USA, Frankreich und Großbritannien fördern systematisch ihre Eliten, Deutschland nicht.« (Roland Berger, Zehn Schritte zum Wohlstand, DIE ZEIT 21/2002)

Deutschland hinkt im Wettbewerb mal wieder irgendwem hinterher, diesmal vor allem den USA. Kanzler Schröder verfügte das Ziel, in zehn Jahren unter den ersten fünf Bildungsnationen zu sein. *»Bildung ist heute der entscheidende Wettbewerbsfaktor«*, sagte Jürgen Kluge, Chairman (Vorsitzender) der Unternehmensberatung McKinsey in Deutschland. Das Kapital betrachtet alle menschlichen Lebensäußerungen nur unter dem Gesichtspunkt, ob sie seine Verwertung fördern, auch die Bildung.

»Im Wettlauf um die Zukunft werden die Unternehmen vorne liegen, die die besten Arbeitsgruppen, die kreativsten Köpfe (...) weltweit am effektivsten zu bündeln vermögen.« (Hartz 2001, 125)

In der Tat hinkt Deutschland hinter den USA erheblich zurück. Ende 2001 hatten dort 26,4% der Zivilbevölkerung über 25 Jahre einen Abschluss als college graduate, d. h. einen Fachhochschul- oder Universitätsabschluss. In Deutschland waren es im April 2001 nur 10,9%.[1]

Robert R. Reich, der ehemalige Arbeitsminister unter Clinton: *»Insgesamt (...) bereitet keine andere Gesellschaft ihre am meisten begünstigten jungen Leute* (nicht mehr als 15 bis 20 Prozent) *so gut auf ein Leben kreativer Problemlösungs-, Problemidentifizierungs- und Vermittlertätigkeit vor* (wie die USA). *Die besten vierjährigen Colleges und die besten Universitäten Amerikas sind die besten der Welt.«* (Reich 1993, 255) Aber auch in anderer Hinsicht hinkt Deutschland weit hinter den USA hinterher.

3.4272 | USA – Hochburg des Analphabetismus

Edward Luttwak hatte schon 1993 festgestellt, dass *»sehr viele High-School-Schüler* (Realschüler und Gymnasiasten) *ihren Abschluß erwerben, ohne vernünftig schreiben, in normaler Geschwindigkeit lesen oder überhaupt rechnen zu können.«* (Luttwak 1994, 367)

Laut einer OECD-Studie kann mehr als die Hälfte aller Jugendlichen der USA im achten

1 Bureau of Labor Statistics, News 5. April 2002, Table A-3; Statistisches Jahrbuch 2002, 361– eigene Berechnung

Schuljahr weder lesen noch schreiben. Drei von vier Schülern haben nur mangelhafte mathematische Kenntnisse. Der Anteil von Jugendlichen mit einem Mittelschulabschluss gehört zu den geringsten in der entwickelten Welt. (Kurt Pelda, Amerika boomt weiter – bis der Saft ausgeht, FTD 15. 05. 2000) In den USA soll es 44 Millionen Menschen geben, die nicht imstande sind, Texte zu lesen und zu schreiben, die auf dem Niveau der vierten Schulklasse liegen. *»Sie sind faktisch Analphabeten.«* (Michael Moore, Stupid White Man, München 2002, 120) In Deutschland sind nach Angaben der Unesco »nur« vier Millionen Menschen Analphabeten. (dpa-Meldung vom 7. 9. 2001) In internationalen Vergleichstests erzielen Schüler aus den USA regelmäßig nur Ergebnisse am unteren Ende der Skala. (FTD 27. 10. 2000, 19) In der PISA-Studie rangierten die USA allerdings noch kurz vor Deutschland.

Die Unproduktivität des Bildungswesens folgt aus dem Desinteresse des Kapitals am Bildungsstand großer Teile der LohnarbeiterInnen. Gerhard Bosch vom Institut für Arbeit und Technik in Gelsenkirchen: *»Einer exzellenten, sehr gut ausgebildeten und noch weit besser bezahlten Spitze und einem größeren Anteil höher Qualifizierter als in Deutschland steht eine schlecht bezahlte, fast die Hälfte der Erwerbstätigen umfassende Unterschicht gegenüber«* (WSI-Mitteilungen 12/1999, 864).

45% der Arbeitskräfte in den USA haben keine Berufsausbildung, in Deutschland sind es nur 16%. Nur 30% der Beschäftigten in den USA haben Lehre, Abitur (Senior High School) oder den Meistertitel, in Deutschland 69%.

Robert R. Reich hatte für das Jahr 1990 insgesamt 55% der in den USA verrichteten Tätigkeiten als »Routinearbeiten« bezeichnet, entweder in der Produktion (25%) oder in Dienstleistungen. Als ihre wichtigsten Arbeitstugenden bezeichnete er Zuverlässigkeit, Loyalität und *»die Fähigkeit, Anleitungen entgegenzunehmen.«* (ebda. 196) Die Routinearbeiten werden mit steigender Produktivität wegrationalisiert oder werden nach Asien oder anderswohin verlagert. Die Nachfrage nach Arbeitskraft ist gesunken. Deshalb sind nur die Reallöhne der oberen 20 Prozent der LohnarbeiterInnen heute höher als zu Beginn der 70er Jahre. 80 Prozent der LohnarbeiterInnen verdienen dagegen real weniger als vor dreißig Jahren. Die Reallöhne der unteren vierzig Prozent sind sogar um etwa zehn Prozent niedriger. (Lawrence Mishel u. a. The State of Working America, New York 1999, 133; www.epinet.Org)

Fallende Reallöhne sind Ausdruck steigender Arbeitslosigkeit. Der Niedriglohnsektor breitet sich immer mehr aus. *»Beim Eintritt in das Reich der Niedriglöhne gibst du deine Bürgerrechte an der Pförtnerloge ab und lernst das Maul zu halten, bis deine Schicht zu Ende ist.«* So Barbara Ehrenreich in ihrem Buch Arbeit poor. (FTD 07. 09. 2001, 5)

In diesem Klima der Entwürdigung, der Löhne, die nicht reichen, um eine

Wohnung zu bezahlen, der Demütigung, die das Selbstwertgefühl angreift, der Existenzunsicherheit, in der man ums Überleben kämpfen muss, wachsen Millionen amerikanische Kinder auf und besuchen die öffentlichen Schulen. Sie behaupten sich auf ihre Art, wenn sie mit dem Fließband-Lernstoff nicht mitkommen, der auf sie wenig Rücksicht nimmt. Sie stören, wollen zeigen, dass sie die Stärkeren sind, ziehen ihr Selbstbewußtsein aus Angriffen auf LehrerInnen und SchülerInnen, aus Drogen und aus dem Leben nach der Schule, aus Sport, Musik, Kriminalität usw. Sie sind in der Konkurrenz untergegangen, fügen sich nicht und suchen einen Ausgleich. Kein Wunder, dass auf Schulen, die die Kinder der Looser und der Winner gewaltsam zusammenzwingt, die Lernergebnisse schlecht sind. *»An den öffentlichen Schulen in Amerika herscht keine Disziplin mehr«*, klagt Luttwak. (S. 366 f.)

Wer Geld hat, schickt seine Kinder auf private Schulen. Aber 85% bleiben auf den verfallenden öffentlichen Schulen zurück, weil ihnen nichts anderes übrigbleibt, und versuchen, sich die jeweils besten Schulen auszusuchen.

Die Verwilderung, Unwissenheit und Perspektivlosigkeit großer Teile der nachwachsenden Generation ist der Preis, den die LohnarbeiterInnen für die »Wettbewerbsfähigkeit« der USA zahlen. Deutschland ist auf einem guten Wege, den Anschluss an die USA nicht zu verlieren.

Das Schulsystem produziert den Nachwuchs für die bestehenden Arbeitsverhältnisse. Es liefert die Massenware Arbeitskraft, die von Fabriken, Büros, Dienststellen, Unternehmen aufgesaugt wird und die Plätze derer einnimmt, die ausscheiden. Die Durchschnittsanforderungen bestimmen den Durchschnittsstandard der schulischen Anforderungen.

Es liefert die Hochqualifizierten, die in ihrem Berufsleben selbständig Aufgaben lösen müssen und lässt deswegen auch in den Teilen des Schulsystems, die sie produzieren, tendenziell mehr Selbständigkeit zu (Gymnasium, Hochschulen).

Es liefert aber auch den Nachwuchs der Arbeitslosen und Verarmten, die sich wie alle anderen Teile der Gesellschaft ebenfalls reproduzieren (erneuern) und das Schulsystem durchlaufen. Je stärker diese Schicht wird, desto stärker reproduziert sie sich auch über die Schule.

3.428 | Höhere Produktivität – Höhere Bildung

Dennoch: Im Durchschnitt steigt das Bildungsniveau mit der Entwicklung der Produktivität. Die Produktivität hängt vom Stand der Technik und der damit verbundenen Arbeitsorganisation ab. Die sprunghafte Steigerung der Pro-

duktivität führte nicht nur in Deutschland, zu einer sprunghaften Entwicklung des Bildungsniveaus in den letzten 50 Jahren.

534 **Tabelle 15**

Bildungsniveau in Deutschland (April 2001)

	A	B	C	
Schulabschluss	*Volksschule*	*Real-(Fach) schule*	*Abitur*	Abschlussjahre
	in %			
Jahrgang 1936 – 1941	70,0	15,2	11,7	1950–55
Jahrgang 1946 – 1951	50,1	27,4	18,3	1960–65
Jahrgang 1956 – 1961	36,7	36,1	24,2	1970–75
Jahrgang 1966 – 1971	28,9	38,1	30,0	1980–85
Jahrgang 1976 – 1981	24,5	34,5	35,6	1990–95

(Statistisches Jahrbuch 2002, Wiesbaden 2002, 360, eigene Berechnung)

Bis in die 60er Jahre hinein waren die typischen Arbeitskräfte in Deutschland ungelernt (mehr als zwei Drittel). Dementsprechend war die Volksschule die vorherrschende Schulform. Heute sind nur noch rd. 20 % ungelernt. Die Hauptschule wurde zur »Restschule«. Die typischen Erwerbstätigen sind heute gelernte Fachkräfte (56 %). Für sie wird mehr und mehr die Realschule zur »Hauptschule«.

Die steigende Nachfrage nach hochqualifizierten Kräften spiegelt sich in der Zunahme der Abiturienten (und der Studierenden).

Der steigende Bildungsstand konnte die Arbeitslosigkeit nicht verhindern. Im Gegenteil, er ist merkwürdigerweise eine ihrer Voraussetzungen. Denn die mit Hilfe »höherer Bildung« gestiegene Produktivität macht unter den Bedingungen der Kapitalverwertung auf längere Sicht immer mehr Menschen überflüssig. Ihre Arbeitskraft wird nicht mehr oder nur noch zeitweise genutzt, auch wenn ihr Bildungsstand gestiegen ist. Das Überangebot an Ware Arbeitskraft führt dazu, dass der Lebensstandard einer wachsenden Zahl von LohnarbeiterInnen sinkt.

Der Präsident der Bundesbank, Ernst Welteke, sagte: *»Bildung sowie Forschung und Entwicklung sind der Schlüssel zur Steigerung der Produktivität.«*

(Vortrag 30. 11. 2002 in Bielefeld, Deutsche Bundesbank, Auszüge aus Presseartikeln Nr. 55, 03. 12. 2002, 4)

Die Produktivität ist einerseits Ursache, andererseits Ergebnis steigender Bildung. Sie hat aber unter den Bedingungen der Kapitalverwertung Auswirkungen, die die Fundamente des Bildungssystems unterhöhlen, von dessen Früchten sie lebt.

Die steigende Produktivität vermehrt die Zahl der Überflüssigen und Verarmten. Deren soziale Lage fördert nicht gerade das Lernen. In vielen Schulen müssen die Kinder erst für die Aufnahme von Wissen bereitgemacht werden. Aggressionsfreier Umgang, Regeln einhalten, eine Aufgabe zu Ende führen, Ordnung im Schulmaterial halten, muss täglich eingeübt werden und kostet teilweise mehr Zeit, als für die Erfüllung der Lehrpläne zur Verfügung steht.

Die Schule hängt vor allem für Kinder von ArbeiterInnen immer mehr in der Luft, wenn sie nicht das Eintrittstor in die Arbeitswelt, sondern in die Arbeitslosigkeit ist. So betrachtet senkt die steigende Produktivität die »Bildungsproduktivität«.

Andererseits führt die steigende Produktivität tendenziell zu sinkenden Profitraten, die wiederum die Staatsfinanzen erschüttern, weil sie zu tendenziell sinkenden Gewinnsteuern führen. Auch darüber wirkt die Produktivität auf das Bildungssystem zurück. Auch wenn das Kapital es wollte: Der Staat kann die ungeheueren Summen, die notwendig wären, immer weniger aufbringen.

Die vom Kapital verursachte Krise der Staatsfinanzen führt dazu, dass nicht nur an LehrerInnen gespart wird, sondern auch an Gebäuden und Ausstattung. *»Um ein Drittel mußten die Kommunen ihre Ausgaben für Schulen, Kindergärten und Straßen reduzieren, weil Bund und Länder ihre Zuweisungen für Investitionen an die Kommunen seit 1992 in den neuen Ländern um ein Drittel und in den alten Ländern über ein Viertel reduziert haben.«* (FR 27. 11. 2001, 3)

Auf der anderen Seite wird ein riesiger Kapitalüberschuss produziert, der ins Ausland fließt, weil ihm in Deutschland die Renditen zu niedrig sind. Eher wird der Kapitalüberschuss spekulativ vernichtet, als dass in die Zukunft der Kinder und Jugendlichen investiert würde.

Rd. 6 Mrd. Euro würde es kosten, Ganztagsschulen für alle einzurichten. (FTD 05. 12. 2001) Peanuts im Verhältnis zu den Summen, die im Aktiencrash untergegangen sind oder die im Zuge der Steuerreform an die Kapitalgesellschaften flossen. Menschen und insbesondere LohnarbeiterInnen sind eben nebensächlich.

3.429 | Schluss

»Nicht nur in Deutschland, auch in anderen europäischen Gesellschaften gelang es nicht, die Bildungsbenachteiligung der Kinder aus unteren Schichten im Zuge der Bildungsexpansion entscheidend abzubauen.« (Sozialer Wandel 2000, 43)

Vor der Entfaltung der individuellen Fähigkeiten steht die Notwendigkeit,

dass sich die jeweiligen sozialen Klassen überwiegend aus sich selbst heraus erneuern. Chancengleichheit zwischen den Kindern eines Lagerarbeiters und eines Konzernvorstandes kann es nicht geben. Die herrschende Schicht sitzt immer in der pole position. *»Die Kinder der Ungelernten stellen nach wie vor die stark benachteiligten Schlusslichter im Bildungswettlauf.«* (ebda.) Zwei Drittel der männlichen Kinder von Arbeitern besuchen nur die Hauptschule und nur jedes fünfzigste Kind von Ungelernten studiert. Ursache der Beschränkung der Bildung der unteren Schichten ist letztlich, dass sie unten stehen, d. h. nur ausführende Organe sind. Ihre produktiven Kräfte werden gehemmt. Die produktiven Kräfte der Kinder der Oberen dagegen werden möglichst ganzheitlich gefördert, weil sie später über das Gesellschaftskapital verfügen und Leitungsfunktionen ausfüllen sollen. Wer nichts zu sagen hat, braucht auch nur wenig wissen und er soll auch nicht zu viel wissen.

Die ArbeiterInnen haben keine gleichen Bildungschancen, weil sie LohnarbeiterInnen sind. Sie hätten sie erst dann, wenn sie selbst über das verfügen könnten, was sie erwirtschaften.

»Der Geldbeutel der Eltern darf nicht über die Lebenschancen in unserer Gesellschaft bestimmen«, hieß es in der Regierungserklärung von 1998. Tut er aber. Wie voll der Geldbeutel ist, hängt im Wesentlichen davon ab, in welcher Form jemand über Eigentum an Produktionsmitteln und Kapital verfügt. Chancengleichheit wäre erst dann annähernd gegeben, wenn alle, die arbeiten, Eigentümer wären und auch realen Einfluss auf Leitungsprozesse hätten. Dann wären sie gewissermaßen selbständig geworden. In dem Sinne, dass selbst darüber entscheiden würden, wofür sie arbeiten und wofür sie die erwirtschafteten Überschüsse ausgeben. Auf der Basis eines gesellschaftlichen Eigentums, das nicht der Verwertung von Kapital dient, wäre es möglich, die Fähigkeiten aller »Eigentümer« und ihrer Kinder maximal zu entwickeln und nicht nur die einer Minderheit.

Die möglichst allseitige Ausbildung möglichst vieler Fähigkeiten von möglichst vielen Menschen widerspricht den engstirnigen Interessen des Kapitals. Es ist nur an der möglichst billigen Ausprägung von Fähigkeiten interessiert, mit deren Anwendung es Geld verdienen kann. Die Verkümmerung der Fähigkeiten von Millionen Menschen ist die Voraussetzung zur Entwicklung der Fähigkeiten des Kapitals.

3.43 | Mit mehr Selbständigen zur Vollbeschäftigung?

»Am Sachverhalt ist nicht zu rütteln: Bezogen auf die Zahl der Arbeitnehmer gibt es zu wenig Arbeitgeber. (...) Ist Vollbeschäftigung wirklich gewollt, muss die Arbeitnehmergesellschaft (...) das Arbeitgeberdasein aufwerten, das heißt, sie muss die Gleise verlassen, auf denen sie seit Beginn der Industrialisierung fährt.« (Miegel 2002, 184) Der Zug fährt nämlich genau in die andere Richtung. Vor 50 Jahren, schreibt Miegel, war noch jeder dritte und vor dreißig Jahren noch jeder sechste Erwerbstätige in Deutschland Arbeitgeber. Heute sind es noch zehn Prozent. Diese zehn Prozent oder rd. 4 Millionen Personen stellen die sogenannten Selbständigen.

Selbständige sind *»Personen, die einen Betrieb oder eine Arbeitsstätte (...) wirtschaftlich und organisatorisch als Eigentümer/-innen oder Pächter/-innen leiten (...) sowie alle freiberuflich Tätigen (...)«* (Statistisches Jahrbuch 2002, 98)

Selbständige sind also im wesentlichen Privateigentümer an Produktionsmitteln, die ihren Betrieb persönlich leiten.

Ausgerechnet diejenigen, auf die Miegel alle Hoffnungen setzt, werden aber durch die Entwicklung des Kapitals selbst enteignet. Nicht nur die Nachfrage nach Ware Arbeitskraft der LohnarbeiterInnen nimmt im Laufe der Entwicklung des Kapitals tendenziell ab, sondern auch die »Nachfrage« nach Privateigentümern. Beides ist unter den Bedingungen der Kapitalverwertung Quelle steigender Arbeitslosigkeit.

3.431 | Der Untergang der Selbständigen

1950 gab es in Westdeutschland 6,665 Millionen Selbständige. Davon waren im Jahr 2000 noch 3,394 übriggeblieben. In Ostdeutschland gab es im Jahr 2000 571.000 Selbständige. (Statistisches Bundesamt 1972, 143; IdW 2002, 13)

In der Zahl der Selbständigen sind unentgeltlich mitarbeitende Familienangehörige, also z. B. Ehegatten enthalten. Deren Zahl sank in Westdeutschland von 3,253 Millionen im Jahr 1950 auf 305.000 im Jahr 2000. In Ostdeutschland sind es nur 17.000!

Personen werden als selbständig eingestuft, *»unabhängig von der Bedeutung des Ertrags dieser Tätigkeit für ihren Lebensunterhalt und ohne Rücksicht auf die von ihnen tatsächlich geleistete (...) Arbeitszeit«*. (Statistisches Jahrbuch 2002, 98)

Hunderttausende haben zwar einen Gewerbeschein, können aber von ihrer selbständigen Tätigkeit gar nicht selbständig leben. Sie arbeiten »selbständig« im Nebenwerb. Hauptsächlich sind sie unselbständig und verdienen ihr Brot durch Lohnarbeit. Um zu vertuschen, dass Selbständige auf dem absteigenden Ast sind, wird ihre Zahl hochgepäppelt.

3.4311 | Landwirtschaft

1950 gab es 1,3 Mio. landwirtschaftliche Betriebe über 2 ha mit insgesamt 4 Millionen Selbständigen, 1999 waren es in Gesamtdeutschland nur noch 472.000. (Statistisches Bundesamt 1972, 152; Statistisches Jahrbuch 2002, 149)

Weit über die Hälfte der »Selbständigen« in der Landwirtschaft sind heute Inhaber sogenannter Nebenerwerbsbetriebe. Das sind Betriebe, für die *»insbesondere die nichtselbständige Tätigkeit die Haupteinkommensquelle des Betriebsinhabers und seines Ehegatten ist.«* (Agrarbericht der Bundesregierung 2000, Berlin 2000, 27) Sie sind zu klein oder haben »ungünstige Produktionsgrundlagen«.

Aber auch mit der Selbständigkeit der wirklich Selbständigen ist es nicht weit her.

Beispiel:

6300 hessische Milchbauern verlangten im Januar 2003 vom Handel fünf Cent mehr für den Liter und wollen diese Forderung mit Protestaktionen durchsetzen. Sie bekommen z. Zt. im Durchschnitt von den Molkereien nur noch 30 Cent je Liter. Die EU plant eine weitere Senkung der Richtpreise um 28%. Helmut Born, Generalsekretär des Bauernverbandes, erklärte, es sei ihm völlig unklar, wie dann in den Gründlandregionen der Mittelgebirge noch weiter Landwirtschaft betrieben werden könne. (FR 06. 02. 2003, 34)

Die Milchbauern sind Zulieferer für Molkereien. Diese wiederum sind Zulieferer für große Handelsketten. Die zehn größten Handelskonzerne vereinigen heute 84% des Umsatzes mit Lebensmitteln auf sich. Sie sind daran interessiert, dass die Preise, die die Landwirte für ihre Produkte erhalten (die sogenannten Erzeugerpreise) möglichst niedrig sind. Dadurch können sie die Preise für die in Molkereien weiterverarbeitete Milch ebenfalls niedrighalten.

Der Preisdruck lastet auf der gesamten Landwirtschaft. Der Viehwirtschaft ist auf dem Weg über die Schlachthöfe und die Fleischindustrie ebenfalls von den Handelsketten abhängig. Die Erzeugerpreise für Rindfleisch z. B. sind heute niedriger als 1960. [1]

Der Druck der Handelskonzerne auf die Preise erzwingt Fortschritte in der Produktivität. Und umgekehrt ermöglicht höhere Produktivität auch niedrigere Preise.

Bauern, deren Höfe zu klein, deren Kapital zu gering und deren Produktivität zu niedrig ist, können mit den gesunkenen Preisen irgendwann ihren Lebensunterhalt nicht mehr bestreiten. Sie gehen entweder ein oder verwandeln sich in Nebenerwerbsbetriebe.

Das Preisniveau für landwirtschaftliche Produkte liegt in Deutschland teilweise erheblich über dem Weltmarktniveau. Die Produktionsbedingungen sind anderswo günstiger. Bundesregierung und EU streben an, die Erzeugerpreise schrittweise auf die Weltmarktpreise zu senken. Um das damit verbundene Bauernsterben sozialverträglich abzufedern, hält die EU in einigen Bereichen mit staatlichen Subventionen Richtpreise aufrecht, die über dem Weltmarktpreis liegen. Diese Richtpreise werden Schritt für Schritt gesenkt. Die staatlichen Subventionen können so zurückgefahren werden und verwandeln sich in eine Art Sozialhilfe an die überflüssig gewordenen Bauern.

In Gesamtdeutschland fiel die Zahl der Erwerbstätigen in der Landwirtschaft von 1,54 Millionen im Jahr 1991 auf 963.000 im Jahr 2000. Die Produktivität jedes Erwerbstätigen aber hat sich von 1991 bis 2000 verdoppelt! (Statistisches Bundesamt 2002, 75) Wie in der Industrie ist es auch in der Landwirtschaft möglich, mit immer weniger Arbeitskräften immer mehr Menschen mit den notwendigen Produkten des täglichen Lebens zu versorgen.

Die Entwicklung zu einer höheren Produktivität vollzieht überwiegend in Form der erzwungenen Enteignung und nicht in Form eines freiwilligen Zusammenschlusses der Kleineigentümer zu genossenschaftlichen Erzeugungsformen. Das ist typisch für ein Wirtschaftssystem, das unter dem Diktat der Kapitalverwertung steht.

3.4312 | Handwerk

Auch Handwerksunternehmen schwinden dahin. 866.000 gab es im Jahr 1950 im Früheren Bundesgebiet. Rd. 500.000 sind es heute und weitere 100.000 in Ostdeutschland.

Beispiel:

1990 gab es in der Handwerkskammer Rhein-Main noch 822 selbständige Bäckereien. Zehn Jahre später waren es nur noch 554. Seit 1970 sinkt die Zahl der Bäckereien in jedem Jahr.

Der Geschäftsführer des Landesinnungsverbands, Stefan Körber: »Das größte Problem für viele handwerkliche Bäckereien ist die Konkurrenz durch Ketten und Supermärkte, die industriell gefertigte Backwaren billiger anbieten.« Körber rechnet mit einem weiteren Rückgang der selbständigen Bäckereien um 50%. (FR 18. 11. 2000)

Die Produktivität eines Bäckers, der mit einem Gesellen die Teigmasse herstellt, Brötchen mit der Hand formt und in den Backofen schiebt, ist nicht mit der eines Lohnarbeiters an einer elektronisch gesteuerten Backstraße zu vergleichen, in der der gesamte Prozess vollautomatisch abläuft. Der Ausstoß von Brötchen in einer Stunde ist natürlich erheblich höher.

1 vgl. Klartext e. V., Agrarwende mit sinkenden Erzeugerpreisen nicht machbar, Frankfurt 2002, 29; www.klartext-info.de

Bäckerbrötchen sind um bis zur Hälfte teuer als Industriebrötchen. Über die Preiskonkurrenz werden die weniger produktiven Unternehmen aussortiert. Die Produktivität der Arbeit ist der entscheidende Vorteil der Industrie gegenüber dem Handwerk.

- **Mit Staatsschulden finanzierter Boom durch die Wiedervereinigung**

Die Zahl der Beschäftigten im westdeutschen Handwerk lag 1991 mit etwa 4 Millionen auf der Höhe der 60er Jahre. Dabei blieb es auch nach der Wiedervereinigung.

In Ostdeutschland dagegen explodierte die Beschäftigtenzahl im Handwerk. 1994, auf dem Höhepunkt der Wiedervereinigungsblase, hatte das ostdeutsche Handwerk 2,3 Millionen Beschäftigte gegenüber 500.000 im Jahr 1991. Insgesamt brachte es das gesamtdeutsche Handwerk 1994 auf 6,300 Millionen Beschäftigte.

Der Umsatz wuchs von 1991 bis 1994 um fast 60 % auf etwa 500 Mrd. DM. Nach 1994 war tote Hose. Der Umsatz war 2001 kaum höher als 1994. Eine Million Beschäftigte musste bis 2001 wieder gehen, überwiegend im Osten. (alle Angaben nach Zentralverband des Deutschen Handwerks, www.zdh.de) Das Handwerk befindet sich seit neun Jahren in der Krise. Es leidet an gewaltigen Überkapazitäten. Und auch der Aufschwung 2000 ist spurlos an seinem goldenen Boden vorbeigegangen. Ein Ende ist nicht abzusehen.

Der Kern des Handwerks liegt im Baugewerbe. Es zerfällt in Vorbereitende

Tabelle 16

Vorbereitende Baustellenarbeiten, Hoch- und Tiefbau
(Bauhauptgewerbe ohne Bauinstallation/sonstiges Baugewerbe)

Früheres Bundesgebiet Beschäftigte	Deutschland Beschäftigte	Betriebe
1950 0.961	-	64.343
1970 1.529	-	64.339
1980 1.240	-	60.294
1990 1.033	-	64.369
1991 0.964	1.283	
1995 0.968	1.412	73.853
1996 0.912	1.312	75.365
2000 0.759	1.050	81.112
2001 0.704	0.954	79.002

(Statistische Jahrbücher 1997, 2001, 2002; IdW 1990, IdW 1997)

Baustellenarbeiten sowie Hoch- und Tiefbau (früher Bauhauptgewerbe), ferner die Bauinstallation (Elektro-, Gas-, Wasser-, Heizungsinstallation) und das sonstige Baugewerbe (z. B. Dämmung, Maler und Lackierer, Bautischler, Fliesenleger usw.). Das Baugewerbe baut im wesentlichen gewerbliche Bauten, Wohnungen und öffentliche Bauten bzw. Straßen. 40 Jahre hat sich die Zahl der Baubetriebe in Westdeutschland nicht vermehrt. 1990 wurde aber mit derselben Zahl von Beschäftigten im Vergleich zu 1950 ein Vielfaches produziert.

Seit 1991 pumpte der Staat 240 Mrd. DM in Ost-Bauten, sei es in Modernisierungen oder in viele Millionen Quadratmeter am Ende leerstehender Objekte. (→ 2.24) Das erzeugte eine Scheinblüte des Mittelstandes, die vier Sommer lang dauerte.

Der Dünger der Selbständigkeit waren gigantische steuerliche Subventionen für die Investoren und gigantische Staatsaufträge. Beides trieb die Staatsverschuldung hoch. Das machte weitere Bauaufträge immer schwieriger.

Der schuldenfinanzierte Boom endete mit gewaltigen Überkapazitäten am Bau und einer Baurezession, die noch immer keinen Tiefpunkt erreicht hat. Der Auftragsbestand fiel von 1995 bis 2000 auf weniger als die Hälfte im Osten und etwa zwei Drittel im Westen. Die Zahl der Unternehmen stieg aber sogar, weil sich unter dem Hammer des Bankrotts große Bauunternehmen in kleinere zerteilten. Die Kleinstunternehmen nahmen stark zu, während alle anderen stark abnahmen. (Sachverständigenrat 2002, 105) Die Selbständigkeit blüht als Folge des Bankrotts und drückt Abbau von Arbeitsplätze aus.

Die riesigen Überkapazitäten machen den »Selbständigen« das Leben schwer. Sie hängen ab von den Aufträgen mächtiger Konzerne bzw. des Staates. Diese nutzen die unter den Selbständigen rasende Konkurrenz, um die Preise für Bauleistungen zu drücken.

Beispiel:

Heike Braun-Münch, Geschäftsführerin einer kleinen Firma (24 Beschäftigte): *»Der Unternehmensleiter einer westdeutschen Baufirma von heute (...) ist der Kalkulator, der mit einer ›normalen‹ Kalkulation keinen Auftrag mehr bekommt, weil der ganze Bausektor mit billigen Subunternehmern rechnet (...) Jeder, der selbst am Bau beschäftigt ist, (...) weiß doch, aus welchen Ländern jeweils die billigsten Asphaltierer, Stahlbetonbauer, Pflasterer, Pflanzer etc. kommen. Und wenn es dem Unternehmen auch gegen den Strich geht: Alle rechnen so. (...) Wer heute noch mit seinen eigenen Mitarbeitern alles kalkuliert* (die größeren und die öffentlichen Aufträge), *bekommt keinen Auftrag mehr. Der wird als echt feiner Kerl mit einem Heiligenschein auf dem Kopf wegen Auftragsmangel bald Insolvenzantrag stellen.«* (FR 28. 06. 2002)

Der »selbständige« Subunternehmer (Unter-Unternehmer) ist abhängig vom »selbständigen« Ober-Unternehmer. Und beschäftigt selbst wiederum »selb-

ständige« Sub-Subunternehmer. Eine Kette von sich gegenseitig versklavenden »Selbständigen« quetscht gemeinschaftlich die Ware Arbeitskraft der Bauarbeiter aus, um die Kosten für die mächtigen Auftraggeber zu senken. Die Drohung der Zahlungsunfähigkeit ist die Peitsche über dem Kopf des »Selbständigen« wie die Arbeitslosigkeit die Peitsche über dem Kopf des »Unselbständigen« ist.

Da die Profitraten des Kapitals langfristig fallen und die Staatsfinanzen in diesem Strudel ruiniert werden, ziehen die großen Unternehmen und die staatlichen Auftraggeber bei den kleinen und mittleren Bauunternehmen immer mehr die Daumenschrauben an. Das zwingt diese, ihre Produktivität zu steigern oder unterzugehen.

3.4313 | Handel

1950 gab es im Einzelhandel 523.000 Betriebe. Im Jahr 2000 waren es nur noch 284.000 (ohne die 64.000 Tankstellen und Kfz-Händler). (DIW Berichte 1971, Heft 2, 13; Statistisches Jahrbuch 2002, 244)

Der Lebensmittelhandel ist der größte Bereich im Einzelhandel. Die Anzahl der Betriebe hat sich dort von 1950 bis 2000 auf 70.000 nahezu halbiert. Die 30 größten deutschen Lebensmittel-Unternehmen erwirtschafteten 98 % des Gesamtumsatzes von etwas mehr als 361 Mrd. DM. (nach Wolf Lotter, Das falsche Gewicht, Brandeins Wirtschaftsmagazin 03/2001)

Die großen Handelskonzerne können dank ihrer Nachfragemacht billiger einkaufen und billiger verkaufen. Und sie haben ein reichhaltigeres Angebot. Auch hier ist das Kapital selbst der z.Zt. wirksamste Feind des Privateigentums der Selbständigen. Die Steigerung der Produktivität vollzieht sich nicht harmonisch, sondern gewaltsam durch die Enteignung der überflüssigen Eigentümer und den Abbau der von ihnen beschäftigten überflüssigen LohnarbeiterInnen.

3.432 | Niedergang des Privateigentums – unwiderruflich

Großbetriebe können mit geringerem Arbeitsaufwand und geringeren Stückkosten Produkte herstellen und sie billiger verkaufen als z. B. Kleinbauern, Handwerksbetriebe oder Kleinhändler. Und sie verfügen über mehr Kapital. Kooperation und Arbeitsteilung steigern die Produktivität ebenso wie das Arbeiten auf größerer Stufenleiter. Gesellschaftskapital und unselbständige Beschäftigung ist dem Privatkapital der Selbständigen überlegen. Der Fortschritt der Produktivität ist deswegen in allen Bereichen, nicht nur in der In-

dustrie, notwendigerweise mit dem zunehmenden Untergang der Selbständigkeit von Privateigentümern verbunden.

3.433 | Mittelstandsoffensive zwecks Vollbeschäftigung

Auch Roland Berger, Chef einer großen Unternehmensberatungsgruppe, die zur Deutschen Bank gehört, setzt wie Meinhard Miegel auf den Gaul Selbständigkeit, der immer lahmer wird.

Es muss einfach wieder mehr Selbständige geben, um die Arbeitslosigkeit zu besiegen. *»Deutschland liegt bei der Selbstständigenquote zurück. Selbst nach dem Gründerboom der New Economy haben wir nur einen Selbstständigenanteil von 10,3%. In der EU sind es dagegen 14,1%. Jeder Selbstständige schafft hierzulande im Durchschnitt drei Arbeitsplätze. Hätten wir eine Selbstständigenquote wie im EU-Durchschnitt, brächte sie beinahe 4 Millionen zusätzliche Arbeitsplätze – wir hätten also Vollbeschäftigung.«* (Roland Berger, Zehn Schritte zum Wohlstand, Die Zeit 21/2002) Wenn der Hase kein Hase wäre, wäre er ein Tiger. Wirtschafts- und Arbeitsminister Wolfgang Clement greift das auf. *»Wenn wir die* (die Selbstständigenquote von 14%) *erreichen, haben wir eine gute Chance, das Arbeitsmarktproblem in den Griff zu bekommen.«* (FR 31. 01. 2003) »Selbständigenquote« ist der Anteil (=die Quote) der Selbständigen und der mithelfenden Familienangehörigen an der Zahl der Erwerbstätigen. Clement bezeichnet die Steigerung der Zahl der Selbständigen als »Mittelstandsoffensive«. Zum Mittelstand gehören die von Selbständigen geleiteten kleinen und mittleren Unternehmen. Kleine Unternehmen sind Unternehmen bis zu 9 Beschäftigten. Mittlere Unternehmen solche mit bis zu 499 Beschäftigten.

Warum ist der Anteil der Selbständigen in der EU höher als in Deutschland? In vielen Ländern, vor allem in Griechenland, Italien, Spanien und Portugal gibt es wesentlich mehr selbständige Privateigentümer in der Landwirtschaft, im Handel und Handwerk als in Deutschland. Außerdem arbeiten mehr Familienanhörige mit. Bis vor wenigen Jahren betrug die Selbständigenquote in Griechenland z. B. noch 50%. In anderen Ländern beträgt sie 20% oder 30%. Wir liegen also zurück hinter ... ökonomisch zurückgebliebenen Ländern. Die Produktivität des EU-Durchschnitts liegt hinter der in Deutschland zurück. Um also wieder die Selbständigenquote wie im EU-Durchschnitt zu erreichen, bräuchten wir nur die Produktivität zu senken. Dann gäbe es wieder Landwirte, Kleinhändler und Handwerker usw.

Deutschland liegt aber auch hinter sich selbst zurück. Denn vor nahezu 30 Jahren hatten wir die 14 % auch noch. *»Die Arbeitnehmergesellschaft (…) muss die Gleise verlassen, auf denen sie seit Beginn der Industrialisierung fährt.«* (Miegel ebenda) Also gut: Wenn der Zug in die falsche Richtung fährt, heben wir ihn einfach vom Gleis, drehen ihn rum und lassen ihn zurückfahren.

Denn wären die Kleinbetriebe im Zuge der Entwicklung der Produktivität nicht gestorben, dann lebten sie auch heute noch und wir hätten weniger Arbeitslose. Die Arbeitslosigkeit kann aber nicht reduziert werden, in dem ihre Bedingung, das Kapital und sein Verwertungsprozess, einfach weggedacht wird.

Übrigens: Wenn die Vollbeschäftigung an der Selbständigenquote von 14 % hängt, müsste sie eigentlich in der EU schon erreicht sein. Dort ist sie aber genauso hoch, wenn nicht höher als in Deutschland. Warum ist das ökonomisch fortgeschrittenste Land der Welt, die USA, in diesem Fall kein Vorbild? Die Selbständigenquote ist dort erheblich niedriger als in Deutschland.

3.434 | Selbständigenquote steigt – Arbeitslosigkeit auch

Aber Moment. Die Selbständigenquote steigt doch in Deutschland wieder, nachdem sie jahrelang gefallen ist. Tatsächlich ist sie von 1991 bis 2000 von 8,1 % auf 9,9 % gestiegen. (Sachverständigenrat 2002, 221) Sie hat um 1,8 % Prozentpunkte zugelegt. Wir sind offensichtlich doch auf einem guten Weg, *»das Arbeitsmarktproblem in den Griff zu bekommen«*, wie Clement sagte. Aber trotz steigenden Anteils der Selbständigen an der Zahl der Erwerbstätigen ist die Zahl der Erwerbstätigen selbst nicht gestiegen. 1991 gab es 38,5 Millionen Erwerbstätige und 2000 gab es 38,6 Millionen. Die Selbständigenquote stieg also nur, weil LohnarbeiterInnen durch sogenannte Selbständige ersetzt wurden. Nicht nur in der Zunahme der Teilzeitarbeit, der geringfügigen Beschäftigung und der Leiharbeit drückt sich die sinkende Nachfrage des Kapitals nach Arbeitskraft aus, sondern auch in der Zunahme der Selbständigen.

Während LohnarbeiterInnen durch Selbständige verdrängt wurden, stiegen die Arbeitslosenzahlen. Im Jahr 1991 gab es 2,6 Millionen und im Jahr 2000 3,9 Millionen.

Am schnellsten ist die Selbständigenquote in Ostdeutschland gestiegen. Und zwar von 5,3 % in 1991 auf 10,3 % im Jahre 2001. (Arbeitsmarkt 2001, 58) Trotz dieser Verdopplung der Selbständigenquote stieg die Arbeitslosigkeit in Ostdeutschland schneller als in Westdeutschland. Aber es fehlen in Ostdeutsch-

land ja nur noch 3,7% bis zur Selbständigenquote von 14% und dann wird das Werk der Vollbeschäftigung sicherlich vollbracht sein. Und Energie Cottbus wird Deutscher Meister.

3.435 | Verwandlung von LohnarbeiterInnen in selbständige »Arbeitskraftunternehmer«

Zur Zeit ist der effizienteste Feind des Privateigentums das Kapital selbst. Aber die bedeutendsten Theologen des Kapitals suchen wie immer die Schuld bei den LohnarbeiterInnen. Als Problem wird nicht gesehen, dass das Privateigentum der Entwicklung der Produktivität im Wege steht, die die Zwangsjacke des Privateigentums immer wieder sprengt. Als Problem wird die Ängstlichkeit der LohnarbeiterInnen gesehen.

»Der Kreis der Arbeitgeber wird unnötig eingeengt. Jene, die der Ermutigung und Förderung bedürfen, um zu springen, halten ängstlich am Arbeitnehmerstatus fest.« (Miegel 2002, 181) Es *»müsste nur jeder fünfzigste Arbeitnehmer bereit sein, sich selbst zu beschäftigen und aus dieser Gruppe jeder zweite neben seinem eigenen noch vier weitere Arbeitsplätze schaffen, um die Arbeitslosigkeit zu beseitigen.«* (ebenda, 183) Tatsächlich hat das Kapital ein starkes Interesse daran, dass mehr und mehr LohnarbeiterInnen sich selbständig machen und »sich selbst beschäftigen«, als »Arbeitskraftunternehmer«.

3.436 | Mehr Selbständige – höhere Profitraten

- Selbständige werden mit Honoraren bezahlt. Es fallen keine Sozialversicherungsbeiträge und Lohnsteuern an. Wenn die gezahlten Honorare nicht reichen, um Beiträge abzuführen, ist das allein das Problem des Selbständigen. So kann man die »Lohnnebenkosten senken«.
- Selbständige sind nicht an Tarifverträge gebunden. So kann man die »Löhne« senken.
- Selbständige sind nicht an tarifliche Arbeitszeiten gebunden. So kann man die Arbeitszeit verlängern.
- Selbständige werden nur befristet beschäftigt. Solange wie es ein Auftrag erfordert. Sie haben keinen Kündigungsschutz.
- Die Existenzunsicherheit ist größer. Von denen, die sich heute selbständig machen, überlebt nach 5 Jahren nur noch gut die Hälfte. (Sachverständigenrat 2002, 220) Selbständige sind gezwungen, ihre monatlichen Fixkosten durch immer neue

Aufträge wieder hereinzuholen. Das nutzen die Auftraggeber, um die Preise zu drücken.

Selbständige »Arbeitskraftunternehmer« sind abhängiger als jeder Lohnabhängige. In den 80er und 90er Jahren hat der Anteil der Selbständigen, die nur »sich selbst beschäftigen« stark zugenommen. Er betrug 1995 immerhin 46% der Selbständigen.[2]

Mehr als 70% der Selbständigen, die heute ein Unternehmen gründen, beschäftigen außer sich selbst niemanden. Tendenz steigend. (Sachverständigenrat 2002, 221) Etwa 2 Millionen Selbständige dürften also heute niemanden außer sich selbst beschäftigen. Unter ihnen finden sich viele, die regelmäßig und im Wesentlichen nur für einen Auftraggeber tätig sind. Sie gelten als »arbeitnehmerähnliche« Selbständige.

Beispiel:
Der Grafiker Armin P. arbeitet in einem Verlag als Lay-Outer für Zeitschriften. Er arbeitet in einem Büro des Verlagsgebäudes und überwiegend für den Verlag, ist aber selbständig, versichert sich also selbst und zahlt selbst Steuern.

Wenn allein arbeitende Selbständige Weisungen des Auftraggebers unterliegen, in dessen Arbeitsorganisation eingebunden sind und nicht selbständig Produkte oder Dienste auf dem Markt anbieten, gelten sie als »scheinselbständig«.

Nach der Studie des IAB zur Scheinselbständigkeit wurden für 1995 2,9% der Erwerbstätige oder 940.000 Personen der Grauzone von abhängiger und selbständiger Tätigkeit zugeordnet. (Dietrich 1999, ebda.) Rd. 30% der Selbständigen können als scheinselbständig eingeordnet werden.

Das Kapital befreit die Privateigentümer Zug um Zug vom Eigentum an Arbeits- und Produktionsmitteln. Als großartigen Ersatz bietet es das »Privateigentum an sich selbst« an, dem letzten Kapital, das Enteigneten bleibt.

Trotz allem ist es laut Unternehmensberater Berger kein Problem, dass sich eine Million zusätzlicher Selbständiger finden, die jeweils außer ihrem eigenen noch drei weitere Arbeitsplätze schaffen, um die Arbeitslosigkeit »zu beseitigen« (!).

Sollte ihnen das nötige Kapital dazu fehlen, brauchen sie bloß auf ihr Geldvermögen von 100.000 Euro zurückzugreifen, das jeder private Haushalt in Deutschland durchschnittlich besitzt.

3.4371 | Verwandlung von Arbeitslosen in Selbständige

Die Zunahme der Selbständigen ist nicht selten eine direkte Folge der Arbeitslosigkeit von LohnarbeiterInnen. Nach einer Untersuchung aus dem

Jahr 2001 sind rd. 30% der Neugründungen (=140.000 Neugründungen) nur Notlösungen, weil die Gründer keine Alternative hatten. (Sachverständigenrat 2002, 221)

Das trifft vor allem auf Ostdeutschland zu. Ehemalige Beschäftigte der Kombinate gründeten, bevor sie arbeitslos wurden, lieber eigene Betriebe. Die Selbständigenquote stieg nicht zuletzt wegen der hohen Arbeitslosigkeit so stark an.

Der Handwerkskammerpräsident von Hamburg, Peter Becker, hält 2–3.000 neue Arbeitsplätze im Hamburger Handwerk in 2003 für möglich. Auf die Frage, wer die neuen Firmen denn gründen solle, sagte er: *»Ich gehe davon aus, dass die Arbeitslosigkeit in Deutschland weiter zunehmen wird. Diejenigen, die ihren Job verlieren, werden praktisch gezwungen sein, neue Unternehmen zu gründen, um der Arbeitslosigkeit zu entkommen.«* (Hamburger Abendblatt 10. 02. 2003) Mit der Selbständigkeit kann man also der Arbeitslosigkeit entkommen. Ob man auch der Armut oder der Verschuldung entkommen kann, ist eine andere Frage. Die Arbeitslosigkeit selbst scheint die größte Mittelstandsoffensive auszulösen.

Denken wir einen Schritt weiter, dann ist eigentlich der Abbau der Arbeitslosenversicherung die beste »Anschubfinanzierung«, um die »Selbständigkeit« zu erhöhen. In Ländern, die überhaupt keine Arbeitslosenversicherung kennen, zeigt doch das Aufblühen von selbständigen Tätigkeiten wie Kofferträger, Einkaufstütenträger, Wareneinpacker, Wasserträger, Obst- und Gemüseverkäufer, Müllauswerter, Flascheneinsammler, Frontscheibenreiniger, Schuhputzer, Verkäufer des eigenen Hausrats usw., welches gewaltige Potential an Selbständigkeit doch in LohnarbeiterInnen noch stecken könnte.

3.4372 | Staatliche geförderte »Selbständigkeit«

Das Arbeitsamt fördert es, dass sich Arbeitslose selbständig machen. Man spricht von Existenzgründungen. Im Jahr 2001 haben insgesamt rd. 100.000 Arbeitslose, die sich selbständig gemacht haben, ein halbes Jahr Arbeitslosengeld als Überbrückungsgeld weiter gezahlt bekommen (im Jahresdurchschnitt 44.000). Scheitert die Selbständigkeit, lebt der Anspruch auf Arbeitslosengeld oder Arbeitslosenhilfe wieder auf. (Leitfaden für Arbeitslose 2002, 71 ff.) Selbständige dieser Art können natürlich besonders billig anbieten. Die Zahl der Selbständigen ist von 1998 bis 2001 nicht mehr gestiegen. Ohne das Überbrückungsgeld vom Arbeitsamt wäre sie gefallen.

Mit dem zweiten Hartz-Gesetz sind Ich AGs

2 nach Hans Dietrich, Empirische Befunde zur selbständigen Erwerbstätigkeit unter besonderer Berücksichtigung scheinselbständiger Erwerbsverhältnisse, MittAB 1/99, 85–101

eingeführt worden. Die Aktiengesellschaft Ich, die kein Kapital hat außer ihrem Ich, wird maximal drei Jahre mit maximal 600 Euro mtl. in abnehmender Höhe bezuschusst. Es ist ein Zuschuss zu den Sozialversicherungsbeiträgen. Denn diese in voller Höhe zu zahlen, ist für die Ich AGs Pflicht. Die Sozialversicherungspflicht gab es bisher (seit 1999) nur für Scheinselbständige und nur für die Rentenversicherung. Hier entsteht eine neue Form der Scheinselbständigkeit. Die Ich-AGler müssen sogar Beiträge zur Arbeitslosenversicherung zahlen.

Nach Abzug des steuerlichen Grundfreibetrags und der Sozialversicherungsbeiträge darf die Ich-AG bis zu 25.000 Euro jährlich verdienen, um gefördert zu werden. Scheitert die Selbständigkeit nach drei Jahren oder vorher, lebt der vorherige Anspruch auf Arbeitslosengeld/-hilfe wieder auf bzw. ist neu begründet worden.

Mit der Ich AG wird *»kleinen Unternehmen und Handwerksbetrieben die Möglichkeit eröffnet, durch die Inanspruchnahme dieser günstigen Leistungen ihr Arbeitsvolumen zu steigern.«* (Hartz-Kommission 2002, 165) Die Ich AG ist im Wesentlichen als abhängige Beschäftigung in Form eines »Arbeitskraftunternehmers« ausgelegt. Kleinunternehmen und Handwerker dürfen die Ichler nur im Verhältnis eins zu eins zu ihren regulären Beschäftigten einstellen. (ebenda, 167) Selbstverständlich, wie versichert wird, ohne die Absicht, irgendjemanden zu verdrängen.

Mit Ich-AGs als Subunternehmen können auch Zwergunternehmen die »Lohnnebenkosten« senken und die Entlohnung frei festsetzen. Beitragsgelder der Arbeitslosenversicherung werden über die Ich AG in Kapital des kleinen Privateigentums verwandelt. So gefördert, kann es dem Preisdruck der Großbetriebe wenigstens eine Zeitlang besser standhalten. Die Ich AG ist der Kombilohn des staatlich geförderten Scheinselbständigen.

3.4373 | Profitablere Fremdvergabe als Quelle für Selbständigkeit

Eine weitere Quelle des bescheidenen »Aufschwungs« der Selbständigkeit in den 90er Jahren ist die Ausgliederung (Outsourcing) von bestimmten Betriebsfunktionen an Fremdunternehmen. Unternehmen werden in eine Summe relativ selbständiger Geschäftseinheiten bzw. Profit-Center mit eigener Kostenrechnung verwandelt. Wenn diese nicht günstigere Preise und schnellere Lieferzeiten bieten als Fremdfirmen, geht der Auftrag außer Haus. Auch diese Art Förderung der »Selbständigkeit« dient der Förderung der Profitraten. Das Kapital versucht über eine gewisse Wiederbelebung der Selbständigkeit Produktivitätsrserven zu mobilisieren und damit den Mehrwert zu erhöhen.

Gebäudereinigung, Pfortendienste, Sicherheitsdienste, Rechenzentren, Kantinenbetrieb, Catering, Wartungsdienste, Reparaturservice, Personalsuche, Buchhaltung usw. werden häufig nicht mehr mit eigenen Arbeitskräfte betrieben, sondern mit kostengünstigeren »Dienstleistungen« von Fremdfirmen.

Vorteil: Die Arbeitskraft muss nur für die tatsächlich aufgewandte Arbeitszeit bezahlt werden. Teilweise gelten bei Fremdvergabe niedrigere Tarife anderer Branchen. Der Preis kann frei verhandelt werden.

Nicht zuletzt auf dieser Basis nahm die Zahl der Selbständigen in den sogenanten unternehmensnahen Dienstleistungen besonders stark zu. Mehr als ein Drittel des Zuwachses der Selbständigen zwischen 1994 und 2001 entfiel auf diesen Bereich. (Statistisches Bundesamt 2001 und 2002, Tab. 3.2.14)

Die Zahl der eingetragenen Handwerksbetriebe im Reinigungsgewerbe etwa nahm von 1998 bis 2001 um ein Zehntel auf 6.500 zu. Je mehr Selbständige, um so größer die Konkurrenz um Aufträge.

Beispiel:

Hassan Yurtsever, Kleinunternehmer mit 40 Putzkräften, sagte, *»mitunter werde von ihm verlangt, mit seinem Angebot um bis zu neun Prozent herunterzugehen. Ein solcher Preis sei nicht rentabel, wenn er auf Basis der Tariflöhne kalkuliert werde.«* (FR 27. 07. 2002, 9)

Aufgrund des Drucks der Auftraggeber können viele Selbständige ihren Beschäftigten nur Minijobs und niedrige Löhne anbieten. Die Motivation ist dementsprechend. Der Leistungsdruck aber ist groß. Folge: Arbeitsvollzüge, Arbeitstechniken und die Zeit pro Büro oder zu putzender Fläche müssen genau vorgeschrieben werden.

3.4374 | Franchising – eine neue Form der Enteignung von Privateigentümern

Franchising ist eine Art Lizenzvergabe. Unternehmen wie Mc Donalds, Mister Minit, Benetton, Obi, Burger King, Portas oder Foto Quelle geben selbständigen Unternehmern (Franchise-Nehmern) das Recht, die Produkte der Mutterfirma (z. B. Hamburger) mit derem Geschäftskonzept auf eigene Rechnung und eigenes Risiko zu verkaufen. Der Franchise-Nehmer zahlt dafür ein Franchise (Entgelt, Gebühr) an die Mutterfirma in Höhe von normalerweise 5–12 % der Bruttoeinnahmen. Franchising macht es möglich, die eigenen Geschäfte mit fremdem Kapital auszudehnen.

Oft betreiben die Franchise-Nehmer ihr Geschäft in den Immobilien der Mutterfirma und mit deren Ausrüstungen. Sie zahlen zusätzlich zum Franchise noch Mieten und Nutzungsgebühren. Die Verträge sind befristet und müssen

immer wieder erneuert werden. Wenn die detailliert vorgegebenen Regeln der Mutterfirma nicht eingehalten werden, kann der Vertrag gekündigt werden. Die Preise ihrer Produkte können sie meist nicht frei festsetzen, ebenso wenig die Öffnungszeiten.

»Insbesondere das wichtigste aller Versprechen, die Selbständigkeit, entpuppe sich oft als leeres Versprechen.« (FTD 17. 01. 2003) So das Fazit einer Untersuchung von Peter M. Birkeland über Franchise-Betriebe. Franchise-Betriebe sind keine selbständigen Privatunternehmen mehr. *»In Laufe der nächsten zwanzig Jahre wird (...) eine wachsende Anzahl kleiner, unabhängig geführter Firmen verschwinden und größtenteils durch Lizenzunternehmen ersetzt werden. (...) Kleine, unabhängige Firmen, das Rückgrat des kapitalistischen Systems, werden rasch auf der Strecke bleiben.«* (Rifkin 2002, 87)

In den USA ist dieser Prozess am weitesten fortgeschritten. Auch in Deutschland boomt die Auflösung des Privateigentums in Franchise-Betrieben. 1998 gab es 35.800 Lizenzunternehmen, die rd. 330.000 Menschen beschäftigten. Jährlich kommen 6.000–8.000 Franchiseunternehmen dazu. (ebenda, 81)

3.4375 | Wachsende Zahlungsunfähigkeit der Selbständigen

Wenn kleine Unternehmen zu Preisen verkaufen müssen, die kaum ihre Produktionskosten decken, reicht der Umsatz irgendwann nicht mehr aus, um die Forderungen der Banken, der Lieferanten oder der Beschäftigten zu begleichen und das vorgeschossene Kapital wieder hereinzuholen. Dann tritt Zahlungsunfähigkeit ein.

Von 1991 bis 2000 machten 250.000 Privatunternehmen Pleite, mehr als jemals zuvor in Nachkriegsdeutschland. 1991, auf dem Höhepunkt des letzten Aufschwungs, waren es erst 8.840, im Jahr 2000 aber schon 27.500 Firmen und im Jahr 2001 schon 32.500. (IdW 2001, 52)

Über den Bankrott ihrer Firma verloren 2001 erstmals mehr als eine halbe Million Menschen ihren Arbeitsplatz, so die Wirtschaftsinformationsgrupe Creditreform aus Neuss. Insbesondere Kleinbetriebe mit bis zu fünf Beschäftigten wurden weggespült. Die Luft für die Eigentümer wird immer dünner. Im Dschungel des Kapitals wie der Natur überlebt nur der Stärkste.

Der Untergang des Privateigentums ist ebenso Ausdruck steigender Produktivität unter kapitalistischen Bedingungen wie die Zunahme der Arbeitslosigkeit. Nicht nur LohnarbeiterInnen werden überflüssig, sondern auch Privateigentümer. Sie werden langsam vom Kapital selbst in LohnarbeiterInnen verwandelt. Das kleine Privateigentum steht der Erhöhung der Produktivität im Wege und wird vom Kapital selbst Schritt für Schritt beseitigt. Es findet also eine Art Vergesellschaftung des Eigentums unter der Regie des Kapitals statt.

So wie die Arbeitslosigkeit eine ungeheure Verschwendung menschlicher Produktivkräfte ist, so ist es auch die ununterbrochene Vernichtung des Kapitals von Selbständigen. Allein die Unternehmensinsolvenzen des Jahres 2001 hinterließen offene Rechnungen und Forderungen in Höhe von über 30 Mrd. Euro. Der Schaden, der durch die Vernichtung des investierten Kapitals und menschlicher Produktivkräfte entstanden ist, wird nicht untersucht. Hunderttausende von Menschen haben hart gearbeitet, um Nützliches zu schaffen. Doch weil sich die Produkte ihrer Arbeit nicht in Kapital verwandeln konnten, haben sie umsonst gearbeitet.
Die Verluste, die die Gesellschaft tragen muss, um den Bankrott von Unternehmen aufzufangen, sind um ein Vielfaches höher als die Sozialhilfe für Menschen, die sich nicht aus eigener Kraft unterhalten können.

3.438 | Mittelstandsoffensive gegen wen?

Der Präsident des Zentralverbandes des Deutschen Handwerks stellte richtig eine »Krise des Mittelstands« fest. Für die Vereinigungen des Mittelstandes steht fest, dass an allem die Regierung schuld ist. Und so zogen denn in der ersten Großdemo des Handwerks seit 1945 zehntausende von Mittelständlern in Berlin und München auf die Straße, um von der Regierung Steuersenkungen und bessere Rahmenbedingungen für weitere Lohnsenkungen zu verlangen. (FTD 11.02.2003) Hauptursache für die Krise sind in den Augen des Handwerkspräsidenten hohe Steuern und hohe Löhne. (FTD 14.05.2002)
Der Mittelstand besteht aus 1,7 Millionen Kleinbetrieben mit bis zu neun Beschäftigten und 420.000 Betrieben mit bis zu 499 Beschäftigten. (Sachverständigenrat 2002, 220) Die Funktionäre des Mittelstands sehen die Rettung darin, sich durch Lohn- und Steuersenkungen Kapital zu beschaffen. Sie gehen gegen die LohnarbeiterInnen in die Offensive. Ausgerechnet von ihnen verlangen sie Schadenersatz dafür, dass sich die Eigentümer in der Konkurrenz um Profite gegenseitig abschlachten. Von Eigentümern, die überwiegend von der Lohnarbeit anderer leben und nicht von ihrer eigenen, kann man nichts anderes erwarten.

3.439 | Freiwilliger Zusammenschluss statt Enteignung

Selbständige, die von ihrer eigenen Arbeit leben, können sich eher halten, wenn sie sich stärker zusammenschließen. Sie nehmen dann gewissermaßen auf friedliche Art Abschied von der Selbständigkeit. Indem sie im Verbund

gleichberechtigt als Eigentümer zusammenarbeiten, können sie Arbeitsvollzüge rationeller gestalten und die Produktivität steigern. Sie können auch ihre Produkte selbst vermarkten. So können Landwirte, Handwerker und Freiberufler eher überleben. Ärzte z. B. schließen sich in Gemeinschaftspraxen und Gesundheitszentren zusammen.

Auch Anwälte, Architekten, Ingenieure usw. können durch Zusammenarbeit unsinnige Arbeitsteilungen aufheben. Aus der Zusammenarbeit entspringen neue Produktivkräfte. Selbständigen ist die Erhaltung ihrer Selbständigkeit in wachsendem Maße nur noch möglich, indem sie sie schrittweise auf diese Art aufgeben.

Die Kapitalverwertung, die im Zentrum der Wirtschaftsordnung steht, zieht dennoch der ökonomischen Entwicklung von Kleinunternehmen immer engere Grenzen, in welcher Form auch immer sie existieren. Sie untergräbt alle Quellen für Aufträge an das Kleineigentum. Mögen es Aufträge durch größere Unternehmen sein, die Nachfrage von Gemeinden, Ländern und Bund, die Binnennachfrage der LohnarbeiterInnen oder die Nachfrage, die durch die Sozialversicherungen erzeugt wird.

Es ist das Wirtschaftssystem selbst, an dem sowohl sie als auch die LohnarbeiterInnen scheitern.

3.44 | Zentralisation des Kapitals fördert Arbeitslosigkeit

Im Zentrum der Wirtschaft stehen nicht die Selbständigen, sondern Aktiengesellschaften.

DaimlerChrysler ist die größte Aktiengesellschaft der Industrie in Deutschland und die Allianz/Dresdner Bank der bedeutendste Finanzkonzern. An der Spitze der AGs stehen nicht Selbständige, sondern »Unselbständige«. Den Vorstandsvorsitzenden wie Schrempp oder Schulte-Noelling gehören die Aktiengesellschaften nicht, die sie leiten. DaimlerChrysler gehört der Deutschen Bank, dem Emirat Kuwait und 1,9 Millionen Aktionären. Diese wiederum sind überwiegend institutionelle Anleger, z. B. Investmentgesellschaften, die selbst wiederum Banken gehören. Die Deutsche Bank ist ebenfalls eine Aktiengesellschaft. Sie gehört ihrerseits anderen Aktiengesellschaften bzw. institutionellen Anlegern sowie 494.000 Aktionären. Der Emir von Kuwait lässt seine Interessen von Banken vertreten, die ihrerseits wiederum AGs sind. Herr Daimler, zweifellos einst ein Selbständiger, hat mit der gleichnamigen Firma nichts mehr zu tun.

Die Hunderttausenden Eigentümer von Daimler sind von der Leitung »ihres« Konzerns meist völlig ausgeschlossen. Die Manager der Aktiengesellschaften leiten diese zwar, haften aber nicht mit ihrem Privatvermögen für die Geschäfte, die sie mit fremdem Kapital treiben. Aktiengesellschaften sind kein Privatkapital mehr, sondern Gesellschaftskapital. Aktiengesellschaften zeigen, dass Privateigentümer entbehrlich sind. Bei den Banken ist das Privateigentum schon fast völlig durch Gesellschaftskapital ersetzt. Privatbanken gibt es kaum noch.

Jede Aktiengesellschaft hat eine lange Geschichte der Vernichtung der Selbständigkeit zahlloser Privateigentümer. Im Laufe ihrer Existenz kauften sie Hunderte von Unternehmen auf oder ruinieren sie. Die DaimlerChrysler AG hat heute 485 Tochterunternehmen, die in ihren Geschäftsabschluss einbezogen sind. Die Deutsche Bank als einer der Inhaber von Daimler ist ihrerseits an über 1.800 Gesellschaften beteiligt, von denen rd. 1.200 in den Geschäftsabschluss einbezogen sind.

Die Allianz hat 2001 die Dresdner Bank übernommen. Die Allianz ist ebenfalls im Besitz von Aktiengesellschaften wie der Münchener Rück, die ih-

rerseits wieder im Besitz von Aktiengesellschaften sind, u. a. der Allianz. In ihren Konzernabschluss sind 764 Unternehmen einbezogen.

Letztlich ist es das Gesellschaftskapital der Banken und Versicherungen, das über Aktienbeteiligungen bzw. die Stimmrechte, die ihnen die Aktionäre abgetreten haben (Depotstimmrecht), den beherrschenden Einfluss in Industrieunternehmen hat. Banken verfügen in den Hauptversammlungen der Aktiengesellschaften in der Regel über die Mehrheit der Stimmen. Da die Banken und Versicherungen auch in ihren eigenen Hauptversammlungen die Mehrheit der Stimmen stellen, kontrollieren sich ihre Vorstände letztlich selbst. Der Kern der Wirtschaft wird längst nicht mehr von Privateigentümern, sondern von Konzernfunktionären kontrolliert. Diese sind nicht absetzbar, es sei denn, sie wollten es selbst. *»Damit ist in Zentrum der deutschen Wirtschaft eine Gruppe von Personen niemandem, auch nicht den Eigentümern der Gesellschaften, mehr rechenschaftspflichtig für ihr Handeln.«* (Florian Dohmen, Die Macht der Banken, Supplement der Zeitschrift Sozialismus 12/98, 21) Sie sind allein der kühlen Verwertung des Kapitals verantwortlich, das sie verwalten. Die Entwicklung der Arbeitslosigkeit entscheidet sich im Zentrum der Wirtschaft und nicht an den Rändern des Mittelstandes.

Im Zentrum stehen rd. 4.000 Aktiengesellschaften. Sie ruhen auf einem Unterbau von 450.000 kleineren Kapitalgesellschaften in Form meist von GmbHs und etwa 2,5 Millionen Personengesellschaften (z. B. Kommanditgesellschaften, Gesellschaften bürgerlichen Rechts usw.) und Einzelunternehmen. (DB Monatsbericht Januar 1997, 28, 33)

Über Aktiengesellschaften gibt es kaum gesonderte Angaben.

Sie haben eine gewaltige Macht. Die hundert größten Unternehmen, wahrscheinlich fast alles Aktiengesellschaften, vereinigten im Jahr 2000 in Deutschland 20% des Bruttoinlandsprodukts oder 400 Mrd. Euro auf sich. 1992 waren es erst 17,6%. (einblick 17/02)

7.711 Unternehmen in Deutschland machen mehr als 50 Millionen Euro Jahresumsatz. Darunter werden wohl fast alle Aktiengesellschaften zu finden sein. Diese 0,3% aller Unternehmen vereinigten im Jahr 2000 weit mehr als die Hälfte des Umsatzes in Deutschland (56,8%) auf sich! (Sachverständigenrat 2002, 220) Tendenz steigend.

Auf die 2,6 Millionen Kleinunternehmen mit einem Jahresumsatz bis eine Million Euro, die insgesamt 90% aller Unternehmen ausmachen, entfielen dagegen nur 11,2% des Gesamtumsatzes. 340 mal so viele Unternehmen und nur ein Fünftel vom Jahresumsatz der Großbetriebe. Ein Großunternehmen wiegt 1.700 Kleinunternehmen auf. Diese Zahlen sagen über die

Zugehörigkeit von Großunternehmen zu den jeweiligen Finanzgruppen noch nichts aus.

3.441 | Beispiellose Rationalisierungswelle nach der Krise 1992/93

Im März 1994 schrieb das Institut der deutschen Wirtschaft: *»Die Schwierigkeiten, sich im weltweiten Wettbewerb behaupten zu können, haben in der westdeutschen Industrie eine bislang beispiellose Rationalisierungswelle ausgelöst. Ziel ist eine sprunghafte Steigerung der Wirtschaftlichkeit, um so den Anschluss an die Konkurrenz zu schaffen.«* (IdW 1994, 10) Bekanntlich hat »die Konkurrenz«, wer immer das ist, immer die Nase vorn.

Zweifellos hatte die Industrie damals Schwierigkeiten, sich zu behaupten. Vor allem deswegen, weil das Kapital in Deutschland ab 1992 wieder mal eine Krise (→ 2.3) produziert hatte, die 1993 zum bisher tiefsten Stand der Profitraten in der Nachkriegsgeschichte führte. (→ 2.12) Der Fall war umso tiefer, weil der kreditfinanzierte Wiedervereinigungsboom den Wirtschaftszyklus zwar um zwei Jahre verlängert, dafür aber um so gewaltigere Überkapazitäten aufgebaut hatte. Die mussten erst einmal wieder ausgenutzt bzw. abgerissen werden. »Die Konkurrenz« in Form der USA war tatsächlich vorn, weil dort die Krise 1990 begonnen hatte und schon wieder zu Ende war, als das Kapital in Deutschland mit der Krise dran war.

Die »bislang beispiellose Rationalisierungswelle« reagierte auf den bislang beispiellosen Fall der Profitraten.

3.442 | Immer mehr Fusionen

Fusionen (Zusammenschlüsse von Firmen, vor allem Übernahmen) waren vielleicht das wichtigste Mittel, aus der Profitkrise von 1993 wieder herauszukommen. *»In den letzten Jahren war die Neigung besonders stark ausgeprägt, statt des Aufbaus und der Erweiterung eigener Produktionsstätten den Weg des externen Wachstums durch Zukauf bestehender Firmen oder den Erwerb von Beteiligungen zu gehen. Dies ist zumal für Unternehmen, die unter globalen Bedingungen operieren, oftmals der rascheste Weg, eine breit fundierte und standfeste Weltmarktstellung zu erringen.«* (DB Monatsbericht Oktober 2000, 39) Hielten die nicht-finanziellen Kapitalgesellschaften 1991 erst Aktien an anderen Unternehmen im Wert von 230 Mrd. Euro, waren es im Jahre 2000 schon

810 Mrd. Euro und 2001, aufgrund der Kursverluste, 740 Mrd. Euro. (DB September 2002, 91) *»Die kräftige Expansion der Beteiligungen der Kapitalgesellschaften ist ein Indiz* (Anzeichen) *dafür, dass ›externes Wachstum‹* (äußeres Wachstum) *mehr und mehr als Alternative zu Investitionen im eigenen Unternehmen angesehen wird.«* (DB Monatsbericht Dezember 2001, 57)

In allen Bereichen der Wirtschaft, vor allem in der Industrie und bei Banken und Versicherungen, zerlegten die Manager »ihre« Konzerne und bauten sie neu zusammen. Jeder versucht, in seinem Kerngeschäft vor allem gegen die USA und Japan Weltmeister zu werden oder wenigstens ins Halbfinale zu kommen. Europameister zu sein oder zu werden, ist sowieso Pflicht. Deutscher Meister reicht nicht.

3.443 | Fusionen zwecks Steigerung der Produktivität

Welche Vorteile haben Fusionen und die Konzentration auf das Kerngeschäft?

- **Niedrigere Stückkosten**

Der Leiter des Forschungszentrums für Automobilwirtschaft der FH Gelsenkirchen, Ferdinand Dudenhöffer: *»Es geht darum, bei den Produkten Einsparungen durch hohe Stückzahlen zu erzielen. Für das Verteilen der Fixkosten* (»feste Kosten« wie Abschreibungen, Mieten usw.) *braucht jede Firma eine bestimmte Größe. Langfristig gibt es gute Gründe dafür, dass die Konzentration weitergeht.«* (Handelsblatt 06. 06. 2001)

Im Jahr 1998 übernahm Daimler in der größten Fusion der Automobilgeschichte den drittgrößten US-Autokonzern Chrysler. Ein Riesenkonzern wie Chrysler hörte auf, als selbständiges Unternehmen zu bestehen. Im Jahr 2000 stieg Daimler mit 34% bei Mitsubishi Motors ein und übernahm auch dort die Führung. Ein kanadischer LKW- und Bushersteller wurde übernommen, ein Motorenhersteller in den USA usw. usf.

Bis 2000/2001 hatte der Konzern sein Kapital weitgehend auf das profitable Kerngeschäft Automobil konzentriert und zu diesem Zweck weniger profitable Töchter verkauft (Luftfahrt, Bahn usw.).

Durch die Firmenübernahmen kontrolliert Daimler einen größeren Anteil an der Weltautomobilproduktion als vorher. Das macht es möglich, das investierte Kapital besser auszulasten und niedrigere Stückkosten zu erzielen. Die höchsten Stückzahlen und damit die niedrigsten Stückkosten erzielt ein Autokonzern, wenn alle Teile, Komponenten, Plattformen und Technologien einheitlichen Standards unterworfen sind. So können sie weltweit eingesetzt werden. Modularisierung ist das Zauberwort. Module sind Teile, die standar-

disiert, d. h. gleich sind. Modularisierung bedeutet, dass die Fahrzeuge verschiedener Modelle und Klassen aus möglichst vielen gleichen Teilen (Modulen) bestehen sollen. Wenn man in möglichst viele Modelle standardisierte Module von z. B. Achsen, Sitzen, Dachhimmeln, Cokpits, Türen usw. oder eine einheitliche Elektrik einbauen kann, kann man höhere Stückzahlen fahren.

Die Vorteile dieser Massenproduktion lassen sich nur ausschöpfen, wenn alle wichtigen Märkte der Welt mit Produktionen aus der Hand eines Konzerns beliefert werden können. *»Die Chance liegt darin, mit Modulen die Weltspitze in der Spezialität wie auch in den Kosten zu erreichen.«* (Hartz 2001, 132) Der Binnenmarkt in Deutschland ist für die Automobilindustrie und ihre riesigen Kapitalmassen längst zu klein geworden.

Dank der Computertechnologie kann die Automobilindustrie auf der Basis von standardisierten Plattformen unterschiedliche Fahrzeuge für unterschiedliche individuelle Bedürfnisse bauen. Dadurch kann man sich auch den besonderen Bedürfnissen der Kunden verschiedener Länder eher anpassen. Es ist heute technisch möglich, die Vorteile der Einzelfertigung des Handwerks mit den Vorteilen der Massenproduktion zu verbinden. Die Modularisierung erlaubt auch Weltarbeitsplätze, in denen z. B. Entwicklungsteams von Volkswagen in Wolfsburg, Shanghai und Sao Paulo 24 Stunden zeitversetzt arbeiten. Die Entwicklungszeiten nehmen ab. Die Umschlaggeschwindigkeit des Kapitals nimmt zu. (→ 3.126)

Mit der Übernahme, d. h der Enteignung von Konkurrenten, können die Konzerne diesen Prozess beschleunigen. Die enteigneten Eigentümer werden mit dem Kaufpreis abgefunden.

Die Vorteile einer intelligenten Massenproduktion kann letztlich nur derjenige Konzern ausschöpfen, der einen möglichst hohen Weltmarktanteil hat. Diejenigen Konzerne, die das am schnellsten schaffen, können ihre Konkurrenten mit besserer Qualität und niedrigeren Preisen ruinieren und selbst überleben. *»Der Unterbau aus Regional- und Bezirksliga entfällt in immer mehr Märkten. Entweder man spielt in den Champions League oder überhaupt nicht mehr mit. Der rauhe Wind des Weltmarkts weht an immer mehr Arbeitsplätzen.«* (Hartz 2001, 127)

Ziel von Daimler und Volkswagen ist es, die in der Championsleague führenden US-Konzerne General Motors und Ford von den ersten beiden Plätzen zu verdrängen. Sie wollen Weltmeister werden.

Die Notwendigkeit die Stückkosten zu senken, treibt Übernahmen und Kooperationen auf allen Ebenen an. *»Das Übernahmefieber grassierte bei den*

Riesenkonzernen ebenso wie im Mittelstand, bei Banken und Versicherungen ebenso wie bei Industriefirmen und Handwerksbetrieben.« (Ogger 1998, 207)

- **Verteilung der Entwicklungskosten auf mehr Produkte**

Um neuen Technologien zu entwickeln, sind Kapitalien in riesigem Umfang notwendig. Moderne Technik kann ohne gesellschaftliches Kapital nicht entwickelt werden. Mit höheren Stückzahlen können die steigenden Entwicklungskosten von neuen Technologien, neuen Produkten und Verfahren auf mehr Waren verteilt werden.

Daimler/Chrysler beschäftigt weltweit 2.500 Forscher, die neue Technologien austüfteln und 27.500 Personen, die neue Produkte entwickeln. Dafür wurden im Jahr 2000 7,4 Milliarden Euro ausgegeben. Volkswagen gab 4 Mrd. Euro aus. (Liedtke 2001)

Besonders forschungsintensiv ist die Pharmaindustrie. Um ein neues Medikament auf den Markt zu bringen, sind teilweise Entwicklungskosten von 1 Mrd. Euro notwendig. Mit steigendem Forschungsaufwand sind höhere Stückzahlen in der Produktion von Medikamenten notwendig, damit sich das Kapital verwerten kann. Das erzwingt Fusionen. Um die notwendige Größe zu erreichen hatte z. B. die Hoechst AG schon 1994 den französischen Pharmakonzern Roussel Uclaf übernommen und 1997 den US-Pharmakonzern Marion Merrell Dow. 1999/2000 fusionierte die Hoechst AG mit dem französischen Pharmakonzern Rhone-Poulenc zu Aventis. So gut wie alle Firmen, in denen Industriechemikalien hergestellt werden, wurden verkauft. Aventis konzentriert sich völlig auf die Pharmaproduktion.

Die aus der Fusion der Hoechst AG hervorgegangene Aventis gehört weltweit zu den forschungsintensivsten Unternehmen. 15.000 MitarbeiterInnen, darunter 3.500 WissenschaftlerInnen, d. h. 20 % der Belegschaft, arbeiten an der Entwicklung neuer Medikamente und Verfahren. Die 2,7 Mrd. Euro, die 2000 dafür ausgegeben wurden, machten 17 % des Umsatzes aus (zum Vergleich: bei Daimler/Chrysler »nur« 4,6 %).

Die Konzentration auf das Pharmageschäft bringt höhere Renditen. Aventis Pharma strebt an, die Champions League gegen die amerikanische Merck & Co und die britische GlaxoSmithkline zu gewinnen und Weltmeister zu werden.

Kapital muss wachsen oder geht unter. Und es wächst schneller durch Fusionen (Zusammenschlüsse) oder Übernahmen als durch die jahrelange langsame Anhäufung von Kapital in der normalen Geschäftstätigkeit.

- **Geringerer Bedarf an Arbeitskraft**

Wenn auf größerer Stufenleiter produziert wird, können mehr Produkte mit weniger Arbeitskräften hergestellt werden.

Bestehende Kapazitäten können zusammengelegt und in allen Bereichen (auch in Verwaltung, Vertrieb, Forschung usw.) besser ausgelastet werden. Firmenübernahmen machen es leichter, Arbeitskräfte zu ersetzen.

BEISPIELE:

- Walter Bau und Dyckerhoff & Widmann haben sich 2001 vereinigt. Als Folge der Verschmelzung fielen 2.200 Jobs weg. (FR 27. 06. 2002)
- Hewlett-Packard kündigte an, nach seiner Fusion mit Compaq in Deutschland 1.100 von 8.300 Jobs abzubauen. (FR 28. 02. 2003)

Die Zentralisierung des Kapitals in immer weniger Händen senkt die Nachfrage nach Ware Arbeitskraft im allgemeinen schneller, als die Nachfrage nach Arbeitskraft durch das Wachstum des Kapitals zunimt. In der Automobilindustrie konnte selbst ein Wachstum von 65% in zehn Jahren den Arbeitsplatzabbau nicht stoppen.

Die Zentralisierung des Kapitals beschleunigt die Entwicklung der Arbeitslosigkeit. Sie ist eine wesentliche Ursache, warum die Arbeitslosenzahlen in Deutschland im Aufschwung der 90er Jahre nicht unter das Niveau des Krisenjahres 1993 fallen konnten.

Einzelne Unternehmen können die Zahl ihrer Beschäftigten steigern, weil sie schneller wachsen, als sie Arbeitskräfte überflüssig machen können. Gesamtwirtschaftlich aber konnte seit der Weltwirtschaftskrise 1975 die Senkung der Nachfrage nach Arbeitskraft durch höhere Produktivität nicht mehr dauerhaft durch das Wachstum des Kapitals bzw. die Eroberung neuer Märkte ausgeglichen werden. Mehr Wachstum ist aus diesen Gründen kein Rezept mehr für den Abbau der Arbeitslosigkeit. Das Kapital steht dieser Möglichkeit selbst im Wege.

3.444 | Riesiger Kapitalbedarf für die Zentralisierung des Eigentums

Nach der Krise 1993 explodierten die Fusionen. 1993 gab es weltweit 13.000 Fusionen, 1999 waren es 25.000. (IdW 2002, 132) Immer mehr Kapitalien werden gegen Entschädigung enteignet und verlieren ihre Selbständigkeit. Das Kapital vergesellschaftet sich immer mehr, bleibt aber insgesamt noch zersplittertes Kapital, das jeweils nur an sich selbst interessiert ist.

Mit weniger Arbeitsaufwand bessere Produkte herstellen, stellt einen Fortschritt der Entwicklung der Produktivkräfte dar. Dazu sind Kooperationen und Zusammenschlüsse notwendig. Der Fall der Profitraten treibt das Kapital

dabei an, die Eigentumsverhältnisse insoweit zu sprengen, als es sie selbst als zu eng und lästig empfindet.

560 Alle Produktionsmittel, die gemeinschaftlich betrieben werden wollen, sind jedoch Eigentum von Kapitalbesitzern. Die privaten Eigentümer müssen also ausgekauft werden, um eine höhere Stufe der Organisation der Produktion zu erreichen. Es gibt keinen Überblick darüber, wieviel Milliarden deutsche Konzerne in den letzten Jahren für die Entschädigungen zahlen mussten, mit denen sie andere Eigentümer enteigneten. Es war jedenfalls ein bedeutender Teil ihrer wirtschaftlichen Kraft, der in die Kaufpreise für Übernahmen und Aktienbeteiligungen floss. Milliarden werden nur zu dem Zweck benötigt, die Besitzverhältnisse zu verändern und Eigentümer durch Eigentümer zu verdrängen.

Der Kapitalbedarf für die Veränderung der Eigentumsverhältnisse wird aufgebracht

- **aus Unternehmensgewinnen**

Die Milliarden für Firmenübernahmen werden zunächst aus den Gewinnen aufgebracht. Die offiziell angegebenen Gewinne der Kapitalgesellschaften nach Steuern stiegen von 372 Mrd. DM im Jahre 1991 auf 586 Mrd. DM im Jahr 2000. (DB Monatsbericht Oktober 2000, 38; Statistisches Jahrbuch 2002, 646)

Mit Erstaunen nimmt man zur Kenntnis, dass die Gewinne der nicht-finanziellen Kapitalgesellschaften schon seit vielen Jahren zu mindestens 85% ausgeschüttet oder entnommen werden. Im Jahr 2000, noch mehr aber 2001 übersteigen die Ausschüttungen und Entnahmen sogar die ausgewiesenen Unternehmensgewinne. (Statistisches Jahrbuch 2002, 646) *»Die Gewinne der Kapitalgesellschaften nach Steuern wurden (...) weniger zur Stärkung der Innenfinanzierungskraft der Unternehmen verwendet, sondern in steigendem Maße an die Anteilseigner verteilt.«* (DB Monatsbericht Oktober 2000, 37) Die LohnarbeiterInnen legen sich krumm, damit die ausgewiesenen Unternehmensgewinne vollständig an die Inhaber der Kapitalgesellschaften ausgeschüttet werden?

Die Statistik macht keinen Unterschied zwischen den paar Tausend Aktiengesellschaften und den Hunderttausenden mittelständischen Kapitalgesellschaften (GmbHs). Aktiengesellschaften wie Daimler, VW oder E.ON schütteten 2000 »nur« zwischen 25% und 30% ihres Gewinns aus. Siemens sogar nur 18%. Wenn die Aktiengesellschaften nur weit weniger als die Hälfte ihres Gewinns ausschütten, müssten die Inhaber der kleineren Kapitalgesellschaften umgekehrt im Durchschnitt ihre Gewinne völlig entnehmen bzw. sogar den Unternehmen noch Kapital entziehen. Das deutet nicht gerade auf eine Stärke ihres Kapitals hin.

Der größte Teil des Gewinns der Aktiengesellschaften fließt in den sogenann-

ten Cash flow (flüssige Mittel), die Kriegskasse der Konzerne, aus denen die Übernahmen finanziert werden können. Der Cash flow besteht aus nicht ausgeschütteten Gewinnen, Abschreibungen und Gewinnrücklagen.

Der cash flow von Daimler betrug im Jahr 2002 17,8 Mrd. Euro. Der von VW lag 2000 bei fast 12 Mrd. und der von Siemens 8,2 Mrd. Euro. (Liedtke 2001) Rückstellungen sind hier nicht eingerechnet, stehen aber auch teilweise zur Verfügung.

Etwa 70% des Aktienbestandes der Aktiengesellschaften wird ihrerseits von Kapitalgesellschaften gehalten, überwiegend von Banken und Versicherungen, und nur 17% von privaten Haushalten. (DB September 2002, 91) Ausschüttungen von Aktiengesellschaften sind ihrerseits eine Quelle der Gewinne anderer Aktiengesellschaften. Es handelt sich bei den Ausschüttungen gewissermaßen um eine Umverteilung des Profits.

- **aus dem Verkauf von Firmen, die nicht zum Kerngeschäft gehören.**

E.ON, der drittgrößte deutsche Industriekonzern, ging 2000 aus der Vereinigung zwischen VEBA und Viag hervor und strebt die Fusion mit der Ruhrgas an. E.ON konzentriert sich auf das Kerngeschäft Energie (Strom, Gas, Wasser, Fernwärme) und verkaufte Firmen aus den Sparten Öl, Aluminium, Logistik, Verpackung usw.

E.ON hatte in letzter Zeit wohl die höchsten Einnahmen aus Firmenverkäufen in Deutschland. Die aus den Verkäufen eingenommenen Milliarden (erwartet werden insgesamt 40 Mrd. Euro) werden für den Erwerb neuer Energiebeteiligungen ausgegeben. (Liedtke 2001, 209) Auf diese Weise ist E.ON Weltmeister der privaten Energiedienstleiter geworden. Mit der Übernahme des britischen Strom- und Gasversorgers Powergen für 15 Mrd. Euro ist E.ON auch Weltmeister unter den privaten Strom- und Gasversorgern. E.ON will Weltmeister der Energiekonzerne in allen Sparten werden.

Über den Verkauf werden teilweise stille Reserven realisiert. Um die Milliarden zu vermehren, mit denen das deutsche Kapital möglichst viel aufkaufen und Weltmeister werden kann, hat die Bundesregierung im Jahr 2000 auf Drängen der Deutschen Bank die Steuerfreiheit der Veräußerungsgewinne verkündet. (→ 3.311, Liedtke 2001, 156))

- **durch die Steigerung der Produktivität d. h. Personalabbau**

Alle Mittel, die Produktivität schneller zu steigern, steigern auch die Gewinne (→ 3.11 f.), senken aber letztlich auch die Nachfrage nach Arbeitskraft. Wachsende Arbeitslosigkeit ist die Kehrseite des Strebens nach der Weltmeisterschaft. Die Bundesbank kommentierte den *»erheblichen Personalab-*

bau infolge von Rationalisierungsmaßnahmen Mitte der 90er Jahre« mit dem trockenen Satz. *»Dies hat sie (die Unternehmen in der Industrie, Handel und Verkehr) in die Lage versetzt, ihre Finanzkraft zu stärken.«* (DB Monatsbericht Dezember 2001, 45) Eben um Konkurrenten aufzukaufen.

- **durch Kapitalisierung des Lohns**

Der Kapitalbedarf wird auch dadurch befriedigt, dass möglichst große Teile des Lohns in Kapital verwandelt werden. Wir nennen das: Kapitalisierung des Lohns.

Das Kapital leidet darunter, dass es LohnarbeiterInnen aus den von ihnen selbst erarbeiteten Werten Geld zahlen muss, damit diese in Urlaub fahren, ins Restaurant gehen oder sich ein gebrauchtes Auto kaufen können. Dieses Geld könnte doch als Kapital wesentlich wertvollere Dienste leisten.

Das Kapital leidet darunter, dass es Geld ausgeben muss, damit RentnerInnen bis zum Tod ihr Auskommen haben, damit sich LohnarbeiterInnen ihre Zähne sanieren lassen können und Arbeitslose sich einen faulen Lenz machen. Während es ihm doch an Kapital mangelt, um z. B. eine Konkurrenzfirma aufkaufen zu können.

Mit den Gelder aus Lohnsenkungen beschaffen sich die Konzerne Kapital, um sich im Kampf um die Weltmacht zu stärken.

- **durch Kapitalisierung von Steuern**

Das Kapital leidet auch darunter, dass es Steuern und Sozialversicherungsbeiträge zahlen muss, um Millionen Arbeitslose zu finanzieren. Es würde die Gelder lieber in die Entwicklung neuer Produktionsverfahren stecken bzw. in den Aufkauf von Firmen, die diese schon entwickelt haben. Die »historische« Steuerreform diente der Verwandlung von Steuern in Kapital. Der Kapitalbedarf, der für den Sieg auf dem Weltmarkt erforderlich ist, zwingt zur Kapitalisierung von Steuern.

Aus den Rinnsalen des Verzichts von Kindern, Jugendlichen, Armen usw., aus der öffentlichen und privaten Armut speist sich ein gewaltiger Strom von frischem Kapital, der dazu benutzt wird, die Verfügungsgewalt über das Eigentum an Produktionsmitteln in immer weniger Händen zu konzentrieren.

- **durch Aktienausgabe**

Kapital für Unternehmenskäufe wird ferner durch Aktienausgabe aufgenommen. Insgesamt flossen den Aktiengesellschaften daraus von 1991 bis 2000 etwa 150 Mrd. Euro zu. (DB September 2002, 90) Allein 34 Mrd. Euro davon entfielen auf die Ausgabe von Telekom-Aktien. Über Belegschaftsaktien konnte auch ein Teil des an die Belegschaften gezahlten Lohns kapitalisiert werden.

Die Börsengang der Telekom war der Bedeutendste der deutschen Wirtschaftsgeschichte. Allerdings kosteten allein schon die Übernahmen von Vo-

iceStream, One2One und debis über 65 Milliarden Euro. Daneben gab es noch zahlreiche andere »Akquisitionen« (Firmenkäufe). Ganz zu schweigen von den 15,3 Milliarden Euro, die die UMTS-Lizenzen kosteten.

Die Ausgabe von Aktien spült umso mehr Geld in die Kassen, je höher der Kurs ist. Die Aktienkurse wiederum sind kapitalisierte Profitraten. (→ 2.473) Der Zwang, aus den Belegschaften mit gewaltigen Produktivitätssteigerungen mehr herauszuholen, steigt. Die Telekom baute von 1995 bis 2000 50.000 Arbeitsplätze ab.

- **durch Kreditaufnahme**

Kredite sind in Deutschland das wichtigste Mittel, Übernahmen zu finanzieren. Kredite erlauben es einzelnen Kapitalien, sich weit über ihren eigenen Wirkungsbereich hinaus auszudehnen.

Der Umfang der von nicht-finanziellen Kapitalgesellschaften aufgenommenen Kredite stieg von 715 Mrd. Euro in 1991 auf 1.270 Mrd. Euro in 2000 und 1.345 Mrd. Euro in 2001. (DB September 2002, XI)

Beispiele:

• Die Telekom finanzierte einen bedeutenden Teil ihrer Firmenübernahmen über Kreditaufnahme. Mit 64 Mrd. Euro Schulden (Ende 2002) ist sie heute der am höchsten verschuldete Konzern Deutschlands. Die Schulden machen rd. 150% des Umsatzes aus.

• RWE hat seine Schulden zwischen 2001 und 2003 von 2,8 Mrd. Euro auf 26 Mrd. Euro gesteigert. Mit Krediten wurden der größte britische Stromversorger Innogy, der weltgrößte private Wasserversorger Thames Water und die komplette tschechische Gaswirtschaft gekauft. Insgesamt wurden bei den Einkaufstouren 30 Mrd. Euro ausgegeben. (FTD 18. 02. 2003, 25)

Kredite sind einerseits ein Mittel, die Produktion über das übliche Maß hinaus auszudehnen. Insoweit erzeugen sie einen Bedarf an Arbeitskräften. Andererseits aber erhöht die Unternehmensverschuldung den Druck, die Produktivität noch mehr zu steigern, um die Schulden bedienen bzw. abbauen zu können. Der Zwang, Arbeitsplätze abzubauen und aus den bestehenden Arbeitskräften mehr herauszuholen, steigt. RWE z. B. hat 2002 6.400 Stellen gestrichen.

- **durch Unternehmensanleihen**

Unternehmen verschulden sich nicht nur bei Banken, sondern geben (wie der Staat) auch selbst Anleihen aus. Die zu zahlenden Zinsen sind erheblich höher als die, der der Staat zahlt. Anleihen dienen u. a. dazu, Firmenkäufe bzw. Investitionen zu finanzieren.

Während die Unternehmensanleihen 1998 nur 37 Mrd. Euro ausmachten, explodierten sie im Jahr 2001 auf nahezu 200 Mrd. Euro.

In den USA machen Unternehmensanleihen 80 % der Unternehmensverschuldung aus. In Deutschland haben Bankkredite mit 75 % den Vorrang. (FTD 04. 01. 2001)

564

3.445 | Wachsende Risiken des Finanzsystems

Die Inhaber der übernommenen Firmen verlangen Kaufpreise, die der Kapitalisierung ihrer Profitraten entsprechen oder sogar darüber liegen. Die dazu notwendigen Mittel aufzubringen, übersteigt die Kräfte auch der reichsten Konzerne. Der gewaltige Vergesellschaftungsprozess des Kapitals konnte nur mit gesellschaftlichen Mitteln finanziert werden.

Das gesamte in Sachanlagen, Vorräten und Personal investierte Kapital aller Kapitalgesellschaften im Produzierenden Gewerbe, Handel und Verkehr belief sich 2000 auf rd. 900 Mrd. Euro. (geschätzt nach: DB Monatsbericht Dezember 2001, 66)

Das von Investoren gehaltene Aktienkapital an nicht-finanziellen Kapitalgesellschaften dagegen betrug im Jahr 2000 1.208 Mrd. Euro. Und das Kreditvolumen machte 1.270 Mrd. Euro aus. (Deutsche Bundesbank September 2002, 82)

Kredite und Aktien erzeugen Besitzansprüche der Gläubiger und Aktionäre auf einen Teil des erzeugten Mehrwerts.

Die Gläubiger verlangen Zins und Tilgung, sonst werden die Kredite fällig. Die Aktionäre verlangen Dividenden und Kurssteigerungen, sonst verkaufen sie ihre Papiere und die Kurse fallen.

Die Entwicklung der Produktivität führt aber unter den Bedingungen der Kapitalverwertung notwendigerweise zu Krisen. Dann wird die Befriedigung der Besitzansprüche der Gläubiger und Aktionäre schwieriger. Denn in Krisen fallen die Profitraten.

Die Zentralisation des Kapitals beschleunigte die Entwicklung der Produktivität. Sie war ein Mittel, um u. a. aus der Profitkrise 1993 herauszukommen. Sie schuf damit aber zugleich die Voraussetzungen für die Krise 2001.

(→ 2.3) Mit der höheren Produktivität baute das Kapital auch die LohnarbeiterInnen als Produzenten des Mehrwerts in ungeheurem Maßstab ab.

Die Ansprüche der Aktionäre und Gläubiger auf einen Teil des Mehrwerts sind höher als früher. Die Fähigkeit der Konzerne aber, diese Besitzansprüche zu befriedigen, nimmt in dem Maße ab, wie sich die Tendenz des Falls der Profitraten durchsetzt.

Beispiel:

Die Energiebranche in den USA hat rd. 500 Mrd. Dollar Schulden. Ein Experte: »*Diese Firmen haben einfach nicht genügend Cash-Flow* (flüssige Mittel)*, um ihre Schulden zu bedienen.*« Den Banken drohen Verluste in Milliardenhöhe. (FTD 18. 02. 2003)

Die gewaltsame Expansion des Kapitals mit allen Mitteln des Kredits untergräbt tendenziell das Finanzsystem selbst. Denn die Bedienung der Schulden wird mit dem Fall der Profitraten schwieriger. Kredite werden in höherem Maße faul, d. h. können nicht mehr zurückgezahlt werden.

Um sich gegen die drohende Krise des Finanzsystems zu wappnen, nimmt die Zentralisation des Kapitals im Bank- und Versicherungsgewerbe in atemberaubendem Tempo zu. Jedes sechste Bankinstitut in Deutschland verlor von 1999 bis 2001 seine Selbständigkeit durch Übernahmen. Am stärksten im Bereich der Genossenschaftsbanken. 1980 gab es noch 4.500 Kreditgenossenschaften. Im Jahr 2002 waren noch 1.500 übriggeblieben. (FR 20. 02. 2003, 18)

Andererseits aber ruft das Finanzkapital den Staat zu Hilfe. Der Vorstandsvorsitzende der Deutschen Bank, Josef Ackermann, hält den Zusammenbruch einer Großbank für möglich, wenn Kredite in wachsendem Maße nicht mehr rückgezahlt werden können.

Er hat der Bundesregierung geraten, für diesen Fall eine staatliche Gesellschaft zu gründen, die die Einlagen dieser Bank garantiert. (FTD 17. 03. 2003) Der Staat, d. h. die LohnarbeiterInnen mit ihren Steuerzahlungen sollen also für die Bankgeschäfte bürgen. Es ist ein Widerspruch in sich, dass nur Verluste vergesellschaftet werden sollen. Warum soll die ganze Gesellschaft für Verluste von Banken aufkommen, wenn sie sie nicht auch besitzt? Die Deutsche Bank stellt die private Verfügung über das Finanzwesen in Frage. Die private Verfügung über das Bankwesen hat sich überlebt.

Auch die Versicherungskonzerne haben Leichen im Keller, nämlich Aktienbestände, die durch den Aktiencrash erheblich an Wert verloren haben. Der mögliche Abschreibungsbedarf für 2003 wird von der Versicherungswirtschaft auf 15 bis 20 Mrd. Euro geschätzt. *»Wenn einige Unternehmen dadurch ernsthaft in Gefahr geraten, müssten wir mit der Politik reden«*, sagte der Präsident des Gesamtverbands der Deutschen Versicherungswirtschaft, Bernd Michaelis. (FTD 25. 03. 2003) Die letzte Instanz soll auch hier der Staat sein.

Das Kapital ist in der heutigen Krise wieder da, wo es 1993 schon einmal war. Aber damals lasteten die Schuldenberge und die Ansprüche der »shareholder« noch nicht so schwer auf seinen Schultern. Die Produktivität ist heute erheblich höher als 1993, die Nachfrage nach Ware Arbeitskraft geringer. Die Staatsfinanzen sind aufgrund der Folgen der Produktivitätssteigerung unter der Regie des Kapitals noch maroder. Im Konjunkturzyklus 1991–2000 wuchs die Staatsverschuldung in Deutschland von 560 Mrd. Euro auf 1.200 Mrd. Euro. Der Staat ist weniger als früher in der Lage, der Wirtschaft Schwung zu

verleihen. Im Gegenteil, er zieht sie eher weiter herunter, weil er mit Einsparungen auf seine explodierenden Haushaltsdefizite reagieren muss.

Die LohnarbeiterInnen haben heute real weniger Geld zur Verfügung als 1991. Die Schulden der privaten Haushalte wuchsen von 824 Mrd. Euro auf 1.502 Mrd. Euro im Jahr 2000. (metall 7–8-2002, 4)

Indem also das Kapital riesige gesellschaftliche Mittel an sich zieht, um seine Wettbewerbsfähigkeit zu steigern, zieht es sich gleichzeitig selbst langsam den Boden unter den Füßen weg.

Die Geister, die es rief, um ihm zu helfen, wachsen ihm über den Kopf. Der gewaltige Reichtum, den die LohnarbeiterInnen erarbeitet haben, wird zur Bedrohung für das Wirtschaftsleben überhaupt, weil er der privaten Kapitalverwertung dient.

Das Kapital versucht, diese Zwickmühle mit größerer Aggressivität gegen die LohnarbeiterInnen zu durchbrechen. Es muss die LohnarbeiterInnen immer stärker angreifen. Ausgerechnet gegen die Kraft, die das Kapital erzeugt und täglich vermehrt, richtet sich die ganze enttäuschte Bitterkeit der Besitzenden. Steigende Produktivität ist das Mittel, die Krise zu »bewältigen«. Noch mehr LohnarbeiterInnen werden überflüssig. Indem sie das Kapital vermehren, machen die LohnarbeiterInnen ihre eigene Existenz immer unsicherer.

3.446 | Wachsender Druck des Finanzkapitals auf den Mittelstand

Die Aktiengesellschaften verwerten ihr Kapital nicht nur auf dem Rücken der eigenen LohnarbeiterInnen, sondern auch auf dem Rücken des kleinen und mittleren Kapitals bzw. der dort beschäftigten LohnarbeiterInnen.

Der Mittelstand sei das Rückgrat der Wirtschaft, hört man. Das Gehirn ist er nicht. Der Mittelstand ist durch und durch abhängig von den großen Aktiengesellschaften und dem Wasserkopf der Banken.

- **Druck auf die Preise**

Die Einkaufsmacht der Aktiengesellschaften ist groß. Siemens kauft für 35 Mrd. Euro Materialien ein, mehr als die Hälfte davon in Deutschland. Nach einer Siemens-Berechnung hängen allein von diesem Konzern 200.000 Arbeitsplätze im Mittelstand ab. (Liedtke 2001, 432)

DaimlerChrysler geht weltweit sogar für über 100 Mrd. Euro auf Einkaufstour. Etwa die Hälfte dürfte in Deutschland ausgegeben werden. VW kauft für 57 Mrd. Euro ein, wovon 33 Mrd. Euro im Inland ausgegeben werden.

Die Einkaufsmacht der paar Tausend Aktiengesellschaften geht statistisch in

der Einkaufsmacht der paar Hunderttausend Kapitalgesellschaften unter. Diese haben im Jahr 2001 »Vorleistungen« im Umfang von 1.450 Mrd. Euro von anderen Unternehmen bezogen. 1.450 Mrd. Euro sind immerhin 55% des Bruttoinlandsprodukts.

»Unter Vorleistungen ist der Wert der Güter (Waren und Dienstleistungen) *zu verstehen, die inländische Wirtschaftseinheiten von anderen* (in- und ausländischen) *Wirtschaftseinheiten bezogen und im Berichtszeitraum im Zuge der Produktion verbraucht haben.«* (Statistisches Jahrbuch 2002, 625 und Tab. 24.11)

Um die Profitraten zu steigern und den Ballast der Aktionäre und Gläubiger durchzufüttern, senken die Autokonzerne die Preise für die Produkte der Zulieferer. Gleichzeitig verlangen sie von ihnen mehr Investitionen in Werkzeuge und höhere Anstrengungen, Innovationen zu entwickeln. Ford und Opel verlangten sogar, dass sich Zulieferer an ihren neuen Werken in Köln und in Rüsselsheim finanziell beteiligten. Nach Aussagen von Rainer Thieme, dem Vizepräsidenten des Verbands der Automobilindustrie, hat *»der Druck auf unsere Industrie (Zulieferindustrie) enorm zugenommen.«* Der Verband der Automobilindustrie rechnet deswegen damit, dass die Zahl der Zuliefererbetriebe bis zum Jahre 2010 von 5.500 auf 3.500 sinken wird. (FTD 11.06.2002)

Die Konzerne eignen sich über die Abhängigkeitsverhältnisse einen Teil des bei den Zulieferern produzierten Mehrwerts an. Die Profitraten der Zulieferer liegen deshalb wesentlich niedriger als die der meisten Hersteller. Das wiederum verteuert ihre Kredite.

Viele Mittelständler sind als scheinselbständige Zulieferer fest in den Produktionsablauf der Großunternehmen eingebunden. *»System- und Modulanbieter kommen angesichts ihrer immer komplexeren Teilverantwortung nicht um eine enge Einbindung in die Gesamtentwicklung einer neuen Modellgeneration herum.«* (Hartz 2001, 163) Qualitätsstandards, Stand der Technik der Teilezulieferer und Entwicklungslieferanten sind eingebunden in den Gesamtplan des Konzerns, für den sie arbeiten. Die Zulieferer und Systementwickler die oft ausschließlich für ein Werk arbeiten, werden mehr und mehr an der »Rückseite« der Endproduktion der Automobilwerke angesiedelt. Dadurch nimmt die Liefergeschwindigkeit zu. Aus der Kooperation von Stammwerk und Zulieferern an einem Ort können neue Produktivitätssprünge entstehen. Das ist das Konzept z. B. von VW in Wolfsburg.

»Bei einer ganzen Reihe von formal unabhängigen Zuliefererfirmen – zum Beispiel in der Automobilindustrie – besteht (...) ein faktisches Abhängigkeitsverhältnis vom nicht selten einzigen Auftraggeber. Dies hat zur Folge, dass

es vielen mittelständischen Unternehmen nur dann gut geht, wenn es den Großunternehmen gut geht, von denen sie abhängig sind.« (Sachverständigenrat 2002, 219)

- **geringere Rabatte**

Die 108.000 Betriebe des KfZ-Handels und der KfZ-Handwerker hängen ebenfalls weitgehend von den Konzernen ab. Sie haben das exklusive Recht, Autos von VW, Mercedes usw. zu verkaufen und nach dem Stand der Technik der Konzerne zu warten und zu reparieren.

Die Autohersteller bestimmen detailliert die Standards für die Arbeitsergebnisse und – methoden der »Selbständigen« im KfZ-Gewerbe. Einzelne Hersteller gaben Listen mit 100 Standards aus. Der Präsident des Europäischen Verbandes des Kraftfahrzeuggewerbes, Jürgen Creutzig, fragte nach der *»Grenze zur Diktatur des Herstellers.«* (FR 19. 09. 2002)

Die Autokonzerne entscheiden, mit welchen Händlern bzw. Werkstätten sie Verträge abschließen. Um ihre eigenen Profitraten zu steigern, haben Autokonzerne die Handelsrabatte gesenkt, die sie ihren Vertragshändlern gewähren. Verträge mit kleineren, weniger produktiven Vertragshändlern haben sie gekündigt.

- **teurere Kredite**

Das Privateigentum der Selbständigen ist gar nicht so privat. Es kann sich nur mit »Fremdkapital« über Wasser halten, das vor allem vom Kreditgewerbe zur Verfügung gestellt wird. Die Verbindlichkeiten der kleinen und mittleren Unternehmen mit weniger als 5 Mio. DM Umsatz gegenüber Kreditinstituten und Lieferanten machten 1998 fast 90% ihres Vermögens (der Sachanlagen, Vorräte und ausstehenden Zahlungen) aus. Bei Unternehmen über 100 Mio. DM Umsatz war es nur die Hälfte davon. (Deutsche Bundesbank, Verhältniszahlen aus Jahresabschlüssen west- und ostdeutscher Unternehmen für 1998, Statistische Sonderveröffentlichung 6, September 2001, 14) Das gilt für Unternehmen im Produzierenden Gewerbe, im Handel und in Verkehrsunternehmen Westdeutschlands.

Die Zinszahlungen der Kleinunternehmen waren denn auch mit 2,4% des Umsatzes 2 1/2 mal so hoch wie bei Unternehmen mit über 100 Mio. Umsatz. Die Profitraten der Kleinunternehmen sind auch aus diesem Grund geringer als die der Großunternehmen. (DB Monatsbericht Dezember 2001, 52) Die Krise seit 2001 hat die Lage des Mittelstandes stark verschlechtert. *»Die kleinen und mittleren Unternehmen haben erhebliche Kredit- und Eigenkapitalprobleme.«* So Minister Clement. Denn die Banken drehen ihnen mehr und mehr den Finanzstrom ab bzw. verteuern ihn. Für 45% der Mittelständler ist 2002 die Kreditaufnahme schwieriger geworden. Ein Drittel von ihnen, vor allem kleine

Unternehmen, hat Probleme, überhaupt noch Geld zu bekommen. So der Chefvolkswirt der Kreditanstalt für Wiederaufbau, Norbert Irsch. (FR 06. 03. 2003)

Die Banken sind selbst in der Krise.

- Die Zinsspanne, das Verhältnis zwischen Zinsüberschuss und Bilanzsumme, also dem in Bewegung gesetzten Gesamtkapital, ist 2001 auf einen neuen Tiefstand gefallen. (→ 2.228)
- Firmenverkäufe und -käufe sowie der Aktienhandel sind wegen des Aktiencrashs stark zurückgegangen, damit auch die Provisionen (Gebühren), die aus diesen Geschäften anfallen. Bei der Deutschen Bank z. B. sanken sie von 1,6 Mrd. Euro im Jahre 2001 auf 224 Mio. Euro in 2002. (FTD 10. 02. 2003, 18)
- Die deutschen Banken verloren durch faule Kredite allein im Jahr 2001 7 Mrd. Euro. (DB Monatsbericht Juli 2002, 32) So viele Unternehmenspleiten wie zur Zeit gab es in Deutschland noch nie.
- Die Banken müssen Gewinne in die sogenannte Risikovorsorge stecken, wenn Kredite möglicherweise nicht mehr zurückgezahlt werden können. Die Hypovereinsbank z. B. hat 2002 die Risikovorsorge um 83 % auf 3,8 Mrd. Euro hochfahren müssen. Vor allem deshalb fiel ein Verlust von 821 Mio. Euro an. (FR 20. 02. 2003, 18)

Die Banken versuchen, ihren Kopf aus der Schlinge der Krise zu ziehen, indem sie ihre »Minderleister« aussortieren. Die Hypobank z. B. will sich von einem Viertel ihres Darlehensgeschäfts trennen. Sie ist mit 400 Mrd. Euro der größte Kreditgeber unter den Großbanken. (FR 20. 02. 2003, 18) *»Banken und Sparkassen wollen vor allem die kleineren Mittelständler nicht mehr als Kunden haben, weil sie zu geringe Erträge abwerfen«*, erklärt der Hamburger Betriebswirtschaftler Karl-Werner Hausmann. (FTD 13. 02. 2003) *»Das Kreditgeschäft mit gewerblichen Kunden ist nicht kostendeckend«*, stöhnt der Präsident eines Sparkassen- und Giroverbandes. (FTD ebda.)

Entweder werden also Kredite gekündigt oder die Schuldner müssen höhere Zinsen zahlen, weil sie als »schlechte Risiken« eingestuft werden. Für etwa ein Viertel der mittelständischen Unternehmen sei die Kündigung der Kredite wahrscheinlich, sagte Lars Norden, Autor einer repräsentativen Studie der Mannheimer Universität zu diesem Thema. (FTD ebda.)

Die Banken tragen damit zum weiteren Untergang des Mittelstandes kräftig bei. Der Mittelstand ist nicht nur Mittel zum Zweck der Verwertung der großen Kapitalien in Industrie und Handel, sondern auch Mittel zum Zweck der Verwertung des Bankkapitals. Oder eben nicht.

3.447 | Schlussfolgerung

570 Wirtschafts- und Arbeitsminister Wolfgang Clement brachte es fertig zu sagen: *»Wir brauchen, um es auf den Punkt zu bringen, mehr Unternehmen. Das ist die wichtigste Voraussetzung, um mehr Arbeitsplätze zu schaffen.«* (30. 01. 2003 im Bundestag; Bulletin der Bundesregierung Nr. 10-2 vom 30. 01. 2003)

Die tatsächliche Entwicklung des Kapitals läuft aber in die umgekehrte Richtung. Selbst das Institut der Deutschen Wirtschaft bezeichnet Selbständige als *»Unternehmer auf dem Rückzug«.* (IdW, Deutschland im globalen Wettbewerb, 1998, Internationale Wirtschaftszahlen, Köln 1998, Tab. 5.6) Der Konzentrations- und Zentralisationsprozess des Kapitals ist unaufhaltsam.

Es ist aber nicht die Zahl der Unternehmen, die das wichtigste Hindernis dabei ist, die Fähigkeiten und Möglichkeiten aller Menschen zu entwickeln und zu nutzen. Es ist der Umstand, dass letztlich nur die Verwertung des Kapitals darüber entscheidet, ob Menschen gebraucht werden oder nicht, und nicht die Nützlichkeit ihrer Tätigkeit für die Gesellschaft.

Der Sachverständigenrat drückt das in seinem Oberschichts-Deutsch so aus: *»Arbeitslosigkeit ist die Folge eines Defizits* (Mangels) *an unternehmerischer Aktivität.«* Und dieses Defizit entsteht, weil *»die Bedeutung des Gewinns als Anreiz und Bestätigung für den Erfolg unternehmerischer Tätigkeit (...) verkannt* (wird)*«.* (Sachverständigenrat 1995, 175, 176)

Arbeitslosigkeit entsteht aber gerade dadurch, dass der Gewinn als Anreiz und Bestätigung im Mittelpunkt unternehmerischer Aktivität steht und sonst gar nichts. Wer zu wenig bringt, wird oder bleibt eben arbeitslos. Unternehmen, die zu wenig Profit machen, werden geschlossen.

Das Kapital treibt unter riesigen Verlusten und gebremst durch das tote Gewicht der Privatinteressen den Prozess seiner Vergesellschaftung voran. Das, was als Lösung der Probleme erscheint, die größere Zentralisation des Kapitals, ist ein noch gewaltigerer Hebel, mehr Menschen überflüssig zu machen als zuvor.

3.45 | LohnarbeiterInnen als Mit-UnternehmerInnen?

Als Trumpf im internationalen Konkurrenzkampf entdeckt das Kapital in wachsendem Maße die LohnarbeiterInnen selbst. VW-Vorstand Peter Hartz in seinem 2001 erschienenen Buch Job Revolution: *»An der Aufgabe, das menschliche Potenzial, die Kreativität und Erfindungsfreude noch einmal zu steigern, wird sich das Überleben der Unternehmen entscheiden.«* (Hartz 2001, 58)
»Überleben«? Was wird aus denen, die nicht »überleben«? Die Entwicklung des menschlichen Potenzials ist in die Konkurrenz des Kapitals eingebunden. Wer nicht mitkommt, überlebt nicht. Sein Potenzial geht zugrunde. Und das auch noch im Namen der Steigerung des menschlichen Potenzials.

3.451 | LohnarbeiterInnen als mündige Mit-Unternehmer

Wie kann man nun Kreativität, Leidenschaft und Erfindungsfreude fördern? An die LohnarbeiterInnen richtet Hartz den *»Aufruf zu einem anderen Selbstverständnis. Es ist die Mündigkeit, das eigene Schicksal als Job-Maker, als Unternehmer in die Hand zu nehmen.«* (Hartz 2001, 178) *»Letztlich kann sich das Hochleistungssystem nur (...) halten, indem Mitarbeiter zu Mit-Unternehmern werden.«* (ebenda, 53)
Unmündige warten auf Anweisungen. Mündige Mit-Unternehmer erfüllen Ziele, ohne dass Anweisungen gegeben werden, wie sie erfüllt werden. Wenn sich das »ganzheitliche Leben« in diesem Rahmen der Eigenverantwortung als Lernen, Produzieren und Kommunizieren bewegt, hat nach Meinung von Hartz die Job Revolution begonnen. (ebenda, 21)
In der Tat ist es ein Fortschritt, wenn LohnarbeiterInnen Räume zur selbständigen Erledigung von Prozessen haben, wenn sie also etwas unternehmen können. Die modernen Produktivkräfte erzwingen ein höheres Maß an Selbständigkeit bei einem größeren Teil der abhängig Beschäftigten. (→ 3.121)
Da sich die Technik rasch weiterentwickelt, müssen mehr LohnarbeiterInnen ständig dazu lernen. Lernen ist allgemein ein Prozess, der eine gewisse Selbständigkeit voraussetzt, Wissen aufzunehmen, zu verarbeiten und anzuwenden. Mit Pauken und Auswendig lernen ist es nicht getan.

3.452 | Selbständigkeit – Wunsch der Jugend

572 Das Versprechen der Mündigkeit und Selbständigkeit trifft die Wünsche gerade der heutigen Jugend. Eigenverantwortung halten heute 84% der Jugendlichen zwischen 12 und 25 Jahren für wichtig. Genauso viele wünschen sich Verhältnisse, in denen sie Kreativität und Phantasie entwickeln können und dabei unabhängig sind. (Jugend 2002, 187) 60% der Jugendlichen halten es für »in«, sich selbständig zu machen. (ebenda, 187)

Selbständigkeit, das Gefühl, etwas bewegen zu können, ist ein gewaltiger Antriebsmotor für die Entfaltung der ungeheueren Produktivkräfte, die in den Menschen stecken. *»›Ich kann beitragen‹. Durch diesen unscheinbaren Satz öffnet sich eine neue Dimension der Zukunft.«* (Hartz 2001, 51) Tatsächlich brauchen wir Eigentumsverhältnisse, in denen jeder etwas beitragen kann, in denen jeder gebraucht wird. Das sind die Eigentumsverhältnisse der Zukunft, die eine neue Dimension darstellen. Eine Dimension jenseits lähmender, energiefressender Abhängigkeits- und Konkurrenzverhältnisse.

3.453 | Selbständigkeit nur auf dem Boden der Abhängigkeit

Für das Kapital ist die ökonomische Selbständigkeit nicht »in«. Es enteignet die selbständigen Privateigentümer Schritt für Schritt und ersetzt sie durch abhängig Beschäftigte. Heute sind über 90% der Erwerbstätigen abhängig beschäftigt. Vor 40 Jahren waren es erst rd. 75%. Und viele »Selbständige« sind auch nur auf dem Papier selbständig. (→ 3.43 f.)

Das Bedürfnis nach Selbständigkeit, Kreativität und Phantasie muss sich also im wesentlichen im Rahmen »abhängiger« Beschäftigung entwickeln, wenn es fruchtbar werden soll. »Ich kann beitragen.« Dieser Wunsch trifft auf Lohnarbeitsverhältnisse.

Wie die Ware Arbeitskraft der LohnarbeiterInnen genutzt wird, wird aber von ihren Käufern bestimmt. *»Die Grundidee: Wenn den Mitarbeitern vor Ort mehr Verantwortung übertragen wird, werden sie viele intelligente Lösungen finden und versteckte Produktivitätsreserven mobilisieren. Der erhoffte Doppel-Effekt: höhere Qualität und plus geringere Kosten.«* (IdW 1994, 10 f.)

Die Verantwortung wird nur »übertragen«. Und zwar von denen, die über das Kapital verfügen. Welcher Grad an Eigenverantwortung und Selbständigkeit zugestanden wird, hängt von den Eigentümern des Kapitals ab. Die »Eigenverantwortung«, die sie zugestehen, kann jederzeit wieder entzogen werden oder durch detaillierte Vorschriften ersetzt werden. Wenn Verantwortung nur

»übertragen« wird, ist sie letztlich keine Eigenverantwortung. Lohnarbeit und Eigenverantwortung widersprechen sich.

3.4541 | Zweck der Eigenverantwortung: Rendite steigern

Lohnarbeit hat aber nur den Zweck, Kapital zu vermehren. Davon ist sie abhängig. *»Mit der Wertschöpfung* (dem aus Löhnen und Gewinnen bestehende Einkommen) *und letztlich der Ertragskraft eines Unternehmens* (seiner Rentabilität) *steht und fällt das Barometer seiner Zukunftsfähigkeit.«* (Hartz 2001, 86) Die Verwertung des Kapitals ist sein Zweck. Eigenverantwortung und Selbständigkeit sind dem Zweck der Kapitalverwertung untergeordnet, nicht der zweckfreien Entfaltung des menschlichen Potenzials. Sie sind Mittel zum Zweck und nicht der Zweck selbst.

Die »Mündigkeit«, das eigene Schicksal als »Unternehmer« in die Hand zu nehmen, erweist sich an der Erfüllung von Zielvereinbarungen, die den Zweck der besseren Kapitalverwertung verfolgen. Inzwischen schließen rd. 2/3 der Unternehmen des Investitionsgütersektors Zielvereinbarungen wenigstens mit einem Teil der Beschäftigten ab – eine Verdopplung in den letzten fünf Jahren. (Steffen Lehndorff, Matthias Knuth, »Immer mehr Beschäftigte müssen sich ihre Stelle selbst erwirtschaften«, FR 20. 03. 2002)

Zielvereinbarungen können z. B. in bestimmten Stückzahlen bestehen, einer bestimmten Höhe des Umsatzes, einer bestimmten Qualität, der Erfüllung eines Auftrags in einer bestimmten Zeit, der Senkung der Kosten auf eine gewisse »Benchmark« (Maßstab) usw.

Von der Erfüllung der Zielvereinbarungen hängt ab, ob Abteilungen weiter existieren, ob Werke geschlossen oder Aufträge an billigere Konkurrenten vergeben werden, mit einem Wort, ob man noch als »mündiger Mit-Unternehmer« benötigt wird oder nicht.

Je mehr die Profitraten unter Druck stehen, desto gnadenloser und enger werden die Zielvorgaben. Das kann dazu führen, dass Beschäftigte sich gezwungen sehen, rücksichtslos gegen sich selbst, gegen ihre Gesundheit, ihr Wohlbefinden und ihre Familie zu sein, um Vorgaben einhalten zu können und nicht als Versager zu gelten. Da müssen z. B. VerkäuferInnen einen unerreichbaren Umsatz pro Tag oder Woche bringen, Bank- und Versicherungsangestellte einen unerreichbaren Umfang von Vertragsabschlüssen vorweisen und ArbeiterInnen Aufträge in unerreichbaren Fristen abarbeiten.

»Ich kann etwas beitragen« heißt dann übersetzt: *»Ich kann sehen, wie ich mit den überhöhten Anforderungen fertig werde.«*

Die größere Eigenverantwortung unterwirft LohnarbeiterInnen dann noch mehr der Fremdbestimmung durch das Kapital.

LohnarbeiterInnen gelten für das Kapital dann als eigenverantwortlich bzw. selbständig, wenn sie ohne ständige Ermahnungen von selbst das Ziel der Steigerung der Profitraten verfolgen. *»Die Arbeitnehmer in den Betrieben müssen ihr wirtschaftliches Schicksal zusammen mit der Unternehmensleitung wieder selbst in die Hand nehmen können.«* (FTD 09. 09. 2002, 26) Mit »selbst in die Hand nehmen« meinte der Autor, dass LohnarbeiterInnen die Möglichkeit haben sollen, sich für untertarifliche Löhne zu entscheiden. Wenn sich die LohnarbeiterInnen gegenseitig unterbieten, nehmen sie nach Meinung des Kapitals ihr Schicksal in die eigene Hand und handeln eigenverantwortlich.

3.4542 | Eigenverantwortung allenfalls am Arbeitsplatz

Die Verantwortung, die den LohnarbeiterInnen zugestanden wird, bezieht sich allenfalls auf den kleinen Bereich ihres Arbeitsplatzes, eben ihren Job. Dort soll die Revolution stattfinden, sonst nirgends. Eben eine »Job Revolution«.

Von allen wichtigen Entscheidungen sind die LohnarbeiterInnen nach wie vor ausgeschlossen.

Viele Firmen werden ständig umgebaut, im managerchinesisch »restrukturiert«. Ein Wertsteigerungsprogramm jagt das andere. Die Entscheidungen darüber fallen bei den Geschäftsführungen. Die Belegschaften als »Mit-Unternehmer« erleiden sie.

Firmen werden von anderen Eigentümern übernommen. Die »Mit-Unternehmer« erfahren es aus der Zeitung.

Das Kapital wird immer mehr zentralisiert. Die »Mit-Unternehmer« kennen diejenigen nicht, die die Entscheidungen treffen. Sie hören Zahlen, wieviel Personal abgebaut werden soll und wissen nicht, ob sie dabei sind. Unternehmen werden heute gehätschelt und morgen verscherbelt. *»Das verunsichert die Belegschaften. Sie fühlen sich als Spielball von Manager- und Anlegerentscheidungen und haben Angst um ihren Arbeitsplatz.«* (Lehndorff u. a., FR ebenda)

Die jetzigen Eigentumsverhältnisse schließen die LohnarbeiterInnen von Entscheidungen aus. Die MitarbeiterInnen sollen sich als Unternehmer, d. h. als Eigentümer des Unternehmens, fühlen, ohne es zu sein.

Die angeblichen Mit-UnternehmerInnen bleiben LohnarbeiterInnen. Aber sie sollen ihre Identität als LohnarbeiterInnen aufgeben und so denken und sich so verhalten, als ob sie »ihre« Unternehmen besitzen würden.

Die LohnarbeiterInnen insgesamt sollen die Entwicklung nehmen, die die meisten Betriebsräte schon genommen haben. Es ist eine *»hohes Gut der Be-*

triebsräte-Entwicklung in Deutschland, dass aus Gegenmacht ein Mitmachen wurde. Das Geheimnis der Mitbestimmung war, dass das dauerhafte ›Dabeisein‹ organisiert wurde – ein Mitmach-Marathon von Sitzung zu Sitzung, Fachausschuss zu Fachausschuss und Zustimmung zu Zustimmung prägten das Amt über die Jahre.« (Hartz 2001, 108) Das Gefühl des »Dabeiseins« wird auch für die LohnarbeiterInnen insgesamt organisiert, damit sie mitmachen und sich unterwerfen.

3.4543 | Erhöhung der Produktivität durch »Kundenorientierung«

»Begeisterung der Mitarbeiter für den Kunden und dadurch Begeisterung der Kunden für das Unternehmen – das gilt es zu verbinden.« (ebenda, 66) Profite können nur dann realisiert werden, wenn die Produkte, in denen sie stecken, als Waren an Kunden verkauft werden können. Je begeisterter die Mitarbeiter von ihrem Unternehmen und seinen Produkten sind, desto begeisterter ist der Kunde. Die so erzeugte *»Emotion wird zum Kapital.«* (ebenda, 57) *»Nur Mitarbeiter, die sich als Mit-Unternehmer verstehen, entwickeln diesen starken Kundenbezug.«* Der notwendig ist, um zu verkaufen. Jeder Kunde hat nämlich einen *»potenziellen Laufzeitwert«*. (Rifkin 2002, 132) Dieser besteht in der Hochrechnung z. B. des Werts aller Autos, die ein Kunde im Laufe seines Lebens bei VW kaufen könnte, und der Dienstleistungen, die für diese Autos erforderlich sind. Hartz bezeichnet das als »Kundenwert«.

In Marketingkreisen wird offen erklärt, dass mit Hilfe der Beziehungstechniken, die das fördern, die *»Kontrolle über den Kunden«* gewonnen werden soll. (Rifkin 2002, 135) Entsprechend redet Hartz von Konzepten, *»um den nächsten Vorstoß unter Haut und Hirn des Kunden, die nächste Dimension der Qualität zu tunen und zu timen.«* (Hartz 2001, 176)

Letztlich werden Menschen darauf reduziert, zahlungsfähige Kunden zu sein. Ihre Bedürfnisse werden nur befriedigt, sofern das Kapital Profit damit machen kann. Das Kapital hat ein funktionales Verhältnis zu Menschen. Es achtet sie nicht als Menschen, sondern nur als Mittel zum Zweck der Kapitalverwertung. Die LohnarbeiterInnen sollen sich als »Mit-Unternehmer« diese Haltung zu eigen machen. Verkaufen, um des Verkaufs willen. Verkaufen, um der Produktion willen und Produktion um der Produktion willen.

3.455 | Worin besteht der »Lohn« für die Mit-Unternehmer?

Damit LohnarbeiterInnen zu leidenschaftlichen Mit-UnternehmerInnen werden, sollen sie wie alle Unternehmer am Gewinn beteiligt werden. *»Unternehmerisches Verhalten aller entsteht nur bei sichtbarer Verknüpfung mit*

einer Gewinnbeteiligung.« (ebenda, 90) *»Wie können alle (...) Mitarbeiter zu mehr Wertschöpfung bewegt werden? Indem sich der zukünftige Einkommensstrom stärker aus (...) neu erarbeiteten Zuwächsen in der Wertschöpfung finanziert.«* (ebenda, 87) Das Unternehmen erwartet Kreativität und Selbständigkeit, folglich mehr Gewinn und verspricht im Gegenzug mehr Geld.

- **Kapitalisierung des Lohns über Gewinnbeteiligungen**

Aber das Mit-Unternehmertum zielt zunächst auf Lohnsenkungen. Hartz hält es für zumutbar, den festvereinbarten Grundlohn um z. B. 10 bis 30 % zu senken und den Rest vom Gewinn abhängig zu machen. Das Kapital hat ein Interesse an möglichst niedrigen Grundlöhnen und einem möglichst hohen Anteil der »Gewinnbeteiligungen.«

Der Grundlohn soll so hoch sein, dass er nach Meinung des Kapitals auch in schlechten Jahren zu verkraften wäre. Er soll so stark gesenkt werden, dass es »fühlbar« ist, aber nicht so stark, dass es »existenziell gefährdend« ist. *»In dieses Modell, das die Grundvergütung davon ableitet, was der Markt verkraftet, fügen sich viele heutige Entgeltkomponenten nicht mehr«.* (ebenda, 88) Z. B. die Bewertung nach der Art der Arbeit, der Qualifikation, dem Alter, der Inflation usw. Hartz wendet sich entschlossen dagegen, dass die Besitzstände gesichert werden. *»Der wichtigste* (Besitzstand) *ist die faktische Unkündbarkeit von Tarifverträgen. Lohntabellen haben kein Verfallsdatum.«* (ebenda, 24) Mit-UnternehmerInnen brauchen eigentlich keine Tarifverträge. Gewinnbeteiligungen in der von Hartz vorgeschlagenen Form haben das Ziel, das bestehende Lohnniveau abzusenken und die Tarifverträge überflüssig zu machen.

Bevor der Mit-Unternehmer möglicherweise eine Gewinnbeteiligung erhält, muss er mit Lohnsenkungen dem Unternehmen zusätzliches Kapital zur Verfügung stellen. Eigentümerrechte kann er daraus nicht ableiten. Die Gewinnbeteiligung hängt von der Höhe der Gewinne ab, die das Unternehmen nach Anwendung aller Bilanztricks ausweist, Und sie hängt von Beschlüssen der Hauptversammlungen ab, d. h. der Banken, die sie dominieren. Tarifverhandlungen über Gewinnbeteiligungen gibt es nicht. Es ist eine Art Ausschüttung von oben. Die Gewinnbeteiligung ist jederzeit »kündbar«, im Gegensatz zu Tarifverträgen. Tariflöhne bleiben trotz sinkender Gewinne bestehen, Gewinnbeteiligungen nicht.

Die Gewinnbeteiligung ist eine geschickte Form, Lohnbestandteile zu kapitalisieren, also in Kapital zu verwandeln.

Der Plan, Grundlöhne mit Gewinnbeteiligungen aufzustocken, hat Ähnlichkeiten mit der »Rentenreform«. So wie die private Zusatzrente die Senkung

der gesetzlichen Rente voraussetzt, setzt die »Ergebnisbeteiligung« Lohnsenkungen voraus.

Gewinnbeteiligung bezieht sich nur auf die Beteiligung an zusätzlichen Gewinnen. Eine andere Verteilung der Wertschöpfung bei gleichbleibenden oder sinkenden Gewinnen soll damit ausgeschlossen werden. Ziel ist, dass *»der Kampf um Märkte und Produkte vor dem Verteilungskampf steht«*, nicht nur für Geschäftsführungen und Betriebsräte, sondern für die ganze Belegschaft. (ebenda, 121) Es soll nur etwas zu verteilen geben, wenn die ausgewiesenen Gewinne steigen.

Letztlich soll die Kreativität und Erfindungsfreude der Mit-UnternehmerInnen durch Lohnsenkungen gesteigert werden, nicht durch Gewinnbeteiligung. Auch die Kreativität von Arbeitslosen soll ja durch Senkung der Arbeitslosenunterstützung gesteigert werden und höhere »Ausschüttungen« (d. h. Freibeträge) vom Sozialamt, wenn sie dann arbeiten.

Wie sind nun die mündigen »Mit-UnternehmerInnen« in der Autoindustrie von 1996 bis 2000 am Ergebnis »beteiligt« worden? Welche Ergebnisse hat die Job Revolution gebracht?

1996 betrug der Anteil der Löhne und Gehälter am Umsatz von VW 17,5 %. Im Jahr 2000 lag er nur noch bei 12,1 %.

Der jährliche Durchschnittslohn pro MitarbeiterIn stieg in diesem Zeitraum um 2.186 Euro, der jährliche Umsatz pro MitarbeiterIn aber um 67.451 Euro. Der zusätzliche Lohnanteil am zusätzlichen Umsatz machte gerade mal 3,2 % aus. Eine wirklich phantastische »Gewinn«beteiligung an der zusätzlichen Wertschöpfung, die einen als Mitunternehmer erwartet. (berechnet nach Liedtke 2001 und Liedtke 1997)

Löhne und Gewinne, also die sogenannte Wertschöpfung, sind im Umsatz enthalten. Sie machen im Durchschnitt der nicht-finanziellen Kapitalgesellschaften zusammen etwa 40 % des Umsatzes aus. (Statistisches Jahrbuch 2002, 645)

Die Mit-UnternehmerInnen bei Opel hat es noch besser erwischt. Das zusätzliche Einkommen pro Mit-Unternehmer im Jahr 2000 machte nur 1,6 % des zusätzlichen Umsatzes pro Mit-Unternehmer aus. Kreativität und Erfindungsfreude werden durch solche Beteiligungen auf wirklich revolutionäre Art geweckt.

Wenn LohnarbeiterInnen zu Mit-UnternehmerInnen ernannt werden, stehen sie formell auf der gleichen Stufe wie ihre Vorgesetzten, die Manager der Vorstände. Damit wird die Frage noch wichtiger, wem die Gewinne für welche Leistung zufließen.

Die jährlichen durchschnittlichen Vorstandsbezüge bei VW stiegen von 1996

auf 2000 um 138.000 Euro, immerhin dem 63-fachen der Steigerung der kleinen Mit-Unternehmer an der Basis. Die Vorstände müssen also im Gegensatz zu den ArbeiterInnen als Mit-UnternehmerInnen Erstaunliches geleistet haben. Nur was?

Bei DaimlerChrysler stiegen die jährlichen Durchschnittsbezüge der Vorstände sogar um 1,5 Mio. Euro oder das 110-fache der Steigerung der Mit-Unternehmer in der sonstigen Belegschaft.

Die Manager der Autokonzerne haben sich als »Quasi-Eigentümer« selbst am Überschuss beteiligt, den die Masse der Mit-UnternehmerInnen erarbeitet hat.

- **Kapitalisierung des Lohns über Pensionsfonds**

VW hat schon früh einen Pensionsfonds eingerichtet. Pensionsfonds machen spätere Betriebsrenten ausschließlich vom eingezahlten Kapital und den Erträgen aus der Anlage dieser Kapitalien abhängig. *»Bei einer durchschnittlichen Marktentwicklung entsprechend der letzten 20 Jahre kann Volkswagen die Kosten der betrieblichen Altersversorgung von heute 8,7% des Personalaufwandes über eine Zeitachse von 25 Jahren auf eine betriebswirtschaftliche Null drücken.«* (Hartz 2001, 96) Hartz ging von 10% Rendite jährlich (!) aus. Geld vermehrt sich bekanntlich selbst.

Ziel der Kapitalisierung des Lohns über Pensionsfonds ist es, den Personalaufwand zu senken und damit die Profitraten zu erhöhen. Das Schicksal der Betriebsrenten der Mit-UnternehmerInnen hängt dann von Finanzmärkten und den dort möglichen Kapitalerträgen ab.

- **Kapitalisierung des Lohns über Beteiligung am Aktienkapital**

»Die Unternehmenswerte und ihre glaubwürdige Zukunftsstory werden in eine Kursentwicklung der Aktie übersetzt, an deren Erfolg ein ganz wesentlicher Teil des Einkommens (...) der Mitarbeiter hängt.« (ebenda, 101) Der Aktienkurs der VW-Aktie betrug Ende 2000 nur noch 12% des Werts von Ende 1996. Das hinderte Hartz nicht daran, das Märchen der glaubwürdigen Zukunftsstory weiter zu erzählen. Im März 2003 betrug der Aktienkurs von VW nur noch 10% des Stands von Ende 2000. »Ich kann beitragen«, wird also neue Dimension der Zukunft verkündet, während die Finanzmärkte verkünden: »Du kannst gar nichts beitragen.« Ein wesentlicher Teil des Lohns soll zum Spielball der Finanzmärkte werden.

Belegschaftsaktien und Aktienoptionen haben das Ziel, einen Teil des Lohns aus Spekulation an den Finanzmärkten zu finanzieren, statt aus der »Wertschöpfung« selbst. Die Existenz der LohnarbeiterInnen wird dadurch noch unsicherer.

3.456 | Beteiligung am Produktivvermögen

»Eine möglichst breite Streuung des Eigentums, insbesondere auch des Produktivvermögens (...) ist (...) ein großes Anliegen der Kirchen. Es wird von den Arbeitgebern mitgetragen.« (BDA 1995, 32)

»Für die Stabilität unserer Gesellschaft wäre es sinnvoll, möglichst vielen Menschen den Besitz von Kapitalvermögen zu ermöglichen, damit sie auch an dessen Mehrwert teilhaben können.« (Roland Berger, Spiegel 9/1997, 111)

Möglichst viele Menschen sollen Eigentümer sein.

Die Aktienkurssteigerungen ab Mitte der 90er Jahre haben die Verbreitung von Aktien auch unter ArbeiterInnen gefördert. 2001 besaßen 18 % aller FacharbeiterInnen Aktien und 8 % aller anderen ArbeiterInnen. Bei Selbständigen bzw. Angestellten und Beamten waren es dagegen knapp die Hälfte. (direkt 14. 08. 2002)

2001 waren insgesamt 1,8 Millionen Beschäftigte über Belegschaftsaktien mit 22 Milliarden DM am Kapital »ihrer« Aktiengesellschaft beteiligt. Sie sind Kleinaktionäre.

Ziel der Beteiligung am Aktienkapital ist es, Lohnbestandteile in Kapital zu verwandeln und dazu beizutragen, dass LohnarbeiterInnen nicht von ihren Interessen, sondern von denen des Kapitals ausgehen. Die Belegschaftsaktien haben die Telekom nicht daran gehindert, zehntausende Mit-UnternehmerInnen zu entlassen.

Die Kleinaktionäre sind in bescheidenem Umfang Eigentümer, aber Eigentümer, die nichts zu sagen haben. Sie sind gewissermaßen enteignete Eigentümer. *»In Wahrheit aber haben viele Unternehmen sie* (die Aktionäre) *zu Zahlmeistern degradiert, ohne ihnen Einfluss auf die Geschäftspolitik zu gewähren. Aktien sind oft keine Anteilsscheine mit Gewinnanspruch, sondern Wettzettel mit hoher Chance auf Totalverlust des Einsatzes«*, schreibt die Financial Times Deutschland über die USA. (FTD 01. 07. 2002) Das gilt auch für Deutschland.

Das Kapital wird immer stärker zu Gesellschaftskapital, das Millionen Menschen gehört. Aber die Verfügung darüber zentralisiert sich in der Hand von immer weniger Personen. Das Kapital nutzt die »breite Streuung« nur dazu, diese Zentralisierung zu fördern. Es vermindert die Verfügungsmöglichkeiten über Eigentum, anstatt sie auszudehnen. Dieser Widerspruch wird immer krasser.

Das Kapital stellt das Ziel auf die Tagesordnung, aus den heutigen ArbeitnehmerInnen Eigentümer zu machen. Eigentümer müssten sie auch tatsächlich werden. Denn Produktivkräfte können sich am besten entwickeln, wenn

die Produzenten die Möglichkeit haben, »für sich« zu arbeiten. Das können sie letztlich nur, wenn sie Eigentümer sind. Aus LohnarbeiterInnen können nur dann wirkliche Eigentümer werden, wenn sie das Produktivvermögen, das sie erarbeitet haben, tatsächlich auch besitzen und darüber für ihre Zwecke verfügen können. So wie es wirkliche Eigentümer können. Die Beteiligung am Produktivvermögen, die das Kapital anbietet, ist letztlich nur eine Art Enteignung von Teilen des Lohns. Wenn das Eigentum die Eigenschaft hat, Kapital zu sein, ist eine breite Streuung, d. h. eine wirkliche Vergesellschaftung des Produktivvermögens, nicht möglich.

Die Vertreter des Kapitals betrachten die Lohnarbeit, von der sie leben, in gewisser Weise als Hindernis. Zumindest wollen sie, dass LohnarbeiterInnen kein Lohnarbeiterbewußtsein mehr haben, sondern sich als Eigentümer fühlen. Lohnarbeiterbewußtsein bedeutet: Ich tue für Lohn das, was man mir sagt und mehr nicht. Das Lohnarbeiterbewußtsein behindert die Entwicklung der Produktivkräfte. Das Kapital wünscht sich die Abschaffung des Lohnarbeiterbewußtseins, ohne die Lohnarbeit abschaffen zu wollen. Und es kann sie auch nicht abschaffen, weil es doch nur durch sie existiert.

Alle arbeitenden Menschen aus Scheineigentümern zu wirklichen Eigentümern zu machen, wäre in der Tat ein gewaltiger historischer Schritt, der ungeheuere Produktivkräfte freisetzen würde. Das Kapital ahnt, dass die Eigentumsfrage letztlich die entscheidende Frage ist, von der die Entfaltung der produktiven Energien der Menschen abhängt. Es versucht dem nachzukommen, kann es aber nur über die Verwandlung von Lohnbestandteilen in Kapital d. h. über die Stärkung eben der Macht, die immer mehr Menschen von der Verfügung über Eigentum ausschließt.

Auch das Versprechen der Gewinnbeteiligung ist leer. Die LohnarbeiterInnen rackern und ackern, um am Ende den Verfall der »Vermögenswerte« festzustellen, die sie meinten, sich erarbeitet zu haben. Die Aktienkurse blasen sich mit der heißen Luft aus Kapitalüberschüssen, fallenden Profitraten und steigenden Profiten auf und fallen unvermeidlich wieder in sich zusammen. (→ 2.2272 f.) Mit dem Verfall der Kurse verfallen die Gewinne und mit ihnen auch die »Ergebnisbeteiligung« und das Scheineigentum der Kleinaktionäre. Mit der Aktienblase platzen auch die »Sicherheiten« der Pensionsfonds und die »Werte« des Aktienkapitals, das die Belegschaften halten.

3.4571 | Mit-Unternehmertum steigert Arbeitslosigkeit

Das Kapital überträgt den LohnarbeiterInnen ein bißchen mehr Verantwortung, um sie daran zu interessieren die Produktivität zu steigern. Aber die Steigerung der Produktivität richtet sich letztlich gegen sie. »*Die Steigerung*

der Produktivität bedeutet zunächst: Für die gleiche Produktion werden weniger Mitarbeiter benötigt. Deshalb kommt es während der Schlankheits-Kur gelegentlich zu einer sehr starken Verringerung der Beschäftigtenzahl um 10 Prozent oder auch mehr innerhalb von ein bis zwei Jahren. (...) Erst wenn sich die Schlankheits-Kur in Form größerer Wettbewerbsfähigkeit und damit höherer Aufträge auszahlt, können wieder Mitarbeiter eingestellt werden. Doch dazwischen liegt eine Durststrecke, deren Länge von Fall zu Fall unterschiedlich ist: ein oder zwei Jahre hier, drei oder vier Jahre dort. In dieser Zeit wird der Arbeitsmarkt durch die Rationalisierungs-Maßnahmen zunächst spürbar belastet.« (IdW 1994, 10 f.)

»Gelegentliche« Schlankheits-Kur bedeutete: die Industrie speckte von 1991 bis 2000 ein Viertel der Beschäftigten ab.

Die Durststrecke bis zu Neueinstellungen dauert jetzt schon zehn Jahre, statt der versprochenen ein bis vier Jahre. Die Neueinstellungen sind die Fata Morgana, die das Kapital für die Dürstenden auf den Horizont projiziert. Sie sind unerreichbar, weil die Fortschritte der Produktivität dauerhaft und nicht vorübergehend sind.

Je mehr *»leidenschaftliches Engagement im Job«* (Hartz 2001, 66) die Mit-UnternehmerInnen aufbringen, desto eher machen sie sich überflüssig. Je stärker die »Identifikation mit der Arbeit« ist, desto eher stehen sie ohne Arbeit da. Je leidenschaftlicher die LohnarbeiterInnen das Kapital vermehren, desto mehr Mittel hat es, sich gegenseitig aufzukaufen und zu zentralisieren und damit noch mehr LohnarbeiterInnen überflüssig zu machen.

Hartz schiebt den LohnarbeiterInnen, die den Schlankheits-Kuren zum Opfer gefallen sind, die Verantwortung für ihre Arbeitslosigkeit zu. Wenn Arbeitsplätze gestrichen werden mussten, dann fehlte es eben an der *»neue(n) Job-Moral, in der sich die Menschen nicht nur als Inhaber ihrer Arbeitskraft verstehen (...), sondern die Verantwortung für ihre Beschäftigungsfähigkeit übernehmen, also sich als (...) Bewahrer und aktive Entwickler ihrer Chancen und Arbeitsplätze verhalten.«* (Hartz 2001, 41)

Sie haben sich nicht als Bewahrer ihres Arbeitsplatzes verhalten.

Als »Folge der Tatkraft und des Selbstbewußtseins kompetenter Arbeitnehmer« droht kurioserweise die Arbeitslosigkeit.

Die gewaltige Senkung der Arbeitszeit, die zur Produktion lebensnotwendiger Güter erforderlich ist, ist eine historische Errungenschaft. Aber die Nutzung der Arbeitskraft ist nur im Rahmen der Verwertung des Einzelkapitals möglich. Das Kapital gibt die gewaltige Ersparnis an gesellschaftlich notwendiger Arbeitszeit in der Form weiter, dass es alle über Bord wirft, die nicht in seinen

zwergenhaften Rahmen passen. Sollen sich andere drum kümmern. Andere, die ebenso danach streben, ihr Kapital zu verwerten. Oder denen das Kapital die Mittel entzieht, wie z. B. der Staat und die Arbeitslosenversicherung.

3.4572 | Überproduktion und Krisen

Die Begeisterungsfähigkeit der »Mit-UnternehmerInnen« kann letztlich nur erhalten bleiben, wenn sie eine gewisse Sicherheit haben. *»Wir können nicht an Weihnachten die Unternehmensfamilie weltweit mit ›liebe MitarbeiterInnen und Mitarbeiter‹ feiern und dieselben dann im Januar oder Februar feuern.«* (ebenda, 173)

Und wenn aber die »Unternehmensfamilie« doch feuern muss?

VW gehört zu den Jägern und zu den Gejagten wie alle anderen Autokonzerne auch. Diese erzeugen mit leidenschaftlicher Tatkraft gewaltige Überkapazitäten. Mit den bestehenden Kapazitäten könnte ein Viertel mehr Autos hergestellt werden. (FR 20. 11. 1998, 18) Überkapazitäten führen zu Stilllegungen und weiterer Konzentration des Kapitals. Überproduktion führt letztlich zum wirtschaftlichen Absturz in Krisen. Und dann muss auch vor Weihnachten gefeuert werden, ob Manager das wollen oder nicht.

Die Energie, die die Mit-UnternehmerInnen aufgebracht haben, die innerbetrieblichen Vorgänge zu optimieren, die 100 %, die sie gegeben haben, versandet im Katzenjammer des wirtschaftlichen Absturzes und in Arbeitslosigkeit oder drohender Arbeitslosigkeit.

Die Krise ist aber keine fremde Macht, die von außen kommt. Jeder Betrieb, der seine Produktivität in Konkurrenz zu anderen Betrieben steigert, um sein Kapital zu verwerten, arbeitet daran, sie vorzubereiten. Ob er es will oder nicht. Die LohnarbeiterInnen haben sich angestrengt, immer besser zu werden und ihren Arbeitsplatz eigenverantwortlich zu bewahren. Das Ende vom Lied ist, dass sie den engen Rahmen »ihres« Kapitals mit ihrer Energie gesprengt haben. Die Produktivkräfte müssen in Krisen gewaltsam auf den beschränkten Umfang zurechtgeschnitten werden, den das Kapital verträgt.

Es reicht nicht, hoch rationelle Einzelbetriebe zu haben, wenn das Ganze hoch ineffizient organisiert ist. Die Konkurrenz von Einzelkapitalien gegeneinander ist rückschrittlich. Sie treibt zwar die Produktivität voran, richtet sich aber auf zerstörerische Art gleichzeitig gegen diejenigen, die produktiv sind. Nicht das Gegeneinander ist gefragt, sondern das Miteinander. Dazu ist das Kapital nicht fähig, das in sich den Eigensinn, den Egoismus, die Selbstverliebtheit, die Arroganz und die Eigenbrödlerei verkörpert. Die Eigentumsverhältnisse stehen auch hier im Wege. »Hauptsache ich« ist historisch überholt.

Es reicht nicht, wenn sich LohnarbeiterInnen nur für ihren Job bzw. nur für ihren Betrieb verantwortlich fühlen.

Aus der Summe der ausschließlich am Betriebsgewinn orientierten Entscheidungen entstehen Krisen und wachsende Arbeitslosigkeit, die keiner persönlichen Verantwortung mehr unterliegen. Die Produktion für den Markt, der selbst keinerlei Verantwortlichkeiten kennt, ist ineffizient, d. h. hat einen viel zu geringen Wirkungsgrad. Das bestätigt auch der Nobelpreisträger für Ökonomie des Jahres 2001, Joseph Stiglitz: *»Märkte sind nicht effizient, wenn Information unvollständig ist. Also eigentlich immer.«* (FTD 13. 05. 2002) Der Markt ist Schauplatz der organisierten Verantwortungslosigkeit des Kapitals.

3.4573 | Mehr Ohnmacht d. h. Unmündigkeit als vorher

Das Kapital ruft die LohnarbeiterInnen auf, Mit-UnternehmerInnen zu werden und die Wettbewerbsfähigkeit zu steigern.

Aber: »*Wettbewerb heißt heute, auf einem Teppich laufen, der unter einem fortgezogen wird, um gleichzeitig bewegliche Ziele zu treffen. Das Gefühl der Sicherheit kennt nur noch derjenige, der schneller läuft, als der Boden entgleitet.*« (Hartz 2001, 121)

Hartz hat ein treffendes Bild gefunden. Aber wer oder was zieht einem den Teppich weg? Es ist der Krieg aller Einzelkapitalien gegeneinander. Es ist das Gegeneinander statt dem Miteinander, das zu Folgen führt, die niemand beherrschen kann. Es ist die Produktion für den Markt und die Produktion nur für Profit. Das Kapital zieht sich selbst den Teppich unter den Füßen weg. Eben die Kraft, für deren Stärkung Hartz eintritt.

Die Menschen sind unbekannten Mächten ausgeliefert, die sie selbst produzieren. Wie kann unter diesen Bedingungen der Unfreiheit Mündigkeit entstehen?

Die Job Revolution stärkt nur die Konkurrenzfähigkeit von Einzelbetrieben. Mag man im Betrieb das Gefühl haben »Ich kann beitragen« oder »Ich kann etwas bewegen«. Die Kräfte, die das freisetzt, wirken sich gesamtwirtschaftlich als zerstörerische Kräfte aus, die zu Arbeitslosigkeit, Überproduktion und scharfen Krisen führen. Das aber hinterläßt als Grundgefühl den Eindruck: »Ich kann nichts beitragen« oder »Ich habe keinen Einfluss.«

In der Gesellschaft der Zukunft muss tatsächlich möglich sein, was Hartz heute vergeblich von der Job Revolution erwartet: *»Einfache Gedanken werden praktiziert: Auf mich kommt es an.«* (ebenda, 65) Die arbeitenden Menschen brauchen tatsächlich Verhältnisse, wo es auf sie ankommt. Eine Job Revolution

reicht dazu nicht. Und nicht Verhältnisse, die ihnen ununterbrochen zeigen, dass es auf sie nicht ankommt.

Noch haben wir Zustände, die eher Unselbständigkeit und Ohnmachtsgefühle produzieren als das stolze Selbstbewußtsein, dass es auf einen ankommt. Die Verhältnisse, wo es auf die arbeitenden Menschen ankommt, in der sie alle etwas beitragen können, müssten erst noch geschaffen werden.

80% der Jugendlichen haben den Wunsch nach Sicherheit. 99% der LohnarbeiterInnen halten die Sicherheit des Arbeitsplatzes für sehr wichtig bzw. wichtig. (IG Metall – Zukunftsreport 2001, 22) Das kann eine Gesellschaft nicht bieten, die ihre Kräfte in einem endlosen Kampf aller gegen alle verschleißt. Je produktiver und selbständiger Menschen arbeiten, desto unsicherer werden die Verhältnisse. Existenzsicherheit ist aber eine unerläßliche Bedingung der Produktivität. Es reicht nicht aus, nur selbst überleben zu wollen, in dem man anderen das Leben schwerer macht. Letztlich schlägt das auf einen selbst zurück.

Da sich Kreativität eher gegen die LohnarbeiterInnen auswirkt, gibt es eine starke Tendenz zur Leistungszurückhaltung. Ein Drittel der Erwerbstätigen fürchtet sich davor, Fehler zu machen. Das ist nicht gerade eine günstige Bedingung für Kreativität. Fast jeder zweite hat Angst davor, seinen Job zu verlieren. So die Ergebnisse einer neuen Befragung des Forsa-Instituts (FR 25. 02. 2003) Wo soll da das »leidenschaftliche Engagement« herkommen oder das Gefühl, dass es auf einen ankommt? Das Kapital möchte Leistung herauskitzeln, fördert aber das Duckmäuserklima, in dem man lieber nichts sagt, als etwas »Falsches« zu sagen.

Wenn sich Kreativität, Phantasie, Leidenschaft und Verantwortlichkeit nicht gesamtwirtschaftlich entfalten können, können sie sich letztlich auch nicht im Betrieb entfalten. Das »Übertrumpfen der Wettbewerber« in der Jagd auf Profitraten ist letztlich gesamtwirtschaftlich unproduktiv.

Hartz kommentiert die Reaktion der LohnarbeiterInnen auf den Appell, MitUnternehmerInnen zu werden: *»Die Evidenz* (die Offensichtlichkeit) *ist überwältigend, die Resistenz* (Widerstand) *allerdings auch noch.«* (ebenda, 178) Das bedeutet, sie müssten es werden, aber ihr Widerstand dagegen, Mitunternehmer zu werden, ist noch überwältigend. Der Widerstand ist verständlich. Die LohnarbeiterInnen spüren, dass sie keine wirklichen EigentümerInnen wären, sondern sich nur noch stärker an das Kapital ausliefern würden, wenn sie seinen Vorschlägen folgen würden.

Und dennoch müssten sie Eigentümer werden, wenn sie das in ihnen steckende Potenzial entfalten wollten. Nicht im Sinne des Kapitals: *»Die Wertschöpfung, die in uns liegt, muss frei werden.«* (ebenda, 66) Das menschliche Potenzial kann nur begrenzt entwickelt werden, wenn es nur der Verwertung von Werten dient. Es kann letztlich nur frei werden, wenn es sich selbst und seine Entwicklung als wichtigsten Zweck setzt.

4.1 | Schlusswort: Über den menschlichen Willen

4.111 | Alles hängt am Willen der Arbeitslosen?

In seiner Regierungserklärung 2003 drohte der Kanzler denjenigen, die länger als ein Jahr arbeitslos sind. *»Niemandem wird es künftig gestattet sein, sich zu Lasten der Gemeinschaft zurückzulehnen. Wer zumutbare Arbeit ablehnt (...) der wird mit Sanktionen rechnen müssen.«* (FR 15.03.2003, 7)

Drei Viertel aller Langzeitarbeitslosen sind über 40 Jahre alt. Viele sind durch die Lohnarbeit verbraucht. Das Kapital sortiert unter dem Druck steigender Produktivität und fallender Profitraten sowie unter dem Druck der Krise immer mehr Ältere aus. Die Bundesregierung unterstützt das.

Dennoch unterstellt der Kanzler der sozialen Gerechtigkeit den älteren Arbeitslosen, dass sie sich zu Lasten der Gemeinschaft zurücklehnen und nicht arbeiten wollen.

Er will ihnen Beine machen. Er kündigte an, das Arbeitslosengeld auf 12 Monate zu begrenzen. Das trifft ausschließlich Ältere über 45 Jahre. Er kündigte an, die Arbeitslosenhilfe auf das Sozialhilfeniveau abzusenken. Auch das trifft vor allem Ältere. (siehe oben) Dass eine Krise herrscht und woher sie kommt, interessierte Schröder nicht. Im Februar 2003 gab es 4,7 Millionen Arbeitslose und 390.000 offene Stellen. Es dürfte schließlich kein Problem sein, dass 4,7 Millionen Arbeitslose ein bißchen zusammenrücken und die 390.000 offenen Stellen besetzen.

Die Arbeitslosen müssen nur wollen, dann bekommen sie Arbeit. Diesen zur Zeit viel zu schwachen Willen wollen Bundesregierung und Arbeitgeberverbände »stärken«, damit vor allem die älteren Arbeitslosen endlich ihren Arsch hochkriegen.

4.112 | Die Arbeitslosen wollen und können nicht

Das Kapital engt mit dem Fortschritt der Produktivität selbst die Möglichkeiten ein, dass Menschen ihre Ware namens Arbeitskraft überhaupt noch verkaufen können. (→ 2.1) Es braucht für seinen engstirnigen Zweck, Profit zu machen, immer weniger Arbeitskräfte.

Die steigende Produktivität hat unter der Regie des Kapitals auch noch die unangenehme Eigenschaft, den Fall der Profitraten zu fördern. (→ 2.12) Das aber

führt zu Investitionsmüdigkeit (→ 2.21) und zur Massenarbeitslosigkeit des Kapitals in Form von riesigen Kapitalüberschüssen. (→ 2.22) Die steigende Produktivität fördert ferner Überproduktion und Krisen. (→ 2.3)

Damit verengen sich die Möglichkeiten des Kapitals, aus der Beschäftigung von Arbeitskräften Profit zu ziehen. Es lohnt sich nicht, Arbeitskräfte zu beschäftigen, wenn die Rendite nicht stimmt. Die Nachfrage nach Arbeitskraft sinkt tendenziell aus all diesen Gründen. Millionen Arbeitssuchende finden Arbeitsstellen, aber gleichzeitig werden noch mehr Menschen entlassen.

Die Möglichkeiten, dass Menschen für andere Zwecke arbeiten, als unmittelbar den Profit der Käufer ihrer Arbeitskraft zu fördern, nehmen ebenfalls ab. Die Möglichkeiten des Staates (→ 3.342), des »Dritten Sektors« (→ 3.343) oder der Arbeitslosenversicherung, Menschen zu beschäftigen, hängen nämlich ebenfalls vom Zustand der Kapitalverwertung ab. Auch die Staatsfinanzen (→ 3.31 f.) und die Finanzen der Sozialversicherung (→ 3.24 f.) werden immer tiefer in den Strudel der fallenden Profitraten hineingezogen.

Da das Kapital seine Verwertungsprobleme auf dem Rücken der LohnarbeiterInnen löst, haben auch Löhne und Sozialleistungen eine fallende Tendenz. Das wiederum engt die Möglichkeiten ein, dass Menschen vom Verkauf von Waren leben können.

Tendenziell fallende Löhne führen auch zu der Frage, ob sich Lohnarbeit überhaupt noch lohnt. (→ 1.41)

Wenn die Möglichkeiten, seine Arbeitskraft als Ware zu verkaufen, geringer werden, wird die Konkurrenz härter. Das Kapital versucht, die Energien der Arbeitslosen auf den Konkurrenzkampf zu lenken. Man soll sich fit machen für den Arbeitsmarkt, man soll eben besser sein als andere, man soll sich qualifizieren usw., um die Konkurrenten auszustechen. Die Arbeitskräfte, die das akzeptieren, wollen, dass andere ihnen Platz machen. »Ältere, Frauen, Ausländer, Jugendliche, Langsamere, Begriffsstutzige oder wer auch immer sollen mir Platz machen«, denken sie.

Der Wille der Arbeitslosen, die Arbeitslosigkeit zu beenden, zeigt sich darin, dass jährlich Millionen Arbeitslose Arbeit aufnehmen. Aber zugleich werden Millionen anderer Arbeitskräfte entlassen. Die Möglichkeiten, Arbeit zu finden, nehmen insgesamt ab. Im schärfer werdenden Konkurrenzkampf fallen aber gerade diejenigen hinten runter, deren Ware Arbeitskraft für das Kapital weniger rentabel ist. Die Eigenschaft der Arbeitskräfte, eine Ware zu sein, die ihrem Käufer Profit bringen muss, engt die Möglichkeiten von Jugendlichen, Älteren, Frauen, Ungelernten, Ausländern, Schwerbehinderten usw. mehr ein als die von anderen.

Ihre Chancen werden umso geringer, je mehr die Schwierigkeiten der Kapital-

verwertung zunehmen. Dann haben nur noch die »Besten« eine Chance.

Schröder sagte nicht: *»Niemandem wird es künftig gestattet sein, ältere und gesundheitlich angeschlagene Kolleginnen und Kollegen auf die Straße zu setzen. (...) Wer Menschen, die arbeiten wollen, daran hindert, der wird mit Sanktionen rechnen müssen.«*

Er qualifiziert lieber diejenigen ab, die vom Kapital aussortiert werden, und verteidigt die Bedingungen, unter denen Menschen in immer stärkerem Maße überflüssig gemacht werden.

Da jede menschliche Regung letztlich durch das Nadelöhr der Kapitalverwertung gejagt wird, stehen immer mehr LohnarbeiterInnen vor einer Zwikkmühle: *»Fordern sie existenzsichernde Löhne, dann gefährden sie ihren Arbeitsplatz; lassen sie sich auf geringere, arbeitsplatzsichernde Löhne ein, dann gefährden sie – schlimmer noch – die Bedarfsdeckung (...)«* (Zukunftskommission 1998, 257)

Wenn Menschen arbeiten wollen, werden sie mehr und mehr vor die Alternative gestellt: Entweder Armut durch Arbeit oder Armut durch Arbeitslosigkeit. Das Kapital beschränkt die Lebensmöglichkeiten der Menschen immer mehr, um sich selbst am Leben zu halten. Auf dem Boden der Lohnarbeit kann das menschliche Potenzial immer weniger ausgeschöpft werden. *»Alle Staaten dieser Erde werden eine Alternative zur Erwerbsarbeit* (=Lohnarbeit) *finden müssen.«* (Rifkin 1998, 218) Die modernen Produktivkräfte brechen das Lohnarbeitsverhältnis auf.

4.12 | Alle bisherigen Regierungen wollten und konnten nicht

Der Wille der Arbeitslosen zu arbeiten, hat nicht ausgereicht, die Arbeitslosigkeit zu besiegen.

Aber auch die Regierungen, die die Arbeitslosigkeit besiegen wollten, mussten feststellen, dass ihr Wille zu schwach war.

1974/1975 übersprang die Arbeitslosigkeit zum ersten Mal seit den 50er Jahren wieder die Millionengrenze. Kanzler Helmut Schmidt betonte Ende 1976: *»Vorrangige Aufgabe der Bundesregierung (...) ist die Arbeit zur Wiederherstellung und zur Sicherung der Vollbeschäftigung.«* Als Schmidt im Herbst 1982 abtrat, war trotz der »Arbeit« der Regierung die Vollbeschäftigung weder gesichert noch wiederhergestellt. Es gab mit 1,8 Millionen Arbeitslosen fast doppelt so viele Arbeitslose wie 1976.

Als CDU und FDP Ende 1982 die Regierungsgeschäfte übernahmen, wurde Helmut Kohl in seiner Regierungserklärung noch kühner: *»Aufgabe Nummer*

eins ist die Beseitigung der Massenarbeitslosigkeit.« Als Kohl sich diese titanenhafte Aufgabe stellte, gab es 2,36 Millionen Arbeitslose. 1996 war die Arbeitslosigkeit in Westdeutschland auf 2,8 Millionen gestiegen. Kohl gab sich einen letzten Ruck. Gemeinsam mit Arbeitgeberverbänden und DGB verkündete er, dass die Arbeitslosigkeit bis zum Jahr 2000 halbiert werden solle. Als Kohl 1998 nach 16-jährigem heldenhaftem Kampf zur »Beseitigung der Massenarbeitslosigkeit« abdankte, gab es in Westdeutschland noch mehr Arbeitslose, 2,9 Millionen in Westdeutschland und 4,28 Millionen in ganz Deutschland. Das war ein neuer Rekordstand. Die Arbeitslosenquote in Gesamtdeutschland war mit 12,3% höher als 1950, als sie kriegsbedingt noch 11% betragen hatte.

Kanzler Schröder setzte sich bei seinem Amtsantritt 1998 bescheidenere Ziele. Er wollte die Zahl der Arbeitslosen bis Ende 2002 nur auf 3,5 Millionen senken. *»Wir wollen uns jederzeit – nicht erst in vier Jahren – daran messen lassen, in welchem Maße wir zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit beitragen«*, hieß es in der Regierungserklärung 1998. 2002 gab es nicht 3,5 Millionen, sondern 4,06 Millionen Arbeitslose. Schröder war gescheitert.

Und im Krisenjahr 2003 könnten die offiziellen Arbeitslosenzahlen das Niveau von 1998 wieder übersteigen.

Im Bewußtsein ihres Scheiterns setzte die Bundesregierung im Februar 2002 die Hartz-Kommission ein, benannt nach ihrem Vorsitzenden, dem VW-Vorstand und IG Metall-Mitglied Peter Hartz. Die Kommission stellte die Ineffizienz der Arbeitslosenverwaltung in den Mittelpunkt. Mitten in der Krise, in der das Wirtschaftssystem selbst seine Ineffizienz zeigt. In der 15-köpfigen Kommission waren u. a. Vorstandsmitglieder von BASF, der Deutschen Bank und DaimlerChrysler, ein Arbeitgeberfunktionär des Handwerks und Funktionäre von Ver.di und IG Metall vertreten. Die Kommission klammerte die Wirtschaftskrise einfach aus. Sie verkündete im August 2002, dass die Arbeitslosigkeit bis Ende 2005 halbiert werden könne, wenn die von ihr vorgeschlagenen Maßnahmen planmäßig umgesetzt würden.

Die himmelstürmende Hoffnung, die Arbeitslosigkeit zu halbieren, war schon geplatzt, bevor die Hartz-Vorschläge Ende 2002 überhaupt in Gesetzesform gegossen wurden.

Da sprang der neue Superminister für Wirtschaft und Arbeit, Wolfgang Clement, in die Bresche. Er kündigte an, *»dass er die Arbeitslosigkeit im Laufe des Jahrzehnts so senken will, dass wieder Vollbeschäftigung erreicht wird.«* (FTD 07. 01. 2003, 9) Statt Halbierung in drei Jahren, völlige Beseitigung in acht Jahren. Endlich ist der Herkules gefunden, der mit seinem Willen die Welt neu erschaffen will, ohne sie zu ändern. Man muss es eben wirklich wollen. Und

sich vor allem nie fragen, warum alle bisherigen Pläne so jämmerlich gescheitert sind.
Alle Regierungen konnten nicht das umsetzen, was sie wollten. Hätten sie es gekonnt, dann hätte der Staat erheblich geringere finanzielle Probleme. Aber die mächtigen Apparate und ihre vor Selbstbewußtsein strotzenden Macher waren letzlich ohnmächtig.
Obwohl alle führenden Parteien versagt haben, klagen sich die VertreterInnen von CDU/CSU und SPD dennoch gegenseitig an, dass die jeweils falsche Politik der anderen Partei schuld sei. Jeder wirft dem anderen vor, dass er nicht die richtige Politik machen wolle, obwohl sie bisher keiner entdeckt hat. *»Schuld* (an dem gebrochenen Versprechen Schröders) *ist die Politik, die alle Impulse für Beschäftigung abgewürgt hat«*, rief Stoiber unter dem stürmischen Applaus von 1.000 CDU-Delegierten aus. (FR 19.06.2002) Klar, Schröder hat so lange gewürgt, bis Konzerne wie Siemens, Deutsche Bank, Telekom usw. Tausende von Beschäftigten entlassen mussten und zehntausende Unternehmen Pleite gingen. Stoiber selbst hätte natürlich mit seiner richtigen Politik und Gottes Hilfe seinen Willen durchgesetzt und die Krise im Keim erstickt.
Stoiber betrachtet sich genau wie Schröder als Herrscher über die Gezeiten der Ökonomie.
Viele LohnarbeiterInnen wollten mit ihrer Stimmabgabe bei den Bundestagswahlen Parteien wählen, die die Arbeitslosigkeit unter Kontrolle bekommen. Die Entwicklung hat sie enttäuscht: Die Arbeitslosigkeit kann offensichtlich nicht abgewählt werden. Der bisherige politische Wille ist zu schwach.
Das politische Kasperletheater dient – außer der Selbstbeweihräucherung der Politiker – auf jeden Fall einem Zweck: Das Kapital darf mit der Entwicklung der Arbeitslosigkeit nicht, aber auch gar nicht in Verbindung gebracht werden.

4.13 | Auch das Kapital will und kann nicht

Das Institut der deutschen Wirtschaft (BDI) erklärte 1985: *»Beseitigung der Arbeitslosigkeit: Im Grunde ist die einzige erfolgversprechende und dauerhafte Lösung des Problems die Verbesserung der Rahmenbedingungen für die Wirtschaft. Nur so können Investitionen und ein stetiges Wachstum erreicht werden, die auch zur Schaffung neuer Arbeitsplätze führen. (...) Die völlige Beseitigung wird (...) nur Schritt für Schritt und in einem längeren Zeitraum möglich sein.«* (IdW 1985, 30)
»Die Wirtschaft« ist offensichtlich der Meinung, dass »die Politik« die not-

wendigen Rahmenbedingungen schaffen muss, damit »die Wirtschaft« die Arbeitslosigkeit beseitigt.

Alle bisherigen Regierungen haben zahllose Schritte unternommen, die Rahmenbedingungen für die Kapitalverwertung zu verbessern. Sie haben die Gewinnsteuern gesenkt, sie haben die Sozialleistungen abgebaut, sie alle haben vorrangig bei den Arbeitslosen gekürzt, sie haben versucht, die Löhne und die »Lohnnebenkosten« zu senken, sie haben Investitionen gefördert usw.

Der Hauptzweck ihrer Tätigkeit bestand eben darin, die Rentabilität des Kapitals zu stärken. Doch alle ihre Maßnahmen, die Rentabilität des Kapitals zu stärken, haben für den angeblichen Zweck, die Arbeitslosigkeit zu bekämpfen, nichts gebracht. Gescheitert sind letztlich nicht die Parteien bzw. die Bundesregierungen, sondern das Kapital selbst.

RWE hat das schöne Motto erfunden: *»Wenn man es nicht kann, muss man es wenigstens wollen.«*

Das Kapital kann die Arbeitslosigkeit nicht beseitigen, weil sie sein eigenes Werk ist. Aber es gibt vor, es wenigstens zu wollen. Es will die Arbeitslosigkeit bekämpfen, weil es sich umso schneller vermehrt, je mehr LohnarbeiterInnen für die Vermehrung des Kapitals arbeiten. Arbeitslose dagegen müssen aus den geschaffenen Werten miternährt werden. Je mehr die Arbeitslosigkeit wächst, desto schwerer wird das tote Gewicht am Bein der Profite des Kapitals. In diesem Sinne will das Kapital die Arbeitslosigkeit bekämpfen.

Es kann aber nicht das umsetzen, was es will, weil es sich selbst im Weg steht. Voraussetzung zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit auf dem Boden der Kapitalverwertung ist tatsächlich die nötige Rentabilität. Aber die untergräbt das Kapital selbst mit dem Fortschritt der Produktivität. (→ 2.12) Alle Mittel, die Produktivität zu steigern, senken gleichzeitig tendenziell nicht nur die Profitraten, sondern auch die Nachfrage nach Ware Arbeitskraft. (Teil 3) Deshalb nimmt die Arbeitslosigkeit tendenziell zu, auch wenn das Kapital es nicht will.

Anfang 1994 erklärte der Vorstandsvorsitzende der Deutschen Bank, Hilmar Kopper, der damals mächtigste Wirtschaftsmanager: *»Arbeitslosigkeit, Sozialabstieg und Perspektivlosigkeit stellen unsere Gesellschaft- und Wirtschaftsordnung in Frage. Wir können uns eine anhaltende Massenarbeitslosigkeit einfach nicht leisten.«* (FAZ 02. 01. 1994) Obwohl sich das Kapital die Arbeitslosigkeit eigentlich nicht leisten kann, hat es sie dennoch energisch gesteigert.

In der Tat stellt jede so ungeheuere Verschwendung an menschlichem Potenzial die Wirtschaftsordnung in Frage, auf deren Boden das geschieht. Die Ver-

treter des Kapitals wissen das. Nicht zuletzt deswegen stellen sie stattdessen die LohnarbeiterInnen und die Arbeitslosen selbst in Frage. Diese würden einfach nicht einsehen, dass ihre maßlosen Ansprüche an ein gutes Leben die anhaltende Massenarbeitslosigkeit erzeugen würden. Das Volk ist in den Augen des Kapitals noch in einem Zustand der Unreife. Sollte sich das Kapital nicht überlegen, ein anderes Volk zu suchen, das seine Wünsche besser versteht?

Das Kapital ist selbst der eifrigste Produzent von Massenarbeitslosigkeit, Sozialabstieg und Perspektivlosigkeit. Das Kapital selbst stellt damit seine Wirtschaftsordnung in Frage. Obwohl es spürt, dass die Arbeitslosigkeit die von ihm beherrschte Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung in Frage stellt, hat es dennoch keine Macht, die Entwicklung in den Griff zu bekommen.

Hilmar Kopper fragte in der Einführung zu einer Tagung: *»Warum klagen wir über Arbeitslosigkeit und schaffen keinen Wandel? Weil wir nicht wollen oder weil wir nicht können?«* (Arbeit der Zukunft 1994, 1) Er gab keine Antwort. Die Frage zeigt – selten genug – die ganze Hilflosigkeit. Die Antwort ist: Sie wollen es, doch sie erreichen mit den Mitteln, die sie anwenden, das Gegenteil von dem, was sie wollen. Sie können es nicht.

Die Wirtschaftsordnung wird gerade wegen der Privatinteressen, die im Mittelpunkt stehen, von Zwängen beherrscht, die sie nicht steuern kann. Sie hat keine Kontrolle über sich, ebenso wenig wie Drogenabhängige eine Kontrolle über sich haben. Die Sucht, unter der sie leidet, ist der Selbstzweck der Kapitalverwertung.

Indem jedes Einzelkapital, getrieben von der Konkurrenz, das Ziel verfolgt, sich zu verwerten, schafft es Bedingungen, die vom menschlichen Willen nicht beherrscht werden können, weder vom Willen der Arbeitslosen, noch dem Willen der Regierungen und erst recht nicht vom Willen des Kapitals.

Jedes Einzelkapital stößt in der Verfolgung seiner beschränkten Zwecke die Arbeitskräfte ab, die es für die Zwecke der Verwertung seines Kapitals nicht mehr braucht. Und es beklagt sich gleichzeitig über die Arbeitslosigkeit, die das zwangsläufige Ergebnis der kollektiven Verantwortungslosigkeit ist.

Jedes Einzelkapital produziert zu viel Kapital im Verhältnis zu den Möglichkeiten, es rentabel anzulegen und zu viele Waren im Verhältnis zur Aufnahmefähigkeit der Märkte. Das erzeugt die Wirbelstürme von Überproduktionskrisen und Finanzkrisen. Und jedes Einzelkapital beschwert sich bei der Regierung, dass diese den Ausbruch der Krise nicht verhindert hat bzw. sie nicht unter Kontrolle bekommt.

Die kapitalistische Wirtschaftsordnung zeichnet sich eben dadurch aus, dass

sie eben noch nicht vom menschlichen Willen beherrscht wird. Menschen können aber letztlich nicht mündig und selbständig sein, wenn sie gegenüber den Ergebnissen ihres eigenen Handelns ohnmächtig sind. Das Kapital hält mit seinem Willen Verhältnisse aufrecht, die die Ohnmacht des Willens zum Gesetz machen.

4.14 | Der Mensch muss zur Hauptsache werden

Die Verhältnisse, in denen die Menschen das erreichen, was sie wollen, müssen erst noch geschaffen werden. Es ist kein Naturgesetz, dass Menschen ohnmächtig den Verhältnissen ausgeliefert sind, die sie selbst erzeugen. Das Kapital hat kein Interesse, sie zu ändern, weil es davon profitiert. Die LohnarbeiterInnen aber könnten dieses Interesse haben.

Sie haben das Interesse an Verhältnissen, in denen sie als Menschen keine Nebensache, sondern Hauptsache sind. Das ungeheuere Potenzial, das in Menschen steckt, kann sich letztlich nur dann voll entfalten, wenn sie und ihre elementaren Bedürfnisse im Mittelpunkt stehen.

Vier amerikanische Psychologen haben in Umfragen versucht herauszufinden, was Bedingungen des Glücks sind. In Situationen, die die Befragten als unglücklich empfanden, hatten sie Gefühle von Abhängigkeit, Minderwertigkeit, einer Niederlage oder von Einsamkeit. Zentrale Bedeutung für Glück dagegen hatten das *»Gefühl, dass die eigenen Aktivitäten selbst bestimmt sind«* und zum gewünschten Ziel führen, die Nähe zu anderen Menschen und das Selbstwertgefühl, also der Eindruck, etwas wert zu sein.

Die Befriedigung dieser elementaren Bedürfnisse *»brauchen wir Menschen wie Pflanzen ihren Dünger.«*

Die Zukunft jedes Wirtschaftssystem entscheidet sich an der Frage, ob die Eigentumsverhältnisse dazu geeignet sind, das vorhandene menschliche Potential zu entwickeln und die elementaren menschlichen Bedürfnisse zu befriedigen.

Aber: *»Ohne das Gefühl, dass das Leben sicher und in Grenzen voraussagbar ist, können sich die anderen Gefühle erst gar nicht einstellen.«* (Ludger Weß, Was uns wirklich glücklich macht, FTD 15. 02. 2001, 31) Eine Wirtschaftsordnung, die serienmäßig Existenzunsicherheit, Abhängigkeit, Konkurrenz und Minderwertigkeitsgefühle produziert, bietet kaum den fruchtbaren Boden, auf dem die Pflanzen des menschlichen Glücks gut gedeihen können.

Die Verhältnisse, in denen Menschen ihre Lebens- und Arbeitsbedingungen bewußt so einrichten können, dass sie wenigstens im Durchschnitt glücklich werden können, müssen erst noch geschaffen werden.

Literaturverzeichnis

A

Arbeit der Zukunft, Zukunft der Arbeit, (1994); Alfred Herrhausen Gesellschaft (Hg.), 2. Jahreskolloquium 17./18. Juni 1994, Stuttgart

Arbeitsmarkt 2000, Amtliche Nachrichten der Bundesanstalt für Arbeit, Nürnberg 2001; unter www.arbeitsamt.de ⇒ Veröffentlichungen

Arbeitsmarkt 2001, Amtliche Nachrichten der Bundesanstalt für Arbeit, Nürnberg 2002; unter www.arbeitsamt.de ⇒ Veröffentlichungen

Armutsbericht 2001: Lebenslagen in Deutschland, Erster Armuts- und Reichtumsbericht 2001, Deutscher Bundestag, Drucksache 14/5990 vom 08.05.2001

B

Bäcker, Gerhard; Bispinck, Reinhard; Hofemann, Klaus; Naegele, Gerhard: Sozialpolitik und Soziale Lage in Deutschland, Bd. 1; Wiesbaden 2000

Bäcker, Gerhard; Bispinck, Reinhard; Hofemann, Klaus; Naegele, Gerhard: Sozialpolitik und Soziale Lage in Deutschland, Bd. 2; Wiesbaden 2000

Bauer, Rudolph; Betzelt, Sigrid (1999): Erwerbsarbeit im »Dritten Sektor«? Wachstum oder Stagnation?, Zeitschrift für Sozialreform 303–319

BDA (1985), Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände: Für mehr Beschäftigung; Köln

BDA (1995): Wege zu mehr Beschäftigung; Köln

BDA (1998): Sozialpolitik für mehr Wettbewerbsfähigkeit und Beschäftigung; Köln

BMA (2002) Bundesministerium für Arbeits und Sozialordnung: Materialband Sozialbudget 2001; Bonn

Bosch, Gerhard (2002): Die sogenannte Dienstleistungslücke in Deutschland; Gelsenkirchen

C

Chossudovsky, Michael (2002): Global Brutal; Frankfurt

Cordonnier, Laurent (2001): Kein Mitleid mit dem Pöbel; Konstanz

D

Datenreport 2002 (2002): (Hg.) Statistisches Bundesamt; Bonn

Deutsche Bundesbank Monatsbericht Oktober 2000, Ertragslage und Investitionsverhalten nichtfinanzieller Kapitalgesellschaften

Deutsche Bundesbank Monatsbericht September 2001, Die Ertragslage der deutschen Kreditinstitute im Jahr 2000

Deutsche Bundesbank Monatsbericht Dezember 2001, Erträge und Finanzierungsverhältnisse deutscher Unternehmen nach Rechtsformen

Deutsche Bundesbank Monatsbericht April 2002, Ertragslage und Finanzierungsverhältnisse deutscher Unternehmen im Jahr 2000

Deutsche Bundesbank Monatsbericht Juli 2002, Die Ertragslage der Kreditinstitute im Jahr 2001

Deutsche Bundesbank (Juni 1993), Kapitalverflechtung mit dem Ausland

Deutsche Bundesbank (September 2001) Ergebnisse der gesamtwirtschaftlichen Finanzierungsrechnung 1991 bis 2000, Statistische Sonderveröffentlichung 4

Deutsche Bundesbank (Mai 2002), Kapitalverflechtung mit dem Ausland, Statistische Sonderveröffentlichung 10

Deutsche Bundesbank (September 2002) Ergebnisse der gesamtwirtschaftlichen Finanzierungsrechnung 1991 bis 2001, Statistische Sonderveröffentlichung 4

Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik (2001): (Hg.) Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend; Berlin

E

Ehrenreich, Barbara (2002) Arbeit poor, Unterwegs in der

F

Fels, Gerhard; Heinze, Rolf G.; Pfarr, Heide; Streeck, Wolfgang (1999): Bericht der Wissenschaftlergruppe der Arbeitsgruppe Benchmarking über Möglichkeiten zur Verbesserung der Beschäftigungschancen gering qualifizierter Arbeitnehmer (Online-Version); November 1999 – über www.bundesregierung.de ⇒ Themen ⇒Benchmarking

Fels, Gerhard; Heinze, Rolf G.; Pfarr, Heide; Schmid, Günther; Streeck, Wolfgang (2000): Aktivierung der Arbeitsmarktpolitik, Thesen der Benchmarking-Gruppe des Bündnisses für Arbeit, Ausbildung und Wettbewerbsfähigkeit; Berlin – über www.buendnis.de

Friedrich, Horst; Wiedemeyer, Michael: Arbeitslosigkeit – ein Dauerproblem; Opladen 1998

Funke, Petra; Krieg, Thomas; Grösser, Gerd; Weitz, Klaus (1996): Von Pilotprojekten zu flächendeckender Gruppenarbeit, Erfahrungen der Betriebsräte im Werk Gaggenau der Mercedes-Benz AG, in: Bahnmüller, Reinhard; Salm, Rainer (Hg.) Intelligenter, nicht härter arbeiten?; Hamburg, 81–112

G

Groß, Hermann; Munz, Eva, (2000a): Arbeitszeit '99, Institut zur Erforschung sozialer Chancen; Düsseldorf März 2000

Groß, Hermann; Munz, Eva (2000b): Arbeitszeit 2000 in Nordrhein-Westfalen; Köln

H

Hanesch, Walter u.a. (2000): Armut und Ungleichheit in Deutschland,

Der neue Armutsbericht der Hans-Böckler-Stiftung, des DGB und des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes; Reinbek
Hartz, Peter (2001) Jobrevolution: Wie wir neue Arbeitsplätze gewinnen können; Frankfurt
Hartz-Kommission (2002): Moderne Dienstleistungen am Arbeitsmarkt; Berlin
Herzberg, Wolf (2002): Ist Erwerbslosen Leiharbeit zumutbar; Köln
Hickel, Rudolf (1995): Arbeitsloses Wirtschaftswachstum, in: Belitz, Wolfgang (Hg.), Wege aus der Arbeitslosigkeit; Reinbek

I

IdW (1985) Herausforderung, Ein Beitrag zur Armutsdiskussion; Köln
IdW (1994) Arbeit ist keine Mangelware; Köln
IdW (1996) 1996 – Zahlen zur wirtschaftlichen Entwicklung der Bundesrepublik Deutschland; Köln
IdW (1998) 1998 Zahlen zur wirtschaftlichen Entwicklung der Bundesrepublik Deutschland; Köln
IdW (2001) 2001 Deutschland in Zahlen; Köln
IG Metall-Zukunftsreport, (2001) (Hg. IG Metall-Vorstand) Frankfurt

J

Jugend 2000 (2000): 13. Shell Studie, Band 1; Opladen
Jugend 2002 (2002): 14. Shell Studie; Frankfurt

K

Kieselbach, Thomas u.a. (1998): »Ich wäre ja sonst nie mehr an Arbeit rangekommen«; Weinheim
Kommission für Zukunftsfragen der Freistaaten Bayern und Sachsen (1998), (Hg.): Erwerbstätigkeit und Arbeitslosigkeit in Deutschland; München

L

Landessozialbericht (1998), Arbeitslose, Langzeitarbeitslose und ihre Familien, (Hg.) Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes NRW
Leibfried, Stephan; Leisering, Lutz u.a. (1995): Zeit der Armut; Frankfurt
Leitfaden für Arbeitslose (2002), (Hg.) Arbeitslosenprojekt TuWas; Frankfurt
Liedtke, Rüdiger (1997): Wem gehört die Republik, 1998, Konzerne und ihre Verflechtungen; Frankfurt
Liedtke, Rüdiger (2001): Wem gehört die Republik, 2002, Konzerne und ihre Verflechtungen; Frankfurt
Luttwak, Edward (1994): Weltwirtschaftskrieg; Hamburg
Luttwak, Edward (1999): Turbokapitalismus; Hamburg

M

Memorandum 2000 (2000): (Hg.) AG Alternative Wirtschaftspolitik; Köln

Menz, Wolfgang; Becker, Steffen; Sablowski, Thomas (1999), Shareholder-Value gegen Belegschaftsinteressen, Der Weg der Hoechst AG zu »Life-Sciences«-Konzern; Hamburg

Miegel, Meinhard (2001) Arbeitslosigkeit in Deutschland – Folge unzureichender Anpassung an sich ändernde wirtschaftliche und gesellschaftliche Bedingungen; Bonn

Miegel, Meinhard (2002) Die deformierte Gesellschaft; München

Mishel, Lawrence; Bernstein, Jared; Schmitt, John (1999): The State of Working America 1999; New York

Mishel, Lawrence; Bernstein, Jared; Schmitt, John (2001): The State of Working America 2001; New York

N

Noelle-Neumann, Elisabeth; Gillies, Peter (1987): Arbeitslos. Report aus einer Tabuzone; Frankfurt

O

Ogger, Günter (1998): Absahnen und Abhauen; München

Oschmiansky, Frank; Kull, Silke; Schmid, Günther (2001): Faule Arbeitslose?; discussion paper FS I 01–206, August 2001, Wissenschaftszentrum Berlin

R

Reich, Robert. R. (1993): Die Neue Weltwirtschaft; Berlin

Rentenversicherung in Zeitreihen (2002) (Hg.) Verband Deutscher Rentenversicherungsträger, DRV-Schriften Bd. 22, Frankfurt

Report 2001 (Hg. IG Metall-Vorstand, Abteilung Wirtschaft-Technologie-Umwelt), Frankfurt August 2001

Rifkin, Jeremy (1998) Das Ende der Arbeit, Frankfurt

Rifkin, Jeremy (2002) Access, Das Verschwinden des Eigentums, Frankfurt

Roth, Rainer (1992) Über den Monat am Ende des Geldes, Frankfurt

Roth, Rainer (1997) Über den Lohn am Ende des Monats, Frankfurt

Roth, Rainer (1999) Das Kartenhaus, Ökonomie und Staatsverschuldung in Deutschland, Frankfurt

S

Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung, (1995) Im Standortwettbewerb, Jahresgutachten 1995/96, Stuttgart

Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung, (1997) Wachstum, Beschäftigung, Währungsunion - Orientierungen für die Zukunft, Jahresgutachten 1997/98, Stuttgart

Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung (2001): Für Stetigkeit – Gegen Aktionismus, Jahresgutachten 2001/02; Stuttgart

Sachverständigenrat zur Begutachtung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung (2002): Zwanzig Punkte für Beschäftigung und Wachstum, Jahresgutachten 2002/03; Stuttgart – (alle Jahresgutachten abrufbar unter www.sachverstaendigenrat.org)

Schierholz, Henning (2001): Strategien gegen Jugendarbeitslosigkeit; Hannover

Siebert, Horst (1994): Geht den Deutschen die Arbeit aus?; München

Sozialer Wandel in Deutschland (2000), Informationen zur politischen Bildung 269, 4/2000

Sozialhilfe in Deutschland: Entwicklung und Strukturen (1999); (Hg. Statistisches Bundesamt), Wiesbaden

Statistisches Bundesamt (1972): Bevölkerung und Wirtschaft 1872–1972; Stuttgart

Statistisches Bundesamt (1998): Volkswirtschaftliche Gesamtrechnungen, Konten und Standardtabellen 1997, Fachserie 18 Reihe 1.3; Wiesbaden

Statistisches Bundesamt (1999): Sozialhilfe in Deutschland: Entwicklung und Strukturen; Wiesbaden

Statistisches Bundesamt (2001): Volkswirtschaftliche Gesamtrechnungen, Konten und Standardtabellen 2000, Fachserie 18/Reihe 1.3; Wiesbaden

Statistisches Bundesamt (2002): Volkswirtschaftliche Gesamtrechnungen, Konten und Standardtabellen 2001, Fachserie 18/Reihe 1.3; Wiesbaden

Statistisches Jahrbuch 2001 (2001), (Hg.) Statistisches Bundesamt Wiesbaden

Statistisches Jahrbuch 2002 (2002), (Hg.) Statistisches Bundesamt Wiesbaden

Statistisches Taschenbuch 2002 (2002) Hg. Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung, Bonn

Strukturanalyse 2001, Bestände sowie Zu- und Abgänge an Arbeitslosen und gemeldeten Stellen, Sondernummer der Amtlichen Nachrichten der Bundesanstalt für Arbeit; 13.Dezember 2001

T

Thurow, Lester (1996): Die Zukunft des Kapitalismus; Düsseldorf

U

Uske, Hans (1995): Das Fest der Faulenzer; Duisburg

Z

Zukunftskommission der Friedrich-Ebert-Stiftung (1998): Wirtschaftliche Leistungsfähigkeit, sozialer Zusammenhalt, ökologische Nachhaltigkeit; Bonn

Abkürzungsverzeichnis

600

BDA	Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände
BDI	Bundesverband der Deutschen Industrie
BIP	Bruttoinlandsprodukt
BMA	Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung, seit Oktober 2002 im Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit aufgegangen (BMWA)
BVerfG	Bundesverfassungsgericht
DB	Deutsche Bundesbank
DGB	Deutscher Gewerkschaftsbund
DIHK	Deutsche Industrie- und Handelskammer
DIHT	Deutscher Industrie- und Handelstag
DIW	Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung
E&W	Erziehung und Wissenschaft, Mitgliederzeitschrift der GEW (Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft)
EITC	Earned Income Tax Credit (Steuergutschrift auf das verdiente Einkommen)
f.	folgende
FAZ	Frankfurter Allgemeine Zeitung
FR	Frankfurter Rundschau
FTD	Financial Times Deutschland
GOG	Gegenwehr ohne Grenzen, Betriebszeitung bei Opel Bochum
IAB	Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung
IdW	Institut der deutschen Wirtschaft
IGM	IG Metall
IHK	Industrie- und Handelskammer
NGG	Gewerkschaft Nahrung, Gaststätten und Genuss
SZ	Süddeutsche Zeitung

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1
Industrie Westdeutschland
S. 222

Tabelle 2
Beschäftigte Industrie Westdeutschland (ohne Bergbau)
S. 224

Tabelle 3
Bruttolohn- und Gehaltssumme Industrie (West) in Mrd. DM
S. 225

Tabelle 4
Modell 1 und 2
Profitraten
S. 227

Tabelle 5
Rendite und Investitionen
S. 233

Tabelle 6
Verlagerung des Kapitals ins Ausland
S. 274

Tabelle 7
Bruttoprofitraten im Verarbeitenden Gewerbe
(Westdeutschland – in jeweiligen Preisen)
S. 305

Tabelle 8
Beschäftigte in der Verarbeitenden Industrie
(Westdeutschland) in 1000
S. 308

Tabelle 9
Arbeitszeit und Produktivität
S. 368

Tabelle 10
Steigerung der Sozialversicherungsbeiträge
(Arbeitnehmer- und Arbeitgeberbeiträge)
S. 428

Tabelle 11
Deckung der Ausgaben der Arbeiterrentenversicherung durch Beitragseinnahmen in %
S. 432

Tabelle 12
Anteil der Rentenarten an Geburtsjahrgängen in %
S. 438

Tabelle 13
Steuersatz auf Gewinne
S. 470

Tabelle 14
Exportanteil am Umsatz der Industrie (Westdeutschland)
S. 512

Tabelle 15
Bildungsniveau in Deutschland (April 2001)
S. 534

Tabelle 16
Vorbereitende Baustellenarbeiten, Hoch- und Tiefbau (Bauhauptgewerbe ohne Bauinstallation/sonstiges Baugewerbe)
S. 540

Die Ziffern verweisen auf die Nummern der Kapitel und Unterkapitel

A

Aktien 2.2271 ff.
-ausgabe 2.2784; 3.444
– Belegschaftsaktien 3.455; 3.456
-beteiligungen 3.442
-crash 2.2293 ff.
-gesellschaften 3.44; 3.444; 3.446
-kurse 2.2272; 2.2293
– Kapitalüberschuss 2.2275
– Profitraten 2.2275
– Umsatzsteuer auf A. 3.3195
– Unternehmenswert 2.474
Aktionäre 2.2276
Ältere 1.21
Alleinerziehende 1.233
Altersteilzeit 3.1514
Anspruchsmentalität 1.415
Arbeit
→ Lohnarbeit
ArbeiterInnen
– Arbeitslosigkeit 2.123
– Bildungschancen 3.42; 3.429
– Bruttolohnsumme 2.123
– Mit-Unternehmer? 3.45
Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen (ABM) 3.3422; 3.3424
Arbeitskraft
– Konkurrenz 1.334; 1.335
-unternehmer 3.435; 3.436
Arbeitslose
– Ältere 1.21
– Alkoholabhängigkeit 1.1243
– Gesundheit 1.115; 1.1241
– Höhe der Unterstützung 1.123; 1.4312
– psychische Erkrankungen 1.1242
– psychische Lage 1.12
– Selbstwertgefühl 1.121; 1.122
– Scheidung 1.1232
– Schulden 1.1133
– werden Selbständige 3.4371
– soziale Isolation 1.1231
– und Sozialhilfe 1.42; 1.4281
Arbeitslosenhilfe 3.3194; 3.3425
– Abschaffung 3.223; 3.3425
– Höhe 1.123
Arbeitslosenversicherung 3.2431; 3.2432; 3.24331; 3.251
Arbeitslosigkeit
– von ArbeiterInnen 2.123
– von Angestellten 2.123
– Dauer 1.126; 3.133
– Gewinnsteuern 3.3151; 3.3152
– Krisen 2.313; 2.3181
– Lohnsenkungen 1.419
– Tarifverträge 3.213
Arbeitslosenzahlen
– Deutschland 1.111; 1.1124
– Niederlande 3.1521
– USA 1.4311; 1.4313
Arbeitsmarkt 1.326
– Wiedereingliederung 3.3426
– Zweiter A. 3.3421; 3.3422
Arbeitsvermittlung 2.114; 3.251; 3.2511
Arbeitsvolumen 2.1122
– Produktion 3.261
Arbeitszeit
– flexible A. 3.1121; 3.165
-konten 3.1121; 3.1122
-'s-stress 3.13
-verlängerung 3.11; 3.115
Arbeitszeitverkürzung 2.113; 3.16
– und Arbeitslosigkeit 3.169
– 30-Stunden-Woche 3.164
– Kampf für A. 3.162; 3.1661
– und Flexibilisierung 3.1661
– ohne Lohnausgleich? 3.167
– Produktivität 3.163
– und Reallohn 3.1662
– Umverteilung der Arbeit? 3.168

Armut
-'s-grenze 3.231
– Kombilohn 3.236
-'s-löhne 3.232
– von LohnarbeiterInnen 3.231
Aufschwung 2.3121 f.
Ausbildung 1.32; 1.321
-'s-kosten 1.222; 1.223
Ausländer 1.33
– Arbeitslosigkeit 1.331
– Bildungssystem 3.423
– Sprachkenntnisse 1.338
Automobilindustrie
– Fusionen 3.443
– Kapitalexport 2.23; 2.233; 2.2361
– KfZ-Handel 3.446
– Lohnanteil am Umsatz 2.232
– Produktivität 2.3182
– Stückkosten 3.443
– Überproduktion 2.3141
– Umsatz 2.3142
– Wettbewerbsfähigkeit 3.411; 3.412
– Zulieferer 3.446

B

Banken 2.228; 3.44; 3.445
– Krise 3.446
Baugewerbe 3.4312
Befristete Beschäftigung 3.146
Belegschaftsaktien 3.455; 3.456
Beschäftigte
– Industrie Westdeutschland 2.123; 2.3181 f.
Beschäftigungsgesellschaften
3.3421; 3.3424
Betriebszeiten
→ Maschinenlaufzeiten
Bildung 3.42
– Chancengleichheit 3.429
-'s-ausgaben 3.422; 3.4252; 3.4271; 3.428
-'s-produktivität 3.426
-'s-wesen 3.423
-'s-wettbewerb 3.426
Binnennachfrage 2.127
– Dienstleistungen 3.266
– Krise 2.3142; 2.3175
Bruttoinlandsprodukt 1.4167 f.
– Krise 2.311
»Bündnis für Arbeit«
– und Arbeitszeitverkürzung 3.1661
– Bilanz 3.212
– Lohnnebenkosten senken 3.24
– Lohnverzicht 3.1662; 3.211
– Niederlande 3.416
– für Profit 3.41
– Steuerreform 3.311
Bürgergeld 3.224

D

Dienstleistungen 3.26
– Dienstleistungslücke 3.262
– Jobmotor? 3.26
– personenbezogene D. 3.265
– Produktion 3.261
Dienstpersonal 3.267
Direktinvestitionen 2.231; 2.234
Dritter Sektor 3.343

E

Earned Income Tax Credit (EITC)
1.4354; 3.222; 3.225
Eigentumsverhältnisse
2.114; 3.456; 4.14
– Ostdeutschland 2.2412 f.
– Telekommunikation 2.32
Eigenverantwortung 3.4541; 3.4542
– fördert Arbeitslosigkeit 3.4571
Einkommensteuer 3.312
Einzelhandel 3.263; 3.4313
– Teilzeit 3.1513
Existenzgründungen 3.4372
Existenzminimum
– von LohnarbeiterInnen 1.4131
– Steuerfreiheit des E. 3.35
– steuerliches E. 3.35
Exportüberschüsse 3.414

F

Facharbeitermangel 1.324
Fachkräftemangel 1.3221
Faulheit 1.11; 1.125; 1.127; 4.111; 4.112
– Krisen 1.1183
– Lohnarbeit 1.119
Finanzanlagen 2.221
Finanzkrise 2.2294; 3.445
Firmenübernahmen
– Automobilindustrie 2.231
Franchising 3.4374
Frauen
– Arbeitslosigkeit 1.23
– Ausbildung 1.222
– Erziehungszeit 1.233
– Ostdeutschland 1.13, 1.2311
– Qualifikation 1.323
– Schwangerschaft 1.233
– Stille Reserve 1.2311
– Teilzeit 3.1513
Fusionen 3.442–3.444
– Arbeitslosigkeit 3.443

G

Ganztagsschulen 1.236; 3.421; 3.428
Gastgewerbe 3.264
– Lohn 1.1143
– offene Stellen 1.1143
Geburtenrate 1.224; 1.235
Geldvermögen
– als Kapital 2.2297
– private Haushalte 2.2295
– Unternehmen 2.42
Geringqualifizierte 1.31
Gemeinnützige Arbeit 1.116
Gewerbesteuer 3.3141
Gewinnbeteiligungen 3.455
Gewinnsteuern
– Steuersatz 3.321
Globalisierung 2.23
Grundrente 3.2532
– Niederlande 3.1523
Grundsicherung
– für Arbeitslose 3.2512
Gruppenarbeit 3.121; 3.131

H

Handel → Einzelhandel
Handwerk 3.4312

I

Ich-AG 3.4372
Industrieproduktion 2.311
Insolvenzen 3.4375
Internet 2.32
Investitionen 2.21
– und Arbeitslosigkeit 2.211
– Finanzierung der I. 2.212
– Krisen 2.3174
– öffentliche I. 3.341; 3.3415; 3.3416
– Ostdeutschland 2.2432
– private I. 3.3415
– Rückgang 3.127
– Steuernv3.3151
– Zinsen 2.214

J

Jobcenter 3.3425
Jugendarbeitslosigkeit 1.22

K

Kapital
– Umschlaggeschwindigkeit 3.126
– Zentralisation 3.44
Kapitalexport 2.23; 2.2363
– Automobilindustrie 2.23; 2.233; 2.2361
– Löhne 2.23; 2.232; 2.233; 2.2362
– Kapitalüberschuss 2.237
– Profitrate 2.2361; 2.2363
– Wertpapiere 2.234
Kapitalrentner 2.2296
Kapitalüberschuss 2.22

– und Aktienkurse 2.2275
– Höhe 2.221
– Kapitalexport 2.237
– und Kapitalrentner 2.2296

Kinder
-gärten 1.236
-krippen 1.236
– und Lohn 1.4133
-geld 3.225; 3.226
-losigkeit 1.234

Kombilohn 3.221; 3.245

Konkurrenz
– internationale K. 2.2363; 3.41
– internationale Zusammenarbeit 3.417

Krankenstand 1.2572; 3.114
– Ältere 1.212
– Behinderte 1.244
– Frauen 1.233
– Teilzeit 3.1513

Krankenversicherung 3.2431; 3.2432; 3.24331
– Krise der K. 3.254

Kredite 2.224 ff.; 3.444
– faule K. 2.226

Krisen 2.3; 2.3141; 2.319; 3.4572
– Arbeitslosigkeit 2.3181
– Löhne 2.315; 23174
– Mismanagement 2.316
– Ölpreis 2.3171
– Politik 2.3173
– Produktivität 2.3182
– Rationalisierungswelle nach 1992/93 3.441

Kündigungsschutz 3.147
– Ältere 1.212
– Leiharbeit 3.143
– Schwerbehinderte 1.244

L

Lagerhaltung 3.125

Landwirtschaft 3.4311

Langzeitarbeitslose 1.126; 3.133;
– Leiharbeit 3.1442

Leasing 3.124

Leiharbeit 3.14
– Arbeitslosigkeit 3.141; 3.1441; 3.145
– Langzeitarbeitslose 3.1442
– Lohn 3.143
– Stammbelegschaften 3.142

Leistungsdruck 3.131

Lohn 1.41
-abstand zur Sozialhilfe 1.4261– 1.4263
-anteil am Umsatz 1.4164
-erhöhungen zur Vermeidung von Krisen? 3.214
– und Existenzminimum 1.4131 f.
-höhe und Arbeitslosigkeit 1.41; 1.416; 1.432; 3.21
– und Kapitalexport 2.232; 2.233; 2.2362
– Kapitalisierung des L. 3.444; 3.455
– Leiharbeit 3.143
– in Ostdeutschland 2.2461; 2.2463; 2.247
– Preis der Ware Arbeitskraft 1.4131
– und Produktivität 1.4166; 1.417
– und Profitraten 3.21
-quote 1.4163
– und Sozialhilfe 1.425
-stückkosten 1.4165

Lohnarbeit
– Angst vor Entlassung 1.254
– Betriebsklima 1.253
– Depressionen 1.255; 1.258
– Gesundheit 1.252; 1.2571
– Gesundheitsvorsorge 1.256; 3.2543
– innere Kündigung 1.258

LohnarbeiterInnen → ArbeiterInnen

Lohnnebenkosten 3.24; 3.245
– und Mehrwertsteuer 3.245

Lohnsteuern 3.354

Lohnsubventionen
– Kindergeld 3.226
– Kombilohn 3.221
– Lohnnebenkosten 3.245
- »Risikogruppen« 3.227
- USA 1.4354

M

Mainzer Modell 3.245

Manager 2.2291

Maschinenlaufzeiten 3.12; 3.121
– Leiharbeit 3.143
Mehrarbeit
– Lohnsenkung 1.4182
Mehrwertsteuer senken 3.353
»Minderleister« 1.25; 3.13; 3.342
– Schule 3.423
Mindestlohn 3.23; 3.233; 3.215
– und DGB 3.237
– Höhe 3.234
– Niederlande 3.1523
– und Sozialhilfe 1.425
– Steuerfreiheit 3.35
– USA 1.432
Mini-Jobs 3.245
– Sozialhilfe 3.22
Mittelstand
– Banken 3.446
-'s»offensive« 3.433; 3.438
Mobilfunk 2.32

N

Negative Einkommensteuer 3.222

O

Offene Stellen 1.111
– Arbeitslose 1.113
– Gastronomie/Spargelbauern 1.1143
Ostdeutschland 1.13; 1.2311; 2.24
– Bauindustrie 2.2441; 3.4312
– Handwerk 3.4312
– Investititionen 2.2432
– Löhne 2.2461; 2.2463; 2.247
– Privatisierung 2.2412; 2.2413
– Produktivität 2.2461 f.
– Profitraten 2.24; 2.2431
– Währungsunion 2.245
– Wiedervereinigung 2.2411; 2.242

P

Pensionsfonds 3.455
PISA-Studie 3.421
Privateigentum 3.432
– Niedergang 3.431
Produktivität 1.4166–1.4168; 3.163
– Arbeitslosigkeit 2.11; 2.3182; 3.318
– Bildung 3.428
– Eigenverantwortung 3.4571
– Gewinnsteuern 3.318
– Hemmung durch Schulsystem 3.423
– Kundenorientierung 3.4543
– Minderleister 3.134
– Ostdeutschland 2.2461 f.
– durch Personalabbau 3.444
– Profitraten 2.125
Profite 2.121; 2.128; 3.212; 3.444
– und Arbeitslosigkeit 3.212
– Ausschüttungen 3.444
– versteckte 3.3193
Profitraten 2.2
– Aktienkurse 2.473
– der Banken 2.228
– Fall der P. 2.121; 2.123; 2.125; 2.2
– dem Fall entgegenwirkende Faktoren 3.1 - 3.4
-formel 3.0
– und Gewinnsteuern 3.317
– der Industrie 2.21; 2.3174
– Kapitalexport 2.2361; 2.2363
– Ostdeutschland 2.26
– Produktivität 2.12; 2.124
– und Profithöhe 2.128
– USA 1.432; 2.122

Q

Qualifikation
– Ältere 1.212; 1.213; 1.323
– Arbeitsamt 1.325
– Ausländer 1.336
– Frauen 1.323
– Technik 1.311

R

Reallohn
– Deutschland 3.1662
– USA 1.432

Rentenversicherung
3.2431; 3.2432; 3.24331
– Kinderlosigkeit 3.2524
– Krise der R. 3.252
– Lebenswartung 3.2525
– Produktivität 3.2525
– Senkung des Rentenalters 3.2531
Risikogruppen 1.21–1.24; 1.31; 1.35
Rückstellungen 3.3193

S

Sachanlagevermögen
2.123; 2.124; 2.221
Scheinselbständigkeit 3.436
Schichtarbeit 3.122
Schulabschluss
– fehlender 3.424
Schulsystem
– Drei-Klassen-Schule 3.423; 3.4251; 3.4252
– einheitliches Sch. 3.4251; 3.4252
Schwarzarbeit 1.1182; 3.351
Schwerbehinderte 1.24
Schwerbehindertengesetz 1.245
Selbständige 3.43
– und Arbeitslose 3.4371
– Franchising 3.4374
– Outsourcing 3.4373
-'nquote 3.433; 3.434
– Scheinselbständigkeit 3.436
– Wunsch nach S. 3.452
– Zahlungsunfähigkeit 3.4375
Shareholder Value 2.22781
Sozialhilfe
– und Arbeitslose 1.4281; 1.4312
– und Arbeitslosenhilfe 3.223
– und Arbeitslosigkeit 1.42; 1.427
– und Armutsgrenze 3.231
-ausgaben 3.3414
-bezieherInnen 1.116; 3.342 f.
– falle 1.424; 3.342
– Hilfe zur Arbeit (HzA) 3.3421
– kommunale Arbeiten 3.3425
– kommunale Finanzen 3.3414
– und Lohnabstand 1.4261–1.4263
– als Mindestlohn 1.425; 1.429; 3.234
– reform in den USA 1.4351–1.4353; 1.436
– Senkung der S. 3.221–3.223
Sozialversicherung
– Abriss der S. 3.243
– Beiträge 3.241; 3.242; 3.246
– und Finanzkonzerne 3.24331
Spitzensteuersatz 3.312
Staat
– »Bürgernähe« 3.3413
– Gebührenerhöhungen 3.3412
– Öffentliche Beschäftigung 3.427
– Öffentliche Gebäude 3.3411
– Öffentliche Investitionen 3.341; 3.2415
– Sozialleistungen 3.3414
Staatsquote 3.33
Staatsverschuldung 2.223; 3.32
– Abbau 3.323
– Kapitalverwertung 3.321
– Schuldenerlass 3.324
– Tilgung 3.322
– Wiedervereinigung 3.4312
– Zinsen 3.322
Standortwettbewerb 3.413
Steuerfreiheit
– des Existenzminimums 1.4132; 3.35
– des Mindestlohns 3.234 f.
– der Sozialversicherungsbeiträge 3.352
Steuern
– und Arbeitslosigkeit 3.3151; 3.3152
– Einkommensteuer 3.312
– Existenzminimum 3.235
– Gewerbesteuer 3.3141
– Gewinnsteuern/Steuersatz 3.321
– indirekte St. 3.353
– Kapitalisierung der St. 3.444
-progression 3.3132; 3.3192
– Lohnsteuern 3.354
– Rückstellungen 3.3193
– auf Veräußerungsgewinne 3.312
– Vermögenssteuer 3.3151; 3.3194
– auf Zinserträge 3.312

Steuerreform 3.31; 3.3417; 3.354
Steuervergünstigungen 3.3131
Stille Reserve 1.0, 1.2311
Strukturanpassungsmaßnahmen (SAM) 3.3422

T

Tarifverträge 3.123
Technischer Fortschritt 2.1; 2.32
– Arbeitslosigkeit 2.11; 2.1121
– Krisen 2.115
– Profitraten 2.117
Teilzeitarbeit 1.237; 3.151
– Arbeitszeitverkürzung 3.164
– Frauen 3.1513
– Niederlande 3.152 ff.
Telekommunikation 2.32

U

Überproduktion 2.127; 2.242; 2.3141, 3.4572
Überstunden 3.1121; 3.1122; 3.1131; 3.1132
Umschlaggeschwindigkeit des Kapitals 3.126
Umschulung 1.3218
Umzug 1.117
Unternehmens-
-anleihen 3.444
-verkäufe 2.22783; 3.444
-verschuldung 2.223 ff.; 3.445
-wert 2.2271 ff.; 2.22782
USA 1.43
– Boom der 90er Jahre 1.433
– Bildungssystem 3.4271; 3.4272
– Gastgewerbe 3.263
– Handel 3.263
– Kapitalexport 2.233
– Sozialhilfereform 1.4351 ff.

V

Verjüngungskuren 1.214
Vermögenssteuer 3.3151
Verschuldung
– Konsumenten 2.223; 3.445
– Staat 2.223
– Unternehmen 2.223–2.225
Versicherungsfremde Leistungen 3.2432
Vollbeschäftigung 2.31
– und Lohnhöhe 1.412
– Regierungsziel 4.12
– durch Selbständige 3.433
Vorurteile 1.213; 1.246

W

Wettbewerbsfähigkeit 3.41; 3.413
– Bildung 3.422
– und Krise 3.415
– Ohnmacht 3.4573
Wille
– von Arbeitslosen 4.111; 4.112
– des Kapitals 4.13
– von Regierungen 4.12
Wirtschaftszyklus 2.3121 ff.

Z

Zentralisation des Kapitals 3.44
– Kapitalbedarf 3.444
Zielvereinbarungen 3.4541
Zinsen 2.214
Zumutbarkeit 3.2511
– Lohn 1.1141
– Qualifikation 1.1142
Zweiter Arbeitsmarkt 3.3421; 3.3422